

SPHINX

Monatsschrift

für die
geschichtliche und experimentale Begründung
der

übersinnlichen Weltanschauung

auf
monistischer Grundlage,

herausgegeben
von

Hübbe-Schleiden,
Dr. J. U.

VI. Jahrgang. **1891.** Elfter Band.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Inhalts-Übersicht

des

Elften Bandes.

Sechster Jahrgang

1891.

Kürzere Bemerkungen.

Abbildungen

im

Elften Bande.

Sechster Jahrgang

1891.

Als Extra-Beigaben: Zwei Tondruckbilder.



SPHINX

Monatsschrift

für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage,

herausgegeben

von

Hübbe-Schleiden
Dr. J. U.

XI. Band. 1891 Heft 61—66.

Expedition der Sphinx in Gera (Reuß).

Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., 57 & 59 Ludgate Hill, London E.C.
C. Klinckfieck, 11 rue de Lille; Haar & Steinert, 9 rue Jacob, Paris.
Amerika: General-Agenten für die Vereinigten Staaten:
The International News Co., 29—31 Beekman Str., New York.
Australien: Chs. H. Bamford, 87 Little Collins Street East, Melbourne.

SPHINX

XI, 61. Januar 1891.

Aufwärts!

Von

Menelos.

Zu erringen uns das Leben,
Selbst uns über uns zu schwingen,
Lernen wir im großen Streben
Ganz den Menschen zu bezwingen;
Kannst du neu dich nicht erzeugen,
Wird Notwendigkeit dich beugen.

Jene Wesen, die wir ahnen,
Die uns ungeseh'n begleiten,
Die auf der Vollendung Bahnen
Leuchtend durch die Welten schreiten,
Weisen uns in stillen Malen,
Nachzuleben Idealen.

Jenes Pfund, vom Herrn der Welten
Dir gegeben, zehnfach mehre
Du's in hilfreichem Entgelten
Zu des Herrn der Welten Ehre. —
Sein Geheimnis zu ergründen,
Such' es in dir selbst zu finden!

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Unser Zweck.

Von

Dr. Carl du Prel.

Die „Sphinx“ ist aus einem Bedürfnisse herausgewachsen, das heute in noch höherem Grade vorhanden ist, als zur Zeit ihrer Gründung. Wenn wir von der Vogelperspektive aus einen objektiven Blick auf die europäischen Kulturverhältnisse werfen, so sehen wir dieselben in einem mächtigen Gährungsprozesse begriffen. Daß es anders werden muß, darüber sind Alle einig, aber jeder hat sein eigenes Rezept, wenn gefragt wird, wie abgeholfen werden kann. Diese Frage wird sich wohl am besten beantworten lassen, wenn wir untersuchen, wie es zum derzeitigen Stand der Dinge hat kommen können. Dabei zeigt sich eine Erscheinung, die auf den ersten Blick höchst befremdlich ist. Die unterscheidenden Merkmale unserer Geschichtsepoche von früheren sind nämlich auf treibende Kräfte zurückzuführen, die zu optimistischen Erwartungen berechtigt haben, während die vor unseren Augen liegenden Wirkungen derart sind, daß immer mehr ein trostloser Pessimismus um sich greift. Wie konnte nun aus dem Guten das Übel entspringen?

Den Hauptstempel haben unserem Jahrhundert die Naturwissenschaften aufgedrückt. Die Unterjochung und Benutzung der Naturkräfte durch den Menschen hat einen Umfang erreicht, wie noch nie in der Geschichte, und eine ganz unbestreitbare Verbesserung der menschlichen Existenzverhältnisse ist demgemäß eingetreten. Das in zweiter Linie auffälligste Merkmal unserer Epoche ist die durch Unterrichtsanstalten aller Art, wie durch Presse und Buchhandel geförderte Verbreitung des Wissens.

Kein Besonnener wird diese beiden Merkmale als Übel bezeichnen können, und doch kann ihnen der heutige Stand der Dinge nicht fremd sein; wir sind genötigt, ihn aus diesen treibenden Kräften unserer Kultur zu erklären. Dieser scheinbare Widerspruch läßt sich nur lösen durch die Anerkennung, daß Naturwissenschaften und Verstandesbildung, so wertvoll sie an sich sein mögen, doch in ihrer Einseitigkeit noch keine wahre Kultur erzeugen können. Sie verlangen daher notwendig ihre Ergänzung.

Damit läßt sich auch die Aufgabe genau präzisieren, welche die „Sphinx“ sich stellt. Sie will weder die Naturwissenschaften bekämpfen, noch die Verstandesbildung, wohl aber beide ergänzen. Die naturwissenschaftliche, auf die bloße Außenseite der Dinge gerichtete Betrachtung verlangt ihre Vertiefung. Von der Physik aus müssen wir in die Meta-

physik eindringen. Noch ist in weiten Schichten unseres Volkes das metaphysische Bedürfnis vorhanden, das in allen Jahrhunderten in verschiedenen Religionsformen und philosophischen Systemen seinen Ausdruck gefunden hat. Dieses Bedürfnis muß zur Steigerung und Klarheit gebracht werden. Wir Deutschen, die wir unseren großen Philosophen Monumente errichten, dürfen nicht andrerseits und im Widerspruch damit es als eine Schrulle des menschlichen Geistes bezeichnen, daß er sich mit den Dingen beschäftigt, die „hinter der Physik" liegen, mit den übersinnlichen Dingen. Wir müssen wieder einsehen lernen, was einer der ößten Philosophen aller Zeiten — Kant — gesagt hat, daß das wahre eigentliche Wohl der Menschheit von der Metaphysik abhängt. Der all von der Metaphysik — erst von den Religionen, dann auch von Philosophie — und die Beschränkung unseres Blickes auf die naturssenschaftliche Seite der Dinge: darin also liegt die Einseitigkeit serer Kultur. Das Mittelalter legte den Accent auf das Jenseits, die egenwart legt ihn auf das Diesseits; eine künftige Zeit wird die gleiche erechtigung beider Richtungen anerkennen, aber die Einseitigkeit beider erurteilen.

Die Wiederbelebung des metaphysischen Bedürfnisses, — das ist es lso, was unserer Zeit not thut. Diese Aufgabe in ihrem ganzen Umfang ı lösen, kann nicht das Programm einer einzelnen Zeitschrift sein, doch uch insofern läßt sich die Aufgabe der „Sphinx" genau präzisieren. Wir ollen festhalten an den wertvollen Bestandteilen aller Religionen und hilosophischen Systeme, und auf ihnen weiterbauen, aber nicht indem vir zu irgend einer Dogmatik erstarren; denn lebensfähig ist nur, was entwicklungsfähig bleibt. Wir anerkennen aber auch das Recht des modernen menschlichen Geistes, nur auf der gesicherten Basis der empirischen Thatsachen Gedankengebäude errichten zu wollen. Thatsachen der Erfahrung sind es also, die wir der Philosophie zur weiteren Verarbeitung bieten wollen, und zwar solche Thatsachen, durch deren Anerkennung die übersinnliche Weltanschauung aufhören wird, Gegenstand des bloßen Glaubens oder unsicherer Spekulationen zu sein, sondern Gegenstand wissenschaftlicher Überzeugung werden wird.

Es bedarf keiner großen Besonnenheit, um zu erkennen, daß die besondere Färbung einer Kulturepoche höchst verschieden ausfallen muß, je nachdem sich die Menschheit auf Erkenntnis der sinnlichen Welt beschränkt, oder die übersinnliche Welt als eben so gewiß anerkennt; je nachdem der Mensch sich als bloß physisches Wesen betrachtet, oder seine übersinnliche Wesenheit durchschaut. Sollte der Mensch ein bloß physikalisches und chemisches Problem sein, sollte seine Individualität beschränkt sein auf die kurze Zeitspanne zwischen Geburt und Tod, und sollte ferner eine solche Anschauung in die Volksmassen eindringen — was um so leichter ist, als diese Anschauung selbst für die bescheidensten Geistesgaben verständlich ist und den schlechten Instinkten schmeichelt —, dann wird keine Macht der Welt es hindern können, daß der theoretische Materialismus zu einem praktischen sich ausleben wird. Ja noch mehr: Wenn die

sinnliche Ordnung der Dinge die einzig wirkliche wäre, so wäre jeder Einzelne und darum auch die Gesamtheit vollkommen in ihrem Rechte, den Kampf ums Dasein in rücksichtsloser Weise zu führen; die Logik selbst würde uns das gebieten. Wir brauchen uns nur umzusehen, um zu erkennen, daß eben dieses die Signatur unserer Tage ist. Ein ganz anderes Bild aber wird die Zukunft zeigen, wenn die übersinnliche Welt und unsere übersinnliche Wesenheit anerkannt sein werden. Wenn der Schwerpunkt unserer Individualität nicht ins Diesseits, nicht in die sinnliche Ordnung der Dinge fällt, dann kann die Aufgabe unserer irdischen Existenz nur darin liegen, dieses Leben im Sinne unseres metaphysisch Vorteils auszunützen. Der Materialismus bringt den Egoismus zur E fältung, die metaphysische Weltanschauung die Nächstenliebe. Die M als notwendige Ergänzung der bloßen Verstandesbildung, wäre da begründet, ja von der Logik selbst gefordert.

Auch in dieser Hinsicht sind unsere heutigen Verhältnisse nur Spiegelbild der herrschenden Anschauungen. Die Moral hat ihre Stütz verloren. Getragen von religiösen Dogmen hat sie mit der kritischen Z setzung derselben ihre Grundlage eingebüßt. Getragen von der philos phischen Spekulation mußte sie zum bloßen unbegründbaren Dekret werde als die Philosophie in einen unfruchtbaren Pessimismus einmündete, d sich wie Meltau auf alle kulturfördernden Bestrebungen legt. D Mensch ist kein ausschließliches Verstandeswesen; also kann eine menschlic Kultur nur dadurch zur Darstellung kommen, daß wir auch die moralisc Seite seines Wesens zur Entfaltung bringen.

Ihren Beitrag zur Anbahnung besserer Verhältnisse will die „Sphinx" bei dieser Sachlage in der Weise leisten, daß sie die übersinnliche Wel und unser übersinnliches Wesen als die notwendige Ergänzung, ja eigent liche Grundlage der sinnlich erkennbaren Hälften erweist. Aber nich durch Bekämpfung, sondern durch Vertiefung unseres derzeitigen Wissens soll das erreicht werden. Die Naturwissenschaft auf ihre Exaktheit und ihre Experimente hinweisend, gründet darauf den Anspruch, allgemein anerkannt werden zu müssen. Wir lassen das gelten, aber wir wollen dieser noch immer fragmentarischen Naturwissenschaft ebenfalls eine exakte und auf Experimente basierte Wissenschaft an die Seite stellen, die uns mehr und mehr ins übersinnliche Gebiet hinüberleiten soll. Mesmerismus, Somnambulismus, Hypnotismus und Spiritualismus haben — wie noch alle großen Entdeckungen — das Schicksal gehabt, anfänglich verlacht zu werden. Heute werden im großen und ganzen die Thatsachen zugestanden und nur die Auslegung derselben schwankt noch. Immer deutlicher zeigt es sich aber, daß die Versuche, diese und andere über das Gebiet der „normalen" Sinnes- und Willensthätigkeit hinausgehenden Thatsachen in das System unserer bisherigen Meinungen einzugliedern, scheitern. Eine systematische und allseitige Erforschung wird den Ring selbst dieses Systems sprengen und damit werden wir uns auf die Grenzlinie zwischen Physik und Metaphysik gestellt finden, und werden alsdann auf induktivem Wege eine Metaphysik begründen können.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Ein graphologisches Portrait.

Von
Jul. Mendius.

Gelang ich dorthin, nun so ist das Rätsel dort;
Das Unerklärliche rückt mit der Forschung fort.
Rückert.

I. Vorbemerkung des Herausgebers.

Unsern Lesern ist der Grundgedanke der „monistischen Seelenlehre" geläufig, nach welchem der menschlichen Erscheinung eine Wesenheit zu Grunde liegt, deren Ausdruck jene ist und deren Art und Thätigkeit in der Gesichtsbildung, im Mienenspiel, in den Formen und inien der Hand, wie in der ganzen Haltung des Menschen zu erkennen t. Vielfach anerkannt ist auch schon die Thatsache, daß die Handschriften as Wesen der Schreiber für den Kundigen ganz besonders scharf und is ins einzelne ausprägen.

Diese wichtige und leicht exakt festzustellende Stütze der Weltanschauung, ie wir vertreten, wurde hier bisher nicht in Betracht gezogen; deshalb ielten wir es für wünschenswert, einige Versuche dieser Art anzustellen. Wir wandten uns zunächst an das „Institut für wissenschaftliche Graphologie" in Erfurt (Steigerstraße 69) und sandten demselben eine Reihe von Handschriften zur Charakterisierung ein. Auf alle diese Anorderungen haben wir im wesentlichen zutreffende „Portraitierungen" rhalten. Eine derselben führen wir hier als Beispiel vor und bemerken zu ausdrücklich, daß es dem Erfurter Institut (Jul. Mendius) noch genwärtig nicht bekannt ist, wessen Handschrift darin charakterisiert orden ist. Dieselbe war nicht mit dem Namen des Schreibers, sondern t einem in der weiteren Öffentlichkeit nicht bekannten Pseudonym unterichnet, dessen Anfangsbuchstabe F. ist.[1])

In der Absicht, dies Experiment womöglich noch beweiskräftiger zu achen, haben wir dann ferner diese Handschrift an das „Bureau für aphologie" (W. Langenbruch) von „Schorers Familienblatt" in Berlin W., Dessauerstraße 4) zur Analyse mit eingehender Begründung einsandt und auch von dort eine Charakterisierung des ebenfalls daselbst

[1]) Um Mißdeutungen zu vermeiden, haben wir jedoch in der hier beigegebenen otographischen Nachbildung dieser Handschrift diesen Namen wegfallen lassen, um o mehr, da er ja nichts zur Sache thut. Übrigens bemerken wir, daß dem Institute uch noch einige andere Schriftstücke von derselben Hand mit gleicher Unterschrift vorzelegen haben. — Die Abbildung mußte leider des Formates unserer Zeitschrift wegen um ein Viertel verkleinert werden.

ganz unbekannten Schreibers erhalten, die bis in kleine Einzelheiten hinein überraschend zutrifft.

Der Umfang unserer Monatsschrift ermöglicht nicht, auch diese Analyse schon in gegenwärtiger Nummer abzudrucken; wir lassen sie aber in unserm nächsten (Februar-) Hefte folgen und schließen dann derselben noch zwei Beurteilungen dieser graphologischen Leistungen von älteren Freunden des noch jungen Mannes (F.) an, denen sie mit der Bitte um Begutachtung zugesandt wurden. — Wir geben nun zunächst dem Erfurter graphologischen Institut das Wort.

II. Ein graphologisches Beispiel.

Für den Menschen giebt es kein anziehenderes Studium als der Mensch selbst! — Schauen wir ihn an! Wie jede natürliche Regung des inneren Menschen eine Offenbarung seiner „Seele" ist, so auch alle Gestaltung und Bewegung seines Leibes. Nicht die Gesichtszüge allein ermöglichen es uns, des Menschen Wesen zu beurteilen, auch sein Blick, sein Lächeln, der Ton seiner Stimme, die Haltung seines Kopfes, ja sogar sein Gang; und wenn dem feinen Beobachter auch die Hand durch Gestalt und Geberde das innerste Wesen des Menschen verrät: sollten deren **Schriftzüge**, die notwendig unter der unmittelbaren Lenkung des Geistes, des Wollens und des Denkens entstehen, in ihrer dauernden Gestaltung nicht der Ausdruck eben dieses Geistes sein? Sollen sie etwa die eines andern Geistes sein? Oder gar keines?

Daß nun jede Handschrift wirklich das geistige Wesen des Schreibers ausprägt, beweist die **Graphologie**, welche die Kunst lehrt, dies in allen Einzelheiten zu erkennen, und von der mit Recht Dr. **Carl du Prel** sagt: „Die Graphologie ist eine selbstverständliche Wahrheit."

Sie gestattet uns auch auf die verhältnismäßig leichteste Weise, uns ein sicheres Urteil über den Charakter von Menschen zu bilden, die wir nicht persönlich kennen. Dabei wird man selbst durch absichtlichen Widerstand nicht lange getäuscht; wollte jemand seine Handschrift verstellen, so wird dieses ihm nicht auf die Dauer und nicht überall gelingen; die gewohnten, urwüchsigen Züge werden schließlich wieder sich hervordrängen, wie auch das Sprichwort sagt: „Chassez le naturel, et il revient au galop!" Wenn aber jemand seine Handschrift aus naiver Eitelkeit entstellt oder die eines andern Menschen aus Verehrung nachahmt, so deutet solche künstliche Veränderung derselben doch nur darauf hin, welche Schrift bezw. Charakter- und Geisteseigenschaften ihm begehrlich erscheinen, also eben darauf, welche Keime in ihm liegen und sich zur Entwicklung drängen.

Man kann aus der Handschrift Schlüsse ziehen auf das individuelle Seelenleben und die Lebensart des Schreibenden und oft die kleinsten Einzelheiten enthüllen. Das große Gesetz der Harmonie, welches durch das Weltall einheitlich herrscht, zeigt sich auch in der Offenbarung der Seele durch die graphischen Merkmale. Durch die Richtung der Zeilen oder einzelner Buchstaben, ihre Abrundung, Sauberkeit, Zartheit oder

Schwerfälligkeit, Verbindung und Stellung untereinander, sowie durch die Zwischenräume, Höhe, Länge oder Breite der Schrift bestimmt der Graphologe: Seelenvermögen, Natur, Charakter, Geist, Fähigkeiten, Leidenschaften, Neigungen. Jedes Zeichen an sich hat absoluten Wert, im Zusammenhang des Ganzen aber nur relativen.

Uns liegt hier eine Handschrift vor, die wir näher betrachten wollen — in Bezug auf Intelligenz, Moral und Willen. Wir ersehen aus derselben, daß der Schreiber einer von den „wenigen Auserwählten ist, unter vielen, die berufen sind". Ein höheres, ideal geistiges Streben zeigt sich in dieser klaren, harmonischen Schrift, hier ist alles Harmonie, Seelenadel, Anmut und Güte, sie läßt uns die Gesichtszüge des Schreibenden ahnen. — Dies alles giebt den Geistesfähigkeiten des Schreibers einen hohen Wert. Wir finden ferner, es ist die Schrift des Gelehrten, welche auch mit der des Philosophen große Ähnlichkeit hat, dieselbe geistige Regung ist es, die sie hervorgebracht: Die Erforschung. Buffon ist es, der gesagt hat: „Genie hat Geduld." Und weiter zeigt sich uns die Einfachheit des Genies. In welch schöner Regelmäßigkeit schreibt dieser Mann, nobel wie ein Fürst der Wissenschaft (écriture magistrale). Das Maß der verwendeten Energie bestimmt den Unterschied zwischen Talent und Genie, und diese Schrift steht dem Genie näher als dem Talent. Wenn wir nun

1) die Intelligenz dieses seltenen Menschen graphologisch prüfen, so finden wir, daß seine Worte sogenannte schwertförmige sind, d. h. nach dem Ende zu niedriger und dünner werden, dies ist das Zeichen der Gescheitheit (esprit gracieux et cultivé), wie z. B. Graf Paul de Ségur, der bald General und Geschichtsschreiber, bald Akademiker und Philosoph und hinlänglich wegen seiner Gescheitheit bekannt war, in gleicher Weise schrieb. Ferner sind die Zeilen nicht streng geradlinig, sondern zuweilen wellenförmig, was in manchen Fällen als zweites Zeichen geistiger Bedeutendheit auftritt; und endlich das dritte und sprechendste Zeichen eines höheren Geistes ist die große Harmonie, vollkommene Klarheit, Einfachheit und vollständige Abwesenheit aller unnützen Federzüge, wie z. B. dies auch in Goethes Handschrift sichtbar ist, der geistige Überlegenheit mit schöpferischem Geist verband. — Übrigens ist F. mehr der Deduktion zugeneigt (Vernunft und Idealismus gepaart), da die Buchstaben untereinander verbunden sind (grande liaison d'idées).

2) Moral. Es ist ein Mann mit einem guten Herzen, ein Lichtfreund (coeur d'or), voll Wohlwollen, Güte und Uneigennützigkeit. Wir finden auch für diese Eigenschaften zwei bedeutende Zeichen: die Abrundung der Buchstaben, was auch zuweilen Fröhlichkeit anzeigt, und diese Rundung wieder besonders an den Endbuchstaben; dann sehen wir ihn seine n wie u schreiben und können dadurch mit Gewißheit im Vergleich mit den übrigen Zeichen auf Wohlwollen schließen.[1])

[1]) Doch ist damit nicht gesagt, daß Leute, die ihre n nicht wie u schreiben, kein Wohlwollen besäßen; jenes ergiebt sich erst aus dem Zusammenhang des Ganzen (und gilt ja auch nur für lateinische Schrift).

pourquoi elle seule au monde dans cette vie a raison ou tort !

Ségur.

Paul de Ségurs Handschrift.

Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter- Räuber- und Gespenstergeschichten.

G.

Goethes Handschrift.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst

H. Schliemann

Schliemanns Handschrift.

Vom Biss der Natter.

Eines Tages war Zarathustra unter einem Feigenbaume eingeschlafen, da es heiss war, und er hatte seine Arme über das Gesicht gelegt. Da kam eine Natter und biss ihn in den Hals, so dass Zarathustra vor Schmerz aufschrie. Als er den Arm vom Gesicht genommen hatte, sah er die Schlange an: da erkannte sie die Augen Zarathustra's, wand sich ungeschickt und wollte davon. „Nicht doch, sprach Zarathustra; noch nahmst du meinen Dank nicht an! Du wecktest mich zur Zeit, mein Weg ist noch lang." „Dein Weg ist noch kurz, sagte die Natter traurig; mein Gift tödtet." Zarathustra lächelte: „Wann starb wohl je ein Drache am Gifte einer Schlange? — sagte er. Aber nimm dein Gift zurück! Du bist nicht reich genug, es mir zu schenken." Da fiel ihm die Natter von Neuem um den Hals und leckte ihm seine Wunde.

Als Zarathustra dies einmal seinen Jüngern erzählte, fragten sie: „Und was, oh Zarathustra, ist die Moral deiner Geschichte?" Zarathustra antwortete darauf also:

Den Vernichter der Moral heissen mich die Guten und Gerechten: meine Geschichte ist unmoralisch.

So ihr aber einen Feind habt, so vergeltet ihm nicht Böses mit Gutem: denn das würde beschämen. Sondern beweist, dass er euch etwas Gutes gethan hat.

aus: „Also sprach Zarathustra"
von Friedrich Nietzsche

Die portraitierte Handschrift.

Was aber die Empfindlichkeit (Sensibilität) betrifft, so finden wir diese nur schwach durch die kaum sichtbare Rechtsneigung der Schrift angedeutet; daher ist anzunehmen, daß das Herz den Einflüssen der Vernunft unterliegt. —

Sollten wir nun nicht vermuten, daß auch dieser Achill eine wunde Ferse hat? — Wir dürfen wohl denken:

„Ganz in Vollkommenheit siehst du ihn nicht erglänzen.
Warum? — Damit sein Geist hab' etwas zu ergänzen."

Er besitzt nämlich etwas Neigung seine Umgebung zu beherrschen, wir wollen es häuslichen Despotismus nennen. Diese Eigenschaft hat er aber nur zuweilen, denn nur ein Zeichen spricht dafür und zwar ist der untere Teil des Haarstriches vom g scharf abgebrochen oder zurückgebogen. Doch der ganze Mensch ist groß und edel, so daß man mit Rückert sprechen kann: „Von Lob und Tadel hängt mit nichten ab dein Adel.

Er scheint aber durch übele Erfahrungen gelernt zu haben, mißtrauisch zu sein und mit kaltem Verstand zu urteilen, was bewiesen wird durch seine Unterschrift, die er mit Punkt und Strich dahinter noch besonders dokumentiert. — Wir kommen nun

3. Zum Willen. Wille ist Kraft und ziert den Mann! Beharrliche Arbeit, energischer Wille, diese beiden überwinden die größten Schwierigkeiten. Schliemann z. B. ist ein leuchtendes Beispiel von zäher Willenskraft; seine stramme und harmonische Schrift zeigt uns dies. Der Wille zeigt sich in zwei Gestalten, in Thätigkeit und in Widerstandsfähigkeit; diese beiden Eigenschaften, entweder die erste oder die letztere geben dem ganzen Charakter eine bestimmte Haltung. Und wir brauchen Willen; das Leben bringt viel Kampf! F. zeigt in seiner Schrift einen starken, energischen Willen — doch nicht immer; es besteht eine Ungleichheit im Wollen. Dies beweist der Querstrich in t, zuweilen stark, kurz kräftig; zum Teil sind die t unten mit zurückgehendem Strich versehen, zum Teil fehlt jede Andeutung eines Striches. Dies alles sind graphische Zeichen der Ungleichheit des Willens.

Aber auch physisch ist der Graphologe imstande noch Einiges zu beobachten. — Außer der Lust an geistiger Arbeit zeigen sich auch die Angewohnheiten mancher berühmter Gelehrten in seinen Schriftzügen. Die körperlichen Kräfte und Fähigkeiten werden hier vernachlässigt; und zur vollkommenen Harmonie des Wohlbefindens fehlt es an Bewegung und Erholung in frischer Luft. Wir sehen dies an den kurzen oft verschwindenden Grundstrichen der h, g und f unter der Linie. Und deshalb raten wir dem Manne, wenn es sein zielbewußtes Streben auf den lichten Höhen geistiger Arbeit zuläßt, daß er auch darauf bedacht ist, seinen Körper zu kräftigen und zu stählen, damit er frisch bleibt zum Kampf; als ein thätiger Mitarbeiter voll Geist und Seelenadel, und noch lange beitragen hilft zur Veredelung und Vervollkommnung der nach den besseren Gütern verlangenden Menschheit! Denn:

„Die Welt ist Gottes unausdenklicher Gedanke,
Und göttlich der Beruf zu denken ohne Schranke!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Entwickelung der übersinnlichen Weltanschauung seit 400 Jahren.

Von
Carl Kiesewetter.

> „In unsrem Talmud kann man alles lesen,
> Und alles ist schon einmal dagewesen."
> Rabbi Ben Akiba in Gutzkows „Uriel Acosta".

Wenn wir die Geschichte des Okkultismus bis zum Erwachen der Wissenschaften in der Renaissancezeit zurück verfolgen, so finden wir an allen Orten und in allen Systemen hervorgehoben, daß ein individuelles Fortleben nicht in der Form eines zum bloßen Gedanken sublimierten Geistes, eines unfaßbaren Abstraktum, sondern nur in der eines transscendentalen Organismus möglich ist. Deshalb können wir auch die Annahme eines Astralleibes in allen okkultistischen Systemen nachweisen, die sich nur in ihren Anschauungen von der Auflöslichkeit oder der ewigen Dauer des Astralleibes unterscheiden und deshalb eine Wiederverkörperung für notwendig oder für überflüssig erachten.

Der Okkultismus bezw. die Anschauungen vom Jenseits der älteren bis zu Swedenborg reichenden Periode trägt keinen nekromantischen Charakter; seine übersinnliche Weltanschauung ist auf philosophische Spe-lation unter Heranziehung okkulter Thatsachen und auf mystische Intuition, nicht aber auf die Aussagen angeblicher Verstorbener begründet, so genau man auch die heute spiritistisch genannten Phänomene kannte, und so viel auch die alten Nekromanten und Theurgen sich mit Geisterbeschwörung beschäftigten. Nahm man auch, z. B. bei vielen — nicht allen — Spukvorgängen die Einwirkung Abgeschiedener rückhaltslos an, so war man im übrigen, wenn auch unausgesprochen, der anticipierten Ansicht Crookes', daß es wohl unsichtbare, intelligente Wesen gebe, daß diese aber nicht notwendigerweise Geister Verstorbener zu sein brauchen.

Lassen wir zum Beweis dessen die alten Meister Revue passiren:

Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486—1535), dessen Lehren ich seiner Zeit in der „Sphinx" darstellte[1]), steht ganz auf dem Standpunkt der Esoteriker des Altertums, die sehr viel von der mystischen Entwickelung des eigenen Geistes, sehr wenig aber von den Botschaften

---

[1]) Sphinx II, Heft 7—9.

halten, welche Nekromantie und Theurgie, der gewollte und bewußte Verkehr mit fremden Geistern, zu Tage fördern. — Der Träger der transscendentalen Individualität des Menschen ist nach Agrippa die „himmlische und luftige Hülle“ (der Astralleib), mit welcher sich die Seele bei ihrem Herabsteigen — über eine persönlich oder unpersönlich gedachte Präexistenz spricht er sich nicht näher aus — umgiebt. In dieser ätherischen Hülle ist die den Zellenkörper organisierende Kraft thätig, und sie ist die Trägerin aller höheren Grundteile des transscendentalen Subjekts. Hat das zeitweilig inkarnierte transscendentale Subjekt seine irdische Bestimmung erreicht, ist sein „Zellenfrack“ abgetragen, so zieht es sich samt seiner Hülle aus demselben zurück, um im Jenseits die notwendigen Folgen seiner auf Erden bethätigten moralischen Kraftäußerungen zu tragen. Die höheren Grundteile sind ewig, aber die Hülle der Seele ist, wenn auch von langer Dauer, doch vergänglich und muß erneuert werden, indem sich die übersinnliche Wesenheit oder Individualität von neuem verkörpert.[1]) — Über einen bewuß gewollten oder unbewußt erlittenen Geisterverkehr spricht sich Agrippa nicht näher aus, nur deutet er seine Kenntnis der Mediumschaft an, insofern er davon spricht, daß durch das melancholische Temperamen Geister, und zwar nicht bloß menschliche Geister, in den Körper gezoge würden, welche den Menschen plötzlich zum wunderbaren Künstler, Arz Philosophen und Redner machten. Er deutet also die Erhöhung de Geisteskräfte in magischen Zuständen an und weist vielleicht auf die sogenannten physikalischen Manifestationen hin, insofern er von wunderbaren Künsten spricht, welcher ein — wie man in der heutigen spiritistischen Kunstsprache zu sagen pflegt — unter „Kontrolle“ stehender Mensch teilhaftig werde.[2])

Paracelsus (1493—1541) steht auf ganz ähnlichem Boden w Agrippa, nur findet sich bei ihm keine Spur von einem Glauben an ei Wiedereinverleibung. Paracelsus ist dagegen der Ausbildner der Leh vom Astralleib, worüber ich schon das Nötige sagte.[3]) Der Astralle ist es, welcher nach dem Tode und nach Verlust seiner höheren Grun teile wie trunken und wahnsinnig an den Orten seiner früheren Thäti keit herumspukt, klopft, die Leute narrt, direkte Schriften schreibt un Blumen ꝛc. herbeischleppt; der Astralleib ist es, welcher — als ein gewissermaßen leerstehendes Haus von frivolen oder bösartigen übersinnlichen Intelligenzen bewohnt — bei magischen Operationen falsche, lügnerische Antworten und Aufschlüsse erteilt, was übrigens die gedachten kosmischen Wesen auch allein thun können, ohne eine derartige leere menschliche Puppenhülle zu benutzen.

Der Mensch führt eine unpersönliche Präexistenz in der Gottheit und individualisiert sich nach Paracelsus bei der Empfängnis.

Über die Schicksale der höheren menschlichen Grundteile nach dem

[1]) Occulta Philosophia. Lib. III, cap. 44 im Anfang; vgl. auch 37 u. 40—43.
[2]) A. a. O. Lib. I, cap. 60.
[3]) Sphinx, Bd. X, Heft 59 und 60.

Tode äußert sich Paracelsus nicht; nur läßt sich so viel entnehmen, daß auch für ihn der Tod nur ein Wechsel der Anschauung ist, wodurch Wesen und Charakter des Menschen nicht beeinträchtigt werden:

„So ist auch zu wissen, — daß die Spiritus humani nicht alle wahrhaftig sind, auch nicht alle lügenhaftig, zu gleicher Weise wie die Menschen, da auch einer wahrhaftig, der andere lügenhaftig, und je einem besser zu glauben denn dem andern, denn das sollt ihr hier wohl merken: ist der Mensch wahrhaftig in seinem Leben gewesen, so ist auch sein Geist nach seinem Absterben wahrhaftig; ist aber der Mensch in seinem Leben lügenhaftig gewesen, so ist sein Geist nach seinem Ableben auch lügenhaftig, und ist ihm nicht recht zu glauben und zu trauen."[1])

Ausdrücklich sei hier erwähnt, daß Agrippa wie Paracelsus, welche in ihrer Art schon Systeme über die sogenannte psychische Kraft aufstellten, zur Erklärung okkulter Vorgänge durch irgend welche transscendentale Individualitäten erst dann schreiten, wenn ihnen die Theorien von bewußter oder unbewußter magischer Seelenthätigkeit nicht mehr zureichend erscheinen.

Die Italiener Hieronymus Cardanus (1501—1576) und Giamattista Porta beschäftigten sich mit der phänomenalen Magie, ohne ch in Spekulationen über das Jenseits und die Art und Weise, wie sich ie unserer Person zu Grunde liegende Wesenheit demselben anpaßt, zu gehen.

Erst bei Giordano Bruno (1550—1600) finden wir wieder hierher ehörige Lehren. Für ihn ist die Seele eine unsterbliche, in ewiger Wandung begriffene Monade; eine Intelligenz, in welcher, von welcher und urch welche die Lebewesen und Körper gebildet werden; die ein verhiedenartiges Dasein unter verschiedenen Gestalten, Namen und Schicklen führt; die, einer beständigen Veränderung anheimfallend, ein höheres r niederes Dasein genießt, je nachdem sie sich in ihrem letzten körperen Leben besser oder schlechter mit ihren ethischen Aufgaben abfunden hat.[2])

Brunos Landsmann, Zeit- und beinahe auch Schicksalsgenosse Thomas mpanella (1568—1639) betrachtet den von ihm Anima sensitiva nannten siderischen Körper als Lebensträger und schreibt ihm die Fähigt zu, aus dem Zellenkörper herauszutreten, mit Geistern und Dämonen verkehren und magische Wirkungen auszuüben, allein über das Verältnis des Menschen zum Jenseits spricht er sich nicht aus.[3])

Der Niederländer Johann Baptista van Helmont (1577—1644), dessen System ich in diesen Blättern ebenfalls schon darstellte[4]), steht ganz auf den Schultern des Paracelsus. Der Archäus, ein sehr vieldeutiges, bald die Lebenskraft, bald den Astralkörper, bald das transscendentale Subjekt bezeichnendes Wort, ist das organisierende Prinzip im Menschen; er empfängt das Bild des Kindes von den Eltern und führt es plastisch

[1]) Paracelsus: „Vom Schlaf und Wachen, Leibern und Geistern."

[2]) De triplici minimo I, cap. 2 und 9, sowie Vorrede des Spaccio della bestia trionfante.

[3]) Vergl. meine Aufsätze in der „Sphinx", Band X, Heft 55 u. 56.

[4]) Vergl. „Sphinx" Band II, Heft 12, und Band IV, Heft 20.

aus. Der Archäus besitzt ein „Blas liberum“, eine außerhalb des Körpers wirkende psychische Kraft, mittelst welcher er z. B. heilende und schädigende Einwirkungen auf andere Menschen, aber auch lokale Veränderungen nicht organischer Körper hervorruft. Diese Kraft wird durch die Imagination, ein glühendes Verlangen oder gewisse Künste erweckt.[1] — Nach dem Tod scheiden sich die Grundteile und nur der Astralkörper — namentlich der sehr irdisch gesinnter Menschen — bleibt und umschwebt die Stätten seiner früheren Thätigkeit. Ist hingegen der Mensch eines gewaltsamen Todes gestorben, so daß die Lebenskraft noch nicht erloschen war, so verbleiben die sich sonst ziemlich rasch auflösenden astralen Schemen bis zur Vollendung der natürlichen Lebenszeit auf Erden.[2] — Mit dem Astralkörper ist nach Helmont die Erscheinung der Doppelgängerei aufs engste verbunden. — Die „sinnliche Seele“ ist die Trägerin des Geschlechts- und Rassentypus, der Sitz der Imagination und der Leidenschaft. Sie schafft durch Erweckung der Phantasie reale Bilder, ideale Wesenheiten (Entitates ideales), welche körperlich durch den Willen dem Lebensgeist eingeprä und in die Ferne entsendet werden, wo sie im fremden Lebensgeist ih samenhafte Natur entfalten und zur Ursache der Krankheiten und B zauberung werden.[3] — Über der sinnlichen Seele steht der Verstan welchen Helmont in mitunter nicht ganz klarer Weise in die Vernur und das Gemüt, das eigentlich Göttliche und Ewige in uns, zerle auch schreibt er — inkonsequent — die fernwirkende Kraft bald de Archäus und bald dem Gemüt, dem „Ebenbild der Gottheit“ zu. Dem abgeschiedenen Gemüt eines ethisch gut entwickelten Mensche schwindet nach und nach der eigene Wille; es identifiziert sich mit de Gottheit. Das Gemüt eines bösen Menschen dagegen, welches weiß, da es unsterblich ist, empfindet demgemäß seine Verdammnis; seine Liebe gel nur dahin, Entschuldigung für seine Sünden zu finden, und so wird infolge der steten Verneinung alles Guten fortschreitend zum Kakodäm Diese letztere Annahme ist insofern charakteristisch, als sie die erste A näherung an die spiritistische Lehre ist, daß die sogenannten Teufel ralisch böse Menschengeister seien, während die ganze frühere Zeit bis Swedenborg die Teufel für von Gott abgefallene kosmische Wesen, gefallene Engel hielt. — Von einem Reïnkarnationsglauben finden bei Helmont keine Spur.

Helmonts Sohn dagegen, Franz Mercurius van Helmon (1618—1699), ist ein Anhänger der Reïnkarnationslehre in folgende Gestalt: Nach ihm wird kein existierendes Ding vernichtet, sondern es dauert seiner Substanz nach fort, wenn auch seine Eigenschaften sich ändern. Und wenn auch der Zentralgeist der Menschen[4] und übrigen

---

1) De magnetica vulnerum curatione § 76. — 2) A. a. O. § 96.

3) Perty, welcher, nach dem in Horsts Deuteroskopie stehenden Druckfehler (S. 159 des 2. Teils), Entities schreibt, vergleicht die Entitates mit den objektiven Hallucinationen Dr. Wittigs, ohne jedoch Helmont zu verstehen.

4) F. M. v. Helmont betrachtet das transscendentale Subjekt als ein aus untergeordneten Geistern — d. h. Grundteilen — zusammengesetztes Ganze.

Geschöpfe nicht einfach, sondern zusammengesetzt ist, so ist doch die Verbindung der Geister, aus welcher der Zentralgeist entsteht, weit fester und zäher als die der übrigen, so daß nichts dieselbe trennen kann. Die Seele dauert daher endlos fort, damit sie, wie es das Gesetz der Gerechtigkeit fordert, den Lohn ihrer Arbeit empfange. Wenn ein Mensch ein reines, heiliges Leben geführt hat, wie die Engel im Himmel, so verlangt die Gerechtigkeit, daß er nach seinem Tode zur Stufe eines Engels erhoben, hingegen den Dämonen gleich werde, wenn sein Leben gottlos, reulos, verkehrt und teuflisch war. War hingegen sein Leben weder englisch noch teuflisch, sondern mehr tierisch, und sein Geist einem Tier ähnlicher als einem andern Geschöpf, so entspricht es der göttlichen Gerechtigkeit, daß ein dem Geist nach Tier gewesener Mensch, der dem tierischen Geist die Herrschaft über sein besseres Teil überließ, auch in seiner äußeren Gestalt der Tierart ähnlich werde, welcher er hinsichtlich seiner geistigen Eigenschaften ähnlich war. Ja, Helmont versteigt sich sogar zu der rohen Annahme der alten Seelenwanderungslehre, daß der reinkarnierte Geist notwendig eine derartige Tiergestalt annehmen müsse, weil seine plastische Kraft den Stoff des zu formenden Körpers nur nach der vorherrschenden Neigung gestalten könne.[1]) — Viele alte Pneumatologen nahmen, nebenbei gesagt, eine ähnliche plastische Kraft des ent-…erten Geistes bezüglich seines Äußern, der Gestaltung seines Astral-…s an, woraus sich auch die halb tierischen Teufelsfratzen auf den …n alter Meister erklären.

…obert Fludd (1574—1637), welcher in wunderlicher, obschon …miger Weise aristotelische Philosophie mit Kabbalistik und christlicher …k zu verschmelzen suchte, arbeitete zwar eine auf kabbalistischen …zipien beruhende Kosmogonie aus, aber über das Verhältnis des …schen zum Jenseits spricht er sich nicht aus, obschon er an der …esten mittelalterlichen Pneumatologie und Diabologie festhält. Nur … vereinzelt begegnen wir helleren Ansichten; so erklärt Fludd z. B. …inem Buch von der Geomantie[2]), die in die Kategorie des medium…hen Schreibens gehörige Projektion der Punkte durch ein jenseits …ewußtseinsschwelle bleibendes Fernsehen, welches sich unbewußt in dem Geschauten entsprechende magische Thätigkeit umsetzt. Dabei ist …d gleich Paracelsus, Helmont, Tenzel und Maxwell ein genauer …ner des Mesmerismus; er kennt die Polarität des Körpers, die …kung des Anthropins, der Duftstoffe u. s. w., worauf die Paracel…en einen großen Teil ihrer Therapie aufbauten.

Christian Thomasius (1655—1728), welcher zu den Okkultisten …zählen ist, obschon er für gewöhnlich als ein Leuchtturm der „Auf…ärung" betrachtet wird, beschäftigte sich mit den Problemen einer zweiten …nd vierten Dimension im Sinne Zöllners, er weiß, daß die Wirkungs…häre der psychischen Kraft an gewisse Grenzen gebunden ist; er kennt …en bei mediumistischen Vorgängen beobachteten Durchgang einer festen

[1]) Opuscula philosophica, cap. 7.
[2]) In seiner Historia utriusque Cosmi. Oppenhem. 1617. Fol.

Masse durch eine andere hindurch, und hält, indem er sehr schön die Gefahren materialistischer und übersinnlicher Forschung schildert, die Sinnes-erfahrung zur Beurteilung des Übersinnlichen für völlig unzulänglich.[1])

Jakob Böhme (1575—1624) steht völlig auf dem Standpunkt des Paracelsus, indem er den Astralkörper als die Grundbedingung eines individuellen Fortlebens im Jenseits ansieht und ihn als einen geistigen, aber doch wesenhaften und auf himmlische Weise greifbaren Leib betrachtet. — Der Wille des Menschen ist das Bildnis der Seele, welches sie ins Jenseits begleitet und sich dort nach den Dingen formt, welche sie auf Erden liebte und die ihr Schatz waren. (Paracelsus und Helmont citieren bei dem gleichen Ideengang den Bibelspruch: wo euer Schatz ist, da ist euer Herz.) „Hat einer bei Lebzeiten sein Herz und Gemüt z. B. in Hoffart (welche hier als Beispiel für alles Irdische und Unmoralische gilt) gewendet, so quillet derselbe Schatz im Seelenfeuer im Bildnis immer auf und fährt über die Liebe und Sanftmut als über Gottes Freiheit aus, und kann diese nicht ergreifen noch besitzen, sondern quillet also in sich in solcher Angstqual, und figuriert sich der Willensgeist immer nach den irdischen Dingen, darein sein Wille ging," womit er sich bei Leibesleben beschäftigte. „Weil ihn aber dasselbige Wesen verlassen und sein Wesen nicht mehr irdisch ist, so führet er doch den Willensgeist in diese Gestalt, plaget und quälet sich doch damit."

Diesen Gedanken Böhmes, daß der geistige Mensch den ih Jenseits folgenden Neigungen nach seiner Gestalt und seinem Sein entspricht, finden wir bei Swedenborg ausgeführt. Bevor wi jedoch diesem zuwenden, sei noch erwähnt, daß das verkehrte V welches die Seele durch verkehrte Willensrichtung erwirbt, nach B im Jenseits offenbar wird. Seine auf die Sinnlichkeit gerichteten T treten hervor und quälen ihn, da sie nicht befriedigt werden können die verschiedenste Weise, weshalb die noch mit irdischem Wesen behaf Seelen hie und da erscheinen und, indem sie in armseligen Dunstgest ihr früheres Thun nachäffen, oder auch indem sie um das Gebet Leb bitten, Linderung ihrer Qual suchen. (Derselbe Gedanke wurde von Paracelsus ausgesprochen.) Die Behauptung, daß die abgestor Heiligen Fürbitte bei Gott für uns einlegen, ist nach Böhme eine sin wohl aber wirken sie Wunder auf Erden infolge ihrer großen Erkenn ihrer Kraft und ihres Willens, Gutes zu thun. Ihr transscenden Subjekt greift also handelnd in unsere dreidimensionale Welt ein.

Am sinnlichsten und leiblichsten faßt der württembergische Theos Chr. F. Oetinger (1702—1782) die Verhältnisse des Jenseits auf, v dem er sogar, gleich seinem Geistesverwandten Oberlin, Karten u Schilderungen entwirft, welche den spiritualistischen Beschreibungen d Sommerlandes wie ein Ei dem andern gleichen. Bezüglich der Leiblic keit des Jenseitigen sagt Oetinger[3]): „Die meisten denken, in der u

---

[1]) Vergl. dessen „Versuch vom Wesen des Geistes". Halle, 1699.

[2]) J. Hamberger: „Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme. München, 1844. S. 17 ff. — [3]) Hamberger: Physica sacra, 93.

sichtbaren Welt sei alles geistlich, da doch Hören, Schmecken, Fühlen, Essen, Riechen, Trinken u. s. w. da viel eigentlicher vor sich geht, als in dieser unteren Welt." — Die Offenbarung Johannis „ruft dir laut entgegen", daß die Leiblichkeit des Jenseitigen „nicht nur wie der blaue Himmel, sondern als ein Schauplatz aller Ergötzlichkeiten dir ins Auge falle ganz betastlich und berührlich. — Keine Seele, kein Geist kann ohne Leiblichkeit erscheinen, keine geistliche Sache kann ohne Leib vollkommen werden; alles, was Geist ist, ist dabei auch Leib. Leibhaftig sein ist eine Realität oder Vollkommenheit, wenn sie von den der irdischen Leibhaftigkeit anhängenden Mängeln gereinigt ist."



Aus Justinus Kerners Klecksographien
Zu Seite 48.

)erartige Anschauungen wirkten auf Swedenborg (1688—1772))elcher sich nachweislich mit Jakob Böhme beschäftigt hat und in kannten subjektiven Geisterverkehr[1]) kam, obschon derselbe von ihm inen Anhängern für einen objektiven gehalten wurde. Swedenborg ;, welcher dem Okkultismus der Neuzeit den ihm noch immer an- den nekromantischen Anstrich gab, indem er, seine subjektiven inneren nisse fortspinnend, halb spekulativ, halb den unbewußten Sprüngen , dramatisch gespaltenen Ichs folgend, ein System des Jenseitigen ellte, dessen Subjektivität dadurch verbürgt wird, daß in ihm der sche Buchstabenglaube Swedenborgs mit seinen kosmologischen und hropologischen Grundsätzen wunderlich vermischt zu Tage tritt und auch die Einflüsse älterer Okkultisten — worauf ich schon hingewiesen oe — geltend machen. Swedenborg aber war vom größten Einfluß f die deutschen Pneumatologen Jung-Stilling, J. F. von Meyer d Justinus Kerner, die ihrerseits wieder nachgewiesenermaßen

[1]) Darüber und über die im folgenden angedeuteten Einzelheiten bitte ich eine bei Wilhelm Friedrich erscheinende „Geschichte des neueren Okkul- smus von Cornelius Agrippa bis zu Carl du Prel" nachzulesen.

A. J. Davis, Allan Kardec und andere modern-spiritistische Schriftsteller beeinflußten; so kommt es, daß im Grunde genommen die Spiritisten Swedenborgianer sind. — Auch dadurch drückte Swedenborg dem neuzeitlichen Okkultismus seinen nekromantischen Charakter auf, daß er das uralte Zwischenreich des Scheol oder Hades, welches der Katholicismus zum Fegefeuer umbildete und der Protestantismus gar völlig zur Bibel hinausexegesiert hatte, wieder seinem System einverleibte.

Die Geisterwelt ist nach Swedenborg[1]) ein Mittelzustand und ein Mittelort. Sie ist ein Mittelzustand, insofern in ihr Wahres als Anteil des Verstandes nicht mit dem Guten, dem Anteil des Willens, verbunden ist. Die Endzustände von Himmel und Hölle werden herbeigeführt, indem bei den Guten Falsches und bei den Bösen Wahres in der Erkenntnis hinweggeräumt wird.

Die Dauer des Aufenthaltes in der Geisterwelt ist unbestimmt und wechselt nach Maßgabe der moralischen Entwickelung des Menschen; nie aber übersteigt sie dreißig Jahre. Die Geisterwelt ist der erste Sammelplatz der Abgeschiedenen, welche sich je nach ihren moralischen Eigenschaften und Sympathien zu Vereinen zusammenthun, worin die irdischen Verwandten, Freunde u. s. w. ähnliche Entwickelungszustände wie in der Welt durchlaufen.

Die Geisterwelt als Mittelort schildert Swedenborg mit offenbarer Anlehnung an Dante, besonders an dessen Inferno.

Jeder Mensch ist dem Innern nach Geist, welcher den Körper nur anhing, um menschliches Leben zu äußern und nützliche Zwecke in der natürlichen Welt zu erfüllen. Der Mensch hat die Gestalt des Geist- welcher auch nach dem Tode Mensch bleibt. Doch ist auch Geisti Tier, welches nur des im Menschen waltenden göttlichen Prinzip „Eingangs des Herrn zum Menschen“, entbehrt. Der Mensch le im Körperleben unbewußt in Geistergemeinschaft, die er „du gezogenes Denken“ erkennt. — Himmel und Hölle stammen au Menschengeschlecht; Engel und Teufel sind nur moralisch gute od Menschengeister.

Beim Sterben lebt der eigentliche Mensch weiter und „geht i. einer Welt in die andere über“. Der Geist des Menschen bleib seiner Lostrennung noch kurze Zeit im Körper, bis er aus seine klaren Zustand durch hilfreiche Engel auferweckt und mit den ih gebenden neuen Verhältnissen bekannt gemacht wird. Er gesellt si kongenialen Geistern und führt mit ihnen das nämliche Leben wi was er auf dieser Welt geführt hatte. Die Einführungshandlung in Geisterwelt dauert einige Tage.

Der Geist hat nach dem Tode vollkommene Menschengestalt, d die Körperhülle umkleidet ihn während des Erdenlebens nur unter schmiegung an seine Gestalt. Verläßt er während des Erdenlebens se Hülle zeitweise, so tritt Entrückung, Doppelgängerei ꝛc. ein. Der Men

[1]) Ich gebe im folgenden einen gedrängten Auszug aus Swedenborgs We De coelo et inferno. Londin. 1758. 4°.

hat nach seinem Tode alle seine Sinne, sein Erinnerungsvermögen, sein Denken und seinen Trieb wie auf der Welt; er läßt nichts hienieden als seinen Leib. Er sieht, hört, redet wie vorher, er riecht und schmeckt auch und fühlt die Berührung; er wünscht, strebt, begehrt, denkt, überlegt, wird angeregt und liebt wie vorher. Wenn der Mensch von diesem Leben in jenes, von dieser Welt in die andere übergeht, so ist es nicht anders, als wenn er von einem Ort zum andern geht und alles mitnimmt, was er besitzt. Nur hinsichtlich des Wahrnehmungsvermögens ist ein Unterschied, insofern sich das der Geister zu dem der Menschen verhält wie Sonnenschein zu Nebelgrauen. Das Erinnerungsvermögen bleibt, und dadurch wird es möglich, daß die Geister, die einen Gedankenverkehr untereinander pflegen, einander durchschauen und gegenseitig ihr Leben entrollen. — Das Äußere des Geistes im Jenseits ist der Ausdruck seiner herrschenden Liebe; deshalb sind gute Geister licht und schön, böse hingegen dunkel und mißgestaltet u. s. w. Kurz, der Mensch ist nach seinem Tode so beschaffen, wie er im Leben war; er ist der Ausdruck seines Willens und Denkens.

Die Geister beklagten sich bei Swedenborg sehr über die bei den Menschen hinsichtlich dieser Zustände herrschende Unwissenheit und sagten, die Geister seien bei ihrem Anlangen aus der Welt ganz erstaunt, daß sie leben und wie vorher Menschen sind.

Es ist also die herrschende Liebe, die den Menschen nach seinem Tode erwartet und die auch in seiner Gestalt zum Ausdruck kommt. Sein Glaube bleibt dem Menschen nicht, wofern er nicht der himmlischen Liebe entstammt. — Dies ist der erste Zustand des Menschen nach dem Tode, der Zustand des Äußeren, in welchem er manchmal glaubt, noch am Leben zu sein.

Bei fortschreitender moralischer Entwickelung nach der einen oder ...eren Seite geht der Mensch, nachdem er den Zwischenzustand des ...chts passiert hat, in den Zustand des Innern ein. In diesem ...d, in welchem Denken und Wollen zusammenfällt, liegt offen zu ... wie das Innere des Menschen auf der Welt beschaffen war, denn ...ndelt jetzt aus seinem Selbst heraus. War er auf der Welt im Guten, ...ndelt er jetzt vernunftgemäß und weise, ja weiser als auf der Welt, ... sein Verband mit seinem Leib und dem Irdischen gelöst ist, welches ...nere Wahrheit wie eine Wolke verdunkelte. Wer hingegen auf der ... im Bösen war, handelt nun albern und irrsinnig, ja noch vernunft... als auf dieser Welt, weil er nun seine Freiheit hat und alle Be...nkung wegfällt. In diesem zweiten Zustand wird die Scheidung der ...n und bösen Geister vorgenommen.

Niemand kommt durch unvermitteltes Erbarmen zur Seligkeit, denn ... wäre gegen die göttliche Ordnung, sondern nur durch die Führung ...s rechten Lebens. Diese aber besteht nach Swedenborg nicht in der ...eltflucht und der geistigen Hochmut erzeugenden Askese, sondern in einem ...rkthätigen Liebesleben in jedem Beruf. „Nur durch die Welt kann ...r Mensch für den Himmel gebildet werden."

Vollständig als Swedenborgianer, tritt uns **Jung-Stilling** (1740—1817) in seinen „Scenen aus dem Geisterreich" und der „Theorie der Geisterkunde" entgegen. Auch er hält fest an der Annahme des Hades, obschon er wegen seiner litterarischen Vertretung derselben mit den geistlichen Behörden in Konflikte kam, und nahm den von ihm „Auferstehungskeim" genannten Astralkörper als Träger der menschlichen Individualität an. — Sprach aber Swedenborg samt den älteren Okkultisten nur von einem **Verkehr** der Hadesbewohner mit den Diesseitigen, so geht Jung-Stilling einen Schritt weiter und spricht von einer **Einwirkung** Abgestorbener auf die Schicksale der Menschen[1]); er kennt die Materialisationen[2]) (welche übrigens auch den älteren Pneumatologen nicht unbekannt, aber doch etwas in Vergessenheit geraten waren) und stell. bereits in seiner naiven Bibelsprache dasselbe Kriterium eines echten Geisterverkehrs auf, wie es Dr. Hübbe-Schleiden in der wissenschaftlichen Sprache der Gegenwart formuliert hat.[3]) Ebenso kennt Jung-Stilling wie viele seiner hier der Kürze halber nicht genannten Vorgänger die Mediumschaft, will aber einen Geisterverkehr nicht entwickelt sehen, sondern warnt wegen der leiblichen und geistigen Gefahren auf das dringlichste vor demselben. Auch nach Jung-Stilling geschieht die Sprache der Geister durch Gedankenübertragung.

Ganz in derselben Weise spricht sich J. F. **von Meyer** in seiner dem Nachweis der theologischen Existenzberechtigung des Hades gewidmeten gleichnamigen Schrift aus, ebenso die anderen älteren deutschen Pneumatologen, wie Eschenmayer, Schubert 2c. 2c. Bei allen diesen Männern findet man viel Frömmigkeit, aber wenig eigene Gedanken. Sie stehen völlig auf dem Standpunkt des buchstäblichen Bibelglaubens und liebäugeln mit dem Geisterreich, ohne den Mut zur exakten Forschung zu finden, obschon damals alle heute spiritistisch genannten Phäno[illegible] Ausnahme der Geisterphotographie seit altersgrauer Zeit bekann[illegible]

Da stellte **Justinus Kerner** seine Beobachtungen an der „[illegible] von Prevorst" an und bildete so das Mittelglied zwischen de[illegible] theoretisierenden älteren und der exakt forschenden neueren Schule. [illegible]drücklich ist aber hier zu konstatieren, daß die Kenntnis des Gesamtg[illegible] des Okkultismus während der Aufklärungsepoche und der Napoleo[illegible] Kriege verloren gegangen war; allein **Karl von Eckartsh**[illegible] (1752—1803) wußte noch etwas davon; — nur die durch Swede[illegible] en vogue gekommene und von den deutschen Pneumatologen gep[illegible] nekromantische Abzweigung des Okkultismus blühte und machte ihre [illegible]wirkungen bis zur Gegenwart geltend.

Kerner nun beobachtete an der Seherin von Prevorst bei dreitausend Besuchen die meisten heute mediumistisch genannten Ph[illegible]mene und bildete sich eine eigene Theorie über ihr Zustandekommen [illegible] dem Nervenäther. Durch diesen formt die Seele eine ätherische H[illegible]

[1]) „Theorie der Geisterkunde", § 55. — [2]) A. a. O. § 106.
[3]) A. a. O. § 179—181 und „Sphinx" Band IV, Heft 19, S. 29.

um den Geist. Er ist nach dem Tode noch des Wachstums fähig, und durch ihn bringen die Geister des Zwischenreichs in Verbindung mit einem besonderen Stoff, den er aus der Luft anzieht, Töne wie Klopfen rc. hervor, durch welche sie sich den Menschen hörbar machen können; sie sind durch ihn im stande, die Schwerkraft in den Körpern aufzuheben, so daß sie dieselben von der Stelle zu rücken, zu heben, zu werfen rc. fähig sind; auch vermögen sie sich durch den Nervengeist den Menschen fühlbar zu machen. Die Geister sind in ihrem Einwirken auf die Sinnenwelt sehr beschränkt, und die Spukvorgänge sind deshalb als mühselige, unbeholfene Versuche, sich zu offenbaren, zu betrachten. Der Geisterverkehr ist nach Kerner von einer eigentümlichen und nicht bei allen Menschen vorhandenen Nervenbeschaffenheit abhängig. — Gegen die Kernerschen Geistererscheinungen machte Fischer[1]) bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert die Theorie der objektiven Hallucinationen, welche die Neuzeit wieder ausgrub, geltend, und Kerner macht sich über dieselben, die er „gefrorene Träume" nennt, weidlich lustig, wie hier beiläufig bemerkt werden mag.

Es waren also theoretisch alle Prämissen des Spiritismus gegeben, und da auch die ihm zu Grunde liegenden Thatsachen uralt bekannte sind, so hätte, wäre eben diese Kenntnis nicht verloren gegangen gewesen, die Klopferei von Hydesville gar nicht das Aufsehen zu machen gebraucht, und die Phänomene des Spiritismus hätten sine ira et studio gleich exakt untersucht werden können, indem man sie als etwas Selbstverständliches und Altbekanntes aufnahm. Anstatt dessen verfuhren Leute wie A. J. Davis, welcher an mehreren Stellen seines „Zauberstabes" und „Philosophie des geistigen Verkehrs" seine Bekanntschaft mit Jung-[...] und Kerner zugiebt, und ebenso auch Allan Kardec den [...] gründlich, indem sie an richtige Thatsachen haltlose Spekula-[...] knüpften. Erst 25 Jahre nach der Hydesviller Klopferei und [...]hre nach Schindlers[2]) das ganze magische Geistesleben um-[...]r Arbeit brachten Crookes und Cox die streitige Sache soweit [...]e, daß die Existenz einer psychischen Kraft und zugleich von un-[...]en intelligenten Wesen, die aber nicht notwendig verstorbene Men-[...]u sein brauchen, nachgewiesen wurde. Sie kamen so weit, wie es [...]en Okkultisten waren; und Hellenbach und du Prel konnten nun [...]en Systemen das Gesamtgebiet des Okkultismus — nicht nur eine [...]te oder spontan sich geltend machende Nekromantie — umfassend, [...]emselben Punkte der Entwickelungsspirale einsetzen wie Agrippa und [...]elsus, nur um eine Windung höher.

[1]) „Der Somnambulismus", Basel 1839.

[2]) Dr. Bruno Schindler wurde nach den mir heute zugegangenen Mitteilungen [...]s Freundes, des Herrn Dr. med. Berthelen in Loschwitz, von der preußischen [...]erung mit der Untersuchung des Spukes in Stöckicht beauftragt, vom Ma-[...]lismus bekehrt

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Phantasma einer Sterbenden.

Ein älterer Fall von Telepathie,

mitgeteilt von

Franz Potočnik.

Ende der dreißiger Jahre lebten in Wien zwei Freunde, Dr. Knes und Dr. Obersteiner, beide in weiten und hohen Kreisen bekannte, intelligente Männer. Der Erstere war Professor und Rektor Magnificus an der Universität; der Zweite war einer der angesehensten Mediziner der Residenz.

Diese beiden Herren waren seit Jahren gewöhnt, sich während des Winters abends in irgend einem befreundeten Hause bei einer Whistpartie zu finden. An einem Dienstage nun war es, als sie sich vormittags zufällig auf der Straße begegneten und sich dahin verabredeten, Dr. Knes möge abends nach 6 Uhr in die Wohnung des Dr. Obersteiner kommen, von wo sie zusammen für jenen Abend zum jour fix bei der Witwe eines höheren Montanbeamten der damaligen Hofkammer für Münz- und ~ wesen, Frau Straub, auf der Wieden gehen wollten.

Es mag ein „Zufall" gewesen sein, daß, eben als sich die beiden [illegible] trennen wollten, die eben gedachte Frau Straub an sie herantrat un[illegible] der ersten Begrüßung das Ersuchen stellte, die beiden Herren, [illegible] regelmäßig die Salons nie anders als gemeinsam betraten, möcht[illegible] Güte haben, sich heute abends etwas früher als gewöhnlich einzu[illegible] da sie noch vor Ankunft der übrigen Gäste den Herrn Dr. Obe[illegible] konsultieren wolle; da sie sich die letzten Tage etwas unwohl [illegible] Indem sie Dr. Obersteiner die Hand reichte, setzte sie noch bei: „Ko[illegible] Sie ja gewiß möglichst früh, Herr Doktor, ich werde Sie mit Seh[illegible] erwarten."

Sie verabschiedeten sich und am Abend traf Dr. Knes zur verabre[illegible] Zeit in der Wohnung des Dr. Obersteiner ein. Dieser wohnte im Trat[illegible] hof; er hatte daselbst vier Lokalitäten. Die erstere war ein Vorzim[illegible] in welchem sich der Diener des Doktors aufhielt. Aus demselben [illegible] man in den Wartesalon der Hilfesuchenden während der Spr[illegible] stunden. Daran stieß das Ordinations- und weiter das Schlaf- [illegible] Wohnzimmer des Doktors.

Bald nach Ankunft des Dr. Knes bei Obersteiner hörten die beid[illegible] Herren sich die Thüre aus dem Bedientenzimmer in den Salon öff[illegible]

und sofort leichte aber deutliche Schritte durch den letzteren bis zur Thüre 'es Ordinationszimmers. Gleich darauf wurde leise an die Thüre ge- 'opft. Dr. Obersteiner rief: „Herein!" und dann, als niemand eintrat, .m zweitenmal lauter: „Herein!" Allein alles blieb ruhig und still. asch öffnete der Doktor die Thüre, fand aber niemand in dem Zimmer. 'ide Herren überzeugten sich, daß niemand da sei. Verwundert meinte 'ersteiner: „Es schien mir doch, daß jemand im Salon war und hier die Thüre klopfte." „Dies schien auch mir so," bemerkte Dr. Knes, Dr. Obersteiner fügte noch hinzu, daß es ihm lieb sei, nicht gerade zu einem Kranken gerufen zu werden.

Unmittelbar darauf jedoch hörten sie wie vordem wieder das Öffnen Thüre aus dem Bedientenzimmer, dieselben leichten aber deutlich ver- ımbaren Schritte durch den Salon. Rasch sprang Obersteiner zur üre und riß sie fast in demselben Momente auf, als wieder geklopft ırde, sah aber wieder — nichts.

„Das ist denn doch wunderbar!" rief er, lief durch den Salon und nete die Thüre zum Bedientenzimmer: „Warst du im Salon?" — 'lein, Herr," antwortete der schon bejahrte Diener.

„Aber es war doch jemand im Salon; er mußte hier durchgekommen !" — „Ich sah niemanden," erwiderte verwundert der Alte.

Verblüfft kehrte Obersteiner zurück. Knes lachte laut auf und meinte: n, hörst du, entweder leiden wir beide an gleichartigen Hallucinationen es spukt bei dir."

„Weißt du was," erwiderte Obersteiner, „die Geister pflegen ge- dreimal zu kommen, das ist so die rechte Zahl des Teufels "

schloß die Thüre, und — richtig, sie hörten beide ganz deutlich en alten Spuk, das Öffnen der Vorzimmerthür, den leichten Tritt n Salon und das Klopfen an der Thüre. Kaum aber hatte der ıit dem Ausrufe: „Das ist mir aber doch zu bunt!" seinem Un- usdruck gegeben, als an der Stiegenthüre, welche die Wohnung heftig an der Glocke gezogen wurde. Im nächsten Augenblicke das Stubenmädchen der Frau Straub in das Zimmer: „Ums lswillen, Herr Doktor, eilen Sie, die gnädige Frau hat der Schlag en."

:igentümlich bewegt, blickten sich die beiden Herren an, und mit leisen: „Das ist doch merkwürdig!" stürmten sie über die Stiege, n sich in einen vor dem Trattnerhof stehenden Fiaker, fuhren auf ieden, und als sie kamen, fanden sie ihre langjährige Freundin — tot.

Ich hätte diese Geschichte nie geglaubt, wenn ich sie nicht Tags ıf im Salon des damaligen Hofrates Panzenberger unmittelbar von)bersteiner selbst mit der Bestätigung des Dr. Knes erzählen gehört und beide Herren waren hochintelligente und gelehrte, nichts ier als pietistisch angelegte Männer.

Nach alter Weise.

Von

Adolf W. K. Hochenegg.

Ehre sei Gott in der Höhe und
Friede auf Erden und den
Menschen ein Wohlgefallen.
Lucas II, 14

Hoch ragt in des Lebens Sturm und Not
Ein fester lebendiger Glaube,
Glückselig, wem er im Herzen loht:
Zu Sternen hebt er vom Staube!
Das Leid verstummt, die Klage schweigt,
Daß sie im Lied verwehe;
Verklärt das gläubige Antlitz sich neigt —
Ehre sei Gott in der Höhe!

O Herr, du wandelst von Ewigkeit,
Es künden dich alle Sonnen
Du bist das Reich und die Herrlichkeit,
In dir sei alles begonnen!
Dein ist die Liebe, dein das Gericht,
Du bist ohne Ende und Werden!
Gieb, daß uns werde von deinem Licht
Und Friede auf Erden!

Es glühen die Firne im Abendrot
Dein Loblied rauschen die Sphären.
Hilf, Vater, daß wir nach deinem Gebot
Uns gut und hilfreich bewähren!
Schon deckt die Thäler die sinkende Nacht,
Die Abendglocken erschallen —
Gepriesen, Herr, sei deine Macht
Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Psychometrie.

Die Zerstörung Pompejis.

Von

Ludwig Deinhard.

(Fortsetzung.)

Bei den nachfolgend mitgeteilten psychometrischen Experimenten wurde der den Psychometer auf die Spur leitende Gegenstand gewöhnlich von demselben auf die Mitte der Stirn gehalten, ungefähr zwei Centimeter über der Linie der Augenbrauen. Die Augen blieben geschlossen: im übrigen befand derselbe sich bei äußersinnlichem Bewußtsein und konnte vollkommen Kenntnis nehmen von allem, was um ihn vorging; jener Gegenstand — das Probestück — wurde häufig vom Psychometer abgelegt, der sich dann an der Unterhaltung beteiligte, Geschautes zeichnete und danach die Untersuchung fortsetzte. War die Probe in pulverisiertem ‚ so genügte die Bestreichung der Stirne mit so viel, als an einem Finger hängen bleibt; wurden Himmelskörper untersucht, so ließ e von dem betreffenden Stern ausgesandten Lichtstrahlen auf die es Psychometers fallen. Denton giebt an, daß er seinem etwa rigen Sohne Sherman öfters, wenn derselbe nach Ausdrücken twas nachgeholfen; niemals aber habe er demselben irgend einen n suggeriert oder zu dessen Ausführungen irgend etwas Neues t.

r kommen hier zu der wichtigen Frage, ob sich nicht diese psychom Versuche bei näherer Prüfung einfach in Gedankenlesen auflassen. Da diese Erscheinung erst ganz neuerdings durch die Verder „Phantasms of the living" zum erstenmal streng-wissenschaftlich ist wurde, so ist man zu der Annahme geneigt, Denton habe bei psychometrischen Experimenten in den siebziger Jahren die Thatn des Gedankenlesens überhaupt gar nicht gekannt. Dies ist aber nicht so. Er spricht sich wörtlich hierüber folgendermaßen aus[1]):

„Die gewöhnlichste Erklärung der psychometrischen Experimente ist Gedanken. Daß gewisse Individuen zuweilen die Gedanken anderer lesen können, daran le ich nicht. Der Mesmerismus ist ja mit dieser Fähigkeit schon seit mehr als ahren bekannt. Ich bestreite nicht, daß die Beschreibungen der Psychometer haupt unter dem Einflusse der die Versuche leitenden Personen stehen könnten. n ich machte sehr häufig die Erfahrung, daß auch Eindrücke stärksten Grades,

[1]) William Denton: The Soul of Things, Vol. II, Seite 51 unten.

die ich selbst im Verlaufe unserer Forschungen empfand, ohne die allergeringste Einwirkung auf die Aussagen der Psychometer blieben."

Wenn ferner der skeptisch gesinnte Leser anzunehmen geneigt ist, daß es sich bei den weiter unten folgenden Beispielen lediglich um die Ausgeburten einer lebhaften kindlichen oder weiblichen Phantasie handelt, welche gar nicht ernsthaft genommen werden könnten, so muß dieser Annahme gegenüber hervorgehoben werden, daß Denton, welcher mehrere Psychometer zur Verfügung hatte, deren ganz unabhängig von einander gewonnenen Aussagen über ein und dasselbe Probestück mit einander verglichen hat und wunderbar übereinstimmend fand. So läßt er durch die oben erwähnten drei Familienglieder ein Stück eines Elefantenzahnes einzeln psychometrisch prüfen; das betreffende Zahnfragment stammte aus Kalifornien und war von Goldgräbern in Columbia unter einer 20 Fuß tiefen Lavaschicht gefunden worden. Alle drei Psychometer gaben ausführliche Schilderungen von einem fürchterlichen Vulkanausbruch, unter dessen Donnern sich nebenbei eine Jagd auf riesige Elefanten (Mastodonten) durch langhaarige Menschen sehr tief stehender Rasse abspielt. Die Übereinstimmung unter den drei Berichten ist in der That in die Augen springend.[1]) Des geringeren allgemeinen Interesses wegen, das dieses Beispiel besitzt, verzichten wir darauf, es wörtlich hier anzuführen. Wir verweisen aber den Geologen und Paläontologen auf die äußerst zahlreichen Dentonschen Forschungen in seiner Spezialwissenschaft und wenden uns zu Beispielen aus der Archäologie, so nach Pompeji, das unserem Verständnis räumlich und zeitlich näher liegt als jene urzeitlichen vulkanischen Eruptionen in den Urwäldern Kaliforniens.

Für den jungen Sherman mag es allerdings unterhaltende[r gewesen sein,] diesen Mastodonten-Jagden zuzuschauen, als eine Straße des alten [Pompeji] vor seiner Zerstörung zu beschreiben. Seine Kenntnisse auf archäol[ogischem] Gebiet sind natürlich äußerst beschränkt. Obgleich er sich wie alle [Knaben] viel lieber mit wilden Völkerstämmen als mit civilisierten Menschen [abgab,] so händigte ihm doch eines Tages (am 17. Oktober 1872) sein [Vater] ein Stück Mörtel ein, das vom sogenannten Hause des Sallust in P[ompeji] stammte, und ließ es den Jungen, welcher keine Ahnung davon [hatte,] was er in der Hand hielt, an die Stirne legen. Trotz oder [vielleicht] wegen der natürlichen Naivetät der Beschreibungen des Kindes ist [die] Wahrscheinlichkeit des Geschauten an vielen Stellen überraschend. [Die] Abgerissenheit der Darstellung und die häufige Störung des Zusam[men]hanges durch das Hin- und Herspringen von einem Ort und Gegens[tand] zum andern kennzeichnet jedoch nicht die Kindlichkeit des Knaben, son[dern] entspricht dem Wesen solcher Eindrücke bei den meisten Psychomet[ern.] Wir hören nun im folgenden den jungen Sherman reden.[2])

[1]) Mit den Auseinandersetzungen Dentons über die doppelte Kontrolle [der] psychometrischen Ergebnisse wird freilich ein hartnäckiger Skeptiker noch immer [keine] Überzeugung gewinnen. Ein solcher wird verlangen, daß nicht nur die Psychom[eter] wechseln, sondern auch die die Versuche leitende Persönlichkeit. Es ist zu bedau[ern,] daß dies hier nicht geschehen ist.

[2]) Dieser Bericht findet sich in Dentons Buch, Band II, Seite 181 flg.

III. Psychometrische Berichte über Pompeji.

17. Oktober 1872.

„Ich sehe einen Mann; er steigt mit etwas Mörtel eine Leiter hinauf. Männer bauen ein Haus aus hellem Backstein. Es ist dies in einem fremden Lande. Es scheint mir eine Stadt zu sein. Die Straßen sind breit — so breit wie die breitesten Straßen von Boston."

Denton macht hierzu die Anmerkung: Da ich gelesen hatte, daß die Straßen von Pompeji ausnehmend enge waren, so glaubte ich, hier müsse ein Irrtum vorgefallen sein; ich fand aber später in einer Beschreibung von Pompeji, daß gerade in der Nähe das für Sallusts Haus gehaltene Gebäude auf einem freien Raume von über 100 Meter im Quadrat stand und daß die Straßen an demselben in der Chat breit waren.

„Zwischen der mittleren Straße und dem Bürgersteig ist ein Zaun. An letzterem ist von Zeit zu Zeit ein etwa drei Quadratzoll großes Brett angebracht, auf dem etwas geschrieben steht. Zwischen je zwei Häusern ist ein etwa drei Fuß breiter Zwischenraum, so daß bequem ein Mensch hindurch gehen kann. Ich sehe auf einer Stelle — über einer Chür — die Darstellung eines Mannes, der mit einer Lanze einen Drachen angreift; er setzt einen Fuß auf dessen Rücken. Es ist in Stein ausgehauen. Über einer anderen Chüre sehe ich zwei Kinder, die ein kleines Fuhrwerk ziehen, auf dem ein drittes steht; alle drei haben Flügel."

Hierzu ist eine Abbildung gegeben, auf welcher zwei Genien einen dritten ziehen, welcher auf einer Biga steht, und Denton bemerkt hierzu: Dieses Bild stammt aus dem Buche Aines, Herkulanum und Pompeji, und stellt eine in Pompeji gefundene Malerei dar. Sherman sagt, daß es dasselbe sei, wie das, welches er gesehen, nur sei das Schild über der Chür, wie er es wahrgenommen, dreieckig. Das Bild hatte ..n unsererseits vor dem Experimente je gesehen. — Der kleine Psychometer

...ie meisten schönen Häuser haben einen derartigen Schmuck. Seitwärts von ... ist ein geschliffener Stein, auf dem Figuren von Menschen, Pferden und ...jen Booten mit rudernden Männern ausgehauen sind. Sie sind sehr gut ..., und es sieht aus wie ein Bild, aber ohne Perspektive."

...Kannst du Menschen sehen in den Straßen?"" fragte Denton.) — „Jawohl, ...nd, sie sehen aus wie Irländer.

...Wie sind sie gekleidet?"") — „Einige von ihnen sind nur halb angezogen. ...er ihnen haben die Arme und die Beine bis zum Knie nackt. Alle Arbeiter ...ch so. Andere sehe ich wiederum, die vollständig bekleidet sind und mehr ... tragen als notwendig wäre.

„Jetzt sehe ich eine Statue. Das Ding sieht sehr närrisch aus. Die Nase ist ... Fuß lang. Sie hat einen kleinen Kopf und einen Hut darauf. Sie ist aus ... gemacht, aber nicht glatt.

„Auf einem hohen Pfosten in der Mitte der Straße auf einem Querstück ist ...3we mit einer wie zum Schlag erhobenen Catze.

„Nun sehe ich einen breiten Fluß, auf welchem Leute zum Vergnügen in Booten ...1. Die Boote sehen aus wie Vögel, Gänse, Schwäne oder so etwas. Einige ...n Köpfe vorne, eines hat einen Menschenkopf. Sie sind sehr hübsch. Einige ... beinahe so breit wie lang, und nur ein kleiner Teil des Bootes liegt im Wasser."

Denton: Beistehende Figur 1 ist nach einer Skizze angefertigt, die Sherman ...end der Untersuchung zeichnete. Der Schwan scheint dem ganzen Boot zum ...ell gedient zu haben. Ein Schiff, das einen Schwanenkopf am Vorderteil trug, ...e von den Römern einfach „der Schwan" genannt. Figur 2 ist die Nachbildung

einer in Herkulanum gefundenen Malerei und stellt den Cheniscus dar, der gewöhnlich am Vorder-, manchmal auch am Hinterteil angebracht war. Sherman fährt fort:

„Die Männer rudern sehr gut; sie halten ausgezeichnet Takt. Es scheint das Hauptvergnügen der reichen Leute zu sein, in Booten zu fahren."

(„„Wie sind die Frauen gekleidet?"") — „Sie haben Gewänder von reichem und schönem Stoff mit allerhand Figuren darauf. Sie haben sehr lange Ärmel, welche offen sind und herunterhängen."

(„„Untersuche einige der Läden oder Privathäuser."") — „Ich bin in einem Laden, worin Tische verkauft werden. Einige sind sehr groß und enthalten schöne Figuren von Menschen, Pferden, Booten und anderen Dingen. Ich sehe einen großen Tisch aus Kupfer, scheint es; und in dessen Mitte ist ein Mann auf einem Zweiräder-Wagen; am Rande außen sind kleinere Figuren. Ich sehe nun eine große Zahl Tische derselben Art. Die Leute scheinen dieselben auf irgend eine Weise zu prägen. Ich muß sehr genau hinsehen. Ich möchte gerne deutlich sehen. (Lange Pause.)

„Das Arbeitervolk scheint die Reichen zu hassen. Wo deren eine Anzahl beieinander ist, gehen die Reichen rasch vorbei; sie scheinen jene so zu betrachten wie ein Mensch eine Schlange. Sie fürchten sie gerade nicht, aber sie scheinen sie zu verachten."

Auf Befragen seines Vaters sagte der Knabe, daß die Männer, welche die Boote ruderten, alle gleich gekleidet seien, — „in rote Jacken, die wie roter Flanell aussehen." Er gab dann zum Schlusse an, „die Straßen wären alle sehr sauber und die Hinterseiten der Häuser sähen gerade so reinlich aus wie die Vorderseiten. Alles sei nett und geordnet."

Die psychometrische Untersuchung Pompejis geht in der angeführten Weise fort. Shermann beschreibt nacheinander in höchst origineller und wahrscheinlicher Weise das Bootfahren und Fischen der alten Zeit, Juwelierladen, ein Fest im Tempel, Bildhauer bei der Arbei[t], pompejanischen Pöbel, ein pompejanisches Gastmahl, Färber b[ei der] Arbeit, einen Laden mit Luxuswaren, einen Spaziergang du[rch die] Straßen, dazwischen plötzlich die Ruinen des jetzigen Pompeji, wieder Fischer und Töpfer im alten unzerstörten Pompeji, Bronzea[rbeiten], eine theatralische Vorstellung, eine Feuersbrunst in Pompeji, ein [...]haus, die Zerstörung von Pompeji, eine Prozession, ein Löffelgesc[häft]. — Geben wir von diesen unbefangenen kindlichen Schilderungen n[ur die] letztere und die der Zerstörung der Stadt hier wieder[1]): (7. Juli [...])

Denton nahm ein Stück Mosaik von Pompeji, das schon früh[er zu] Untersuchungen gedient hatte und pulverisierte es. Shermann hatte [an den] letztvergangenen Tage Proben von Fußspuren vom Connecticutflusse [bei] sich gehabt und glaubte deshalb auch heute sehr natürlicherweise, daß [die] Untersuchung sich wieder auf palaeozoische Fragen beziehen werde.

„Ja, ich glaubte, wir gehen wieder weit rückwärts; aber es scheint doch [nicht] so. Ich sehe Menschen und eine Stadt. Es scheint eine gewisse Aufregun[g zu] herrschen. Viele Leute rennen in kleinen Kreisen rundum, andere hüpfen um[her]. Es muß etwas wie eine religiöse Handlung sein, was da vorgeht. Die Sache s[pielt] sich vor einem Gebäude ab, das wie eine Kirche aussieht. — Ich sehe jetzt [...] Leute in einer Prozession mit Fahnen wandelnd. Auf einer ist die Darstellung e[iner] Person mit sechs Armen, zwei nach vorne und zwei über jeder Schulter, aber [...] mit dem Körper in Verbindung. Die Straßen sind sehr krumm und ganz enge.

[1]) Vol. II pag. 241 flg. und 232 flg.

„Ein Mann ist damit beschäftigt, etwas wie ein Tier seitlich von einem Hause zu malen. Ich kann wirklich nicht sagen, was es werden soll. Aber es hat Hörner und Flügel. Es ist hell gehalten; der Mann zeichnet und malt abwechselnd. —

„Der Prozession voraus schreitet ein Mann ganz in Rüstung, der einen guten Eindruck macht. Er hat einen Busch rotweißer Federn auf dem Helm, von denen ihm einige hinten herabhängen. Dann folgen Soldaten mit Speer und Schild."

(Ein Löffelladen:) „Ein drei Fuß langer Löffel hängt außen vor dem Laden: es ist eine Löffelhandlung. Es sind einige hübsche Löffel darunter. Etliche sehen aus wie Zinn, andere wieder wie aus Silber. — Ich glaube, sie sind doch alle aus Silber; diejenigen, welche ich für zinnerne hielt, sind unvollendet. Die fertigen sind alle graviert. Ich sehe einen mit einem Gesicht darauf. (Er zeichnet Figur 3.) Es sind eine Menge verschiedene Sorten. Jetzt sehe ich einen sehr hübschen: er ist etwa so groß wie ein Eßlöffel von runden Formen. (Er zeichnet Figur 4.) Der Laden liegt an der Straße; nach hinten hinaus liegt eine Werkstatt, in der sie die Löffel gießen und gravieren. — Ich sehe einen Mann, der durch die Straße einen mit Orangen beladenen kleinen Karren zieht. Es sind Blutorangen darunter. Er geht überall herum und läßt an einigen Häusern einen Korb stehen, ohne auf Bezahlung zu warten. —

„Ich sehe jetzt einen prachtvollen Löffel. (Ich ging zurück zum Laden.) Die Schale ist flach, der Handgriff aber hübsch. (Er zeichnet Figur 5.) Aha, sieh' da! Der Mann, welcher graviert, hat Entenschnäbel, Vogelfüße, Hornkäfer und andere Insekten, einen Adlerfuß und andere Dinge. Er kopiert bald die, bald jene, und macht merkwürdig aussehende Dinge. Nahe am Fenster hat er lebende Pflanzen stehen, blaue Blumen, die so ziemlich wie Veilchen aussehen. In diesem Fenster ist ein Glas; es ist aber nicht rein, sondern hat ein verrauchtes Aussehen. Verschiedene Leute sind damit beschäftigt, solche Löffel zu gießen. Sie haben hübsche bronzene von diesem Graveur gemachte Formen. Der Graveur selbst hat einige Werkzeuge, ... hart zu sein scheinen; sie sind aus Bronze. Die Leute müssen dieselben auf ...ine Art härten. — Der Graveur zeichnet diese Ornamente mit etwas ...m und arbeitet die Linien dann mit seinem Werkzeug aus. Er hat eine ...e Feile, grob an einem Ende und fein am andern, eingeteilt in verschiedene ... Sie ist ungefähr zwei Fuß lang, zwei Zoll breit und einviertel Zoll dick. ...uf beiden Seiten und an den Rändern gehauen und aus Bronze. Einer der ... macht nun sein Mittagsmahl zurecht. Über dem Laden ist ein Boden, auf ...ben gehalten werden; er geht hinauf und holt sich ungefähr ein Dutzend ...ier, bricht dieselben in eine Schüssel auf und rührt sie um, indem er dazu eine ...es Pulver schüttet und aus beiden etwas wie einen Kuchen backt. — Sie ...ne Menge Silber hier in Stangen von drei oder vier Zoll Länge, zwei Zoll ...and einen Zoll dick; sie sehen aus wie kleine silberne Backsteine. — Es sind schwarze Menschen hier in der Straße, die Trauben verkaufen. Letztere haben gewaltige Größe. — Der Graveur hat ein gutes Werkzeug, um Parallellinien ...chen. Verschiedene scharf gespitzte Stängchen sind in gleichen Abständen unter... der verbunden. Er kann damit zehn (konzentrische) Kreise machen, ebenso leicht ...ine oder zehn gerade Linien."

17. Mai 1873.

Denton giebt seinem Sohne ein pompejanisches Lämpchen, das der ...e schon kennt. Er wünschte aufs lebhafteste, derselbe möchte ihm ...e die Darstellung einer Vorstellung in dem Amphitheater geben, ...hes dieser kurz vorher genau beschrieben hatte. Die darauf erfolgen... Schilderungen des Kindes sprechen daher durchaus gegen die übliche

Annahme eines bloßen Gedankenlesens ebenso sehr, wie gegen die Erklärung derselben als Phantasien des zehnjährigen Knaben. Dieser sagt:

„Ich sehe eine Dame in einem Zimmer sitzend und nähen. Ich sehe sie in derselben Weise nähen, wie ich dies schon früher beschrieben. Sie zieht die Nadel bis zum Kopfe herauf und stößt dann zu; dies öffnet das Tuch genügend, um die Nadel durchzulassen. — Das Zimmer, in dem die Dame sitzt, ist niedrig, und im Hintergrunde ist das Bild einer Frau mit einem Buch in der Hand. — Die Dame macht ein Kleid. — Es ist warm hier und die Fenster sind geöffnet. — Es ist nicht in einer Stadt, aber in der Nähe.

„Im Nebenzimmer kann ich einige Bilder in Rahmen hängen sehen. Eines stellt einen Mann dar, der zu einer großen Volksmenge spricht. Er steht auf einigen Kisten und trägt einen breitgeränderten Hut. — Eben wie ich auf dies Bild sehe, zuckt ein Blitz. — Es wird finster. — Ich bin nicht mehr an derselben Stelle. Ich bin auf der Straße. Ich sehe Feuerwerk; es dreht sich da ein Licht. —

„Nun hat sich's wieder geändert. Da, wo ich jetzt bin, sind viele Löcher im Boden, und Dampf und Rauch strömt heraus. Es ist ein zischendes Geräusch, wie von einer Dampfpfeife, und kleine Sandsteine fallen aus der Dunstwolke herunter, welche aus den Öffnungen strömt. Wenn der Wind Rauch und Dampf nach einer Seite bläst, kann ich in den Öffnungen unten das Feuer sehen. Ich höre viele Explosionen nacheinander, wie von Schwärmern. Bei jeder Explosion fliegt Schutt heraus, manchmal 20 Fuß hoch."

Hier macht **Denton** die Anmerkung: Er scheint an einen Krater des Vesuvs gelangt zu sein. Die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt muß auf den Vulkan gerichtet sein; es ist nicht auffällig, daß dasselbe auch bei ihm der Fall ist. Aber weshalb war dies nicht bei früheren Untersuchungen ebenso?

Sherman: „Es muß nahe bei Pompeji sein; ich sehe die Häuser mit flachen Dächern. — Der Rauch ist ungewöhnlich stark. Das Volk sehe ich jetzt, wie den Dächern der Häuser danach ausschaut. Es sieht von der Stadt viel aus als an Ort und Stelle. Es ist Abend geworden. Der Rauch steigt e breitet sich aus wie eine Schichtwolke. Er verbreitet sich über den ganzen weit darüber hinaus. Die Schuttauswürfe werden zahlreicher. Vor jedem ein Brüllen, dann erfolgt eine Explosion. Jetzt, von hier aus" — **Dento** offenbar zur Stadt zurückgekehrt und sieht nun von dort aus. — „sieht durch den Widerschein des Feuers unten in dem Krater aus, wie wenn da Flammenteppich ausgebreitet wäre.

„Jetzt wird es rasch dunkel, mehr durch die Wolke als infolge des unterganges. Die Bevölkerung ist in großer Aufregung. Ich kann sehen, zusammenpacken und sich zur Flucht rüsten. Nun tritt ein leichtes Wan Bodens ein. Das Erdreich zittert, wie wenn ein großer Sumpf unter den wäre und eine höhere Gewalt es erschütterte. Sie sind schrecklich aufgere schreien und rennen. Die Straßen sind voll Menschen; eine Menge sehe ic Bündeln auf dem Rücken. —

„Der Vulkan sieht jetzt aus wie ein ungeheures Feuer: doch ist es nicht mäßig; es flackert auf und sinkt nieder. Wenn die Flamme nachläßt, kann i Rauch in dicken Wolken hervorquellen sehen. — — Jetzt sehe ich ein sehr helle auf dem höchsten Gipfel des Berges, wie wenn die Lava in dem Krater bi Spitze gestiegen wäre. Es beleuchtet die Stadt, so daß ich der Menschen Sc sehen kann. Sie scheinen nicht willens, die Stadt zu verlassen, bis sie gezw sind. Sie wissen nicht, wohin sie gehen und was sie thun sollen.

„Das Licht wird größer und scheint sich auszubreiten. Es erhebt sic fürchterlicher Wind. Das Licht am Berge sieht jetzt so groß aus wie die Sonne

Aufgange. Ich kann die Figuren und Inschriften über den Thüren erkennen, so hell ist es. — — Jetzt steht der Vulkan aus wie ein feuriger Springbrunnen. Er wirft rotglühende Steine in die Höhe. Sie scheinen sehr hell. Ich kann sie, noch rot, nach der einen Seite hin abfallen sehen. Der Wind bläst gerade vom Berge zur Stadt."

Der jüngere Plinius — bemerkt hierzu Denton —, welcher dem Schauspiele aus einiger Entfernung zuschaute, erzählt uns, daß der Wind derart war, daß er seinen Oheim, der sich zur Beobachtung auf einem Schiffe befand, vom Fuße des Vesuvs gegen Stabiae trieb. Er stand daher auch gerade so, daß er die Asche auf Pompeji blasen mußte, welches in derselben Richtung lag.

„Das Volk ist sehr aufgeregt und rennt. Ich sehe zwei Männer mit einem Koffer laufen, welcher an zwei Stöcken festgebunden ist. — Die Wolke hat sich jetzt über die ganze Stadt verbreitet: nur ein schwacher Streifen Tageslicht ist am Horizonte auf der andern Seite zu sehen. — Die Asche fällt jetzt ganz dicht. Sie ist sehr leicht, und wenn sie fällt, rollt der Wind sie die Straße entlang. — — Der Vulkan ist großartig. Die Lava im Krater bleibt oben hoch stehen. — — Auf einigen Häusern sehe ich Brustwehren; und deren Ecken sind voll Asche, gerade wie Schnee, wenn er gefegt ist. Schnee ballt sich zusammen, aber diese Kohlenreste (Cinders) nicht; man könnte sie einzeln zählen. — Ich sehe einen alten Mann einen Sack schwenken, um die Asche fern zu halten, und pusten beim Gehen.

„Jetzt kann ich sehen, wie die Lava ausgebrochen ist: wo sie überfließt, sieht es aus wie der Rand eines Kruges. Es ist hier sehr hell; und die Wolken strahlen das Licht auf die Erde zurück, so daß es wie lichter Tag ist."

Es wird allgemein angenommen — sagt Denton — daß keine Lava aus dem Vesuv sich ergoß während dieses Ausbruches; doch der Grund für diese Vermutung liegt nur darin, daß Plinius von einem Lavastrome nichts erzählt. Aber er verschweigt auch ebenso die Zerstörung von Pompeji und Herkulanum. Wenn er sagt: ...würfe des Vesuvs flammten an mehreren Stellen mit großer Gewalt heraus", ...ch, hat er damit auch den Lavastrom bezeichnen wollen, der von Stabiae ...en wurde, das fast 15 Kilometer vom Vesuv entfernt ist.

...h sehe einen Laden, wo Melonen ausgehängt sind, und einige Buben kommen ...eiden sie ab, schleppen sie fort und essen sie unterwegs. — Die Aschen- und ...ke sind sehr locker: sie sind von außen kühl genug, um sie in die Hand zu ...während man sie innen noch rot sehen kann. Ich höre den Vulkan lauter ...er, die Explosionen sind häufiger. Ich kann es aufblitzen sehen, aber den ...icht eher hören, als bis fast schon der nächste Blitz kommt, der Schall kommt ...gsam herüber. Es flammt alle Augenblicke auf, ich sollte meinen, zweihundert ...och; und große rotglühende Felsstücke fallen umher. — Das Meer ist völlig ...sche und ausgebrannten Kohlen bedeckt. Ich glaube nicht, daß ein Ruderboot ...le hindurch kommen könnte. Die Erdstöße sind sehr zahlreich. Bei jedem Stoß ...ch in der Stadt ein Krachen hören, wie von einstürzenden Häusern. Wenn der ...n einen Augenblick ruhig ist, sehe ich Blitze nach allen Richtungen zucken.

„Der Aschenregen wird so dicht, daß es schwer ist, den Feuerberg zu sehen, ...nicht die Wolken sich lüften. Die Aschenflocken sind so groß wie Schneeflocken ...rm; einige von ihnen sind so groß wie meine Faust. Der Wind geht heftig.

„Die Stadt steht jetzt in Flammen. Die Menschen waten stellenweise bis an ...niee durch die Asche. Sie fängt sich in jeder Vertiefung wie Schneeflocken. Der ...trom ist lang; wie ein Fluß sieht er aus; aber er ist sehr krumm. Ich kann ...icht in seinem ganzen Laufe übersehen; er scheint sich in Rinnen zwischen Hügeln ...bergen.

„Ohne es zu wollen, bin ich plötzlich dicht bei der Lava. Es ist ein großartiger Anblick! Sie läuft umher wie Syrup. Sie ist so heiß, daß der überhängende Gipfel eines Baumes von ungefähr 20 Fuß Höhe Feuer faßt, als die Lava unter ihn hinfließt. — Es sind auch Häuser hier und sie ergießt sich über einige von ihnen. Sie kommt geschwind gegen ein Haus und nimmt es ganz leicht mit sich fort. — Der Strom ist jetzt bis auf eine Viertelmeile dem Meere nahe gekommen und ist ungefähr zwei- bis dreihundert Ellen breit. Er fließt zur Rechten der Stadt und gegen das Meer. — Auf dieser abschüssigen Bahn schießt er sehr schnell daher. Kaum berührt er einen Felsen, so zerkracht der in viele Stücke." —



Fig. 1.



Fig. 2.

(„„Gehe zur Stadt."") — „Alles ist in Flammen. Die Asche geht bis ä Thürschilder, wo solche nicht in Feuer sind. — Jetzt kommt ein Regen, es g Strömen. Wenn die Aschenstücke auf einer feuchten Stelle niederfallen, kann zischen hören; die Lava aber kehrt sich an gar nichts, — — Die Lava ist jet noch 40 Fuß vom Meere entfernt. Es entsteht klapperndes Getöse an ihrem v Rande, wo sie vordringt. Ich weiß nicht, woher das kommt. Nun bin ich an großartigen Anblick gespannt. — Jetzt ist sie noch vier Fuß entfernt und die stürzen sich auf sie. — — Die Lava strömt vor und stößt das Wasser zurück das Wasser weicht zurück. Jetzt kann ich die niederen Teile rot unter dem sehen — so rot wie nur etwas sein kann. Ungeheure Blasen fahren auf; u. ist das Wasser in vollem Kochen."

Denton: Er ist augenscheinlich enttäuscht, wenn er es auch nicht sag hat offenbar vermutet, daß solch ein Zusammentreffen von Feuer und Wasser fi

liche Explosionen verursachen würde. Aber das ist nicht der Fall, „denn sobald die Lava in die See tritt, beschleunigt die schnelle Verdampfung des Wassers, das in unmittelbare Berührung mit ihr kommt, die Abkühlung ihrer Oberfläche und verdickt die harte äußere Kruste so sehr, daß bald alle Verbindung zwischen dem Wasser und der feurigen Masse abgeschnitten ist... Breislak berichtet uns, daß im Jahre 1794 die Ergießung eines Lavastromes in den Meerbusen von Neapel bei Torre del Greco mit der größten Ruhe von statten ging, so daß er imstande war, selber das Vorrücken der Lava von einem Boote aus in unmittelbarer Nähe zu beobachten, ohne durch Explosionen oder andere heftige Erscheinungen gestört zu werden." [1])

Der Knabe fährt fort: „Als die Lava unter das Wasser floß, ließ sie einen Schaum zurück, der obenauf schwamm. — Der Raum, in dem sie sich in das Wasser hineinergießt, wird durch die zu Fels verhärtende Lava ausgefüllt. Das Wasser bricht aus und rennt über die gehärtete Lava. Auf diese Weise verdickt sie sich.

„Der Dampf aus der See wird zu strömendem Regen; wahre Wasserbäche! Ich sehe Wasser in runde Vertiefungen der Lava fließen, wie Tropfen auf einen heißen



Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.

·ße Wasserströme fließen über die Oberfläche der Lava hinunter, durch rursacht. — — Das Meer ist jetzt vom Lande ungefähr 400 Meter und die Lava drängt sich immer noch vor. Aber ich sehe das Meer ndringen, wo das Land gesunken ist.

ımel! Ich sehe hier einen Mann herumrennen zwischen dem sinkenden ,er Lava. Alles um ihn her ist Feuer. Er scheint wie wahnsinnig zu ıst keine Rettung für ihn. Er rennt in den Wald hinein, der in Flammen Lava leuchtet weithin trotz Asche, Rauch und Regen.

sehe die Stadt. Arme Stadt! sie scheint fast alle die Asche bekommen zu Ian könnte von der Asche oben auf die Häuser hinaufgehen. Die Stadt ız ausgebrannt sein, wenn der Regen und die Asche nicht gewesen wäre. fängt den Regen auf. Das Meer ist jetzt näher an Pompeji. Es sieht) der Grund gesunken wäre.

sehe eine weiße Wolke über der Stelle, wo die Lava in die See geflossen Windströmung scheint alle Asche auf Pompeji geworfen zu haben. — Ich keine Seele mehr. — Es ist Nacht, aber der Vulkan erhellt die Finsternis.

(Schluß folgt.)

[1]) Hartwig: „Subterraneon World" S. 73.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Zwei Gedichte*)

von

Giordano Bruno.

An den eigenen Geist.

Wurzelnd ruhst du, o Berg, tief mit der Erde verwachsen,
Aber dein Scheitel ragt zu den Gestirnen empor.
Geist, von des Weltalls Höh'n mahnt dich die trennende Grenze,
Die dich, beiden verwandt, scheidet von Hades und Zeus,
Daß du dein Recht nicht verlierst und, träg' im Niedern beruhend,
Sinkst, vom Staube beschwert, dumpf in des Acheron Flut.
Nein, vielmehr zum Himmel empor! Dort suche die Heimat!
Denn, wenn ein Gott dich berührt, wirst du zur flammenden Glut.

Das Ideal.

Es sammelt Hornsignal die Kriegerscharen,
Der Oberst läßt antreten bei der Fahne
Sein Regiment. Weh jedem, der im Wahne,
Er werde nicht vermißt, nicht achtet der Fanfare

Wer feig und träg sein Leben sucht zu sparen,
Den faßt der Tod mit ehrlos gift'gem Zahne:
So samm'le, Geist, zu höh'rem Ehrenplane
Der Seele Triebe, die vereinzelt fahren!

Ein Ideal sei deines Strebens Ziel,
Ein Banner, dem du Heerespflicht geschworen,
An Eine Schönheit gieb den Sinn verloren!

Von Einem Pfeile laß dein Herz durchbohren!
In Einem Feuer flamme dein Gefühl!
Ein Einzig Paradies sei dir erkoren.

---

*) Das erstere dieser Gedichte (Al propio spirto) findet sich vor den De la causa, principio et uno, bei Wagner I, 213; das zweite in den Er I 3, bei Wagner I, 317. — Wir entnehmen diese Übersetzungen von Dr. L beck aus dessen kürzlich erschienenen und in unserm letzten Dezemberheft bı „Lichtstrahlen aus Giordano Brunos Werken", bei Rauert & Rocco (12 Bogen, 3 Mark).

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Okkultistische Merkwürdigkeiten

aus dem Orient und insbesondere Tibet.

Von

Dr. Johannes Baumgarten.

I.

Nihil novi im heutigen wissenschaftlichen Hypnotismus. — Die Suggestion bei den Brahmanen Faria und Lahanteka. — Philips und Braid. — Kabbalistische Adepten des 18. und 19. Jahrhunderts.

Seitdem Charcot 1878 den wissenschaftlichen Bann gebrochen hat, der auf den Magnetisten (nicht zu verwechseln mit den Magnetiseurs) lastete, sind die „Profanen" allseitig in das sorgfältig gehütete dunkle Gebiet des Okkultismus eingedrungen und haben als Gewinn ihrer Streifzüge eine Reihe sogenannter Entdeckungen von Thatsachen ..ngebracht, die seit Jahrhunderten, vielleicht seit Jahrtausenden, nur ..en Schulweisheit unbekannt waren, die sie jedoch unter neuen zuerst an das Licht gezogen zu haben wähnen. Keine einzige der ie Experimente von Charcot, Bourneville, Richet, Liébeault, Bern. .umontpallier, Preyer u. v. a. herausgestellten Hauptthatsachen notismus und der Suggestion ist neu; sie lassen sich nachweisen chriften von Du Potet und dessen Schüler; ja manche bei den .smeristen und selbst weiter rückwärts im 18. Jahrhundert.

Brahmane und später portugiesische Abbé Faria, der in dem iertel unseres Jahrhunderts durch seine Experimente in Frankreich . erregte und Schüler wie Noizet und Bertrand bildete, stellte die .eorie der Suggestion auf.[1]) In vielen Dingen steht er bereits utigem wissenschaftlichen Boden. Sein etwas schwer zu lesendes ist eine Fundgrube für Forscher; man findet darin: Gedankenüber- .ng, Lesen geschlossener Bücher oder versiegelter Briefe, Fernsehen, .eränderung der Seele 2c., als Kapitel 13: De l'absurdité de l'action volonté extérieure dans la provocation du sommeil lucide, und .apitel 14: De la futilité de la supposition d'un fluide magnétique, wie Braid erst 1860 im Zusatz zu seiner Schrift von 1843 wieder

[1]) De la cause du sommeil lucide, ou Etude de la nature de l'homme. Par é de Faria, bramine, docteur en théologie et en philosophie, ex-professeur ilos. à l'université de France, membre de la société méd. etc. de Marseilles, Paris 1819.

aussprach, Stoff für unsere Anti-Fluidisten, obgleich zum Teil seine Ansichten im Gegensatz zu seiner durchaus mesmerischen Praxis stehen und längst widerlegt sind. Faria ersetzte das Wort magnétisme durch concentration, magnétiseur durch concentré, somnambule durch épopte.

Im Gegensatze zu Faria lehrte ein anderer Brahmane, Cahanteka, der 1854 und 55 Amerika bereiste, weniger von christlichen Anschauungen beeinflußt, eine transscendentale Psychologie, die wir später zum Teil bei Sinnett wiederfinden. Er bewies in merkwürdigen Experimenten die direkte Wirkung des Willens auf die äußere Welt und zeigte u. a., wie durch einen einfachen Willensakt die Sinne seiner Zuhörer dergestalt von Illusion befangen wurden, daß sie glaubten, einen Schwarm von Vögeln durch den Saal fliegen zu sehen und deren Gesang zu hören. Vom Gedankenlesen gab er ihnen folgenden Beweis:

Cahanteka hatte ihnen zu wiederholten Malen unter zwanzig Münzen diejenige richtig bezeichnet, auf welche sie während seiner Abwesenheit ihre Willenskraft konzentriert hatten. Da schlug einer, ebenfalls in Abwesenheit des Brahmanen, vor, um ihn zu prüfen, unter den Geldstücken keine Wahl zu treffen und sie ihm so vorzulegen. Cahanteka untersuchte die Münzen genau und erklärte dann, man habe auf keine einzige speziell den Gedanken gerichtet; hierauf betrachtete er ebenso genau seine Zuhörer und bezeichnete dann richtig denjenigen, der diese Probe vorgeschlagen hatte.

Philips (Pseudonym des Dr. Durand de Gros) erregte durch seine elektro-biologischen (d. h. Suggestions-) Experimente in Genf, M... und Algier 1853 großes Aufsehen[1]); es sind genau diejenige... Hansen viele Jahre später in Deutschland als neu vorführte. ... wollte, weit vorausgreifend, die Suggestion zu Erziehungszwecken ... Charakterfehler dadurch beseitigen, Geisteskrankheiten heilen. Br... er erst später kennen und gab dann 1860 einen Cours thé... practique du Braidisme mit Berichten von zahlreichen neuen Exp... heraus, die zum Teil seine eigene Theorie von 1853 bestätigte... Werke können heute noch mit Nutzen zu Rate gezogen werden.

Braids Methode (Fixieren eines glänzenden Gegenstandes) ... jeder Forscher weiß, eine uralte und läßt sich im Gebrauche der ... Spiegel, des Wasserglases, der Glaskugeln u. s. w. bis in das ... Altertum verfolgen. Die physiologische Ursache hat man allerdi... neuerdings erkannt.

Im heutigen Okkultismus ist **neu** hauptsächlich die Method... wissenschaftlichen Untersuchung des Thatsächlichen und das theoso... System, soweit es nicht schon in den Kreisen der Kabbalisten bekann... Das 18. Jahrhundert hatte sogar auch seine mit ihren Astralk... durch die Lüfte fliegenden Adepten, wie der Gläubige u. a. au... merkwürdigen kabbalistisch-rosenkreuzerischen Geschichte des Herrn Ro...

---

1) A. J. B. Philips. Electro-Dynamisme vital ou les Relations p... logiques de l'esprit et de la matière démontrée par des expériences entiè... nouvelles Paris (Baillière) 1855, pg. 373 ff.

vom Jahre 1720 erfahren kann[1]). Wir berichten bloß, um das nihil novi[2]) zu konstatieren.

II.

Die noch unerklärte Korrespondenzweise des Khabar in Indien und Westasien. — Das Fernsehen durch den Sarwa Anjoun und den Handspiegel. — Der Zauberbaum mit den zehntausend Bildern in Kounboum. — Die Schaustellungen der Bokte-Lamas.

Bei aufmerksamer Lektüre der seit dem 16. Jahrhundert erschienenen Reisebeschreibungen wird man auf eine Menge bisher wenig beachteter okkultistischer Thatsachen stoßen, die nicht selten durch ihre Übereinstimmung in den verschiedensten Ländern eine entscheidende Beweiskraft für ihre Wirklichkeit und dadurch vielfach fast den Wert direkter Experimente haben. In Deutschland hat besonders Professor Dr. Perty hierin Bedeutendes zu Tage gefördert. Manche dieser Thatsachen stehen jedoch vereinzelt da und harren noch paralleler Erfahrungen. Wenn wir in den folgenden Blättern eine kleine Nachlese halten, so geschieht das nur, um zum weiteren Forschen anzuregen.

Die Thatsache des Fernsehens und der Mitteilung von Nachrichten aus der Ferne — ohne sichtbare Mittel — ist schon lange im Orient konstatiert. Der Graf de Laborde und der Lord Prudhoe brachten 1844 eingehende Mitteilungen über betreffende Experimente in Kairo, in neuerer Zeit Charles Didier über die verschiedenen Zweige der Geheimwissenschaften in Ägypten, die „Allah, Sihr, Ramle, Kurrah, Simia (die eigentliche Magie) und die Alchymie", ohne daß die abendländische Wissenschaft sich um diese Dinge besonders bekümmerte. Erst seit sieben Jahren w... n genauer, daß in den Bazars des Orients eine geheime Korre... weise bekannt ist, wodurch man Nachrichten in die Ferne senden ...aus erhalten kann. Dieselbe heißt in Hindostan und im west... en Khabar (d. h. arab. Nachrichten). Diese bis jetzt für die ...ist unerklärliche Mitteilung geschieht mit der Schnelligkeit des ... wie Lord Carnarvon in seinen „Erinnerungen an die ... sagt:

„...ragt euch ein Kaufmann, Türke, Araber, Hindu oder Perser, ob ihr die ... Nachrichten kennt, und ihr antwortet verneinend, so teilt er euch diejenigen ...lche der Khabar eben offenbart hat."

Hieraus erklärt sich, wie während des Krimkrieges die Brahmanen ...ls die Engländer und noch vor dem Eintreffen der telegraphischen ...icht den Fall Sebastopols und nachher den Abschluß des Friedens ...856 erfuhren. Das Journal Du Potets[3]) erinnert daran, daß ... ein kurzer Aufstand unter einigen Völkerschaften im Innern von

---

[1]) Nouvelles aventures de l'infortuné Néapolitain ou du seigneur Roselli, ...mes, La Haye, chez Guillaume de Vois 1722. Ceux qui n'ajoutent aucune ...x merveilleux effets de la Cabale, heißt es in der Vorrede, auront peine à ...r plusieurs endroits de ce livre. Cependant rien n'est plus commun dans ...vrayes des vrais philosophes.

[2]) „Nichts Neues!" (Der Herausgeber.)

[3]) Journal du Magnétisme, Paris 1856, pg. 195.

Hindostan entstand, weil diese — drei Wochen, bevor die englische Regierung es erfuhr — die Nachricht von der Niederlage der Engländer am Vormittage von Waterloo erhalten hatte. Kurz darauf traf ebenso schnell die Nachricht vom schließlichen Siege der Engländer ein. An der Thatsache, die in ähnlicher Weise auch in Zentral- und Nordasien von Reisenden beobachtet wurde, ist kaum zu zweifeln. Aber wie soll man sie erklären? Noch kein wissenschaftlicher Beobachter hat sie untersucht, man ist also auf Vermutungen beschränkt, da auch von der Benutzung des Hellsehens einer Somnambule dabei nicht die Rede ist.

Man könnte denken an den Gebrauch des magischen Spiegels Sarwa anjoun, den die Hindu und Mohammedaner in Indien kennen, und welcher in merkwürdiger Weise an das Experiment des Grafen de Laborde mit dem Magier Achmed in Ägypten erinnert. Die Operationsweise mit diesem Spiegel ist folgende[1]):

„Man nimmt eine Handvoll von dolichos lablub, welche man über dem Feuer verkohlen läßt und zu Pulver zerreibt und dann mit Bieberöl befeuchtet. Hierauf läßt man dieses Präparat in einem neuen irdenen Gefäß, Lota genannt, verbrennen und drückt diese Masse, nachdem man eine gewisse Formel gesprochen hat, in die Hand eines Knaben, der bald darauf darin geheimnisvolle Gestalten und Geister erblickt.“ — Höchst bemerkenswert ist, daß eine der ersten Gestalten, welche das Kind erblickt, gewöhnlich die des fourach oder Straßenkehrers ist, dem ein Wasserträger folgt; hierauf kehrt der fourach zurück, breitet einen Teppich aus und es erscheint eine große Schar von guten und bösen Geistern, bis sich ihr Führer auf einem Throne zeigt und dadurch die Erscheinung zu Ende geht.

So geht die Sache in Hindostan vor sich. Nun hat sich aber ganz dasselbe in Kairo beim Experiment Achmeds vor dem Grafen de Laborde gezeigt: Der in seine Hand blickende Knabe beschrieb einen ...ischen Soldaten, der einen Platz vor einem Zelte fegte.[2]) Die Bew... Fernsicht, welche das Kind gab, waren durchaus überzeugend.

Von einem zum Fernsehen gebrauchten Knaben ist wel... Khabar noch bei den Sannyasis und Yoyis, welche den Sarw... handhaben, die Rede. Es muß also eine andere Erklärun... werden, und da dürfte denn die von einem Herrn Magliulo ... Bona in Algerien (jedenfalls im Verkehr mit den dortigen Arab... machte Entdeckung eines höchst einfachen, Ferngesichte erzeugenden ... spiegels eine Handhabe bieten. Nach Du Potets Journal (XV... bereitet man diesen Spiegel auf folgende Weise:

Man schwärzt mit Tinte in der Höhlung der linken Hand eine Fläche ... Größe eines Zehncentimes-Stückes, gießt 2—3 Tropfen Öl darauf, magnetis... Flecken durch einige Striche mit der rechten Hand, was auch ein anderer eine ... Minute lang thun kann, hierauf lehnt man die Hand irgendwo an, um sie n... müden zu lassen, und heftet unverwandt den Blick, ohne die Augen und G... jemals abschweifen zu lassen, auf den schwarzen Flecken in der linken Ha... wartet die sicher eintreffenden Erscheinungen und verlangten Fernblicke ab. P... von nervösem oder lymphatischem Temperamente erhalten dieselben recht bal... kommen gesunde und kräftige oft erst nach längerer Zeit.

Die Möglichkeit dieser Operationsweise beim Khabar läßt sich

---

[1]) Jaffur Shurreef. Qanoon-e-islam, or the customs of the moosu... of India. Translat. by Herklots. Lond. 1832, pg. 378.

[2]) J. Baumgarten, Der Orient, Stuttgart 1882, S. 91 ff.

ohne weiteres zurückweisen, da eine Reihe ähnlicher Beobachtungen mit anderen sogenannten Zauberspiegeln vorliegen. Das Ganze beschränkt sich auf eine braidistische Konzentration des Blickes und Gedankens, die eine Auto-Hypnose erzeugt, welche bei hysterischen und nervösen Personen die bekannten Erscheinungen unzweifelhaft zur Folge hat. Es kann nicht eindringlich genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese Auto-Hypnose, wie überhaupt alle Auto-Magnetisations-Experimente äußerst gefährlich sind, daß häufig Wahnsinn, selbst Tobsucht eintritt, jedenfalls eine dauernde Disposition zu Delirien und Wahnvorstellungen. Aubin Gauthier machte schon auf die Gefährlichkeit der von ihm so genannten Ipso-Magnetisation aufmerksam in dem Falle, wo sie die Erzeugung eines somnambulen Zustandes bezwecke.[1]) Es treten zuweilen unheimliche Zustände einer Art von fast dämonischer Besessenheit mit entsetzlichen Hallucinationen ein, wie sie uns Du Potet[2]) beschreibt, der sie an sich selbst erfahren hat. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unerwähnt lassen, daß Paul Gibier in seinen beiden letzten Schriften und mehrere andere Sachkenner es für einen unverzeihlichen, höchst gefährlichen Unfug halten, wenn sogenannte Antispiritisten und Hallucinationskünstler in Deutschland umherziehen und mit ihren hypnotistischen Experimenten die unwissende Menge, wozu auch auf diesem Gebiete die meisten Gebildeten gehören, verblüffen. „Es sind Kinder," sagt er, „welche mit Dynamitpatronen spielen."

Wir gehen jetzt über zur Schilderung einiger okkultistischer Merkwürdigkeiten aus Tibet, welche wir den Reisebeschreibungen des Missionars Huc entnehmen.[3]) Die Werke dieses Reisenden wurde auf den Index gesetzt und er selbst seiner Stelle als Missionar entkleidet, weil er in naiver Weise die Übereinstimmung einer Reihe von katholischen Ceremonien und Gebräuchen mit tibetanischen wahrheitsgetreu ans Licht gezogen und ebenso über einige Wunderdinge, die er unter den Lamas mit eigenen Augen gesehen, berichtet hatte. Einiges harrt noch der wissenschaftlichen Erklärung und Bestätigung, anderes, wie die Schaustellungen der Bokte-Lamas, ist heute durch ähnliche Beobachtungen in Kleinasien und Nordafrika vollständig außer Zweifel gesetzt.

Di- … Tibet und in der Tartarei hochberühmte Lamaserei Koun- … h. zehntausend Bilder, erzählt Huc, führt diesen Namen wegen … ürdigen Baumes, der auf jedem seiner Blätter tibetanische … hen trägt und der nach der Sage aus dem Haupthaare des … tors Tsong-Kha-Pa, der dort geboren wurde, entstanden sein soll. … rd uns fragen: „Existiert dieser Baum? Haben Sie ihn ge- … Wie verhält es sich mit seinen wundersamen Blättern?"

… wohl, dieser Baum existiert noch; wir hatten auf unserer Reise zu oft von … en hören, als daß wir nicht mit einer gewissen Ungeduld ihn zu besichtigen … hätten. — Am Fuße des Berges, auf dem die Lamaserei steht, und nicht

[1]) Aubin Gauthier. Traité pratique du magnétisme et du somnambulisme … é de tous les principes et procédés du magnétisme, Paris 1845.

[2]) … des Mousseaux, pg. 230.

[3]) … ouvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Tibet et la Chine pendant … s 1844, 1845 et 1846. Par M. Huc, prêtre-missionnaire de la con … de Saint-Lazare. Paris 1853, T. II, pg. 113—116.

weit vom buddhistischen Haupttempel befindet sich ein großes, von Ziegelsteinmauern eingeschlossenes Viereck. Wir traten ein in diesen weiten Hof und konnten nun mit Muße den Wunderbaum betrachten, von dem wir draußen schon einige Äste erblickt hatten. Unsere Blicke richteten sich zuerst mit lebhafter Neugierde auf die Blätter und wir wurden verblüfft, bestürzt, als wir in der That auf jedem einzelnen Blatte sehr gut gezeichnete tibetanische Schriftzeichen sahen; sie sind von grüner, zuweilen etwas dunklerer, manchmal auch hellerer Farbe als das Blatt selbst. Unser erster Gedanke war der Argwohn einer Betrügerei von seiten der Lamas, allein nachdem wir alles mit der peinlichsten Genauigkeit untersucht hatten, war es uns unmöglich, den geringsten Betrug zu entdecken. Die Schriftzeichen schienen uns ebenso mit dem Blatte verwachsen zu sein wie die Rippen desselben.

„Ihre Stelle ist nicht immer dieselbe; man sieht dieselben bald an der Spitze, bald in der Mitte des Blattes, bald unten, bald seitwärts; die zartesten Blätter zeigen das Schriftzeichen noch im Entstehen begriffen und halb gebildet. Die Rinde des Stammes und der Zweige, die fast derjenigen der Platanen gleicht, ist ebenfalls mit Schriftzeichen bedeckt. Löst man ein Stück der alten Rinde ab, so erblickt man auf der neuen die rudimentären Formen der Schriftzeichen, welche schon hervorzusprießen beginnen, und, seltsamerweise, sind letztere ziemlich häufig verschieden von den darüber befindlichen der alten Rinde. Wir suchten überall, aber immer vergebens, nach irgend einer Spur von Betrug; der Schweiß stieg uns darüber auf die Stirne. Andere, die geschickter sein mögen als wir, werden vielleicht genügende Erklärungen über diesen sonderbaren Baum geben können; was uns betrifft, so müssen wir darauf verzichten. — „Der Baum der zehntausend Bilder schien sehr alt zu sein, sein Stamm, den drei Männer kaum umfassen konnten, ist nicht höher als acht Fuß; die Zweige ragen nicht in die Höhe, sondern breiten sich fächerartig aus und sind äußerst dicht belaubt. Die Blätter bleiben immer grün; das rötliche Holz hat einen feinen, fast zimmetartigen Geruch. Die Lamas sagten uns, daß der Baum im Sommer große wunderschöne Blüten treibe. Ebenfalls versicherte man uns, daß der Baum sonst nirgendwo vorkäme, daß man in mehreren Lamasereien der Tartarei und Tibets versucht habe, ihn durch Samen oder Stecklinge zu verpflanzen, daß aber alle Versuche vergeblich gewesen seien. Der Baum steht weit und breit in großer Verehrung. Die Lamaserei von Khoun-Boum ist eine berühmte buddhistische Akademie mit drei Fakultäten."

Der Missionar Huc hat in seinem Buche nicht alles sagen wollen, wahrscheinlich weil das Berichtete schon unglaublich genug erscheinen mußte. Mündlich teilte er dem Herrn Gougenot des Mousseaux[1]) folgendes mit, was die Genauigkeit seiner Beobachtungen genugsam beweist:

„. . . Ich kann Ihnen wiederholen, daß ich ihn (l'arbre Kounb- gut gesehen, vollkommen beobachtet habe. Jedes seiner ausgewachsenen entweder einen Buchstaben oder einen religiösen Spruch (!) in den Schriftzügen. Und diese Schriftzüge sind in ihrer Art von einer so vol Schärfe, daß die typographischen Werkstätten von Didot nichts Reiner Öffnet die Blätter, welche das Wachstum aufzurollen im Begriffe ist, so die Buchstaben oder Wörter erscheinen sehen, welche diesen in seiner 2 Baum zu einem Wunderwerk machen."

Auf und unter der Rinde beschreibt er weiterhin dieselbe Er ebenso die Verschiedenheit aller Schriftzüge und Worte. — Hier die abendländische kritische Wissenschaft vor einem okkultistischen dessen Lösung mehr wert sein dürfte, als sämtliche Höhen- und Ter messungen, die man bisher in Tibet angestellt hat. (Schl-

---

[1]) Le Magie aux XIXe siècle, pg. 112—113.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Tagebuch eines indischen Geheimjüngers.

Mitgeteilt von

W. Q. J.*)

Es war Dezember, als er nach Benäres kam, in der Hoffnung, dies würde seine letzte Pilgerfahrt sein. Was ich aus diesen merkwürdigen Aufzeichnungen — die in einem Gemisch von Tamil, der südindischen Sprache, und Mahratha geschrieben sind — habe übersetzen können, beweist, daß er schon viele Pilgerfahrten nach den heiligen Orten Indiens unternommen hatte; ich weiß jedoch nicht, ob er darin lediglich eigenem Antriebe oder gegebenen Weisungen folgte. Wäre er ein bloß in gewöhnlicher Weise religiöser Hindu, so ließe sich vermuten, daß er jene Pilgerfahrten zu dem Zwecke unternommen habe, sich Verdienste zu erwerben; doch da er schon lange auch die bilderreichen Fesseln der Veden muß abgestreift haben, so sind Grund und Zweck jener Reisen nicht ersichtlich. Obgleich ich, wie Sie wissen, schon seit längerer Zeit im Besitze dieser Papiere bin, schien mir die Zeit bis jetzt noch nicht gekommen, sie zu veröffentlichen. Als ich sie erhielt, war er schon lange aus diesem unruhigen geschäftigen Treiben zu dem noch weit größeren Wirkungsfelde emporgestiegen, nun aber gebe ich Ihnen volle Freiheit, diesen fragmentarischen Bericht ohne Beschreibung der Persönlichkeit zu veröffentlichen. Solche Leute lieben es, wie Sie wissen, nicht, sich zur Schau gestellt zu sehen; denn als wirkliche Jünger der geheimen Brüderschaft bekennen sie sich nie als solche. Das Folgende sind seine Aufzeichnungen:

. . . . Zweimal schon sah ich diese schweigenden Tempel an [illegible] rollenden Fluten des heiligen Ganges. Sie haben sich nicht ver-

*) Die einleitenden Worte sind von dem Einsender dieses Manuskriptes hinzu[illegible]gt, der das Gemisch der Sprache des Originals von indischen Vernakular-Sprachen [illegible]ächst ins Englische übertragen hat. Diese Übersetzung erschien im I Bande des [illegible]th" (New-York, P. O. Box 2659). Dessen Herausgeber schreibt uns: „Das Manu[illegible]t ist in meinen Händen, aber man könnte dasselbe eigentlich mehr eine Selbst[illegible]raphie als ein Tagebuch nennen; das hier Mitgeteilte ist nur ein kleiner Teil [illegible] Ganzen. Es ist durchaus keine Dichtung, sondern volle Wahrheit; auch kann [illegible] die berichteten Erlebnisse nicht als bloß „subjektive" bezeichnen. Objektiv waren [illegible]indestens in so fern, als sie sich dem sinnlichen Bewußtsein gerade so darstellten, [illegible] alle andern beleuchteten Gegenstände gesehen und die gesprochenen Worte gehört [illegible]en. Einige dieser Erfahrungen waren allerdings im Wesentlichen das, was [illegible] gewöhnlich subjektiv nennt; nichtsdestoweniger sind sie wahr, und das Berichtete [illegible]ah wirklich." (Der Herausgeber.)

ändert, aber welche Wandlungen haben sich in mir vollzogen! Und doch, so ists nicht, denn das „Ich“ wird nicht verwandelt, nur der Schleier, der es umschließt, entschwindet mehr und mehr, oder aber, faltet enger sich und dichter, die Wesenheit verbergend . . . .

Sieben Monate sind es, seit ich gewürdigt ward, Kunâla zu folgen. So oft ich vorher ihn zu sehen kam, trieb mich ein unabwendbares Geschick zurück. Es war Karma, das gerechte Gesetz, was gegen den Willen uns zwingt, das mich gehindert. Hätte in jener Zeit mein Entschluß gewankt, und wäre ich zurückgekehrt zum Schauplatz des gewöhnlichen Lebens, das mir damals schon so weit entschwunden war, so wäre mein Schicksal in dieser Verkörperung besiegelt gewesen, und er hätte geschwiegen! Warum? Glücklich war ich, zu wissen, daß jenes Schweigen seinerseits nicht mangelnde Teilnahme an meinem Schicksal würde bekundet haben, sondern, daß wiederum nur Karma sein Eingreifen verhindert hätte. Bald nachdem ich ihn zum erstenmal gesehen, fühlte ich, sein äußerer Schein verkünde nicht sein wahres Wesen. Dies Empfinden erstarkte bald zu so mächtiger Überzeugung, daß einigemale der Gedanken mich erfaßte, ihm zu Füßen zu fallen und ihn anzuflehen, er möge sich mir offenbaren. Doch ich erwog, daß dies nutzlos sei; ich wußte wohl, daß mein Wesen noch nicht geläutert und nicht würdig sei, mit solchem Geheimnisse betraut zu werden; und daß auch, wenn ich schwiege, er selbst sich mir enthüllen würde, sobald er mich würdig befände. Ich dachte, er müsse ein großer Hindu-Meister sein, der diese täuschende Gestalt gewählt. Doch hier bot sich eine Schwierigkeit: ich wußte, daß er Briefe von mehreren Verwandten aus verschiedenen Gegenden empfing; er hätte also denselben Schein überall bewahren müssen, denn einige dieser Verwandten lebten in andern Ländern und er selbst war auch schon dort gewesen. Verschiedene Erklärungsweisen drangen sich mir auf. . . Aber mein ursprünglicher Eindruck von Kunâla — er sei ein großer indischer Meister — hat mich nicht betrogen. Ich sprach mit ihm darüber fortwährend seit — —, obgleich ich fürchte, daß ich „ihrer Gesellschaft“ noch nicht würdig bin und vielleicht es auch in diesem Leben noch nicht werde. Meine Sehnsucht hat mich immer dahin gezogen, denn ich dachte immer daran, diese Welt zu verlassen, um mich in der Einsamkeit ganz der Mysti[k zu] widmen. Oft sprach ich Kunâla von dieser meiner Absicht, mich g[anz] dieser Weisheit hinzugeben, welche allein den Menschen in dieser W[elt] glücklich machen kann. Doch er frug mich dann, was ich „do[rt] allein zu thun gedenke? Er sagte, daß anstatt mein Ziel zu erreich[en,] ich möglicherweise den Verstand verlieren könne, wenn ich mich allein [in] der Haide und im Walde ohne Führer fände. Ich sei thöricht, zu glau[ben,] ich würde einem Adepten begegnen, wenn ich dorthin wanderte. W[ollte] ich wirklich mein Ziel erreichen, so sollte ich an der großen Geiste[sbe]wegung mit arbeiten, durch welche ich schon mit so vielen guten Mens[chen] zusammengetroffen sei und auch ihn kennen gelernt habe. Wenn die höheren Meister mit mir zufrieden wären, würden sie selbst mich diesem unruhigen Leben zu sich bescheiden und im Stillen belehren.

ich dann aber doch thöricht genug, ihn wiederholt bat, mir die Namen und den Aufenthalt solcher Meister zu nennen, gab er schließlich mir zur Antwort: „Einer unserer Brüder hat mir gesagt, daß bei deinem fortwährenden Drängen es besser sei, dir ein für allemal zu sagen, daß ich nicht befugt bin, dir irgend welchen Aufschluß über sie zu geben. Doch wenn du hin und wieder bei den Hindus, die du siehst, herumfragst, ob ihnen hierüber etwas bekannt sei, so kannst du von ihnen vielleicht etwas erfahren, und einer der Meister mag auch deinen Weg kreuzen, ohne daß du ihn kennst und dir raten, was du zu thun hast."

Dies waren für mich Befehle. Ich wußte, daß ich warten müsse; und doch fühlte ich wohl, daß allein durch Kunâla mein Wunsch sich erfüllen würde. . . . . . .

Ich fragte nun einige meiner Landsleute darüber und einer von ihnen sagte, er hätte wohl zwei oder drei solche Männer gesehen, doch seien sie nach seiner Meinung noch nicht ganz das gewesen, was er unter „Radja Yogis" sich vorstelle; er hatte auch von einem Mann gehört, der einige Male in Benâres erschienen sei, es wisse aber niemand, wo er lebe. Dies Fehlschlagen meiner Hoffnungen war bitter für mich, doch verließ mich nie die feste Überzeugung, daß wahre Meister in Indien leben und auch heute noch unter uns zu finden sind. Ohne Zweifel leben solche auch in andern Gegenden, denn warum wäre sonst Kunâla dort gewesen?

. . . . Infolge eines Briefes von Vichnurama hörte ich, daß ein gewisser X.[1]) in Benâres lebte und daß Swamidji K. ihn kenne. Doch konnte ich aus gewissen Gründen mich nicht unmittelbar an Swamidji K. wenden, und als ich ihn später fragte, ob er X. kenne, antwortete er: „Wenn es einen solchen Menschen auch giebt, so ist er hier wenigstens nicht bekannt."

Auf solche ausweichende Weise antwortete er mir verschiedene Male und ich sah wohl ein, daß alle Erwartungen meiner Reise nach Benâres Luftschlösser bleiben würden. Mir blieb nur der Trost übrig, daß ich einen Teil meiner Aufgabe hierbei erfülle . . . .

Neulich kam Nilakant plötzlich hier an und ich traf ihn zusammen mit Swamidji K. Plötzlich erwähnte K. zu meiner Überraschung X., in. sagte, er kenne ihn gut und besuche ihn öfters, und bot uns an, uns dorthin zu bringen. Doch gerade als wir uns auf den achten, kam ein englischer Offizier, welcher Kunâla früher einmal Dienst erwiesen. Er hatte auch irgendwie von X. gehört, und es hm gestattet, uns zu begleiten. So sind die Verwickelungen des . Die europäische Bildung dieses Offiziers verhinderte ihn, sich ere Anschauungen hineinzudenken und dies machte den Erfolg Besuches sehr zweifelhaft. Bei dieser Zusammenkunft mit X. ich daher auch so gut wie nichts erreichen, und so verabschiedeten wieder.

---

[1]) Ich finde es unmöglich, diesen Namen zu entziffern; es scheinen fremde chen zu sein. (Der Einsender.)

Tags darauf kam X. uns zu besuchen. Er spricht von sich nie anders als: „dieser Leib".

Gestern begleitete ich Kunâla, und wir besichtigten die großen, wunderbaren Tempel aus der Zeit unserer Vorfahren. Einige zerfallen in Ruinen, andere weisen nur die Spuren der Zeit, die über sie dahingegangen. Welch ein Unterschied war es doch für mein Verständnis dieser Bauwerke, jetzt, da Kunâla mich auf die Bedeutungen ihrer Einzelheiten hinwies, die mir vorher nie auffielen, gegen den Eindruck, den ich von ihnen bei meiner ersten Pilgerfahrt empfing, die ich vor vielen Jahren in Begleitung meines Vaters unternommen!

Ein großer Teil des Manuskriptes ist hier, obgleich in denselben Sprachzeichen geschrieben, doch in eigener Weise verändert, wohl um dem Verfasser einige für ihn allein verständliche Anhaltspunkte zu geben. Mit einiger Mühe ließe sich auch dieser Abschnitt entziffern, doch muß ich seinen Wunsch, die so veränderten Stellen nicht der Öffentlichkeit preiszugeben, achten. Ich will mich daher begnügen, auszugsweise davon so viel mitzuteilen, als ich glaube, daß ohne Mißbrauch des Vertrauens geschehen kann.

Es scheint, daß er schon öfters die heilige Stadt Benâres aufgesucht, die damals ihm nur als ein Wallfahrtsort der Andacht erschien. Er erblickte dann auch in jener Zeit in den genannten Bauwerken nichts weiter als Tempel. Doch nun belehrte ihn Kunâla, der ganze Aufbau eines jeden wirklich alten Denkmals sei also angeordnet, daß die Symbole der urältesten Offenbarungen in den unwandelbaren Steinen sich ausdrückten. — Diese Tempel wurden zu einer Zeit erbaut, da niemand an die Möglichkeit eines Zeitalters dachte, in welchem den Völkern die damals allbekannten Wahrheiten abhandengekommen sein würden; damals lebten viele Meister, die den herrschenden Klassen, wie dem Volke wohl bekannt waren. Noch hatte sie kein unerbittliches Geschick in die Einsamkeit fern von aller Kultur gedrängt, sondern sie lebten in den Tempeln und übten, ohne materielle Macht zu entfalten, einen *geistigen* Einfluß aus, der viel gewaltiger war, als je ein Herrscher ihn erlangt hat. *Sie* wußten, daß ein dunkeles Zeitalter hereinbrechen würde, unter dessen Sch[illegible] die Menschheit sogar die Erinnerung verlieren würde, daß Meister j
und andere höhere Lehren früher bestanden hätten, als jene nu
auf das materielle Recht von Mein und Dein begründeten.
Pergament oder irgend ein animalischer Stoff war zu sehr der Zer
ausgesetzt, um zur Aufzeichnung dieser Überlieferungen dienen zu
Stein hingegen überdauert in einem milden Klima viele Jahrh
Es ließen daher einige dieser Meister, die zugleich Könige waren
Tempel in Verhältnissen, Formen und symbolischer Ausschmückung e
aus welchen die kommenden Geschlechter die Lehren entziffern kö

1) Diese symbolische Bedeutung in Denkmalen und Tempeln findet sic
Egypten, in den Pyramiden zc., ebenso in den mittelalterlichen Domen, i
besonders alchymistische Lehren zum Ausdruck kamen. Dies erwähnt u.
Hugo in „Notre Dame de Paris" liv. V, Chap. 1 u. 2. (Der Über

Hierin lag große Weisheit; denn diese Überlieferung in den Schriftzeichen der damaligen Sprache in Stein zu hauen, hätte dem gewollten Zwecke nicht genügt, da die Sprachen sich ändern, und eine ähnliche Verwirrung würde daraus entstanden sein, wie in betreff der Hieroglyphen Egyptens; ein eigener Stein, der den Schlüssel dargestellt hätte, konnte verloren gehen oder ebenfalls unverständlich werden. Doch Symbole sind in der Natur begründet und darum unsterblich klar, weil die ihnen zu Grunde liegenden Ideen, trotz des Unterschiedes der herrschenden Sprache, sich nicht verändern. Man sprach damals — wie Kunâla ihm mitteilte — nicht Sanskrit, sondern eine viel ältere, jetzt fast vollständig aus der Welt geschwundene Sprache.

Kunâla erwähnte auch eines sonderbaren Bauwerkes, welches noch heute sichtbar, in einem anderen Teil Indiens vor vielen Jahren erbaut worden. In diesem zeige sich der Unterschied eines gedankenlosen von einem symbolisch durchdachten Baue. Diesen Tempel hatte ein Tschandala [1]) erbaut, den ein Glücksfall bereichert hatte. Sterndeuter hatten dem dortigen Rajah [2]) gesagt, er müsse infolge eingetretener Konstellationen eine ungeheure Summe Geldes dem ersten Menschen geben, welchen er am nächsten Morgen erblicken würde, indem sie selbst vorhatten, sich früh dem König zu zeigen. Tags darauf erhob sich der Rajah zu ungewöhnlich zeitiger Stunde, schaute zum Fenster hinaus und erblickte diesen Tschandala. Augenblicklich versammelte er seinen Rat, rief die Sterndeuter und den armen Straßenkehrer und beschenkte ihn mit einer Unsumme Geldes. Mit diesem Gelde erbaute der Tschandala einen Tempel aus Granit, mit ungeheuern monolitischen Ketten, welche von dessen 4 Ecken herabhängen. Die einzige Bedeutung, die das Bauwerk ausdrückte, war: der Wechsel in den Verkettungen des Schicksals, von der Armut bis zum höchsten Reichtum in derselben niederen Kaste zu gelangen.

Außer diesem aus jener Begebenheit entspringenden Gedanken drückt der Tempel garnichts aus. Die Symbole der alten Bauwerke hingegen, seien sie nun in Stein gehauen, oder durch das in der Zusammenfügung beachtete Verhältnis ausgedrückt, beziehen sich auf keine Erinnerung oder
s eines geschehenen Ereignisses; sie verkünden nicht allein Lehren
e Weltentstehung, die Natur und das All, sondern auch die Ge-
· körperlichen wie geistigen Lebens im Menschen. Dies in Kürze
halt der von Kunâla ihm gegebenen Aufschlüsse. Dieselben sind
mit veränderten Zeichen niedergeschriebenen Abschnitt des Manu-
enthalten. — Das Tagebuch fährt dann weiter fort:

.... „Während Kunâla und X. gestern, gleich nach Sonnen-
ng mit einander sprachen, schien Kunâla plötzlich in eine Art von
ig zu kommen, und etwa 10 Minuten später fiel eine große
Malven-Blüten von der Decke auf uns nieder.

muß nun nach — gehen und seine Aufträge ausführen. Meine

---

[1]) in Mann aus einer der niedersten Kasten Indiens. Ein solches Gebäude
tzt zu Bidjapur in Indien zu sehen. (Der Einsender.)

[2]) ürsten, Herrscher.

Aufgabe ist mir klar, aber wer weiß, ob ich dieselbe recht erfüllen werde! .... Als ich dort meine Arbeit gethan und mich hierher zurückzukehren anschickte, begegnete mir ein wandernder Fakir und bat mich, ihm den besten Weg nach Karli zu zeigen; ich wies ihn zurecht. Er stellte nun einige Fragen an mich, aus welchen hervorzugehen schien, daß er um mein Geschäft dort wisse. Auch sein Blick war bedeutsam, und einige seiner Fragen schienen Dinge zu betreffen, welche Kunâla mir unter Gebot des Schweigens mitgeteilt. Die Fragen waren nicht geradezu gestellt, doch betrafen sie jene Eröffnungen, so daß, wäre ich nicht auf meiner Hut gewesen, ich leicht zu viel hätte sagen können. Er verließ mich darauf mit den Worten: „Ihr kennt mich nicht, aber wir mögen uns wohl wiedersehen“.....

Ich kehrte vergangene Nacht zurück, fand aber nur X., dem ich meine Begegnung mit dem Fakir erzählte. Er sagte: „Es war niemand anders als Kunâla selbst, der dich um diese Dinge fragte, indem er sich des Körpers dieses Fakirs bediente, und wenn du den Fakir wiedersiehst, wird er dich nicht kennen, und auch nicht imstande sein, jene Fragen zu wiederholen. Kunâla — der dies öfter thut — hatte zu seinem Zwecke für diese Zeit von dem Körper des Fakirs Besitz ergriffen.“

Ich fragte ihn nun, ob in diesem Falle Kunâla wirklich in den Körper des Fakirs hineingegangen, da es mir widerstrebt, solche Fragen an Kunâla selbst zu stellen. X. antwortete mir, daß wenn ich meinte, ob Kunâla wirklich mit seiner ganzen Persönlichkeit in die Person des Fakirs eingetreten sei, die Antwort nein sein müsse, denn Kunâla habe sich nur der Sinne des Fakirs bemächtigt, sein eigenes Wollen und Wissen an Stelle der des Fakirs gesetzt. Daraus überließ er mir selbst meine weiteren Schlüsse zu ziehen ....

Gestern war ich so glücklich, über die Art und Weise in einen leeren Körper einzutreten oder einen schon bewohnten zu gebrauchen, belehrt zu werden. In beiden Fällen fand ich, daß der Vorgang im Wesentlichen derselbe; es wurde mir auch mitgeteilt, daß ein Bhut [1]) genau denselben Weg geht, wenn er Besitz vom Körper oder dessen Sinnen nimmt; wie z. B. bei vielen jener unglücklichen besessenen Fraue[illegible] Gegner. Manchmal ergreift der Bhut auch nur einen Teil des [illegible] z. B. einen Arm oder eine Hand; dies geschieht, indem jener [illegible] Gehirns, dem der Arm oder die Hand entspricht, d. h. mit dem[illegible] Zusammenhang steht, beeinflußt wird; das nämliche geschieht [illegible] Zunge und den andern Sprachorganen. Niemand anderem als [illegible] hätte ich gestattet, mit meinem Körper den Versuch zu machen; [illegible] fühlte mich ganz sicher und war überzeugt, daß er mich nicht [illegible] denselben zurückkehren lassen, sondern auch keinem anderen Wesen[illegible]

---

[1]) Das einen Besessenen regierende oder beeinflußende Wesen. [illegible] Glauben der Hindu sind dies die astralen Überbleibsel von verstorbenen [illegible] etwa die noch Bewußtsein besitzenden Astralkörper, deren der Geist sich [illegible] nach entledigt.

oder Gandharba[1]) erlauben würde, in denselben nach ihm einzudringen. Wir gingen nach —, und er ..... Ich hatte das Gefühl, daß ich plötzlich in Freiheit getreten; er stand neben mir, und zuerst glaubte ich, er hätte kaum begonnen. Aber er wies meinen Blick nach der Matte hin, und da sah ich meinen eigenen Körper, anscheinend bewußtlos hingestreckt. Während ich hinblickte ...... öffnete mein Körper die Augen und stand auf. Dann aber zeigte er sich als ein weit edleres Wesen als ich selbst, denn Kunâlas beseelende Kraft bewegte und regierte ihn nun. Ringsumher — wohl durch jene magnetischen Einflüsse angezogen — schwebten und bewegten sich astrale Gebilde, die umsonst versuchten, ihm ins Ohr zu flüstern, oder auf solchem Wege in den Körper einzudringen. Doch umsonst! sie schienen durch Kunâlas Aura oder Ausstrahlung alle zurückgedrängt zu werden. Als ich mich nun nach Kunâla selbst umwandte, und ihn im Zustande von Samâdhi[2]) zu finden erwartete, sah ich ihn lächeln, als wäre keine, oder höchstens ein Teil seiner Kraft ihm entströmt ...... Im nächsten Augenblick war ich wieder ich selbst, die Matte fühlte sich kühl unter mir an, die Bhuts waren verschwunden und Kunâla hieß mich aufstehen.

Er befahl mir, in die Berge des — zu gehen, wo die — und — gewöhnlich sich aufhalten; er sagte, daß, wenn ich auch das erste Mal niemand sehen würde, doch der Magnetismus des Orts, an dem sie leben, mir sehr helfen würde. Sie bleiben selten an einem Orte; doch kommen sie alle an bestimmten Tagen des Jahres wieder zusammen, in einer gewissen Gegend bei Bhadrinath im nördlichen Indien. Er bedeutete mir, daß, weil die Söhne Indiens immer verkehrter werden, jene Meister nach und nach sich immer mehr gegen Norden, nach den Bergen des Himâlaya zu, verzogen haben. — (Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Naturgeister oder Elementarwesen.

[2]) Innerstes Bewußtsein bei äußerer Bewußtlosigkeit.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kerners Klecksographien.

Von

Dr. Hübbe-Schleiden.

Ein noch ungedrucktes Buch von Justinus Kerner, ein Band von bisher nicht veröffentlichten Gedichten, die von Kerners gemütvollem Humor überfließen, und noch dazu voll von Bildern, die von Kerner selbst herrühren — das ist ein litterarisches Ereignis, wie die Welt es sich nicht träumen ließ. Dies aber liegt uns thatsächlich vor in einem wunderhübsch ausgestatteten Großoktav-Bande, „Klecksographien von Justinus Kerner. Mit Illustrationen nach den Vorlagen des Verfassers." Das Verdienst, diese Hinterlassenschaft Kerners an das Tageslicht der Öffentlichkeit gebracht zu haben, hat sich die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart erworben.[1])

Uns war das Vorhandensein dieses Schatzes schon seit Jahren bekannt; aber die Zeit für seine Hebung war bisher noch nicht gekommen. Wir wollen jedoch nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß das Kernerhaus in Weinsberg noch manche solcher höchst originellen Merkwürdigkeiten birgt. Daselbst bewahrt auch der Sohn von Justinus Kerner, Hofrat Dr. med. Theobald Kerner, jetzt ein Siebziger an Lebensjahren, das Original des uns hier vorliegenden Buches auf mit noch vielerlei anderen geschichtlich interessanten Raritäten, Erinnerungen an die „Seherin von Prevorst", die zwei Jahre in diesem seinem elterlichen Hause wohnte, und an viele andere berühmte Besucher desselben. Das Kernerhaus ist fast ein kleines Museu[m zu] nennen; und wen immer von unsern Lesern sein Weg in jene schwä[bische] Gegend führt, der sollte nicht versäumen, dieses Haus am Fuß [der] Weinsberger Weibertreu und das liebenswürdige Ehepaar, das [darin] wohnt, zu besuchen.

Justinus Kerner beschreibt in der Vorrede zu unserm Buche [vom] Februar 1857, wie diese „Klecksographien" entstanden. Seine zunehm[ende] Erblindung ließ ihn oft unbemerkt Tintenkleckse auf seine Briefe ma[chen], die, wenn sie dem Falze des Papieres nahe waren, beim Zusammenkla[ppen] und -drücken desselben in den Falz hineinliefen und beim Wiederö[ffnen] des Blattes dem erstaunten Beschauer ein wie plötzlich hingezau[bertes] symmetrisches Bild darboten. Dies brachte ihn auf den Ged[anken]

[1]) Das Buch ist nur originell gebunden zu haben, und zwar für den ga[nz un]glaublich billigen Preis von 5 Mark.



Aus Justinus Kerners Klecksographien.

*

Eine Geiſtin iſt dies, die im Leben einſt ganz
Einzig gelebt hat für Spiel und für Tanz;
Sie hatte kein Herz, hat auch keines gekannt
Als das Herz auf der Karte, Coeur-As benannt.
In den Spiel-, in den Tanzſaal, — in den Betſaal doch nie
Trugen die luftigen Füße ſie.
Nach dem Tode ein Luftgeiſt, in Lüften ſtumm
Wirbelt ſie ohne Tänzer herum;
Sie wirbelt im Regen, ſie wirbelt im Schnee,
Oft hört man im Sturmwind ſie rufen, „Weh! weh!"

sich mit der absichtlichen Herstellung solcher Tintenbilder scherzhaft die Zeit zu vertreiben. Dazu bemerkt er:

Das Menschenbild wie das Tierbild tritt da in den verschiedensten Gestalten aus diesen Kleckse hervor, besonders sehr häufig das Gerippe des Menschen. . . . Bemerkt muß werden, daß man nie das, was man möchte, hervorbringen kann, und daß oft das Gegenteil von dem entsteht, was man erwartete.

Es kamen also auch diese hier gegebenen sogenannten Hadesbilder nicht durch meinen Willen und durch meine Kraft hervor, ich bin der Zeichenkunst ganz unfähig, sondern sie kamen auf jene oben beschriebene Weise allein durch Tintenkleckse zu Tage und erforderten oft gar keine, oft nur unerhebliche Nachhilfe durch einige Federstriche, oder durch künstliche Nachzeichnung von Gesichtern.

Die „Hadesbilder" füllen den Hauptteil des Buches (S. 11—58); demselben voran stehen einige einleitende Scherze in Bildern und Versen; als Schluß folgen einige „Höllenbilder" und ein Blatt voll „trefflicher Nachtschmetterlinge". Die Gedichte, welche Kerner zu all diesen Bildern schrieb, sprudeln köstlichen Humor und entbehren doch nie des sittlich ernsten Hintergrundes, ohne je dem Leser eine Moralpredigt aufzudrängen. Das Ganze bleibt ein prächtiger Spaß und die milde Persiflage landläufiger Vorstellung vom Zustande nach dem Tode wird dem Dichter niemand übel nehmen. Im übrigen genügt für unsere warme Empfehlung dieses Buches der Hinweis, daß die Verse ganz den Genius Kerners ausprägen. Leider gestattet unser Raum nicht, die größeren und besten unter diesen Gedichten und Bildern hier wieder zu geben. Zur annähernden Veranschaulichung dessen aber, was der Leser zu erwarten hat, geben wir in diesem Hefte auf Seite 17 und 49 zwei beliebig unter den kleineren Sachen ausgewählte Beispiele und werden einige weitere auch noch in unserm nächsten Hefte bringen. Unter unsere Abbildung auf Seite 17 hat Kerner folgenden Vers gesetzt:

Den Hadesbildern noch zuvor
Erhoben aus der Tinte Macht
(Mein Herz hat nicht an sie gedacht)
Die Todesboten sich empor.

Zum Schlusse wollen wir hier noch das ernste Einleitungsgedicht hersetzen, welches Kerner diesem Buche vorangestellt hat:

Memento mori.

Jedweder trägt in sich den Tod,
Wenn's draußen noch so gleißt und lacht,
Heut wandelst du im Morgenrot
Und morgen in der Schatten Nacht.
Was klammerst du dich also fest,
O Mensch, an diese Welt, den Traum?
Laß ab! laß ab! eh' sie dich läßt,
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum.
Ruf auf! ruf auf den Geist, der tief
Als wie in eines Kerkers Nacht
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht.

Aus hartem Kieselsteine ist
Zu wecken ird'schen Feuers Gl
O Mensch! wenn noch so hart
In dir ein Funke Gottes ruht.
Doch wie aus hartem Steine n
Durch harten Schlag der Funk
Erfordert's Kampf mit der N
Bis aus ihr bricht das Gotte
Drum ringe, schaffe, bis der G
Thut's auch dem Fleische weh
Sich aus der Nacht zum Licht
Und unter ihm die Schlacke li

Einübung im Christentum.

Von

Adolf Engelbach.

Um die Mitte dieses Jahrhunderts lebte zu Kopenhagen der dänische Mystiker **Sören Kierkegaard**. Unterdessen Schriften, die auch in deutscher Sprache erschienen sind, findet sich auch eine unter dem Titel: „**Einübung im Christentum**" [1]), in welcher nach des Verfassers eigenen Worten die Forderung des Christentums in ihrer ganzen Höhe dargestellt ist. Darin widersetzt er sich der bloßen Verehrung des idealen Christus oder gar des historischen Christus. Der Christus ist kein Ideal, sondern lebendige Wirklichkeit, insofern diese als Gleichzeitigkeit gefaßt wird, und darum steht ihm Christus außerhalb aller Geschichte. Es ist für ihn Gottesleugnung, die Gottheit Christi zu beweisen, ebenso wie sie in Abrede stellen zu wollen. Kierkegaard ist weit entfernt, Religion nur für „Befriedigung eines religiösen Bedürfnisses" zu halten, vielmehr knüpft er an die Betrachtung des Lebens Jesu das kategorische „Du sollst" —
'-ben. Weit entfernt von sentimentaler allgemeiner Reli
angt das Buch „Einübung im Christentum" — das ist
Diese Forderung darf nach Kierkegaards Worten weder ab-
noch verschwiegen werden.
seiner Anschauung wurde die Gestalt Christi durch eine nichts-
gedankenlos-schwärmerische, oder historisch-geschwätzige Darstellung
und ist infolgedessen weder mehr die Gestalt der Erniedrigung,
Gestalt der Herrlichkeit, so daß sein wahrer Charakter gänzlich
wurde, nämlich, daß er ein Zeichen des Ärgernisses ist. In
stalt wünscht ihn Kierkegaard gesehen, und — daß wir uns dann
nicht ärgern, jenen Worten gemäß: „Selig ist, wer sich an mir
ert."

1800 Jahren lebte Christus in seiner Erniedrigung und erst
Wiederkunft verändert er sich in Herrlichkeit. Da er noch nicht
mmen ist, so ist er beständig noch der Erniedrigte. Dieser redet
icht der erstere, und er sagt: „Kommet her zu mir Alle". Man

[1]) :rsetzt von A. Barthold. Halle 1878, bei Julius Fricke.

kann aus der Geschichte nichts über Christus erfahren, da sie nur „Wissen“ überliefert; überhaupt kann man von ihm nichts wissen, vielmehr kann er nur geglaubt werden. Daß sein Name seit 1800 Jahren der Welt verkündigt wird, daß der Zustand der Welt so verändert wurde, daß nun alle behaupten, sie seien Christen; beweist höchstens, daß er ein **großer Mann** gewesen, aber daß er in dieser Erniedrigung „Gott“ war, wie er selbst von sich sagte, das geht über die Geschichte hinaus, welche man gerade dazu gebrauchen wollte, um seine „Gottheit“ zu beweisen, was lediglich Sache des Glaubens ist. Die Folgen eines Lebens, welche die Geschichte aufbewahrt, sind aber nicht so wichtig, als jenes Leben selbst.

Was man heutzutage an Christus am meisten preist, ist gerade das, worüber man am meisten erbittert sein würde, wenn man gleichzeitig mit ihm lebte. Man begnügt sich, aus der Weltgeschichte zu wissen, daß er der Große war, aber man bekümmert sich im tieferen Sinne gar nicht darum, was er that; und noch viel weniger sucht man ihm zu gleichen, obwohl er diese Forderung stellt. Man begnügt sich, zu bewundern und ist zu feig, um recht verstehen zu wollen. Ja man ärgert sich gerade darüber, daß derjenige, der sich für „Gott“ ausgiebt, zu allerletzt sich als ein ohnmächtiger Mensch erweist. Es ist daher die größtmöglichste Verwirrung, das Christentum **lehren** zu wollen, anstatt es zu **leben**, und zwar aus dem Grunde, weil die Wahrheit kein **Wissen**, sondern ein **Sein** ist, weshalb auch Christus auf die Frage des Pilatus schwieg; und weil dieses Sein zugleich der Weg zum Leben ist.

Sich nicht zu ärgern ist nur dann möglich, wenn man eine phantastische Vorstellung von Christus hat, wie das bei der Gegenwart der Fall ist, oder wenn man nur bis zu einem gewissen Grad Christ sein will, so auf heidnisch: ne quid nimis (nicht allzusehr) oder — um von der Firma zu profitieren. Zwar hat man auf die verschiedenste Weise die Kunst zu Hilfe genommen, um die Christenheit dahin zu ...
dem Christentume doch einige Teilnahme zu erzeigen. Da ab...
nur ein Hilfsmittel ist, so erhalten wir höchstens Bewunderer, ...
Nachfolger. „Christentum ist Selbstverleugnung und daraus e...
Leiden“, meint Kierkegaard, in voller Übereinstimmung mit alle...
Mystikern; und er ist der Ansicht, daß die Christenheit, ohne es ...
das Christentum abgeschafft habe. Wenn etwas geschehen soll...
man versuchen, das Christentum wieder in der Christenheit einz...

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Der Henker von Arad.

Ein geschichtlicher Fall von Telepathie wurde letzthin in dem „Budapesti Hirlap" berichtet, welches wohl das meistgelesene Blatt Ungarns ist. Der betreffende Artikel war einer der Nachträge zu jener Artikelreihe, in welcher dieses Blatt die Enthüllung des Denkmals der in Arad am 6. Oktober 1849 von der siegreichen österreichischen Regierung hingerichteten 13 ungarischen Generale feierte. Er erschien am 9. Oktober 1890 und trug den Titel: „Der Henker von Arad." Er beschäftigte sich mit der Persönlichkeit dieses Nachrichters und erzählt folgendes Ereignis, das er dem Gebiete der Telepathie zuweist. (Ich übersetze nun wörtlich:)

„Das ist sicher, daß es anfangs der fünfziger Jahre dem dunklen Manne schlecht ergangen sein muß, denn er geriet in solche Geldnot, daß er von Brünn nach Ungarn kam und mehrere Verwandte der Arader Blutzeugen aufsuchte und in sie drang, etliche in seinem Besitze verbliebene, von den Märtyrern hinterlassene Gegenstände anzukaufen (gemäß dem damals noch geltenden „Henkerrechte", das den Henker zum Erben der fahrenden Habe des Gerichteten machte).

So kam es, daß der Henker Mayer auch nach Preßburg ging, wo die Nichte des Generals Lahner (eines der Märtyrer) wohnte. Der Henker wollte die Taschenuhr des Blutzeugen an die Dame verkaufen. Damals ereignete sich ein sonderbarer Vorfall, dessen Zeugen zum Teil noch jetzt leben, und welcher auf die rätselhafte Erscheinung der Telepathie hinweist.

Eben als der Henker in die Gasse bog, in der die Nichte Lahners wohnte, wurde die in ihrem Zimmer befindliche Dame plötzlich unwohl und von nervösem Zittern befallen. Und als der Henker die Schwelle des Hauses überschritt, stürzte sie bewußtlos nieder. Ohnmächtig am Boden liegend, wurde sie von dem Stubenmädchen angetroffen, das einige Minuten später hineineilte mit der Meldung, ein Unbekannter warte draußen im Vorzimmer, der mit der Gnädigen zu sprechen wünsche. Nota bene, der Henker Mayer war in Preßburg völlig unbekannt. Die Uhr kaufte ihm dann der Mann der Nichte des Blutzeugen ab."

L. Hermann.

Wahrträume.

…r etwa einem Jahre, während ich als Einjährig-Freiwilliger in …ison S. diente, hatte ich in der Zeit von etwa sechs Wochen …ahrträume, welche sich in eigentümlicher Weise immer innerhalb …ten bestätigten; ich will von denselben die zwei merkwürdigsten …len:

Mein Kamerad P. war an der damals grassierenden Influenza erkrankt. Wir sahen uns einige Tage nicht; in der Nacht des dritten Tages aber träumte mir: Ich komme den folgenden Morgen zur Kaserne und trete in die Stube 45; an einer mir genau erinnerlichen Stelle steht P. an ein Bett gelehnt, ziemlich bleich aussehend. Ich fragte ihn, ob er nunmehr wieder zum Dienst käme, worauf jener antwortete: „Nein, ich bin noch nicht ganz wohl, ich gehe nur einmal ins Revier, ich werde ja dann sehen . . . ." — nun folgten noch einige Worte, welche mir entfallen sind.

Am genannten Morgen begebe ich mich in aller Eile — da ich mich verspätet hatte — in die Kaserne und dachte natürlich an alles andere eher als an den Traum. Ich öffne die Thür zu Stube 45 — (ganz unbewußt, denn meine Zeit war knapp und ich hatte dort gar nichts zu thun; die genannte Stube liegt in der ersten Etage, während ich mich sonst nur im Parterre aufzuhalten hatte,) — und erblicke an derselben im Traum gesehenen Stelle Kamerad P. Aber erst nachdem ich ihn befragt habe und er mir dieselben obengenannten Worte erwidert hat, fällt mir ein, daß ich dies genau so geträumt habe.

Die letzte und zugleich beste derartige Wahrnehmung hatte ich etwa 14 Tage später: Ich erwartete bereits seit einigen Tagen einen Brief von meiner Braut. So träumte mir: Ich sitze am nächsten Mittag bei Tische, höre anklopfen, der Postbote tritt ein und legt mir einen ziemlich starken Brief, der mit zwei Zehnpfennigmarken frankiert und hinten mit einem roten Siegel versehen war, auf den Tisch. Ich glaubte bestimmt, es wäre der erwartete Brief, jedoch empfand ich bald das unbestimmte Gefühl, er sei es nicht, und richtig fand ich beim Öffnen einen Bogen, beschrieben von einer mir unbekannt scheinenden Hand, und, in diesem liegend, zwei andere Bogen, auf welche ich mich sehr genau entsinnen kann. Es war ein gelbliches, etwas geripptes Papier in Oktavformat, etwas zerknittert, sehr eng und fein beschrieben von einer Hand, welche ich als eine weibliche erkannte; die Überschrift konnte ich nicht lesen, aber ganz bestimmt erinnerte ich mich auf ein Wort, etwas links oberhalb der Mitte der ersten Seite, welches etwas klexig geschrieben war, wie wenn in der Feder ein Härchen hängen bleibt. Am andern Morgen erinnerte ich mich sofort an den Traum und sah mit Spannung der Mittagszeit entgegen. — Ich saß beim Mittagsmahl in meinem Stübchen, als es anklopfte, der Briefbote eintrat und mir einen Brief auf den Tisch legte, mit zwei Zehnpfennigmarken frankiert und hinten mit einem roten Siegel. Mein Erstaunen wuchs aufs höchste, als ich beim Öffnen die drei Briefbogen (die zwei kleinen, etwas zerknitterten Bogen von gelblichem gerippten Papier) mit den genannten Handschriften wieder erkannte, und sofor[t] mir das klexig geschriebene Wort auf der besagten Stelle de[r] Seite auf. Diese kleine engzeilige Handschrift erkannte ich nu[n] diejenige der Geliebten meines Freundes S.; er sandte mir ei[n] derselben, um von mir Rat über einige Punkte zu erhalten.

Den Brief bewahre ich noch auf; leider kann er als Bew[eis] für die Richtigkeit meines Berichtes nicht dienen. Ich füge

ich ähnliche Wahrnehmungen bisher nicht hatte. Sämtliche Notizen sind genau der Wahrheit gemäß berichtet, was ich durch meine Namensunterschrift bekräftige.

Reußendorf, den 24. November 1890. M. H.[1])

Willkürliche Telenergie.

Am 17. September d. J. sah ich gegen Abend von meinem Fenster hinab auf die Straße, um mich in einer trüben Seelenstimmung etwas zu zerstreuen. Das Albergo, wo ich wohne, liegt in einer sehr belebten Gegend, und trotz dem Menschengewimmel unten mußte ich plötzlich ein junges Mädchen ins Auge fassen, das im Gespräch neben einer älteren Dame ging; dabei bemerkte ich sogleich, daß von ihrem Gürtel herab eine goldene Uhr hing, und zwar nur mehr an einem Teil des Schnürchens; zugleich entging mir aber nicht, daß ein sehr verdächtig aussehender Mensch dicht hinter dem Mädchen ging, keine ihrer Bewegungen aus den Augen lassend und zeitweise neben sie tretend, wo er seine Blicke dann auf die herabhängende Uhr richtete. Es war mir schnell klar, daß er sich derselben bemächtigen wollte, besonders weil er sich dicht an die Damen drängte, wenn dieselben vor einer Auslage stehen blieben. Eine große Sorge bemächtigte sich meiner und ich wünschte von ganzer Seele, dem Mädchen den Kummer dieses Verlustes ersparen zu können. Von diesem Verlangen ganz durchdrungen und meine eigenen schweren Gedanken darüber vergessend, hielt ich meine Augen fest auf das Mädchen gerichtet mit dem inständigen Wunsche, sie möchte die Gefahr bemerken. Als sie direkt mir gegenüber unten vorbei gehen wollte, blieb sie plötzlich stehen, sah zu mir herauf und griff dann mit sichtlichem Erschrecken an die Stelle im Gürtel, wo gewöhnlich ihre Uhr steckte. Nun sah sie das abgerissene Schnürchen, brachte die Uhr in Sicherheit, sah nochmals sehr erstaunt herauf und ging rasch fort. Der ihr folgende Mensch hatte gleich mir ihr Beginnen bemerkt, drehte sich rasch mit einem Fluche um, nach der entgegengesetzten Richtung eilend.

Ich atmete erleichtert auf, obwohl es mir sonderbar vorkam, daß in diesem einfachen Falle ein Wunsch, worauf sich momentan meine ganze Seelenkraft konzentrierte, eine solche Übertragungskraft besitzen könne.

Görz, am 24. September 1890. B. M.[1])

Übersinnliche Kausalität.

Ein Trauring.

In der Londoner Zeitschrift „Woman“ berichtet einer der meistbesuchten Juweliere des Westends wie folgt[2]):

„Vor fünf Jahren kam ein Brautpaar — er sowohl wie sie allgemein bekannt und angesehen in der hohen Gesellschaft — und suchte in meinem Laden einen Trauring aus. Einen Monat später erschien in der „Morning Post“ als Tagesneuigkeit

[1]) Die Namen der Einsender sind uns in diesen wie in allen andern Fällen stets bekannt. Anonyme Zusendungen berücksichtigen wir nie und drucken auch das uns Zugehende nur dann ab, wenn wir die Einsender persönlich kennen, oder doch uns von deren Aufrichtigkeit und Glaubhaftigkeit überzeugen. (Der Herausgeber.)

[2]) „Light“ Nr. 512, London, 25. Oktober 1890, S. 513.

die Bemerkung, diese Heirat werde nicht stattfinden; in derselben Woche brachte auch der junge Mann den Ring zurück und tauschte ihn für eine Brustnadel mit einer Perle ein. — Mehrere Jahre danach erschien derselbe junge Mann wieder in meinem Laden und verlangte, daß ihm Trauringe zur Auswahl vorgelegt würden. Während er damit beschäftigt war, trat eben dieselbe Dame herein, mit und für welche er den ersten Ring ausgesucht hatte. Sie ist jetzt verheiratet und hat drei Kinder; sie kam, um für ihren Gatten eine Brustnadel zu kaufen. Sie und er begrüßten einander hier in meinem Laden offenbar zum erstenmale wieder seit ihrer Verheiratung; sie half ihm darauf zum zweitenmal, seinen Trauring auszusuchen." H. S.

Telepathie mit Lebenden.

Ein allgemein bekannt gewordener Fall ist als Nr. 50 in den Phantasms of the Living (I, 248) aus dem Life of Bishop Wilberforce (I, 397) berichtet.

Der Bischof war in Cuddesdon in seiner Bibliothek mit drei oder vier Personen seiner Klerisei zusammen, welche mit ihm an demselben Tische schrieben. Der Bischof erhob plötzlich seine Hand nach seinem Kopf und rief: „Ich bin sicher, einem meiner Söhne ist etwas zugestoßen." Es kam nachher heraus, daß gerade um diese Zeit seinem ältesten Sohne, der zur See war, durch einen Unfall an Bord seines Schiffes ein Fuß schlimm zerquetscht wurde. Der Bischof verzeichnet diesen Vorfall in einem an Fräulein Noël gerichteten Brief vom 4. März 1874 folgendermaßen: „Es ist sonderbar, daß ich zur Zeit des Unfalls von einem niederdrückenden Bewußtsein derartig beherrscht wurde, meinen Sohn Herbert müsse irgend ein Übel befallen haben, daß ich am dritten Tag nach jenem 13. niederschrieb, ich sei ganz unfähig, den Eindruck zu verscheuchen, es müsse ihm etwas zugestoßen sein, und schrieb mir dieses zur Erinnerung auf."

Zwei andere Fälle verwandter Art finden sich als Nrn. 54 und 57 in den Phantasms rc. (I, 253 und 256 f.) von Frl. Maggie E. Pritchard von Tan-y-coed, Bangor, berichtet. Der erste derselben lautet:

30. Januar 1884.

Einst fühlte ich nachts gegen 12 Uhr die Überzeugung, daß Mr. Jephson, ein Freund von uns, sehr bald zu uns kommen werde, um uns zu besuchen. Ich erwähnte dies meiner Schwester gegenüber, die bloß sagte, es sei sehr unwahrscheinlich, da er auf dem Wege nach Kanada sein müsse, wie dies seine Absicht war, als wir ihn zuletzt sahen.

Zu unserm großen Erstaunen aber kam er wirklich am folgenden Morgen gegen 9 Uhr an. Befragt über die Zeit seiner Ankunft, fanden wir, daß dieser Zeitpunkt mit dem meiner Bemerkung übereinstimmte, und noch sonderbarer, er gedachte damals sofort zu uns zu kommen, entschloß sich aber, bis zum nächsten Morgen zu warten. Es geschah dies, soweit ich mich erinnern kann, im März 1880.

Die Verfasser der „Phantasms rc." stellten auch an Frl. Pritchard die übliche Frage, ob dieses Ereignis in ihrem Leben ganz vereinzelt dastehe, und ob sie nicht auch etwa schon Eindrücke erhalten habe, die sich nachträglich nicht bewahrheitet hätten; worauf Fräulein Pritchard antwortete, soweit sie sich erinnern könne, hätte jeder tiefe Eindruck, den sie von einem bevorstehenden Besuch gehabt, sich noch immer als richtig herausgestellt.

Der Bericht wird durch ein Schreiben ihrer Schwester E. B. Pritchard, vom 8. Februar 1884, bestätigt.

Der andere Fall, den dieselben Damen berichten, ist auch datiert vom:

30. Januar 1884.

Vor etwa zwei Jahren wachte ich einmal nachts mit der sonderbaren Empfindung auf, ich befände mich in einem Krankenzimmer und zwar in Anwesenheit von Menschen, die ängstlich am Bette einer gefährlich erkrankten Person wachten. Einige Zeit darauf erfuhren wir, daß eine meiner Schwestern, welche damals in Florida lebte, am Fieber schwer erkrankt gewesen war, und daß dieselbe zur Zeit jenes obigen Ereignisses sich in einer bedenklichen Krisis befunden hatte.

Auf Anfrage der Verfasser gab Frl. Maggie B. Pritchard noch ferner an:

Ich habe sonst niemals den Eindruck von Krankheit oder Tod erfahren. Der Eindruck jener Krankheit war nicht die Fortsetzung eines Traumes; ich erwachte vielmehr aus tiefem Schlafe mit dem Gefühl einer starken Beklemmung, welche sich nach und nach zu einem bestimmten Eindruck zu gestalten schien. Der wirkliche Eindruck dauerte etwa nur eine halbe Stunde, wogegen ich mich aber noch tagelang darauf unwohl fühlte. Niemals hatte ich je Hallucinationen oder Träume, welche Todesfälle betroffen hätten.

Auch diese Angaben des Frl. Pritchard werden von deren Schwester Frl. E. B. Pritchard, als ihr an dem Morgen nach dem in der Nacht gehabten Eindrucke von ihrer Schwester mitgeteilt, bestätigt.

General Jermoloff.

Eine erfüllte Prophezeiung für ein ganzes Leben.

Im zweiten Bande des russischen Werkes von V. Potto über den „Krieg im Kaukasus“ findet sich in dem Kapitel „Die Periode Jermoloff“ folgende Episode aus dem Leben dieses berühmten Generals mitgeteilt[1]):

Still und unbemerkt schlichen die letzten Tage, die diesem Helden beschieden waren, in Moskau dahin. Am 19. April 1861 starb er im 85. Jahre, in seinem Lieblings-Lehnstuhle sitzend, die eine Hand auf dem Tische, die andere auf dem Knie aber noch vor wenigen Minuten hatte er, einer alten Gewohnheit gemäß, mit dem Fuße auf den Fußboden geklopft.

Man kann die Gefühle Rußlands bei der Nachricht von seinem Tode nicht besser ausdrücken, als durch Anführung der Todesanzeige des (russischen) Tageblattes „Kaukasus“, welche nicht ein Wort mehr sagte, als erforderlich war:

„Am 12. April um 11¾ Uhr vormittags verschied in Moskau der durch ganz Rußland berühmte Artillerie-General Alexei Petrowitsch Jermoloff. Jeder Russe kennt den Namen; er ist verknüpft mit den glänzendsten Erinnerungen unseres nationalen Ruhmes: Valutino, Borodino, Kulm, Paris und der Kaukasus werden ewig den Namen des Helden — des Stolzes und der Zierde der russischen Armee und des Volkes — verkünden. Wir wollen die Leistungen Jermoloffs nicht aufzählen. Sein Name und Titel sind: Ein wahrer Sohn Rußlands in vollstem Sinne des Wortes.“

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß sein Tod nicht ohne seine eigene Legende, und zwar von seltsamer und mysteriöser Art, blieb. Folgendes schreibt ein Freund Jermoloffs, der ihn gut kannte:

Als ich einst Moskau verließ und Jermoloff besuchte, um ihm Lebewohl zu sagen, war es mir unmöglich, beim Abschiede meine Bewegung zu verbergen.

---

[1]) S. 829—32. — Wir entnehmen diese Angabe dem Junihefte des „Lucifer“, London 1890, S. 279—99. Wir sind geneigt, der Redaktion dieser Monatsschrift zuzustimmen, welche diese Erscheinung als eine Hypostasierung des eigenen somnambulen Bewußtseins des Generals erklärt. (Der Herausgeber.)

„Fürchte nichts“, sagte er zu mir, „wir werden uns noch wiedersehen; ich werde nicht vor deiner Rückkehr sterben.“

Dies war achtzehn Monate vor seinem Tode.

„„Über Leben und Tod ist Gott allein Meister!““ bemerkte ich.

„Aber ich sage dir ganz gewiß, daß mein Tod nicht in einem Jahre, sondern einige Monate später erfolgen wird“ — antwortete er, „komme mit mir“ —; und bei diesen Worten führte er mich in sein Studierzimmer, wo er aus einem verschlossenen Kasten ein Blatt Papier holte, vor mich hinlegte und mich fragte: — „Wessen Handschrift ist dies?“ — „„Die deinige““, sagte ich. — „So lies sie.“ Ich that es.

Es war eine Art Tagebuch, ein Verzeichnis von Daten seit dem Jahre, in welchem Jermoloff zum Range eines Oberstlieutenants befördert wurde; es wies tabellenartig jedes bemerkenswerte Ereignis seines Lebens auf und war voll solcher Ereignisse. Er folgte mir im Lesen und als ich beim letzten Absatze angelangt war, bedeckte er die letzte Reihe mit der Hand und sagte: „Dies brauchst du nicht zu lesen; in dieser Reihe stehen das Jahr, der Monat und der Tag meines Todes. Alles, was du gelesen hast, habe ich im voraus geschrieben, und es ist bis auf die kleinsten Einzelheiten eingetroffen. Ich will dir erzählen, wie ich dazu gekommen bin, dieses zu schreiben.“

„Als ich noch ein junger Oberstlieutenant war, ward ich mit einem Auftrage in eine kleine Provinzialstadt gesandt. Meine Wohnung bestand aus zwei Zimmern — eins für die Bediensteten, das andere für meinen eigenen Gebrauch. Es gab keinen andern Zugang zu diesem, als durch jenes. Einst fiel ich, spät in der Nacht, als ich schreibend an meinem Pulte saß, in Träumerei und plötzlich, als ich die Augen aufschlug, sah ich schräg vor meinem Pulte einen Fremden stehen, einen Mann, der, nach seiner Kleidung zu urteilen, zu den niedern Klassen der Gesellschaft gehörte. Bevor ich Zeit gewann, ihn zu fragen, wer er sei und was er wünsche, sagte der Fremde: „Nimm deine Feder und schreibe.“ Ich fühlte mich unter dem Einflusse einer unwiderstehlichen Gewalt und gehorchte schweigend. Nun diktierte er mir alles, was sich in meinem ganzen ferneren Leben ereignen würde und schloß mit dem Tage und der Stunde meines Todes. Mit dem letzten Worte verschwand er auf der Stelle. Es vergingen einige Minuten, ehe ich mein volles Bewußtsein wiedergewann; alsdann, von meinem Sitze aufspringend, eilte ich in das angrenzende Zimmer, durch welches der Fremde auf jeden Fall hätte hindurchgehen müssen. Als ich aber die Thür öffnete, sah ich meinen Schreiber beim Lichte einer Kerze schreiben und meine Ordonnanz schlafend auf dem Boden liegen quer vor der Eingangsthür, welche fest verschlossen und verriegelt war. Auf meine Frage: Wer ist soeben hier gewesen? — antwortete der erstaunte Schreiber „niemand“. Bis heute habe ich dies nie irgend jemandem erzählt. Ich wußte vorher, daß die einen argwöhnen würden, daß ich die ganze Sache erfunden hätte, die andern aber mich für einen Visionär halten würden. Aber für mich persönlich ist die Sache eine völlig unleugbare Thatsache, objektive, handgreifliche Wirklichkeit, deren Beweis diese geschriebene Urkunde selber ist.“

Das letzte auf diesem gefundene Datum erwies sich nach dem Tode des Generals als ein richtiges. Er starb gerade an dem Tage und zur Stunde, welche in seiner eigenen Handschrift verkündet waren.

Jermoloff liegt in Orel begraben. Eine ewige Lampe, aus dem Bruchstück einer Bombe gemacht, brennt vor seinem Grabe. Auf dem Gußeisen der Kugel sind von einer ungeschickten Hand Worte eingegraben: „Die kaukasischen Soldaten, welche auf dem Gunib[1]) dienten.“ Die immerbrennende Lampe ist durch den Eifer und die

---

[1]) Gunib ist der Name der letzten Bergfeste der Tscherkessen, auf welcher der berühmte Murid Shamil, der Oberpriester dieses Bergvolkes, nach Jahren

dankbare Liebe der unteren Schichten der kaukasischen Armee gestiftet worden, welche unter sich aus ihrer armseligen Löhnung (wahrhaftig Kopek bei Kopekel) die nötige Summe sammelte. Und dies einfache Denkmal wird höher geschätzt und bewundert als das prächtigste Mausoleum. Ein anderes Denkmal des Jermoloff giebt es in Rußland nicht. Aber die stolzen und luftigen Felsen des Kaukasus sind der unverwüstliche Sockel, auf welchem jeder wahre Russe immer das majestätische Bild des General Jermoloff, umgeben von dem Strahlenkranze eines dauernden, unsterblichen Ruhmes, gewahren wird. H. H.

Torquato Tasso und sein Führer.

In einem 1780 zu Leipzig bei Weygand erschienenen Buche „von Geistern und Geistersehern" findet sich in einer Anmerkung zu Seite 42 folgendes:

Tasso glaubte mit einem Geiste genauen Umgang zu haben. Er pflegte in Gegenwart eines Freundes sein Gesicht und seine Augen unverrückt nach den Fenstern zu richten, und rief alsdann: da kommt mein Geist. Tasso unterredete sich darauf mit dem Geiste im erhabenen Tone, aber er war der Fragende und Antwortende zugleich.

Nachfolgender Auszug aus einem Schreiben des Johann Baptista Manso, Marchese di Villa an den Prinzen von Conca, Großadmiral von Neapel giebt hierüber nähere Auskunft. Diesen Brief hat Wieland abgedruckt im „Teutschen Merkur" (Weimar) vom Juni 1781.

Tasso ist ein gewaltiger Jäger geworden, und achtet dabei weder der Rauhigkeit der Jahreszeit, noch des Landes. Die schlimmen Tage und die Abende bringen wir bei Musik zu, und hören oft ganze Stunden lang singen; denn Tasso findet ein außerordentliches Vergnügen an den Gesängen der Improvisatoren und beneidet diese Leute um ihre Fertigkeit im Versemachen und Reimen, worin, wie er sagt, die Natur so geizig gegen ihn gewesen sei. Zuweilen tanzen wir auch wohl mit den Damen unserer Nachbarschaft, woran er ebenfalls vieles Belieben hat; aber meistens sitzen wir beim Feuer und unterhalten uns mit Gesprächen.

Bei solchen Gelegenheiten sind wir schon öfters auf den Geist zu sprechen gekommen, der ihm, seinem Vorgeben nach, erscheinen soll; und er hat so davon gesprochen, daß ich wirklich nicht weiß, was ich von der Sache sagen und glauben soll; beinahe befürchte ich, sein Wahnwitz werde mich endlich selbst unsinnig machen. Ich, der ihn aus diesem Zustande, den ich für eine Krankheit halte, gern retten wollte, habe ihm öfters mit den ernsthaftesten Gründen bewiesen, daß diese seine Erscheinungen nicht wahr sein können; sondern bloße Täuschungen der Einbildungskraft sind, welche ihm diese Bilder mit den Farben der Wahrheit vorstellt; eine Sache, die vielen andern auch begegnet ist, zumal Personen, die mit Hypochondrie so sehr behaftet sind wie er.

Auf alles dies antwortet er mir: daß man das Gegenteil ganz augenscheinlich aus der langen Zeit abnehmen könne, seit welcher er diese Erscheinungen sehe, und aus der Gleichförmigkeit, die er beständig dabei beobachtet habe, welche nicht statthaben könnte, wenn die von ihm gesehenen Dinge nicht wirklich für sich beständen, sondern bloß aus wahnsinnigen Einbildungen seiner Phantasie erwachsen wären.

---

verzweifelten Kampfes von den Russen besiegt und gefangen wurde. Gunib ist ein gigantischer Fels, welcher lange Zeit für uneinnehmbar galt, aber endlich von den russischen Soldaten unter ungeheuren Opfern an Leben erstürmt und bestiegen wurde. Die Einnahme desselben machte wirklich dem Kriege im Kaukasus ein Ende, einem Kampfe, welcher über sechzig Jahre gedauert hatte und jene Eroberung notwendig machte.

Auch könnten die Gespräche, die der Geist mit ihm halte, nicht zusammentreffend sein; denn im phantastischen Visionen wirkten die Seelenkräfte nicht nach der Leitung der Vernunft und könnten also weder Zusammenhang noch Ordnung haben, wie man an den Erscheinungen, welche schwermütigen Personen vorkommen, an den Träumen der Fieberhaften und an den Einfällen der Betrunkenen wahrnehmen könnte. Ferner sagt er: Wenn die Dinge, die er sieht und hört, phantastische Erscheinungen und Werke seiner eigenen Einbildungskraft wären: so könnten sie nicht so beschaffen sein, daß sie seinen Verstand überstiegen; denn die Einbildung wirke durch eine Reflexion von Dingen, welche wir vorher aufgefaßt und im Gedächtnis erhalten haben, hingegen habe er in den vielen und langen zusammenhängenden Unterredungen, die er mit dem Geiste gehalten, Dinge von ihm gehört, die er vorher weder gehört noch gelesen, noch gewußt, daß sie jemals einem anderen Menschen bekannt gewesen seien. Daraus zieht er also den Schluß, daß seine Visionen keine leeren Einbildungen sein könnten, sondern wahre und wirkliche Erscheinungen eines Geistes, der, aus welcher Ursache es auch sei, sich ihm auf eine empfindbare Weise zu erkennen gebe.

Da ich ihm nun hierin immer widersprach und alles dieses streitig machte, er aber immer auf meine Einwürfe eine Antwort bereit hatte, kam eines Tages die Sache soweit, daß er mir sagte: weil ich Sie doch mit Gründen nicht überzeugen kann, so will ich Sie durch die Erfahrung überführen. Sie sollen den Geist mit eigenen Augen sehen, den Sie auf mein Wort nicht glauben wollen. Ich willigte darein, und als wir den folgenden Tag ganz allein beim Feuer saßen, wandte er sein Gesicht gegen ein Fenster, und, nachdem er es eine gute Weile darauf geheftet hatte, ohne mir auf meine Gespräche Gehör zu geben, sagte er endlich zu mir: „Da ist mein Freund, der Geist, welcher so freundlich gewesen ist, mir wieder einen Besuch zu geben; sehen Sie ihn an, so werden Sie sehen, daß ich die Wahrheit gesagt habe."

Ich richtete sogleich meine Augen dahin; allein, so sehr ich sie auch anstrengte, so sah nichts als die Sonnenstrahlen, welche durch die Fensterscheiben in das Zimmer fielen. Aber während ich gleichwohl mit den Augen herumlief, ohne etwas wahrzunehmen, hörte ich, daß Tasso sich in ein sehr hohes Gespräch mit jemand, wer er auch war, eingelassen hatte. Denn wiewohl ich niemand sah und hörte, als ihn: so waren doch seine Reden, da er bald etwas vortrug, bald etwas beantwortete, so beschaffen, wie sie unter Personen sind, die sich von einer wichtigen Sache besprechen; und aus seinen Reden begriff ich mit meinem Verstande, ohne Mühe, diejenigen die er zur Antwort erhielt, ob ich sie gleich nicht mit den Ohren hörte. Diese Gespräche waren so erhaben und wunderbar, sowohl wegen der Hoheit des Inhalts, als wegen einer gewissen ungebräuchlichen Art zu reden, daß ich, in einer ungewohnten Betroffenheit wie außer mir und über mich selbst erhaben, mich nicht unterstand sie zu unterbrechen, noch den Tasso um den Geist, den er mir mit dem Finger gezeigt hatte und ich nicht sah, zu befragen. In diesem Zustande, und indem ich so zwischen Erstaunen und Entzücken schwebend, zuhörte, blieben wir unvermerkt eine gute Weile; bis endlich, da der Geist (wie ich aus den Reden meines Freundes abnahm) wieder seinen Abschied genommen, Tasso sich zu mir wandte und sagte: „Nun werden alle Zweifel aus deiner Seele vertilget sein!"

Ich antwortete: Sie haben vielmehr zugenommen; denn ich habe zwar viele wundernswürdige Dinge gehört, aber nichts von allem dem gesehen, was Sie mir versprochen hatten, mich zur Hebung meiner Zweifel sehen zu lassen. Er erwiderte mir lächelnd: „Du hast schon viel mehr gesehen und gehört als vielleicht ...."

Hier schwieg er; und weil ich mich nicht unterfing, ihn mit neuen Fragen zu beunruhigen, so machten wir dem Gespräch ein Ende, so daß ich also aus diesem allen bisher nicht anders schließen kann, als was ich anfangs sagte, daß ich über diesen seinen Erscheinungen oder Phantasien viel eher selbst von Sinnen kommen könnte, als ich dazu kommen werde, ihm diese seine, es sei nun wahre oder nur eingebildete Meinung aus dem Kopf zu bringen. G. S.

Die psychische Heilmethode.

Es ist hier schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß von allen großen illustrierten Zeitschriften Deutschlands keine so mutig und sachgemäß und zugleich geschickt für unsere Geistesbewegung eintritt wie „Schorers Familienblatt" in Berlin. In den letzten drei Heften seiner Salonausgabe (Oktober bis Dezember 1890) finden wir u. a. einen geistreichen Artikel des holländischen Arztes Dr. van Eden über „die psychische Heilmethode", auf den wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen möchten. Er gehört zu den besten aller gemeinverständlichen Darstellungen dieses Gegenstandes, die uns in der Flut der einschlägigen Litteratur vorgekommen sind. Er ist ebenso anschaulich und klar wie anziehend und unterhaltend durch Anführung sprechender Beispiele und deren verständnisvolle Verbindung. Was eigentlich Suggestion ist im Leben wie in der ärztlichen Behandlung, wie sie in der Hypnose verstärkt wirkt und wie diese wieder durch Suggestion herbeigeführt wird, auch was van Eden hierüber wie über die Individualisierung in der suggestiven Behandlung von Patienten sagt, ist sehr lesenswert. Bedeutsamer noch aber scheinen uns seine sarkastischen Worte am Anfange gegen den „Gelehrtenbund der offiziellen Wissenschaft" und am Schlusse insbesondere über dessen hartnäckiges Widerstreben gegen den Fortschritt der Wahrheit in Deutschland unter dem Vorurteile patriotischen Hochmutes. Von den allgemeineren Sätzen dieses Artikels wollen wir wenigstens den folgenden hier wiedergeben:

> Das Mystische ist eine Speise, welche an Austern erinnert; so sehr der eine sie liebt, so sehr ekelt sich der andere davor. — Es scheint mir, daß man der offiziellen Wissenschaft unseres Jahrhunderts den großen Vorwurf machen kann: Sie hat den mystischen Neigungen der großen Menge gegenüber eine ebenso beschränkte Abneigung für das Mystische angenommen. Sie ist nicht ihrer Pflicht gemäß skeptisch, sondern dogmatisch gewesen. Sie hat nicht gezaudert, sondern geleugnet. Sie hat nicht mit wißbegierigem Gleichmut untersucht, sondern mit sehr menschlicher Leidenschaft gegrollt.

Wird dies je besser werden? — Wir glauben allerdings, daß eine solche Zeit kommt, und daß sie nicht sehr fern ist, wenn sie gleich noch manches Jahr durch anderweitige Interessen und Ereignisse verzögert werden mag! H. S.

*

Hygieinischer und therapeutischer Protestantismus.

Das titanenhafte Aufbäumen der noch unverkünstelten Menschennatur gegen die unheilvolle Wahnbefangenheit der mit Schrecken herrschenden Schulmedizin dringt mehr und mehr aus den Kreisen der Laien und sogen. Kurpfuscher, Naturärzte, Wasserdoktoren, Vegetarier und last not least der Mesmeristen ein in die der schulgebildeten Ärzte. Einer der ersten Vorkämpfer dieser Richtung war der leider so früh verstorbene Sanitätsrat Dr. Paul Niemeyer, der um so mehr von den Schulärzten gehaßt wurde, je segensreicher seine hygieinischen Anregungen in Laienkreisen wirkten. Andrerseits ist vor allem Prof. Dr. Gustav Jäger zu nennen, dessen Reformen in Bekleidungs- und Lebensweise ebenfalls

sich in demselben Maße Bahn gebrochen haben, wie seine gehässigen Anfeindungen von seiten der vom Vorurteil der Schulkultur Befangenen wuchsen. Auch sein Gegner Dr. Lahmann, der für Baumwolle statt Wolle eintritt, hat sich vielfach als Heerführer des natürlichen Menschenverstandes gegen den Unverstand der unselbständigen und terrorisierten Gewohnheitsmenschen bewiesen. Immer größer wird die Zahl der fachgebildeten Ärzte, die sich dieser Schar der jugendkräftigen Minorität anschließen; und mit Recht gewinnt auch das fachwissenschaftliche, aber gemeinverständlich gehaltene Preßorgan dieser Richtung mehr und mehr Verbreitung, nicht allein in Laienkreisen, sondern auch bei jüngeren Ärzten. Es ist dies die noch von Niemeyer begründete, jetzt vortrefflich von Dr. Carl Gerster in München geleitete Monatsschrift „Hygieia"[1]). In deren Novemberheft v. J. wendet sich u. a. Dr. Eduard Reich gegen den sinnlichen Materialismus, indem er sehr mit Recht sagt:

„Wo er einreißt, werden die Menschen einander immer gleichgültiger, die Ärzte werden Experimentatoren, die Heilkunst wird Unheilkunst, die Hygieine Vivisektion und Technik, die Weltweisheit wird mit Füßen getreten, die Religion verhöhnt, alles wird Kaufmannsgeschäft, und es gelten nur noch Technik und Gewandtheit. Dies sind die herrlichen Früchte unserer heutigen Civilisation."

Wir empfehlen diese Zeitschrift unsern Lesern um so lieber, als sie vorurteilslos dieselbe Geistesrichtung wie die „Sphinx" vertritt und damit beweist, daß von Natur kein Gegensatz besteht zwischen wissenschaftlicher und übersinnlicher Weltanschauung. H. S.

Francis Bacons Philosophie.

Für diejenigen unserer Leser, welche an der Metaphysik und ihrer Geschichte Interesse nehmen, dürfte eine vor kurzem erschienene Broschüre von Dr. Hans Natge: „Francis Bacons Formenlehre"[2]), eine willkommene Lektüre bilden. Dr. Natge, der vielen Lesern unserer Zeitschrift als zweiter Vorsitzender der Berliner „Gesellschaft für Experimental-Psychologie" bekannt ist, hat in dieser auf gewissenhaftester Einzelforschung ruhenden Studie gezeigt, daß er nicht nur ein guter Beobachter ist, wie sein Beitrag im Februarheft 1889 der „Sphinx" gelehrt hatte, sondern auch über historischen Sinn und — was heutzutage sich selten findet — über intimes Verständnis für metaphysische Gedankenreihen verfügt. Wir empfehlen das Büchlein allen Freunden der Philosophiegeschichte.

Dr. R. v. D.

Physiognomische Studien.

Kürzlich erschien die zweite Auflage eines Werkes, dessen Inhalt und Tendenz für jeden nicht materialistisch denkenden Leser von Interesse sein dürfte. Dasselbe betitelt sich: „Physiognomische Studien" von Sophus Schack.[3])

---

[1]) In A. Zimmers Verlag, Stuttgart, vierteljährlich M. 1.80 (jährl. M. 7.20).

[2]) Leipzig, 1891.

[3]) Schack war dänischer Major und Historienmaler. Sein Buch ist ins Deutsche übersetzt von Eugen Liebich, erschienen in zweiter Auflage, Jena (Costenoble) 1890.

Der Wissenschaft aus den äußeren Merkmalen, den Formen, den Lineamenten das Innere des Menschen zu erschließen, ist dieses Buch gewidmet. Der Verfasser setzt voraus, daß die „Welt ein von einer inneren Notwendigkeit versinnlichtes äußeres Bild sei", „quasi der Ausdruck der ausgeprägten Kraftentäußerung des Schöpfergeistes". So werden ihm die physiognomischen Zeichen in ihrer komplizierten Zusammensetzung durch vergleichende Beobachtung mit den einfacheren Ausdrucksformen und Bewegungen im Tierreich das Alphabet, um alle Eigenschaften des geistigen Lebens aus der äußeren Darstellung abzulesen. — Neben scharfer und rascher Auffassungsgabe und genauer Menschenkenntnis gehört aber auch große Übung und Erfahrung zur Beherrschung dieser wertvollen, namentlich für den *Künstler* unschätzbaren Wissenschaft. An der Hand dieses Buches aber kann sich jeder Leser leicht dies höchst nützliche Wissen aneignen.

Der erste Teil des Werkes bespricht die physiognomische Bedeutung der äußeren Erscheinung des Menschen in allen einzelnen Teilen, sowie die Bedeutung der Ausdrucksbewegungen.

Der zweite Teil behandelt die Parallelen mit dem Tierreich, — in welchem die Erscheinungen im ganzen wegen ihrer einfacheren Form leichter zu studieren sind. An der Hand einer großen Zahl von Abbildungen wird auf die große, ja auffallende Ähnlichkeit mancher Menschen mit gewissen Tieren hingewiesen.

Auf eine tiefe Wahrheit weist der Verfasser in jenem Kapitel hin, das die physiognomischen Beziehungen und Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern behandelt. Hier zeigt sich mit erschreckender Klarheit der Kern des Bibelwortes: „Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an ihren Kindern bis ins dritte und vierte Glied." ¹)

An einigen Stellen kommt der Verfasser auf Grund rein empirischer Vergleichung zu sehr auffallenden Schlußfolgerungen. So behauptet er (S. 234) vom Ohre, ohne sich die psychologische Ursache dieses Resultates erklären zu können, wie folgt: „Ich finde es ein für allemal bestätigt, daß, je reiner gezeichnet, je runder und wohlproportionierter der Ohrlappen oder die unterste Partie des Ohres ist, daß desto näher bei der betreffenden Persönlichkeit die Stunde ihrer Geburt an den Mittag grenzt, und je eckiger, winkliger und unverhältnismäßiger derselbe gebildet ist, daß desto näher die Geburt der Mitternachtsstunde liegt."

Ferner fällt nach dem Verfasser — ebenso unerklärlicher Weise — beim unwillkürlichen Falten der Hände bei den am Tage Geborenen der rechte Daumen über den linken, dagegen der linke über den rechten, wenn der Betreffende nachts geboren wurde.

Die Schlußkapitel behandeln die moralischen Eigenschaften, konventionellen Höflichkeitsformen und den physiognomischen Einfluß der Lebensbedingungen.

---

¹) Doch wohl nicht; denn treffend sagt Hugo von *Gizycki*: wir sind nicht unsern Eltern deshalb ähnlich, weil wir ihre Kinder sind, sondern wir sind ihre *Kinder* geworden deshalb, *weil* wir ihnen *ähnlich* waren. (Der *Herausgeber*.)

Aus den kurzen hier mitgeteilten Bemerkungen wird man bereits erkennen, daß viel Anregendes und Belehrendes durch den Verfasser in seiner Arbeit geboten ist, wenn auch an manchen Stellen das Spiel der Phantasie die Strenge und Genauigkeit der Beobachtung ersetzt. Wir dürfen jedenfalls dem Verfasser Dank wissen, daß er durch die populäre Behandlung dieses schwierigen Problems das Interesse größerer Kreise geweckt und zu weiterer Forschung die Anregung geboten hat. N.

Der Vegetarismus
im Lichte unparteiischer Erfahrung.

Der Philosoph Friedrich Eduard Beneke (1798—1854), der nach wahrhaft exakter positivistischer Methode arbeitete und dessenungeachtet doch nicht zum Materialismus gelangte[1], sagt in seiner 1826 in Göttingen gedruckten Schrift: „Das Verhältnis von Seele und Leib" (S. 173), also zu einer Zeit, wo es eine vegetarische Bewegung noch nicht gab und daher von einer Parteinahme für und wider nicht die Rede sein konnte:

„Es ist eine bekannte Bemerkung, daß die überwiegende Ernährung durch Pflanzenstoffe der geistigen Entwickelung günstiger ist, die überwiegende Ernährung durch tierische Stoffe dagegen die tierische Entwickelung fördert und nicht selten auch den geistigen Thätigkeiten einen gewissen tierischen Charakter mitteilt. Völker, welche sich vorzüglich von Fleisch nähren, sind von großer körperlicher Stärke, mutig, aber auch oft wild und blutdürstig; dagegen die überwiegend von Pflanzenkost lebenden durch Milde der Sitten und durch eine vorherrschend intellektuelle Richtung sich auszeichnen. Nicht etwa, weil die Pflanzenstoffe dem Geistigen verwandter wären; sondern die in überfließender Menge erzeugten tierischen Reize geben der Erweckung der tierischen Thätigkeiten und der diesen gleichartigsten geistigen ein Übergewicht und bilden selbst die ungleichartigeren geistigen Thätigkeiten, indem sie denselben sich aufdrängen, in gewissem Maße in ihre Natur hinein.

Dagegen können aus der Pflanzenkost weniger tierische Säfte entwickelt werden, und die aus derselben entwickelten sind ihrer Fremdartigkeit wegen für die Aneignung an die geistigen Thätigkeiten (weil noch weit von denselben abstehend) weniger geschickt; daher denn die Erweckung und Ausbildung dieser den geistigeren Reizen (des Lichtes, des Schalles u. s. w.) anheimfällt. Ungestüme, aufbrausende Gemüter hat man durch anhaltende Beschränkung auf Pflanzenkost gemildert gesehen; und manche Gelehrte haben die Enthaltung von aller animalischen Kost dem Gelingen ihrer geistigen Arbeiten sehr zuträglich gefunden." L. K.

Lust, Liebe und Leid.

Aus Lust und aus Liebe wird Leid. Doch wer sich von jenen befreit hat, von dem fällt das Leid ab, wie Wassertropfen vom Blatte der Lotos.

Dhammapada, 212, 213, 336.

---

[1]) Man vergl. über ihn Raue: „Die neue Seelenlehre Benekes", 5. Aufl., Leipzig 1876; und Wm. Ludwig: „Spaziergänge in das Reich der Mystik", Leipzig 1890.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

XI, 62. Februar 1891.

Das automatische Schreiben.

Von

Dr. Carl du Prel.

Wenn ein lebendes Wesen, zum Selbstbewußtsein gelangt, über sich selbst nachzudenken beginnt, so wird es seine Selbstdefinition mit Berücksichtigung seiner höchsten Funktionen vornehmen wollen, die es vor anderen Wesen besonders auszeichnen. Das wollte auch die Menschheit, als sie zur philosophischen Selbstbesinnung gelangte, und die Definition lautete: Der Mensch ist ein vernünftiges Wesen. Wir haben die Funktion des Denkens in uns vorgefunden und haben sie zum Attribut einer Seele gemacht.* Dem lag aber eine unbewiesene Voraussetzung, eine petitio principii zu Grunde. Man hat als von selbst verständlich vorausgesetzt, daß unsere ganze Wesenheit vom Selbstbewußtsein beleuchtet sei. Angenommen nun, das wäre nicht der Fall, so könnte es immerhin sein, daß der Mensch in seiner Selbstdefinition am Ziele vorbeigeschossen hätte, daß er dabei nicht seinen eigentlichen Wesenskern getroffen hätte, sondern nur die auffälligsten seiner Eigenschaften unter denjenigen, von welchen ihm das Selbstbewußtsein Kunde gab. Er würde dann gleich jenem Pfau gehandelt haben, von welchem Voltaire sagt: Wenn der Pfau Selbstbewußtsein hätte, so würde er sich eine Seele beilegen und dieselbe in die Spitze seines Schweifes verlegen. Ebenso hat die Menschheit, weil sie in der griechischen und scholastischen Philosophie glaubte, die Seele nur in der Analyse des Selbstbewußtseins finden zu können, die Vernunft, und zwar die bewußte Vernunft, als unseren Wesenskern erklärt. Diese spiritualistische Seelenlehre wurde aber innerhalb der Philosophie selbst kritisch aufgelöst. Man warf ihr vor, den Anforderungen des Monismus nicht gerecht zu werden, daß sie dem Menschen eine dualistische Erklärungsformel zu Grunde lege, wobei es auch ganz unerklärt bleibe, wieso denn Seele und Körper im Menschen zusammenkommen. Die spiritualistische Seelenlehre hat es aber auch nicht vermocht, den Angriffen des Materialismus zu widerstehen. Der Materialismus stellt den Monismus durch die Behauptung her: es giebt überhaupt nur Materie; das Denken ist nur Modifikation der Materie, nämlich Funktion des Gehirns, welches Gedanken ausscheidet, wie die Leber Galle; eine selbständige, vom Körper

abtrennbare Seele giebt es überhaupt nicht, sondern mit dem Tode des Gehirns ist es auch mit dem Denken, also mit der Seele, aus. Nun kann allerdings diese Behauptung von der Gehirnphysiologie nicht bewiesen werden; sie giebt das selber zu und vertröstet uns eben auf die Zukunft. Aber die spiritualistische Seelenlehre widerstand diesem Angriffe doch nicht; denn daß unsere Denkoperationen mit materiellen Veränderungen des Gehirns verknüpft seien, läßt sich in der That nicht leugnen. Das Bewußtsein ist gebunden an die Sinne und das Gehirn. Die Spiritualisten könnten also nur etwa noch einwerfen, daß zwischen dem Denken und den korrespondierenden Gehirnvorgängen nur ein Koordinationsverhältnis bestehe, aber nicht ein Kausalverhältnis; das Gehirn sei nur Bedingung, aber nicht Ursache des Denkens; das Gehirn sei das materielle, für die Orientierung in der materiellen Welt geschaffene Organ der denkenden Seele, so daß also die Anschauung der Materialisten der Behauptung gleichkomme: Apollo sei eine Flöte oder Mozart ein Klavier.

Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß die Aktien der Seelenlehre zur Zeit schlecht stehen. Die heutige Menschheit denkt im großen und ganzen materialistisch, nicht spiritualistisch, wovon, wenn dem Prozesse nicht Einhalt geschehen sollte, notwendig unser ganzes soziales Leben umgestaltet werden müßte; denn die Kulturgeschichte erhält ihre bestimmte Färbung immer durch die im Kurs befindlichen Ideen. Als ich jüngst mit einem unserer Sozialdemokraten sprach, gestand er mir zu, daß kein Buch unter den Arbeitern so verbreitet und angesehen sei, als Büchners „Kraft und Stoff". Die Arbeiter haben also richtig das nahezu dümmste Buch unseres Jahrhunderts zu ihrem Evangelium erkoren. Im übrigen sind die Arbeiter ganz logisch. Wenn eine Seele existiert, so muß das Wohl der Seele für unsere Lebensführung bestimmend sein; existiert aber keine Seele, so hat der Arbeiterstand, wie jeder andere, das Recht, sich das materielle Leben so angenehm als möglich zu gestalten. „Man lebt nur einmal" sagen die Arbeiter, und „Nos habebit humus" singen die Studenten.

Was soll nun aber geschehen, um der Seelenlehre wieder aufzuhelfen? Es verlohnt sich wohl, zu versuchen, ihr eine andere Grundlage zu geben. Es könnte ja immerhin sein, daß unser Wesenskern überhaupt nicht innerhalb des Selbstbewußtseins anzutreffen wäre, und daß wir, gleich dem Pfau Voltaires, nur die auffälligste unserer Funktionen zur Substanz erhoben hätten; daß das von Bewußtsein begleitete Denken in der That nur dem Körper angehörte, aber nicht unserem Wesenskerne, der ganz wo anders liegen könnte. Von dieser Besinnung ist Schopenhauer ausgegangen. Zwar will auch er unser Wesen in der Analyse unseres Selbstbewußtseins erfassen; aber er giebt das Denken den Materialisten preis und sagt: Wir finden uns im Selbstbewußtsein zunächst als wollende Wesen. Dieser Wille ist unsere Substanz. Dieser Wille ist erkenntnislos, blind. Er ist das Primäre in uns, der Intellekt ist nur sekundär, nämlich Funktion des vom Willen geschaffenen Erkenntnisorgans. Weil ferner Schopenhauer auf Kant fußt, d. h. trans-

scendentaler Idealist ist, sagt er weiter: Raum und Zeit sind bloße Erkenntnisformen. Auf ihnen beruht die Vielheit der Dinge. Also sind Raum und Zeit auch das principium individuationis beim Menschen. Der Wille, den wir als unsere Substanz vorfinden, ist also nur soweit es die Erscheinungswelt betrifft, ein individueller. Der Wille an sich ist nur einer, und auf allen Naturstufen identisch. Dieser erkenntnislose Naturwille hat sich in langer biologischer Bemühung ein Organ geschaffen, dadurch er zur Selbsterkenntnis gelangt. Er sieht nun ein, daß die Welt vom Übel ist, d. h. daß er auf dem Holzwege wandelte und umkehren muß. Daran knüpft sich sodann als Moralprinzip die Verneinung des Willens zum Leben.

Während also bei Hegel die Welt noch Phänomenologie des Geistes war, ist sie bei Schopenhauer Phänomenologie eines blinden Willens. Die Korrektur, welche sodann Hartmann an diesem System vornahm, ist für die Seelenlehre ohne Belang geblieben. Hartmann verbindet Hegel mit Schopenhauer. Sein Weltprinzip hat zwei Attribute: Wille und Vorstellung. Er nennt es gleichwohl das Unbewußte; denn wenn es auch an sich nicht unbewußt ist, so ist es doch für den sekundären menschlichen Intellekt unbewußt, eigentlich nur ungewußt. Der Panthelismus Schopenhauers verwandelt sich also bei Hartmann in einen Pantheismus, die Individualität des Menschen ist aber auch bei ihm nur auf die Erscheinungswelt beschränkt. Damit wäre also die Seelenlehre wieder gestrichen, und es fragt sich abermals, wie wir aus dieser Sackgasse herauskommen.

Es fragt sich also noch immer: Wo liegt die Wesenheit des Menschen? Im Selbstbewußtsein des Menschen hat sich eine Seele nicht finden lassen; wenn sie existiert, muß sie im Unbewußten liegen, also außerhalb des Selbstbewußtseins. Das Denken, das bewußte Denken, wäre alsdann zwar die auffälligste der uns bekannten Funktionen, ja die Blüte des Organismus, aber nicht seine Wurzel. Diese Wurzel soll ferner in der Weise gefunden werden, daß wir sowohl der spiritualistischen, dualistischen Seelenlehre entrinnen, als auch dem Materialismus. Über Schopenhauer und Hartmann aber kommen wir nur hinaus, wenn sich zeigen ließe, daß ihre Analyse des Unbewußten mangelhaft ist.

An diesem Punkte kann also nur eine Philosophie ansetzen, die ihre Untersuchung recht eigentlich auf das Unbewußte einschränkt. Es fragt sich dabei, ob denn der Kern des Menschen nicht doch unter Fortbestand seiner Individualität in dieses Unbewußte hinabreicht, so nämlich, daß er zwar außerhalb des Selbstbewußtseins liegt, aber doch noch nicht mit der Weltsubstanz zusammenfällt. Zwischen diesen beiden muß die Seele zu finden sein, wenn sie überhaupt zu finden ist.

Damit sind wir aber auf die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur verwiesen. Wenn die Pantheisten und Monisten sagen, die Weltsubstanz sei eine einzige, so brauchen wir Mystiker das gar nicht zu leugnen. Wir behaupten nur, daß man in der Analyse des Unbewußten nicht sofort auf die Weltsubstanz stößt, sondern zunächst auf eine wurzel-

hafte Verlängerung unseres Ich, auf ein transscendentales Subjekt, welches von dem in unserem Selbstbewußtsein liegenden Ich, aber auch von der Weltsubstanz unterschieden ist. Mit dem übermenschlichen Probleme, das Ding an sich selbst zu definieren, quälen wir uns nicht ab; wir lassen dasselbe dahingestellt, um es besten Falls erst dann vorzunehmen, wenn die Definition des transscendentalen Subjekts gefunden sein wird. Davon sind wir aber heute noch sehr weit entfernt.

Für den Mystiker ist die Individualität des Menschen nicht bloß auf die Erscheinungswelt beschränkt, sie reicht ins metaphysische Gebiet, d. h. er muß eine Mehrheit von transscendentalen Subjekten zugestehen. Den Vorwurf der Monisten aber, daß wir damit einen metaphysischen Pluralismus aufstellen, können wir ablehnen; denn wir behaupten gar nicht, damit das letzte Wort ausgesprochen zu haben. Es ist ja möglich, daß dieser Pluralismus im tiefsten Grunde der Welt in einen Monismus einmündet. Die Mehrheit transscendentaler Subjekte widerspricht nicht notwendig dem Monismus. Unbestreitbar ist ein Ameisenstaat oder ein Bienenstaat durch eine Art von Gesamtgeist monistisch zusammengehalten, was aber die Individualität der Ameisen und Bienen nicht aufhebt. So hebt auch der metaphysische Monismus den metaphysischen Individualismus nicht notwendig auf. Es giebt also noch einen anderen Weg, den Monismus herzustellen, als den, daß wir alle Individualitäten nur der Erscheinungswelt zuweisen, im Unbewußten aber sie zusammenrinnen lassen.

Die Definition des „Dinges an sich" lassen wir Mystiker also beiseite; wir suchen nur die Definition des Menschen, d. h. wir schränken die vorläufige Aufgabe der Philosophie ganz bedeutend ein. Aber zu der noch dazu eingeschränkten Aufgabe verwenden wir weit größere Hilfsmittel, als die bisherige Philosophie verwendet hat. Wir verwerten ein großes Thatsachenmaterial, welches die Philosophie bisher zu ihrem eigenen Nachteile fast noch gar nicht verwertet hat. Die Philosophie hat mit kleinen Mitteln eine große Aufgabe leisten wollen; unser großer Vorteil aber besteht darin, daß wir mit größeren Mitteln eine kleinere Aufgabe leisten wollen. Es wäre sehr sonderbar, wenn das unbelohnt bliebe.

Kommen wir zurück zur Seele, die wir suchen. Wir wissen, daß wir sie nur im Unbewußten, also als transscendentales Subjekt finden können. Aber nicht voraussetzen wollen wir dasselbe, sondern eben finden. Dazu würde sich ganz besonders eine solche Kategorie von Phänomenen eignen, wobei wir gleichsam an der Wurzel unseres Wesens ihrer ganzen Länge nach mit den Fingern hinabfühlen könnten, angefangen von den unterhalb des Bewußtseins liegenden Anfängen des Unbewußten, bis zu den tiefsten Wurzelfäden desselben.

Eine solche Kategorie von Phänomenen, wobei unser Unbewußtes an die Oberfläche gezogen und daher einer genaueren Präcisierung fähig wird, scheint mir das automatische Schreiben zu bieten. Bei dieser successiven Befühlung unserer Wurzel wird uns der Begriff der Individualität nicht verloren gehen, und wir werden sie bis in das Gebiet der eigentlichen Metaphysik verfolgen können.

Wenn wir ins Unbewußte das Senkblei hinablassen, stoßen wir zunächst auf das physiologische Gebiet. Alle Vorstellungen, Thätigkeiten und Erfahrungen unseres Lebens, auch die vergessenen, hinterlassen einen Niederschlag, und sogar in unseren mitgebrachten Anlagen, Neigungen und Instinkten liegt verdichtet der geistige Besitz unserer Vorfahren, der auf uns vererbt wurde. Was in dieser Weise in den Gehirnschichten aufgespeichert liegt, kann in atavistischen Erscheinungen entweder momentan zur Geltung kommen, oder auch dauernd ein Übergewicht über das bewußte geistige Leben erhalten, wie es z. B. bei einigen Formen des Irrsinns der Fall ist.

Die Physiologie läßt das bewußte geistige Leben an die peripherischen Gehirnschichten gebunden sein, während das Unbewußte, der latent gewordene geistige Besitz, durch die tieferen Gehirnschichten repräsentiert wird. In diesem Unbewußten der Physiologen geht die Individualität des Menschen bereits verloren. Tiefer reicht das Senkblei der Geheimwissenschaften; und es ist denselben innerhalb der letzten Jahrzehnte gelungen, auf experimentellem Wege dieses Unbewußte hervorzukehren, wobei sich die Nötigung ergiebt, ihm das Merkmal der Individualität zuzusprechen. Den Ausgangspunkt bildete die scheinbar sehr unansehnliche Entdeckung des Tischrückens, d. h. der mechanischen, aber ungewollten Bewegung solcher Tische, auf welche menschliche Hände gelegt werden. Es folgte sodann die Entdeckung des Tischklopfens, wobei die von den Experimentierenden gestellten Fragen beantwortet wurden, indem durch die Anzahl der Klopftöne die Buchstaben des Alphabets bezeichnet wurden. Schon diese Versuche zeigten ganz unbestreitbar, daß eine Intelligenz durch die Tische sich kundgiebt. Dieses Verfahren wurde noch weiter vereinfacht: man verfiel auf kleine elliptische Tischchen, Planschetten, durch deren einen Brennpunkt ein Bleistift gesteckt wurde. Legte man die Hände darauf, so wurden die gestellten Fragen schriftlich beantwortet. Etwas Ähnliches hat wohl Jamblychus gemeint, wenn er sagt, daß die prophetische Gabe der Götter leblosen Gegenständen mitgeteilt werden kann.[1]) Endlich wurde auch die Planschette hinweggelassen, der Experimentierende nahm den Bleistift direkt in die Hand, welche, ohne von seinem Willen gelenkt zu werden, die Fragen beantwortete.

Dieses letztere Verfahren wurde in wenig zutreffender Weise — wie denn überhaupt die ganze Terminologie des Spiritismus im argen liegt — Psychographie genannt. Bei der Häufigkeit des Phänomens und der großen Anzahl von Privatmedien mußte man die Betrugstheorie bald fallen lassen und griff bei der Erklärung zum Unbewußten. Beim Tischrücken hatte man die minimalen Muskelbewegungen zur Erklärung herangezogen; bei der Psychographie nun aber, wo zur mechanischen Bewegung des Bleistifts der geistige Inhalt der Kundgebung sich hinzugesellte, griff man zur „unbewußten Cerebration" des Dr. Carpenter. Wieder einmal stellte sich für fehlende Begriffe rechtzeitig ein Wort ein.

---

[1]) Jamblichus: de myst. Aegypt.

Es zeigte sich bald, daß diese Hypothese nur einen Bruchteil der Phänomene erklärt. In der That ist häufig das Medium selbst die Quelle der Antworten. Zwar behaupten die Medien mit Recht, daß sie ohne, sogar gegen ihren Willen schreiben; aber die Medien können offenbar nur das eine wissen und behaupten, daß sie ohne Absicht und ohne Bewußtsein schreiben, daß also der Träger des Bewußtseins, das Ich, dabei nicht in Betracht kommt, weder in Bezug auf den Willen — denn das Schreiben geschieht automatisch —, noch in Bezug auf die Vorstellung — denn die Medien wissen oft selbst nicht, was sie schreiben —. Ob aber der unbewußte Wille und die unbewußte Vorstellung dabei eine Rolle spielen, das können offenbar die Medien selbst nicht wissen.

Diese spielen in der That so häufig eine Rolle, daß man eben darum meinte, die ganze Psychographie in diese Schichte des Unbewußten hineinzwängen zu können. Aber bei dieser in der Psychographie stattfindenden Hervorkehrung des Unbewußten nach außen zeigt sich bereits, daß mit der bloßen Physiologie nicht auszukommen ist. Das Unbewußte zeigt sich mit Individualität behaftet. Es verrät einen Willen, der mit dem des Mediums oft in Widerstreit tritt, ferner die Fähigkeit zur Vorstellung, zur Überlegung, und einen Erinnerungsumfang, der über den des Mediums in mancher Richtung hinausragt. Da nun eben die Erinnerung es ist, worauf das Bewußtsein unserer Identität beruht, indem die successiven Vorstellungen unseres Lebens auf einen identischen Träger, das Ich, bezogen werden, so zeigt sich schon bei dieser einfachsten Klasse von Phänomenen, daß wir das Unbewußte als eine zweite Person unseres Wesens bezeichnen müssen, die vom bewußten Ich verschieden ist. Die Individualität reicht also hier bereits über das Bewußtsein hinaus und in das Unbewußte hinein, und schon hier müssen wir zur Kantschen Erklärung des Menschen greifen: ein Subjekt, das in zwei Personen zerfällt.

Daß diese zweite Person, der Schreiber in der Psychographie, geradezu in Opposition mit der ersten Person treten kann, zeigt sich häufig. Aksakow berichtet z. B. einen Fall, wo ein Medium in Gegenwart von Freunden in Trance fiel und zu seiner eigenen Qual Dinge offenbarte, die es im normalen Zustande niemals eingestanden hätte.[1])

Wenn wir also diese oberste Schichte des Unbewußten abheben, so finden wir hier die Individualität fortgesetzt, und die Unbewußtheit derselben gilt nicht an sich, sondern nur insofern, als die eine Person unseres Wesens von der anderen nichts weiß. Dies zeigt sich in sehr interessanten Experimenten, bei welchen der hypnotische Hebel angesetzt wird, diese zweite Person hervorzukehren und ihr Bewußtsein zu konstatieren. Bei diesen Experimenten zeigt sich diese zweite Person als identisch mit jener, die auch in der Hypnose geweckt wird und welche die Suggestionen aufnimmt.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Aksakow: Animismus und Spiritismus. II, 561.

Automatisches Schreiben.

Mitteilung eigener Erfahrungen.

Von

Adolf Graf von Spreti.

Einem ausdrücklichen Wunsche des Herausgebers dieser Zeitschrift folgend, will ich in nachstehendem eine kurze Darstellung geben, wie sich die Fähigkeit zum „automatischen Schreiben" bei mir entwickelte.

Es war im Winter 1878/79, als ich im Gespräche mit einem Sprech-Medium die Mitteilung erhielt, daß ich durch Übung und Geduld diese Fähigkeit ausbilden könne. Bei dem regen Interesse, welches ich dazumal für alle spiritistischen Erscheinungen hatte, genügte diese Andeutung, um mich zum Versuche anzuspornen.

Das Verfahren war im höchsten Grade einfach. Ich bin gewohnt, meine Abende mit Lektüre auszufüllen; dies setzte ich nun auch damals fort, nur mit dem Unterschiede, daß ich meine mit einem Bleistifte bewaffnete Hand in möglichst bequemer Lage und zum Schreiben bereit auf einen unbeschriebenen Bogen Papier hielt. Weitere Vorbereitungen wurden durchaus keine getroffen.

Aber meine Geduld wurde auf eine ziemlich harte Probe gestellt. Anderthalb, ja, mitunter sogar zwei Stunden hielt ich jeden Abend standhaft aus; doch es wollte sich keine Bewegung zeigen, und ich war schon daran die Sache aufzugeben, als sich am 18. Abend eine ungewöhnliche Unruhe in Hand und Arm bemerkbar machte, ohne daß jedoch ein Buchstabe geschrieben wurde. Am folgenden Abend aber wurden diese Erscheinungen heftiger; es entstanden Zuckungen und Schmerzen in Hand und Arm bis zur Achsel empor; der Bleistift begann sich zu bewegen; es entstanden Striche und Kreise, bis endlich am 21. Tage mit großen mächtigen Zügen, in einer mir vollständig fremden Handschrift und ganz schief über das Papier ein Name geschrieben und mit sonderbaren Arabesken eingefaßt wurde.

Von nun an ging es rasch vorwärts, und ich band mich nun auch nicht mehr an eine bestimmte Zeit. Meine Hand schrieb ohne mein bewußtes Zuthun in den mannigfaltigsten Handschriften, bald mit fließender Leichtigkeit, bald mit einem solchen Gefühl der Schwere und Unbehilflichkeit, so daß manchmal Minuten erforderlich waren, um ein einziges Wort zu stande zu bringen, ohne daß ich in solchen Fällen imstande gewesen wäre, aus eigener Kraft einen begonnenen Buchstaben zu vollenden, oder auch den Bleistift loszulassen, der mitsamt der Hand oftmals in die unnatürlichsten, selbst schmerzhaften Stellungen gebracht wurde, ohne daß ich dies verhindern konnte.

Wenn sich auch im großen Ganzen stets eine und dieselbe Kraft als die leitende darstellte, so machten sich doch nebenbei die verschiedenartigsten Einflüsse geltend; ja, es war bisweilen geradezu, als stritten sie sich um den Vorrang, auch waren die Fälle nicht vereinzelt, daß mitten in einem Satze plötzlich die Schrift wechselte; ja, es kam sogar vor, daß Sätze abgebrochen und nach mehreren Wochen genau bei der abgebrochenen Stelle und in genau derselben Handschrift fortgesetzt wurden.

Ich muß erwähnen, daß ich nie Fragen stellte, sondern einfach meine Hand zur Verfügung stellte, um so jeden persönlichen Einfluß von vornherein möglichst ferne zu halten. Ich wußte nie vorher, was ich schrieb, und wenn ich je bisweilen, besonders bei sehr schwerem Schreiben, ein Wort ergänzen oder vollenden wollte, so war ich nicht nur dazu nicht fähig, sondern wurde dann meist durch Substituierung eines ganz anderen mir ferne gelegenen überrascht.

Die Mitteilungen selbst bewegten sich meist in einem ermahnenden Tone, wechselten aber auch mit ganz gleichgültigen Phrasen. Vorhersagungen erhielt ich nie, dagegen mancherlei Spaßhaftes. Immerhin war der Gesamtinhalt nicht danach angethan, mich lange Zeit zu fesseln. Ich hatte aus eigener Erfahrung kennen gelernt, daß es solche Einwirkung fremder Kräfte giebt, hatte mich überzeugt, daß es zum mindesten außerordentlich schwierig, wenn nicht unmöglich ist, die Identität der sich kundgebenden Intelligenz festzustellen, daß man sehr vorsichtig in der Aufnahme von und dem Glauben an gemachte Mitteilungen sein muß, daß man etwa erteilte Ratschläge sich erst wohl überdenken soll, daß demnach eine solche Beschäftigung auch nicht geeignet ist, uns materiell oder gar geistig zu fördern. Im Gegenteil erkannte ich die große Gefahr, die eine Steigerung geistiger Unmündigkeit in sich birgt; da es ja sehr bequem wäre, statt selbst zu denken, sich von einem gefälligen „Geiste“ die nötigen Verhaltungsmaßregeln diktieren oder einflüstern zu lassen. Ob es diesem Erkalten meines Eifers oder anderen Umständen zuzuschreiben ist, daß ich mit der Zeit die in Rede stehende Fähigkeit wieder verlor, weiß ich nicht anzugeben. Thatsache ist, daß ich nach etwa $1^1/_4$jähriger Ausübung derselben auf diese Weise absolut nicht mehr schreiben konnte. Immerhin galt mir das ziemlich rasche Verschwinden dieser Fähigkeit als ein kräftiges Beweismittel dafür, daß vorher fremde Kräfte meine Hand geleitet hatten.

Geschadet haben mir meines Wissens diese Versuche in keiner Richtung; ob ich aber dadurch irgendwie geistig gefördert worden bin, ist mir zweifelhaft und unwahrscheinlich. Immerhin habe ich mich um eine eigene Erfahrung bereichert, und betrachte die mit dieser Spielerei hingebrachte Zeit durchaus nicht für verloren. Sie war vielleicht eine Vorbereitung, um meinen Geist mehr auf das Übersinnliche zu richten und so die Brücke zu bilden, um mich in andere Bahnen zu lenken, die mehr Befriedigung gewähren: „denn nichts geschieht zwecklos, weder in der Welt, noch im Einzelleben.“

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Vorgeschichte des Mesmerismus.

Von

Carl Kiesewetter.

Dr. Carl du Prel sagt irgendwo, es sei unerhört, daß noch nicht einmal eine Biographie Mesmers existiere und daß die Deutschen von dem, was dieser große Mann lehrte, eigentlich gar nichts wüßten. Dies ist vollkommen richtig, und die Deutschen verleugnen auch hier den bekannten Charakterzug nicht, daß sie, ehe sie eine Seite objektiven Thatbestandes zur Darstellung bringen, lieber von irgend einem aprioristischen Standpunkt aus einen dicken Band voll subjektiver Anschauungen über die Seite Thatsachen zu Tage fördern, was man dann mit dem ebenso schönen als gemißbrauchten Namen „Kritik" bezeichnet. Noch weniger bekannt als Mesmers Heilmethode ist die Thatsache, daß dieselbe lange vor ihm ausgeübt wurde, und daß über ein Jahrhundert vor ihm Systeme über magnetische Beeinflussung aufgestellt worden waren, daß also dem Mesmer die Entdeckung des Lebensmagnetismus als reife Frucht in den Schoß fiel, gerade wie Newton das Gravitationsgesetz nach den bahnbrechenden Entdeckungen Keplers.

Mesmer heilte seine Kranken bekanntlich durch magnetische Manipulationen, ohne Somnambulismus zu erzeugen, was erst Puységur that, und stellte in siebenundzwanzig Sätzen eine Theorie über den von ihm so genannten Magnétisme animal (schlecht mit „tierischer Magnetismus" übersetzt) auf. Wir haben also zu untersuchen, inwieweit man vor Mesmer durch ähnliche Manipulationen ohne Erzeugung von Hellsehen heilte und den seinigen analoge Theorien aufstellte. Da sich jedoch Mesmer in der ersten Periode seiner Thätigkeit bei seinen Kuren der Mineralmagnete bediente, so müssen wir ferner kurz zusehen, inwieweit auch diese Heilart vor Mesmer gebräuchlich war.

In einer früheren Arbeit[1]) habe ich nachgewiesen, daß sich bereits das vorgeschichtliche Kulturvolk der Akkader der lebensmagnetischen Heilart bediente, und Franz Lambert hat das Gleiche bezüglich der Ägypter gethan, indem er die schon von Ennemoser erwähnten[2]) mystischen Figuren in den Werken Montfaucons[3]) und Denons[4]) erklärte.[5])

---

[1]) Vergl. „Vorgeschichtliche Magie". Sphinx VI, Heft 31, S. 17.
[2]) Geschichte der Magie, S. 380 ff. — [3]) L'antiquité expliquée, Tom. 2.
[4]) Voyage en Egypte. — [5]) Vergl. Sphinx V, Heft 25, S. 1 ff.

Im Anschluß daran will ich mitteilen, daß Ennemoser die von Apulejus[1]) erwähnten, bei Prozessionen umhergetragenen „Hände der Isis" (auf einem Stab befestigte linke Hände mit zwei eingeschlagenen und drei ausgestreckten Fingern) für Sinnbilder von magnetischen Heilungen erklärt, welche die Göttin durch die Hand ihrer Priester ausübte.[2]) Ganz gleiche von Gold gefertigte Hände gehörten bekanntlich zu den Insignien der byzantinischen und karolingischen Kaiser, sowie der französischen Könige, und finden sich auch häufig auf alten Bildern des die Kranken heilenden Erlösers, der Heiligen und ihren Segen spendender Päpste. Diese Hände hießen in Frankreich in der älteren Zeit „königliche Hände", in späterer Periode „Hände der Justiz". Jedoch sind diese Hände stets linke, und es kann ihnen somit keine Symbolik der (rechten) Schwurhand zu Grunde liegen; vielmehr wird die Symbolik auf „die Hand des Herrn" der Bibel deuten, welche den Propheten göttliche Erleuchtung, Sehergabe und Kraft zu heilen brachte. Da man, wie wir sehen werden, der Hand der französischen Könige eine ganz besondere magische Kraft zuschrieb, so ist diese Erklärung Ennemosers der „königlichen Hände" entschieden die richtigere.

Legion ist die Zahl der Stellen des alten Testamentes, in denen von „der Hand des Herrn" und deren mystischen Bezügen zum Hellsehen, zur Prophetie und magischen Heilung die Rede ist; wir können sie beiseite lassen, ebenso wie die in den Prophetenschulen allem Anschein nach geübte Praxis der Erzeugung des Hellsehens und lebensmagnetischen Heilens. Einige von den Propheten vollbrachte Heilungen, wie die von Elias und Elisa ausgeführte Herstellung der scheintoten Knaben, bieten in der That vollkommene Analogien mit mesmerischer Beeinflussung. Wir werden z. B. speziell der Methode Elisas, welcher sich auf den scheintoten Knaben der Sunamitin legte, bei Paracelsus wieder begegnen, welcher dieselbe bei der Heilung Wahnsinniger anwandte.

Auf die Frage, ob die von Christus und den Aposteln ausgeführten Heilungen göttlicher oder magnetischer Natur waren, haben wir uns nicht einzulassen. Gewiß ist, daß das neue Testament überaus reichhaltig an Beispielen von der heilenden Kraft des Händeauflegens ist. Die Heilkraft Christi wurde ausgeübt durch aktive und passive Berührung (Händeauflegung und Berührung seines Kleides), durch körperliche Ausscheidungen, durch Wort und Gebet, also durch Suggestion, und endlich durch bloße magische Wirkung des Glaubens und der Imagination, d. h. der Autosuggestion und des direkten Einflusses von Geist zu Geist.

„Da wurden Kindlein zu ihm gebracht, daß er die Hände auf sie legte und betete, die Jünger aber fuhren sie an. Aber Jesus sprach: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich, und er legte die Hände auf sie." — „Und da die Sonne untergegangen war, brachten alle die, so Kranke hatten mit allerlei Seuchen, sie zu ihm, und er legte auf jeden die Hand auf und machte sie gesund." — Und so würden sich noch eine Menge Stellen über Heilen durch Handauflegen beibringen lassen.[3])

[1]) Metamorphos. I. 11. — [2]) Geschichte der Magie. S. 584.

[3]) Vergl. Matth. 9, 18 Mark. 5, 23. 6, 5. 8, 22. 10, 15. 16, 18. Luk. 5, 13. 18, 15. Joh. 9, 17.

Eine Heilung durch die von Christus passiv geduldete Berührung haben wir bei dem blutflüssigen Weibe vor uns, welches geheilt wurde, als es nur den Saum seines Kleides berührte.[1]) — Die Frau kam durch diese Berührung mit Christus in magnetischen Rapport, durch welchen Christus ihren Glauben und ihre Gedanken erkannte. — Mag nun vielleicht auch, wenn wir diesen Fall als historisches Faktum festhalten wollen, der Glaube als Autosuggestion bei der Kananäerin das Beste gethan haben, so ist doch immer der Umstand hervorzuheben, daß man sich das bei diesen Heilungen wirkende Agens als ein objektives Etwas, eine fluidische Kraft, vorstellte, weil Christus fühlte, daß eine solche von ihm gegangen war.

Eine Heilung durch körperliche Ausscheidungen, wie wir gleichen bei den später zu erwähnenden Ensalmadoren und — man verzeihe mir die unschöne, aber wahre Parallele — bei den Schlangendoktoren der Neger begegnen, treffen wir in der Heilung des Taubstummen und Blindgeborenen an.

„Und sie brachten zu ihm einen Tauben, der war stumm, und sie baten ihn, daß er die Hand auf ihn legte, und er nahm ihn von dem Volk besonders und legte ihm die Finger in die Ohren und spützete und rührte seine Zunge, und sah auf zum Himmel und seufzte und sprach: thue dich auf! und alsbald thaten sich seine Ohren auf und das Band seiner Zunge ward los und er redete recht."[2])

Diese Heilung war, wenn wir ihren ganzen Verlauf betrachten, augenscheinlich weit schwieriger, als die meisten andern; es mußten zu psychisch-suggestiven Einwirkungen noch organische — vielleicht auf Anthropinwirkung beruhende — kommen, und der Blick zum Himmel wie das Seufzen Christi beweisen, wie dieser alle in strenger Geheimzucht gesammelten magischen Kräfte in sich konzentrierte und deren Band und Siegel durch den Aufblick zum Himmel, d. h. durch die Verbindung mit dem Urquell alles Daseins, bestätigte. Bei der Heilung des Blindgeborenen[3]) vermischte Jesus seinen Speichel mit Erde, bestrich damit dessen Augen und befahl ihm, sich im Teiche Siloa zu waschen. — Wir begegnen also wieder einer magischen Kur, bei welcher das psychische Moment der Suggestion mit dem physischen der mesmerischen und Anthropinwirkung gepaart ist.

Rein suggestive Heilungen, bei welchen Christus an den Glauben der Leidenden appelliert, sind die des Aussätzigen[4]), des Gichtbrüchigen[5]), des Menschen mit der verdorrten Hand[6]), des seit achtunddreißig Jahren Kranken am Teiche von Bethesda[7]) und des Knechtes des Hauptmanns von Kapernaum[8]), welch letzter Fall noch mit magischem Fernwirken kompliziert ist.

Direkte magische Wirkung vom Geist des mit allen Kräften der Adeptschaft begabten Jesus auf den schwachen Geist mystisch unentwickelter

---

1) Mark. 5. — 2) Mark. 7, 33. — 3) Joh. 9, 1—7.
4) Matth. 8, 2—4. Mark. 1, 40—42. Luk. 5, 12.
5) Matth. 9, 2. Mark. 2, 3—12. — 6) Matth. 12. Mark. 3.
7) Joh. 5, 5—9. — 8) Matth. 8, 5—10.

Menschen findet statt bei den Erweckungen vom Scheintod des Jünglings von Nain[1]), der Tochter des Jairus[2]) und des Lazarus[3]), welchen Jesus selbst für nur scheintot erkannt hatte, als er sagte: „Diese Krankheit führt nicht zum Tode!"

„Laß nicht außer acht die Gabe, die dir gegeben ist durch die Weissagung (d. h. die Erzeugung des künstlichen Somnambulismus, wie sie im Altertum so vielfach, z. B. beim Tempelschlaf, ausgeübt wurde) mit Händeauflegung der Ältesten."[4]) — Und mit der Auflegung der Hände thaten die Apostel, deren Seelenleben ein magisch hoch erregtes war, nicht wenige „Wunder", denn bei Markus heißt es[5]): „Gott bezeugte das Wort seiner Gnade und ließ Zeichen und Wunder geschehen durch ihre Hände." — In der Apostelgeschichte wird berichtet[6]): „Zu dem Vater Publii auf Malta, der am Fieber und an der Ruhr lag, ging Paulus hinein und betete und legte die Hand auf ihn und machte ihn gesund." — „Und Ananias ging hin und kam in das Haus, wo der blinde Saulus war, und legte die Hände auf ihn und sprach: Lieber Bruder Saul, der Herr hat mich gesandt, daß du wieder sehend und mit dem heiligen Geist erfüllet würdest. Und alsbald fiel es von seinen Augen wie Schuppen, und er ward wieder sehend."[7])

Die Erfahrung, daß das heilmagnetische Massieren, Kneten und Spargieren Schmerz und Ermüdung, ja manches organische Leiden aufhebt, hatten die Griechen und Römer von den altorientalischen Völkern überkommen, bei denen diese Heilmethode schon vor Jahrtausenden wie heute üblich war. — Bei den Griechen wie bei den Römern finden sich Andeutungen auf die magische Heilkraft der Hand. Bei den Griechen heißt Herakles als die Quellen beschützender Heilgott Daktylos, der Finger, und die Römer nannten den Zeigefinger Medicus, Arzt.[8]) — In den von Stobäus gesammelten Sentenzen des Solon heißt es[9]):

„Großes Leiden ist oft von geringem Schmerze gekommen,
Und es wurden umsonst lindernde Mittel gereicht;
Doch wer bitter gequält von böser, beschwerlicher Krankheit,
Mit den Händen berührt wird, stehet plötzlich gesund."

Ähnlich heißt es bei Martial:

„Die Berührerin durchläuft mit geschickter Kunst den Körper
Und besprenget mit fertiger Hand alle Glieder."

und bei Plautus:

„Wie, wenn ich ihn mit gezogener Hand (tractim) berührte,
Daß er schlafe."[10])

Auch sei noch erwähnt, daß — worauf wir später zurückkommen werden — Apulejus und Aurelius Prudentius die Erzeugung des künstlichen Somnambulismus kannten und schilderten. An den Tempelschlaf, welchen du Prel zum Gegenstand einer meisterhaften Studie machte, will ich hier nur im Vorbeigehen erinnern.

König Pyrrhus von Epirus besänftigte nach Plutarch die Schmerzen

---

[1]) Luk. 7, 11—15. — [2]) Luk. 8, 41—56. — [3]) Joh. 11, 6—55.
[4]) 1. Thimot. 4, 14. — [5]) Mark. 16, 18. — [6]) Apost. 28, 8.
[7]) Apost. 9, 17—18.
[8]) Vergl. Pierius Valerius: Hieroglyphica. Basil. 1556. Lib 36.
[9]) Eclogae physicae et ethicae. Oxon. 1850. 2 Bände.
[10]) Ennemoser: „Der Magnetismus im Verhältnis zu Natur und Religion." S. 90.

der Kolik und heilte Milzkrankheiten, indem er die Kranken auf den Rücken legte und ihnen mit der großen Zehe über den Leib strich. Von dieser großen Zehe berichtet Plutarch das an die Heiligenlegenden erinnernde Wunder, daß dieselbe nämlich bei Pyrrhus' Leichenbegängnis nicht verbrannt werden konnte.[1])

Auch die Kaiser Vespasian und Hadrian gehören in die Reihe der antiken Heilmesmeristen. Von ersterem erzählt Sueton[2]):

„Ein blinder und ein lahmer Mann aus dem Volk kamen vor den zu Gericht sitzenden Vespasian und sagten demselben, daß ihnen Serapis im Schlaf die Art ihrer Heilung offenbart habe: das Augenlicht würde wieder hergestellt werden, wenn der Kaiser sie (die Augen) mit Speichel benetzen, und der Schenkel, wenn er ihn der Berührung mit der Ferse würdigen würde. Der Kaiser wollte kaum glauben, daß diese Sache auf irgend eine Weise Erfolg haben würde, und weigerte sich, den Versuch zu unternehmen. Endlich aber gab er dem Drängen seiner Freunde nach und stellte den Versuch öffentlich an, dem auch der Erfolg nicht fehlte."

Über eine ähnliche von Hadrian berichtete magnetische Heilung berichtet Aelius Spartianus[3]):

„Zu jener Zeit kam eine gewisse Frau, welche sagte, sie sei durch einen Traum aufgefordert worden, Hadrian zu ermahnen, sich nicht zu töten, weil er mächtig sein werde. Da sie dies jedoch (bisher) nicht gethan habe, so sei sie erblindet. Es sei ihr nun befohlen worden, abermals zu Hadrian zu gehen und ihm dies zu sagen und seine Knie zu küssen. Sie werde ihr Gesicht wieder erhalten, wenn sie dies gethan haben würde. Damit sich nun ihr Traum erfüllte, erhielt sie ihr Gesicht wieder, als sie sich mit Wasser aus dem Tempel, aus welchem Hadrian gekommen war, die Augen gewaschen hatte. Es kam auch ein Blindgeborener aus Pannonien zu dem am Fieber krank liegenden Hadrian und berührte denselben, worauf er sofort das Augenlicht wieder erhielt und Hadrian das Fieber verließ." — Nach demselben Autor trieb Hadrian Wassersüchtigen das Wasser durch Berührung mit dem Finger aus.

Durch Auflegen der Hände und Sprechen magischer Worte (also durch Heilmesmerismus und suggestive, auf Glauben und Imagination gegründete Anregung der Seelenthätigkeit) heilte auch der aus Bordeaux gebürtige Leibarzt Theodosius' des Großen, der Empiriker Marcellus.[4]) Überhaupt war durch die Überflutung des römischen Reiches mit ägyptischen Priestern, jüdischen Ärzten und Angehörigen aller möglichen christlichen — namentlich gnostischen — Ketzersekten die magische Heilkunde in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung die herrschende geworden und hatte, namentlich als die Kirche das Heilen als göttliches Vorrecht für sich in Anspruch genommen hatte, jede andere Medizin auf fast ein Jahrtausend in den Hintergrund geschoben. Namentlich war der Gebrauch der Amulette und Abraxasringe in jener Zeit gebräuchlich und manche, noch heute übliche Zauberformel — wie das von Serenus Sammonicus herrührende, zur Heilung des Fiebers benutzte Abracadabra — entstammt derselben.

Hierher gehört auch der so vielfach gebrauchte heilende Hauch und das stärkende Zusammenleben mit jugendkräftigen Personen. Namentlich

[1]) Plutarch. Vita Pyrrhi. Vergl. auch Plinius Hist. nat. Lib. VII. cap. 2.
[2]) Vita Vespasiani. — [3]) Vita Hadriani. cap. 14.
[4]) Sprengel: Geschichte der Medizin, Bd. 2, S. 179.

waren es reine Jungfrauen, Knaben und Kinder, deren Hauch oder animalische Wärme zur Hebung der gesunkenen Körperkräfte oder zur Erhaltung von Kraft und Schönheit gebraucht wurde. Die Konsequenzen dieses Glaubens führten zu den scheußlichen Blutbädern, zu denen eine im siebzehnten Jahrhundert lebende Gräfin Nadasdy über sechshundert junge Mädchen opferte, um durch das Baden in deren Blut ihre Schönheit zu konservieren. Auch ein Oheim Ludwigs XVI erregte durch seine Bäder in Kinderblut zu Paris in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die unter dem Namen „der Aufstand der Blutbäder" bekannte Revolte.

Das erste Beispiel des Gebrauches, durch die animalische Wärme jugendkräftiger Personen die gesunkenen Körperkräfte zu heben, bietet die Geschichte des Königs David und der Abisag dar[1]), zu welcher Francis Baco von Verulam bemerkt[2]), daß das Mädchen den König nach Gewohnheit der persischen Jungfrauen mit Myrrhen und andern balsamischen Stoffen hätte reiben müssen, in welchem Falle wir also noch heilmagnetischer Manipulation begegneten.

Auch Plinius empfiehlt das Anhauchen der Stirn als ein wichtiges Heilmittel[3]), und Galen kennt das Zusammenleben mit jungen Mädchen in der Weise des Königs David als eines der besten Stärkungsmittel[4]), womit Hyginus, gleich Galen einer der berühmtesten Ärzte des Altertums, übereinstimmt.[5])

Reinhart, ein medizinischer Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, nennt das Zusammenleben mit jungen Mädchen „ein Labsal der Greise"[6]), und der im siebzehnten Jahrhundert lebende berühmte Arzt Thomas Bartholinus sagt, daß dieses Zusammenleben durch Wiederanfachen der erloschenen Körperkräfte von großem Nutzen und ein treffliches Mittel gegen das ständige Frösteln des Alters sei.[7])

Der eben erwähnte Reinhart erzählt, daß Kaiser Rudolf von Habsburg, „als ein schon vor Alter schwacher und unpäßlicher Herr, im Gebrauch gehabt habe, die Töchter und Gemahlinnen fürstlicher, gräflicher und adeliger Personen in Gegenwart ihrer Männer und Väter des öfteren zu küssen, und seinen Worten nach aus ihrem Atem die angenehmsten Lebensgeister zu schöpfen und eine recht herzstärkende Erquickung zu genießen."[8])

Da aber Rudolf von Habsburg noch in seinem hohen Alter ein fröhlicher Herr war und es, als er dereinst ein kleines Räuschlein hatte, z. B. nicht unter seiner kaiserlichen Würde hielt, auf dem Anger seiner guten Stadt Erfurt frisch aufgethanes Bier auszurufen, so möchte ich obige Scherze eher zu den „berechtigten Eigentümlichkeiten" des jovialen alten Herrn und weniger unter die magischen Heilmittel rechnen. Doch sei hier noch konstatiert, daß der allgemeine Glaube herrschte, die Grafen von Habsburg könnten durch ihren Kuß Kröpfe heilen.[9])

---

[1]) 1. Könige 1, 1—5. — [2]) De vitae et mortis historia.
[3]) Hist. nat. I. 28. c. 6. — [4]) Method. med. lib. VII. — [5]) De sanit. tuenda.
[6]) „Bibelkrankheiten des alten Testaments." Leipzig, 1767. S. 167.
[7]) De morbis bibliis, cap. IX. — [8]) Reinhart, a. a. O., S. 171.
[9]) Ennemoser: Geschichte der Magie. S. 207.

Auch von Friedrich Barbarossa erzählt Reinhart, daß demselben in seinen letzten Lebensjahren von einem jüdischen Arzte der Rat gegeben worden sei, daß er sich anstatt Kataplasmen junge, starke und gesunde Knaben auf die Magengegend legen solle, und Johannes Damascenus wie Moses Maimonides empfehlen die Körperwärme junger Mädchen als das beste Mittel gegen Lähmungen und Gichtschmerzen.[1])

Der berühmte Philosoph und Arzt Pietro Pomponazzi sagt[2]): „Die Nähe und der Atem gesunder junger Leute sei eine treffliche Arznei", und Boerhaave, der größte Arzt der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ließ einen altersschwachen Bürgermeister von Amsterdam zwischen zwei Knaben schlafen und versichert, der Kranke habe sichtbar an Munterkeit und Kräften zugenommen.[3])

Das berühmteste hierher gehörige Beispiel aber ist das des Römers Clodius Hermippus, welcher durch beständiges Zusammenleben mit jungen Mädchen ein Alter von 115 Jahren erreichte und dem Äskulap letztwillig folgende Denkschrift widmete[4]):

„Dem Äskulap und der Gesundheit
setzt dieses zu Ehren
L. Clodius Hermippus,
welcher
durch das Anhauchen junger Mädchen
115 Jahre und 5 Tage gelebt hat,
worüber sich nach seinem Tode die Naturkundigen nicht wenig wunderten.
Wohlan, Nachkömmlinge, führet auch ein solches Leben!"

Über Hermippus erschien 1742 zu Frankfurt folgende Abhandlung: „In Hermippo redivivo, sive Exercit. physic. med. curiosa de methodo rara ad CXV annos prorogandae senectutis: per anhelitum puellarum", auf welche ich Interessenten an dieser Stelle aufmerksam machen will. — Es sei auch noch erwähnt, daß der Volksglaube die Ursache des hohen Alters, welches die Schullehrer gewöhnlich erreichen, in dem beständigen Zusammensein mit gesunden jungen Leuten sucht.

Im Orient und klassischen Altertum mochte nun wohl diese naive medizinische Verwertung junger Mädchen und Knaben angehen, im christlichen Abendland jedoch legten Sitte und Gebrauch dieser Heilmethode Schranken auf. Da man aber an dem durch den Erfolg sanktionierten Glauben festhielt, daß die Lebenswärme jugendkräftiger Organismen Heilwirkung ausübe, so schritt man zur diesbezüglichen Benutzung junger Tiere mit glücklichem Erfolg. So ist es denn eines der bekanntesten sympathetischen Mittel geworden, bei Zahnschmerzen, Kopfweh, Rheumatismen u. s. w. junge Hunde oder junge Tauben mit gerupftem Hinterleib auf die leidenden Stellen zu legen und so die Schmerzen sympathetisch hinwegzunehmen; auch gehört der Gebrauch hierher, gelähmte Glieder in dem noch warmen Leib frisch getöteter Tiere zu bähen. Selbst Hufeland

[1]) Maimonides: Aphorism. 30.
[2]) De Incantationibus, Basil. 1581. 8°. S. 41.
[3]) Ennemoser: Geschichte der Magie, S. 216. — [4]) Ennemoser, a. a. O.

spricht sich in seiner bekannten „Makrobiotik“ für diesen Gebrauch aus mit den Worten:

„Und gewiß, wenn man bedenkt, was der Lebensdunst frisch aufgeschnittener Tiere auf gelähmte Glieder, was das Auflegen lebendiger Tiere auf schmerzhafte Übel vermag, so scheint diese Methode nicht verwerflich zu sein.“

Wenn wir nach dieser notwendigen Abschweifung wieder den Faden der Geschichte heilmagnetischer Kuren durch Handauflegung aufnehmen, so sehen wir, daß in der Geschichte der Heiligen die Ausübung der „apostolischen Gabe“ unzähligemal vorkommt. So heilte der heilige Patrik, der Nationalheilige Irlands, die Blinden durch Auflegung der Hände. Der heilige Bernhard soll allein zu Konstanz an einem Tage durch Handauflegung elf Blinde sehen und achtzehn Lahme gehen gemacht haben. Zu Köln heilte er abermals zwölf Lahme, machte drei Stumme reden, zehn Taube hören, und als er selbst krank war, erschienen ihm der heilige Lorenz und Benedikt und machten ihn dadurch gesund, daß sie ihre Hände auf den schadhaften Ort legten. Hierher gehören auch die Wunder der heiligen Margareta, Katharina, Elisabeth, Hildegard und des heiligen Cosmas und Damianus, welche den Kaiser Justinian von einer gefährlichen Krankheit heilten; das Wunder der heiligen Odilia, welche einen Aussätzigen von seinen Leiden befreite, indem sie ihn in ihren Armen erwärmte.[1]) Auch der Kreuzzugsprediger Fulco soll wie Peter von Amiens und der erwähnte Bernhard von Clairvaux die Gabe der Wunderheilung besessen haben; er heilte durch Auflegen der Hände und gesegnetes Quellwasser, und gab so einem Stummen die Sprache wieder und machte einen lahmen Edelmann in Gegenwart des ganzen französischen Hofes gehen.[2]) — Die katholische Kirche nannte das Heilen durch Auflegung der Hände Chirothesie, und nach Campe sind vierunddreißig Chirotheten heilig gesprochen worden.[3])

König Olaf der Heilige von Norwegen heilte nach der jüngeren Edda des Snorro Sturleson den kranken Egill dadurch, daß er zu ihm ging, seine Hände auf dessen kranke Seite legte und Sprüche sang, bis der Schmerz vorüber war. Der Sage nach heilte auch König Olafs Blut und Leichnam; man fand den letzteren nach Snorro ein Jahr nach der feierlichen Beisetzung ganz frisch, wie lebend, und angenehm duftend; Haare und Nägel waren gewachsen.[4]) — Einem Lahmen erschien im Traume ein vornehmer Mann (also der bekannte Führer der Somnambulen) und riet ihm, in Olafs Kirche zu Lund zu beten, was er auch that; und er wurde geheilt. — Wie Sturleson berichtet, heilte Olaf durch seine Berührung auch Kröpfe.

Diese Wundergabe der Kropfheilung ging später auf die englischen

---

[1]) Ennemoser, Geschichte der Magie, S. 206.

[2]) Perty, Mystische Erscheinungen, Bd. 2, S. 229.

[3]) Vergl. Campe: „De honoribus et privilegiis medicorum dissertatio“ und Diepenbroek: Dissert. binae de χειροθεσία et χειροτονία.

[4]) Dieser Zug geht durch die ganze Heiligengeschichte; seiner Kehrseite begegnen wir beim Vampyrismus, wo zwar die vegetative Lebensthätigkeit im begrabenen Leib noch fortdauert, wo aber anstatt Wohlgeruch furchtbarer Gestank auftritt u. s. w.

und französischen Könige über und gehörte jahrhundertelang zu deren unbezweifelten Vorrechten. In England soll sie Eduard der Bekenner (1002—1066) und in Frankreich Philipp I. (1052—1108) zuerst ausgeübt haben. Die Gabe sollte an die königliche Würde und nicht an die dieselbe bekleidende Familie geknüpft sein. Um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts brach sogar eine heftige litterarische Fehde über diese Wundergabe der englischen und französischen Könige aus, insofern ein englischer Arzt, William Tooker, dieses Vorrecht in einer besonderen Schrift für die englischen Könige in Anspruch nahm.[1]) Gegen denselben wandte sich später Andreas Laurent, Kanzler der Universität Montpellier, mit einem Buch[2]), worin er die französischen Könige als von Gott mit dieser Heilkraft begabt hinstellt und als Augenzeuge die von Heinrich IV vollbrachten Kuren schildert. (Vielleicht gebe ich gelegentlich einen Auszug aus diesem sehr selten gewordenen hochinteressanten Buch.) Die feierliche Handlung der Heilung schildert Laurent folgendermaßen[3]):

„Voraus schreitet die Schweizergarde und der Hof, worauf das königliche Scepter mit den Lilien und das mit der Hand der Gerechtigkeit geschmückte (siehe oben) Zeichen dem König vorgetragen werden. Hierauf folgt der König selbst mit entblößtem Haupt, am Halse den Orden des heiligen Geistes tragend. Bevor der König die heilige Hand ausstreckt (also wurde die Kur durch Berührung mit der Hand der Gerechtigkeit vorgenommen, denn „heilige Hand" ist synonym mit „königlicher Hand", „Hand der Gerechtigkeit"), ist jemand da, der den zu Berührenden bei der Hand nimmt und vorführt Der König berührt mit den zwei Fingern Stirn und Schläfe des zu Heilenden leicht, doch wirksam, und spricht, nachdem er über dessen Haupt ein Kreuz geschlagen hat: „Dieu te guérisse, le Roy te touche, au nom du Père, du Fils et du Sainct Esprit!"

Noch Karl X verrichtete bei seiner Krönung zu Rheims die uralte Ceremonie der Kropfheilung, und unter Karl II von England soll der Zulauf der Heilsbedürftigen jährlich über dreißigtausend Köpfe stark gewesen sein. — Über diese Kropfheilung existiert eine ganze Litteratur.[4])

Eine in Spanien sehr populäre Klasse von Heilmagnetiseuren, bei denen wir verschiedenen mediumistischen Eigenschaften begegnen, waren die Saludadores (Heilkräftige) und Ensalmadores (Besprecher), von denen Torquemada und Delrio erzählen.[5]) Sie bildeten eine Art von Genossenschaft, von welchen der grundbesitzende Teil seinen Geschäften oblag, während der andere Teil Städte und Dörfer durchzog. Sie trugen auf

---

[1]) Guilh. Tooker: Charisma, seu donum sanitatis, sive explicatio quaestionis in dono sanandi strumas concesso regibus Angliae. Londin. 1597. 4⁰.

[2]) A. Laurentius: De mirabili strumas sanandi vi solis Galliae regibus concessa. Paris, 1609. 4⁰.

[3]) A. a. O. S. 145.

[4]) Vergl. William Clowes: Right fruitful and approved Treatise of the struma. London, 1602. 4⁰. — Dan. G. Morhof: Princeps medicus. Rostoch, 1665. 4⁰. — Motz: De tactu regis etc. Viteb. 1675. 4⁰. — Hilscher: De cura strumarum contactu regio facta. Jenae, 1730. 4⁰.

[5]) Aus einer Notiz in der Beilage zu Nr. 8 des „Kleinen Journal", Berlin, 8. Januar 1891 entnehmen wir, daß noch jetzt in Südfrankreich solche „Saludadus" ganz in der alten Weise thätig sind. (Der Herausgeber.)

der Brust ein Kreuz, welches sie den Heilung Suchenden zum Kuß darboten, indem sie einige Sprüche murmelten, den Kranken anhauchten, küßten oder mit Speichel bestrichen, oder aber ihm bei Vergiftung oder Hundswut, gegen welche sich namentlich ihre Gabe bewährte, ein von ihnen angebissenes Stück Brot darboten. Die leidenden Stellen berührten sie mit nach Zahl und Weise bestimmten Griffen, und es soll ihnen sehr oft gelungen sein, veraltete Übel auf diese Weise zu heilen, Eisen aus Wunden zu ziehen u. s. w.

Andrerseits standen die Saludadoren, wohl mit den Geißelbrüdern und andern umherziehenden Schwärmersekten annäherungsweise zu vergleichen, in einem ziemlich zweideutigen Rufe. Sie behaupteten, zur helfenden Ausübung ihrer Kunst den reichlichen Genuß von Wein nötig zu haben, welchem Verlangen infolge der anregenden Wirkung des Weines wohl etwas Berechtigtes zu Grunde gelegen haben mag. Aber natürlich mußte der überreichliche Weingenuß in Verbindung mit dem umherschweifenden Lebenswandel zu mancherlei Ungebühr führen, und die Saludadoren — wie die alten Gallen und Korybanten — in Verruf bringen. Eine Verbindung zwischen dem Lebenswandel und den magischen Kräften der Saludadoren besteht nicht, woraus sich zu ergeben scheint, daß diese Kräfte in den niedrigeren Grundteilen ihrer Persönlichkeiten wurzelten.

Viele Saludadoren trugen das Bild eines Rades an sich als Zeichen des Martyrium der heiligen Katharina, welche mit einem solchen hingerichtet wurde; auch sagten sie von sich aus, daß ein Saludador, welcher einem andern begegne, denselben sofort an natürlichen Zeichen erkenne, auch wenn er ihn zuvor nicht gesehen habe. Sie rühmten sich wohl auch, glühende Kohlen ohne Verletzung angreifen und im Feuer, ohne zu verbrennen, ausdauern zu können. Allein mit der letzten sehr seltenen mediumistischen Gabe muß es schlecht bestellt gewesen sein, wenigstens berichtet Delrio[1]), ein gewisser Vair habe einen Saludador verbrennen sehen, dessen Gefährte ohne Wissen, daß derselbe sich im Ofen befinde, die Ofenthüre hinter demselben geschlossen habe. — Leider ist dieser Fall, gleich so vielen andern in der älteren Litteratur, nur ganz beiläufig erzählt, so daß man nicht viel daraus machen, sondern ihn nur in Bezug auf analoge Fälle anführen kann.

Die Saludadoren rühmten sich auch des Vermögens des Fernsehens, wovon der berühmte und berüchtigte Großinquisitor Torquemada einen anscheinend gut beglaubigten Fall — Torquemadas eigener Vater hatte ihn erlebt — berichtet. Nachdem unser Gewährsmann das bisher Angeführte von den Saludadoren berichtet[2]), wobei er noch bemerkt, daß sich viele Schwindler für Saludadoren ausgäben, erzählt er die von einem Saludadoren an seinem Vater vollbrachte Heilung.

Als dieser in seiner Jugend eine weite Reise angetreten hatte, wurde er von einem Hund angefallen und, ehe er ausweichen konnte, durch den Stiefel ins Bein

[1]) Delrio: Disquisitionum magicarum Libri VI, Lib. I. cap. 3. Quaest. IV.

[2]) Jardin de Flores. Salamanca, 1577. 4⁰. S. 159.

gebissen, so daß einige Tropfen Blut aus der Wunde drangen. Er legte jedoch keinen Wert auf die Sache und setzte seine Reise drei bis vier Tage fort, bis er eines Morgens in einem Dorfe die Messe hörte. Als er aus der Kirche trat, kam ein Bauer auf ihn zu und redete ihn mit den Worten an: „Sagt mir, Herr, hat euch nicht ein Hund gebissen?" Der Gefragte, welcher diesen Vorfall schon fast vergessen hatte, entgegnete: „Allerdings hat mich vor einigen Tagen ein Hund angefallen. Warum fragst du?" Der Bauer lächelte und antwortete: „Dankt Gott, daß er euch hierher geführt, damit ich euer Leben retten kann, denn ich bin ein Saludador. Der Hund, welcher euch ins Bein biß, war toll, und wenn euch bis zum neunten Tag keine Hilfe kam, war't ihr verloren. Und damit ihr euch überzeugt, daß ich die Wahrheit rede, will ich euch die Zeichen des Hundes sagen." Und nun beschrieb der Bauer den Hund, wie Torquemada ihn gesehen. „Um euch zu heilen" — fuhr der Bauer fort — „muß ich euch eine Zeitlang hier behalten." Er ging nun mit ihm in sein Haus und besprach ihn dort und alles, was sie aßen. Diese Besprechung wiederholte er nach dem Essen noch einmal mit dem Bemerken: „Ihr müßt schon einige Geduld haben mit dem, was ich mit euch vornehme." Da sich Torquemada nun willig zeigte, stach er ihn mit der feinen Spitze eines Messers an drei Orten in die Nase, daß einige Blutstropfen hervordrangen, die er abgesondert auf einen Teller fallen ließ; dann hieß er ihn die Wunde mit besprochenem Wein waschen. Er ließ nun das Blut nicht aus den Augen, bis in jedem Tropfen ein kleiner Wurm sich zu bewegen anfing; dann sagte er: „Herr! durch Gottes Gnade seid ihr geheilt; dankt ihm, daß er euch hierher geführt."

Wir müssen uns die Saludadoren als ebenso unwissende wie fanatische spanische Bauern denken, deren ganzes Dichten und Trachten in dem auf altherkömmliche Weise bewerkstelligten Heilen von tollen Hunden Gebissener aufging. Ihr magisches Seelenleben war — auf einen speziellen Punkt gerichtet — einseitig entwickelt; wie bei den Lykanthropen das Bild des Wolfes, erfüllte bei den Saludadoren das Bild des Hundes den ganzen Ideenkreis. In niederer Ekstase, die durch Narkotika gereizt und unterhalten wurde, kamen sie wie die Hexen in Seelengemeinschaft und erkannten sich, ohne einander vorher gesehen zu haben. Hellsehend nahmen sie örtlich entfernte, in ihren magischen Ideenkreis gehörende Vorgänge wahr, und begannen dann ihre halb suggestive, halb heilmagnetische Kur durch Besprechen, Berühren und — was in andern Berichten häufig vorkommt — durch Benetzen mit Speichel. Das Erscheinen der Würmer in den Blutstropfen ist kein objektives, sondern ein visionäres, bei welchem sich das Bild der Krankheit dann zeitlich im Seher objektiviert, wenn durch seine geistige Einwirkung ihre Macht gebrochen ist.

Ächte, auf hoher mystischer Entwickelung beruhende magische Heilungen sind die der ersten Jesuiten in den Jahren von 1540 bis 1556, solange sie noch eine mystische Asketensekte und nicht die schwarze Garde der streitbaren Kirche waren. Mit Recht legt Kieser einen hohen Wert auf die Wunderheilungen der ersten Jünger Loyolas[1]) und meint, die die späteren Jesuiten treffenden Vorwürfe seien mit Unrecht bezüglich der früheren geltend gemacht worden, in welchen sich eine so große Kraft des Glaubens und der Liebe kund that.

[1]) „Neues Archiv für den tierischen Magnetismus", I. Band, 1. Heft, S. 77 ff.

Einen parallelen Fall — sagt Kieser — zeigt die Weltgeschichte in der Erscheinung der Wunder Christi und der ersten Apostel. Wer an dem gottseligen, reingläubigen, alles Irdische verachtenden und nur dem Göttlichen nachstrebenden Leben der ersten Jesuiten zweifeln und noch immer, wie gewöhnlich geschieht, die spätere Zeit der Jesuiten mit ihrer ersten verwechseln wollte, den können wir auf deren älteste Geschichte und die Originalgeschichtsschreiber verweisen.

Der wichtigste dieser Geschichtsschreiber ist Orlandini[1]), welcher u. a. vom heiligen Xaverius einige in Indien und Japan vollbrachte Erweckungen vom Scheintod berichtet, die ganz den diesbezüglichen Wundern Christi gleichen. Von dem aus Navarra stammenden Jesuiten Ochioa erzählt Orlandini, daß er eine große Anzahl Kranker, unter diesen den Arzt und Sekretär Loyolas, Johann Polancus, nur durch Auflegung der Hände geheilt habe, und so würden sich noch eine ganze Reihe von Beispielen beibringen lassen. (Schluß folgt.)

[1]) Orlandini: Historia Societatis Jesu. Colon. Agr. 1685. 4⁰.

Das Zeichen.

Von

Menetos.

Wenn ein mächtiger,
Großer Gedanke
Plötzlich dir
Durch die Seele zieht;
Und sich dein Herz schnell
Dehnt und erweitert
In des Busens
Enger Behausung:
O, dann glaube du,
Atem der Gottheit
Hat dich berührt —
Dein Schifflein treibt.
Spanne die Segel,
Daß er es führe
Vorwärts, über
Die Woge der Zeit!

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Telepathie mit Verstorbenen.

Zwei Erlebnisse, mitgeteilt von

Luise Walter.

Es war in den letzten Septembertagen 1890, als ich mich mit meiner Familie in Görz aufhielt; dort traten die folgenden Erlebnisse an mich heran, die ich für Mahnungen Verstorbener nehmen zu müssen glaube. Ich saß mit meinen Kindern vormittags an einem schönen Tage zwischen 11 und 12 Uhr im Kurpark und erwartete meinen Mann, der auf dem Postamt zu thun hatte. Bald sah ich denselben eilig und mit überraschter Miene zu uns herankommen. Er sei soeben dem alten Herrn C. ganz leibhaftig begegnet, sagte er. Ich lachte und erwiderte, das sei unmöglich, da derselbe, ohnehin seit Jahren kränkelnd, ganz sicher in München sei; es müsse eine Täuschung gewesen sein. Mein sonst so ruhiger Mann war aber ganz aufgeregt und blieb fest bei seiner Behauptung. Dies war am 24. September. Den nächsten Tag dachten wir nicht mehr hieran, da unsere Gedanken vollauf durch Sorgen mancherlei Art beschäftigt waren.

Am 26. September traf sich es wieder, wie sehr häufig, daß ich meinen Mann, und zwar diesmal abends gegen 5 Uhr, auf einer Bank des Kurgartens erwartete. Zu meiner Verwunderung kam er mit dem Ausrufe daher: „Nun ist er mir wieder begegnet; gerade soeben auf diesem Wege (er deutete hinter sich). Er muß es sein und er hat sehr freundlich ausgesehen.“ [1])

„„Aber, lieber Mann,““ sagte ich, „„es ist ja nicht möglich, denn er kann seit Jahren nicht mehr aus dem Zimmer.““ Dennoch stand ich auf, um nachzusehen, konnte aber in der Umgebung niemand entdecken.

Die nächsten Tage sprach mein Mann auffällig viel von dem Betreffenden, ich hatte das Gefühl, als ob er dazu gedrängt würde. Übrigens stand mein Mann diesem Herrn nicht besonders nahe; derselbe war nur

[1]) Ob dieser wiederholte Eindruck des Herrn C. W. eine Illusion oder eine Hallucination (Phantasma) war, ist hier unwichtig. Wesentlich ist nur, daß er gerade an jenen Tagen diese ihm und seiner Frau ganz unerwarteten Eindrücke hatte.
(Der Herausgeber.)

ein alter Freund meines Vaters und hatte sich mir immer gütig geneigt erwiesen. — Im Drange einer damals für uns sehr bewegten Zeit vergaßen wir die Sache und verließen am 3. Oktober Görz.

Die zweite „Erinnerung“ an denselben Herrn kam mir hier in K. zu Kurz nach meiner Ankunft hatte ich einen diesbezüglichen Traum; ich sah mich in einer sehr öden Landschaft, einer Ebene, die ganz mit grauen wallenden Nebeln bedeckt war; dabei überlief mich ein Schauer um den andern. Endlich sah ich aus den Nebelschleiern ein ödes, kahles, weißes Gebäude auftauchen. Ich suchte zu demselben hinzugelangen. Kaum hatte ich aber die Schwelle betreten, so nahmen mich zwei dunkel gekleidete männliche Gestalten bei der Hand, führten mich sofort wieder vor das Gebäude und wiesen schweigend mit der Hand auf ein schmales, schwarzes Schild über der Hausthüre. Ich blickte hinauf, plötzlich erhellte sich das dämmrige Licht, und ich sah in weißen Buchstaben den vollen Namen dieses Herrn J. C. vor mir. — Dann erwachte ich.

Ich wußte den Traum nicht zu deuten; denn sollte dem Herrn etwas zugestoßen sein, so erwartete ich ganz bestimmt sofortige Nachricht meines Vaters, der ihm ja nah befreundet war; ich selbst stand seit Jahren in keiner schriftlichen Beziehung mehr zu seinem Hause.

Der Monat Oktober verging und, soviel ich mich erinnere, schrieb ich in einer Angelegenheit am 4. oder 5. November an die Nichte des Herrn C., deren Lehrerin ich in früherer Zeit war, mit der ich aber seit etwa sechs Jahren auch in keinerlei Beziehung mehr stand. Ich bat sie in dem Briefe ausdrücklich, ihren verehrten Onkel herzlich zu grüßen.

Zwei oder drei Tage nach Abgang dieses Briefes teilte mir meine Mutter mit, daß Herr J. C. Ende September seinen Leiden erlegen sei, und am 15. November erhielt ich einen Brief von der Nichte des Verstorbenen mit dem Totenzettel; — er starb am 26. September 1890.

Durch den gleichen Brief wurde mir aber auch eine erleichternde Aussicht für meine Zukunft eröffnet, die ich des Verstorbenen Güte danke. Daß mir das alles nicht früher durch meine Familie, die doch Kenntnis davon hatte, mitgeteilt wurde, erklärt mir die Bemühung des Dahingegangenen, sich mir schon früher verständlich zu machen.

Sonderbarerweise trat noch ein zweites ähnliches Vorkommnis in den jüngsten Wochen an mich heran.

Ich mußte eines Tages Ende Oktobers — das genaue Datum weiß ich in diesem Fall nicht sicher anzugeben — ohne alle äußere Veranlassung beständig an eine Jugendfreundin A. L. denken, die ich seit 25 Jahren nicht mehr sah und von deren Schicksalen ich auch nichts wußte. So stark war plötzlich diese Macht der Erinnerung, daß ich spät abends noch lange meinem Manne von ihr erzählte.

Den folgenden Tag wiederholte sich dies und so stark, daß ich beschloß, ihr zu schreiben, wenn ich ihren Namen und Adresse ausfindig

machen könnte. Ich wandte mich deshalb sofort an eine andere Jugendfreundin, welche sie auch kannte, um diesbezüglichen Rat und Auskunft.

Am 7. November nun bekam ich von dem Onkel der letzteren, an den diese sich um Auskunft gewandt hatte, die Todesanzeige meiner ehemaligen Institutsfreundin zugesandt. Sie starb am 31. Oktober 1890. Damit erklärt sich mir auch dieser Vorfall.

Nachschrift.

Wir haben uns an den Gatten der uns seit Jahren wohlbekannten Einsenderin gewandt mit der Bitte, uns seinerseits mitzuteilen, wessen er sich noch von seinen hier erwähnten Erlebnissen in Görz erinnere. Darauf erhielten wir von demselben die nachfolgende Antwort (Der Herausgeber.):

Die letzten Tage des Monats September 1890 führte mich mein Weg zweimal zu verschiedenen Tageszeiten durch den sogenannten Kurgarten in Görz. Das erste Mal — es war ungefähr zur Mittagsstunde — als ich tief in Gedanken versunken einmal aufblickte, kam mir ein Herr entgegen, der in Mienen, Gestalt und allem das Äußere eines mir und meiner Frau bekannten Herrn in München aufwies; ich war so seltsam überrascht, ihn dort zu sehen, daß, als ich mich besann umzukehren, um ihn anzureden, er schon meinen Augen entschwunden war. Voll Freude eilte ich zu meiner Frau, ihr die Begegnung erzählend, nun erst fiel mir ein, daß die Wirklichkeit derselben eine Unmöglichkeit sei, indem der Betreffende seit Jahren kränklich und ans Zimmer gefesselt war.

Einen der nächsten Tage suchte ich abends zwischen 5 und 6 Uhr meine in demselben Garten weilende Familie auf und dachte nicht mehr an die Begegnung des vorigen Tages. In einen Seitenweg einbiegend, um abzukürzen, ging plötzlich der Betreffende wieder vor mir, als ich mich aber beeilte ihn einzuholen, war er bei der nächsten Wegbiegung spurlos verschwunden.

Ich eilte zu meiner Frau und erzählte ihr dies neuerliche Erlebnis; obwohl ich den betreffenden Herrn nur einigemal im Leben gesehen hatte, fühlte ich mich doch gedrängt, die nächstfolgenden Tage viel und oft von ihm zu reden, obwohl eben zu der Zeit meine Gedanken übrigens vollständig von andern, mir hochwichtigen Dingen in Anspruch genommen waren.

Zwei Tage darauf erzählte mir meine Frau gleich beim Erwachen morgens, es hätte ihr geträumt, sie sei in der Wohnung des betreffenden Herrn in München gewesen und habe vom Fenster aus einen großen Leichenzug gesehen, der aus demselben Hause zu kommen schien. Auf ihre Frage an die mit ihr im Zimmer Anwesenden; wer denn gestorben? gab ihr keines eine Antwort, jedes wendete sich schweigend ab. Darüber erwachte sie.

Einen andern diese Angelegenheit betreffenden Traum, den sie mir auch sogleich erzählte, hat meine Frau selbst berichtet.

Dies ist, was ich über diese Sache wahrheitsgetreu mitteilen kann.

K., den 30. November 1890. **Carl Walter.**

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Eine graphologische Analyse.

Fortsetzung.

(Zu der nebenstehend nochmals wiedergegebenen Handschrift.)

Von

Wilhelm Langenbruch.*)

Die Handschrift eines nicht gewöhnlichen Menschen! Das Gesamtschriftbild erscheint ungemein klar; Schneidungen der Langbuchstaben (zwischen den Linien) kommen nicht vor. Die Formen sind weit entfernt von Konvention; sie sind ebenso einfach wie originell und harmonisch, so schreiben geistig selbständige, bedeutende Leute mit gesundem Urteil. Die Schrift ist durchweg gebunden, nur dort finden sich Trennungen, wo solche kaum zu vermeiden sind (hinterm T, W, u. s. w.). Dies verrät uns den Logiker, den deduktiven Geist, der vermöge seines ausgeprägten Schlußvermögens, seiner Assimilationsfähigkeit, zu wissenschaftlichen, scharfsinnigen Arbeiten ausnehmend gut befähigt ist. Andrerseits aber bedeutet diese geistige Veranlagung insofern einen Mangel, als sie die Befähigung für künstlerisches Produzieren, weil eben die Intuition mangelt, nahezu ausschließt. Allerdings scheint es, daß diese Handschrift ein wenig gezwungen (ungewöhnlich langsam) geschrieben ist. Eine schnellere Schrift von derselben Hand würde möglicherweise die Handhabe zur Auffindung anderer Gesichtspunkte bieten. Im vorliegenden Falle jedoch kann man mit Sicherheit auf Kunstsinn oder entwickeltes Formgefühl schließen, da die einzelnen Buchstaben bei vollendeter Einfachheit von großer Schönheit sind. (T, Z, W, N u. s. w.) Begabte Architekten und Ingenieure schreiben häufig eine solch gebundene, symmetrische und formvollendete Handschrift. Was nun die Phantasiethätigkeit betrifft, so erkennt man auf den ersten Blick an den kurzen, wenig liegenden Buchstaben, daß sich dieselbe dem Verstande durchaus unterordnet. Der Schreiber beobachtet und betrachtet kühl, sehr objektiv, mit nüchterner Überlegung; Sympathien und Anti-

---

*) Leiter des „Bureaus für Graphologie“ in Berlin SW., Dessauerstraße 4. „Schorers Familienblatt“. Dasselbe erteilt Auskunft über Geschäftsleute, Stellensuchende ꝛc., sowie Gutachten in Fälschungsangelegenheiten ꝛc. Es wurde gegründet von Herrn J. H. Schorer, dem Verleger von „Schorers Familienblatt“. — Zu unserm graphologischen Artikel im Januarhefte tragen wir noch nach, daß die Handschriften von Paul de Ségur und Schliemann dem in ebendemselben Verlage erschienenen Werke: „Die Graphologie und ihre praktische Anwendung“ von Crépieux-Jamin entnommen wurden. (Der Herausgeber.)

Vom Biss der Natter.

Eines Tages war Zarathustra unter einem Feigenbaume eingeschlafen, da es heiss war, und er hatte seine Arme über das Gesicht gelegt. Da kam eine Natter und biss ihn in den Hals, so dass Zarathustra vor Schmerz aufschrie. Als er den Arm vom Gesicht genommen hatte, sah er die Schlange an: da erkannte sie die Augen Zarathustra's, wand sich ungeschickt und wollte davon. „Nicht doch, sprach Zarathustra; noch nahmst du meinen Dank nicht an! Du wecktest mich zur Zeit, mein Weg ist noch lang." „Dein Weg ist noch kurz, sagte die Natter traurig; mein Gift tötet." Zarathustra lächelte. „Wann starb wohl je ein Drache am Gifte einer Schlange? — sagte er. Aber nimm dein Gift zurück! Du bist nicht reich genug, es mir zu schenken." Da fiel ihm die Natter von Neuem um den Hals und leckte ihm seine Wunde.

Als Zarathustra dies einmal seinen Jüngern erzählte, fragten sie: „Und was, oh Zarathustra, ist die Moral deiner Geschichte?" Zarathustra antwortete darauf also:

Den Vernichter der Moral heissen mich die Guten und Gerechten: meine Geschichte ist unmoralisch.

So ihr aber einen Feind habt, so vergeltet ihm nicht Böses mit Gutem: denn das würde beschämen. Sondern beweist, dass er euch etwas Gutes gethan hat.

Aus: „Also sprach Zarathustra"
von Friedrich Nietzsche

Die analysierte Handschrift,
etwas verkleinert.

pathien beherrschen ihn wenig. Er ist exakt und gründlich, jedoch keineswegs ein Mückenfänger. (Schluß- und i-Punkte sind sämtlich vorhanden[1]), aber sie sind nicht zu niedrig angesetzt; überdies ist die Schrift an sich nicht klein.)

Eine Eigenschaft, die Lebhaftigkeit, welche im allgemeinen mit der Phantasie Hand in Hand geht, fehlt hier. Auch die Sensibilität, welche ebenfalls häufig in Gemeinschaft mit der Einbildungskraft sich zeigt, und die ihren graphologischen Ausdruck in zarten, schrägliegenden Zügen findet, tritt bei dieser steilen Verstandesschrift völlig zurück. Leidenschaften beherrschen den Schreiber nicht, mit Ausnahme derjenigen nach Klarheit und Wahrheit! Die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, überhaupt das Gefühl tritt hier gegen den Verstand zurück. Aber daraus darf man keineswegs etwa auf kalte Herzlosigkeit schließen! Im Gegenteil offenbart sich der Schreiber in seinen Kurven der kleinen Buchstaben als ein wohlwollender, dem Humor zugänglicher Mensch, und wenn er auch nicht im Punkte der Besitzliebe sorglos und unüberlegt erscheint (steile und ziemlich enge Schrift mit kurzen Schlußstrichen), so ist er doch kein Egoist, denn egoistische (zurückgebogene) Schlußzüge fehlen gänzlich. Die kräftiger geschriebenen weichen Schlußstriche der n, e u. s. w. lassen insbesondere auf einen freundlichen, liebenswürdigen Menschen schließen, dem schroffes, herrisches Wesen fremd ist.[2]) Daß diese Endungen zum Teil kleiner werden, besagt eine gewisse Schlauheit, Weltkenntnis, die genau abzuwägen weiß, wem Vertrauen, wem Offenheit entgegen zu bringen ist, und die imstande ist, an passender Stelle Schluß zu machen. Nach Lessing soll ja dies besonders schwierig sein. (Kinder, sehr freimütige oder auch unbesonnene Leute schreiben diese Endungen größer.)

Die Willensthätigkeit betreffend, so ist es einigermaßen schwierig, in diesem Punkte das Richtige zu treffen, weil die Veränderung, welche die benutzte breite Feder herbeiführte, in Abzug gebracht werden muß. Manche Horizontallinien lassen kräftigen Druck deutlich erkennen, während andere wieder zart zu nennen sind. Wenn ich nun die Ruhe, welche über der ganzen Schrift liegt in Rechnung ziehe, so ergiebt sich eine Willensthätigkeit, die ihren Ausdruck hauptsächlich in passivem Verharren, in Ausdauer und Zähigkeit findet, während das eifrige, kraftschwellende Unternehmen, die Initiative, etwas zu schaffen, hiergegen zurücktritt. Zu diesem Schluß komme ich auch infolge der Wahrnehmung, daß die Köpfe der kleinen h, f, l u. s. w. sanft nach rechts umgebogen sind. Wenn diese Umbiegungen sehr stark sind, verraten sie einen Seelenzustand, der sich in trübsinnigen Betrachtungen gefällt. Meistens sind dafür äußere Anlässe vorhanden und das Urteil: „Es ist Ihnen irgendwie ein größeres Leid

---

[1]) In der photographischen Wiedergabe dieser Handschrift ist leider ein i-Punkt bei dem Worte mein am Ende der elften Zeile weggefallen; im Original fehlt derselbe nicht. — Zum folgenden wiederholen wir, daß unsere Nachbildung der Schrift hier verkleinert werden mußte. (Der Herausgeber.)

[2]) Die horizontalen Schlußzüge des g würden die sogen. Haustyrannei anzeigen, wenn sie häufiger und nicht allein im Schluß-g vorkämen. So aber vermag ich diesem Zeichen nur einen geringen Wert nach jener Richtung hin zuzuerkennen, obgleich gerade dieses meine eigene erste Entdeckung bildete.

widerfahren, dessen Folgen noch nicht überwunden sind —" wirkt stets verblüffend auf die Beurteilten. (Krankheiten prägen sich häufig, aber in anderer Weise aus. Die Feststellung einer solchen und die Angabe der Statur, die in einem derartigen Falle möglich war, führte kürzlich zur Ermittelung eines anonymen Briefschreibers.) In unserm Falle möchte ich sagen, daß die besagten Zeichen, in Anbetracht, daß uns in diesem Bilde ein bedeutender Mensch, ein philosophischer Kopf entgegentritt, am ehesten auf seine Weltanschauung zurückzuführen sind. Sie sind gewisser maßen ein Ausdruck für das Bedauern darüber, daß uns die leicht beschlagene Fensterscheibe, welche das uns Bekannte von dem weniger Bekannten trennt, auch noch den Ausblick darauf trübt. Die Erkenntnis, daß es nicht anders werden wird, mag auf die Handschrift jenen Einfluß geübt haben.

Resümieren wir kurz, so ergiebt sich ein bedeutender, verstandeskräftiger, sehr objektiver, scharfsinniger, logischer Kopf mit feinem ästhetischen Gefühl und großem Drang nach Gründlichkeit und Wahrheit. Ein wohlwollender, liebenswürdiger, wahrhafter Mensch, einfach, ohne Extravaganzen und Leidenschaften.

*

4. Begutachtung der beiden graphologischen Analysen durch Freunde des so Charakterisierten.

I.

Die Beurteilung des Charakters und Wesens von F. durch das graphologische Institut zu Erfurt erscheint mir im wesentlichen durchaus zutreffend. » Dies gilt auch für die vorangeschickte, allgemein gehaltene Charakteristik, und hier besonders für die Annahme einer ungewöhnlich lebendigen und thatkräftigen, selbstlosen Herzensgüte. Demgemäß sind auch die zu dem Stichworte „Moral" hervorgehobenen Züge solche Eigenschaften, die dem jungen Manne wirklich eigen sind. Ich habe sein Handeln, sein Verhalten gegenüber hilfsbedürftigen Menschenbrüdern jahrelang beobachtet und bin von seiner gänzlichen Uneigennützigkeit, von seiner weitgehenden Opferbereitschaft und von seiner uneingeschränkten Willigkeit zu jeglicher persönlichen, hingebenden, ja „erniedrigenden" Dienstleistung durchaus überzeugt worden und habe diese Tugenden sehr harte Proben aushalten gesehen. In den Verhältnissen, die ich im Auge habe, befand er sich älteren, ihm allseitig überlegen erscheinenden Personen gegenüber; wenn er hierbei eine völlig kindliche Hingebung an den Tag legte, so liegt dabei doch wohl allerdings Güte und Wohlwollen zu Grunde.

Seinen Geistes-, d. h. Verstandesanlagen werden die Wendungen „Gescheitheit" und „esprit gracieux et cultivé" völlig und ebensowenig, wie vorher, in allzu überschwenglicher Weise gerecht. Er zeigt in der That ein ungewöhnlich rasches und sicheres Verständnis für schwierige und von den gewöhnlichen Wissens- und Denkwegen abseits liegende Fragen, geistvolle Schriftsteller haben an ihm einen dankbaren Leser, zumal wenn in ihnen nicht bloß Verstandeswissen, sondern die echte Weisheit

eines gelassenen und hochherzigen Gemütes spricht. Seine Sprachenkenntnis ist bedeutend und, insofern er doch niemals an eine „Gelehrten"-Laufbahn gedacht hat, ebensosehr als ein Zeugnis von reiner Liebe zur Sache und als angeborene Fähigkeit anzusehen wie seine stilistische Begabung.

Daß sein Wille in gewissem Sinne „stark" ist, möchte ich nicht bezweifeln; Geduld und Hintansetzung des eigenen Selbst fordern doch wohl auch Willenskraft. Auch nach außen hin habe ich ihn beträchtlichen Schwierigkeiten gegenüber widerstandsfähig und ausdauernd gesehen; wir wissen, daß er große Aufgaben bewältigt hat. Immerhin erscheint mir sein Wille mehr zäh und der Geduld verwandt, als triebkräftig und zu selbständigem Handeln anspornend. Ungleichheit des Willens ist ein mir nicht ganz klarer Ausdruck; ich kann hier überhaupt kaum urteilen, da F. bis jetzt vorwiegend in der Lage gewesen ist, sich leiten zu lassen.

Was die nebenher erwähnten Züge angeht, so glaube ich nicht, daß ihn irgend welche Erfahrungen, Undank, Verwaltigung oderBöswilligkeit anderer in seiner fast unbedachtsamen Herzensgüte mehr zu beschränken vermögen, als es die Charaktereigenschaften seines nordischen Stammes mit sich bringen. Den Niedersachsen ist ja zuweilen eine gewisse zurückhaltende Vorsicht eigen. Ich meine aber, daß diese bei ihm nur sehr wenig hervortritt. Die Umgebung, in der ich ihn beobachtet, hat er häuslich zu tyrannisieren nie Neigung gezeigt, aber seine Liebe zum Einfachen, Großen und Edlen, die naturgemäß mit dem Schlendrian des „Kulturlebens" überall in Widerstreit steht, würde er vermutlich im eigenen, engeren Kreise möglichst zur Geltung zu bringen suchen, falls er einmal für Lebensgenossen verantwortlich werden würde, die nicht von vornherein ebenso denken wie er, sondern unvernünftige Dinge treiben und liebhaben.

❦

Die zweite Beurteilung von F.s Handschrift, welche das Bureau für Graphologie in Berlin geliefert hat,[1]) halte ich durchweg für ebenso zutreffend, wie die aus Erfurt herrührende. Auch die gedrängte Zusammenfassung am Schlusse geht wohl nirgends fehl, wenngleich das eine oder das andere der dort gebrauchten inhaltreichen Worte einer leisen Einschränkung oder eines Zusatzes bedürfen mag. Der Begründung im einzelnen kann ich mich entschlagen, da ich das Wesen des beurteilten jungen Mannes schon im vorstehenden zu kennzeichnen versucht habe. Die scheinbaren Verschiedenheiten beider Urteile sind sehr wohl miteinander vereinbar; dieselben ergänzen sich meines Erachtens in einer für das Wesen der Graphologie charakteristischen Weise.

Es will mir nämlich scheinen, als müsse trotz des Vorhandenseins objektiv gültiger, erfahrungsmäßig gefundener und erprobter Zeichen, doch Vieles darauf ankommen, „welchen Geistes Kind" derjenige ist, der unter Handhabung der bestehenden Regeln sein Urteil abgiebt. Wir beleuchten ja mit einer jeden Meinungsäußerung hauptsächlich unser eigenes Wesen.

[1]) Diese ging Herrn Drn. erst nachträglich zu. (Der Herausgeber.)

Bei der Graphologie ebenso wie bei der Chirognomie habe ich mich des öftern gefragt, ob denn wohl, wenn dabei von Zeichen der Phantasie, der Intuition, und insbesondere des Willens gesprochen wird, die Sachverständigen und deren Gewährsmänner mit diesen Worten ebendasselbe meinen. Sollte nicht wohl in dem Grade, in welchem ein Graphologe einer intuitiv und in allen Begriffen geklärten und gereiften Weltanschauung teilhaftig ist, sich auch das Schwergewicht seines Urteils verschieben, und unter demselben Begriffsworte ein von der Auffassung Andersdenkender Abweichendes vorgestellt werden? Ich möchte also dem Zweifel Ausdruck geben, ob wohl die auf verschiedenen Seiten gebrauchten Wendungen commensurabel sind.

Wer aus dem Geiste indischer Lehren heraus Schopenhauer zustimmt, wird diesen Erwägungen insbesondere für den Begriff „Wille" sich anschließen und den richtigen Maßstab für die Prüfung der beiden „Diagnosen" besitzen, wenn ihm gesagt wird, daß F.s beste Eigenschaft die ist, daß sein „Wille" von jeder Maßlosigkeit, Heftigkeit und Unruhe frei ist, also vom Standpunkte des „Kulturlebens" aus schwach erscheint. Dies bewährt sich in einem unter Umständen starken, allerdings aber stets mehr passiv-zähem Wollen und in warmem, thatkräftigem Wohlwollen. Diese letztere Eigenschaft hat, wie mir scheint, den Erfurter „Schriftgelehrten" sich vorwiegend kundgethan. C. Orn.

II.

Die beiden vorliegenden Beurteilungen F.s nach seiner Handschrift von Graphologen, denen er persönlich unbekannt ist, scheinen mir in der That ein vortrefflicher Beweis für diese Wissenschaft sowie insbesondere für die hier geübte Kunst der Anwendung solchen Wissens. Beide Charakterzeichnungen, die ja, obwohl ganz unabhängig voneinander aufgestellt, im wesentlichen übereinstimmen, sind treffend und entsprechen gut dem lebenden Original. So scheint mir auch Langenbruchs Schluß in Kürze die beste Charakterisierung F.s, die man geben kann, wenn man ihn näher kennt.

Einige in seinem Wesen bisher noch als unentwickelte Keime schlummernde Anlagen, die sich schon in seiner Handschrift, aber bisher nicht gleichermaßen in seinem Leben geltend machen, können hier nicht in Betracht kommen. So fehlt es seiner Jugend manchmal an der ihm hier nachgerühmten Besonnenheit, aber schon weit weniger als andern jungen und auch älteren Männern; auch daß er immer leicht den richtigen Schluß zu finden wüßte, möchte ich noch nicht behaupten. Aber wenn schon die Franzosen nicht mit Unrecht sagen: „Les Allemands ne savent pas finir", und die Amerikaner uns in dieser Hinsicht noch Schlimmeres nachsagen: wer dürfte da die völlige Überwindung solcher Nationalschwäche schon in so jugendlichem Alter erwarten.

Alle Grundlinien in diesen Wesenszeichnungen sind durchaus richtig.

Richtig ist, daß seine ungewöhnlichen Geistesfähigkeiten sich besonders deduktiv äußern; er würde (wenn er nicht Künstler wäre) mehr zum

Philosophen als zum Gelehrten geeignet sein, und sein Bedürfnis nach logischer Klarheit beherrscht seine Geistesthätigkeit. Geistreich kann man ihn allein im Sinne von Tiefe (Intensität) der Geistesanlagen und Intuitionen, nicht in der gewöhnlichen Bedeutung der Vielseitigkeit (Extensität) des Wissens nennen. Am hervorstechendsten ist aber seine offenbare künstlerische Begabung, zu der er nicht nur Talent, sondern auch Genie mitbringt. Dagegen fehlt es seiner Schaffensthätigkeit an dem inneren Trieb der Initiative und an Lebhaftigkeit, obwohl er sehr gesunden Witz hat und sein fröhlicher Sinn kaum je den Humor verliert.

Nicht richtig erscheint es auf den ersten Blick, wenn Langenbruch sagt, daß „die geistige (zersetzende) Veranlagung F.s seine Befähigung für künstlerisches Produzieren, weil die Intuition mangle, nahezu ausschließe"; denn bei F. liegt eine starke intuitive Begabung vor, und sein künstlerisches Schaffen geschieht ebendeshalb anfänglich mit großer Leichtigkeit. Dennoch hat Langenbruch vollkommen recht, auch abgesehen davon, daß er selbst schon die Vermutung andeutet, daß wohl andere (ungezwungene) Schriftstücke von derselben Hand den Schreiber noch etwas anders erscheinen lassen könnten. Es liegt hier insofern ein ungewöhnlicher Fall vor, als hier zu verschiedenen Zeiten die geniale Intuition und der logische Verstand gleich stark arbeiten. Richtig aber ist vor allem, daß bei F.s fast gänzlich mangelnder initiativer Kraft sein künstlerisches Schaffen sowie seine philosophischen Intuitionen nachträglich fast immer gelähmt werden durch Verstandesgrübelei, die sich wie ein Mehlthau auf all sein Wirken legt und demselben die Frische raubt.

Richtig ist besonders, was über die Erscheinungsform seines Willens gesagt ist. Trotzdem ihm fast aller initiative Trieb fehlt, ist sein Wille ungemein stark und zähe, aber eben nur in passivem Beharren; er ist widerstandsfähig, aber hat keine Schaffenslust. In der aktiven Bethätigung seines Willens zeigt sich mindestens Ungleichheit und Unbeständigkeit; aber freilich auch dies nicht planlos, sondern stets unter der Führung oder wenigstens unter dem Schutze der Vernunft, sei es nun, daß diese anfänglich die Störerin des Gleichgewichtes ist oder nachträglich als Rechtfertigerin solcher Störung hinzutritt, — wie denn auch die graphologische Eigentümlichkeit, in der sich dies nach Angabe des Erfurter Instituts zeigen soll, die bisweilen mangelnden T-Striche, nicht planlos fehlen, sondern nur da, und zwar überall da, wo dadurch auch beim schnellen Lesen nicht leicht Mißverständnisse entstehen können, wo sie also als überflüssig entbehrt werden können.

F.s Charakter ist auch im übrigen vollkommen richtig gezeichnet mit „großer Herzensgüte, Wohlwollen, Uneigennützigkeit." Dennoch „wird sein Herz beständig von seiner Vernunft beherrscht." Auch besitzt er wirklich die ihm zugesprochene „Schlauheit", gut mit Menschen umgehen und fertig werden zu können, wenn auch nicht gerade schnell.

Richtig ist ferner, daß er sehr wenig empfindlich ist. Sensibilität, Sensivität und Sentimentalität sind ihm alle völlig fremd. Er ist das Gegenteil eines Gefühlsmenschen, aber mehr Vernunft- als Verstandes-

mensch. Vielleicht mag es das auch sein, was sich den Graphologen als Anlage zum „Mißtrauen" darstellt; denn was man sonst hierunter versteht, habe ich in ihm niemals bemerkt.

Richtig ist auch, daß F. leidenschaftslos ist, ohne Ehrgeiz, ohne Erwerbssinn für sich selbst, aber treu des Besitzes anderer wartend, im übrigen annähernd frei von sogenannten menschlichen Schwächen, die man vielleicht besser tierische Schwächen nennen sollte. Dagegen ist er begeistert für alles Gute im höchsten Sinne des Wortes, für Wahrheit und Schönheit, durchgeistigte sowie zweckmäßige Schönheit.

Richtig ist auch seine Weltanschauung herausgefunden, die man kurzweg schopenhauerisch nennen könnte. Aber diese ist bei ihm nicht bloß Verstandssache, sondern er lebt dieselbe; daher treffen auch für ihn die Bezeichnungen „wohlwollend, liebenswürdig, wahrhaft, einfach, ohne Extravaganzen" zu, sowie Fähigkeit der „Willens-Verneinung", welche Schopenhauer als die ihm persönlich noch versagte „Gnade" bezeichnete. Auch „Geduld" besitzt er in ganz ungewöhnlichem Maße.

Beide Analysen sind in der Thal bis in kleine Einzelheiten gehend richtig. Richtig ist so u. a. auch die Nebenbemerkung über mangelnde körperliche Bewegung, da F. Zeit seines Lebens an solcher durch ein Fußleiden viel gehindert worden ist. Merkwürdig ist hierbei der anscheinende „Zufall", daß der Graphologe, wenngleich bildlich, von einer „wunden Ferse" redet.

Statt vieler andrer völlig zutreffender Einzelheiten sei hier nur noch der Hinweis auf seine Neigung zum „häuslichen Despotismus" erwähnt. F. hat kein Haus, das er tyrannisieren könnte, und ich kenne keinen verträglicheren Menschen als ihn; überdies scheint mir die erwähnte Eigenart der g-Striche in seiner Handschrift nur sehr wenig ausgeprägt. Dennoch kann ich mir Verhältnisse denken, in denen er als Haustyrann erscheinen könnte. Mancher würde so vielleicht sogar schon seinen passiven Widerstand empfinden, den er allem entgegensetzt, was er als Unverstand oder Böswilligkeit erkennt, während er sich doch denjenigen Einflüssen, die er für gut hält, stets gerne unterwirft. Nun hat er aber eigenartige Anschauungen hinsichtlich einer vernünftigen Gestaltung auch des äußeren Lebens, und diese Ansichten wird er zweifellos für sich wohl immer durchführen; doch wird er sie schwerlich jemals andern aufzwingen wollen. Zu erwähnen ist indessen hier, daß seine Eltern und Geschwister ihn allerdings thatsächlich früher in liebenswürdig-scherzender Weise ihren „Haustyrannen" nannten, womit eben wohl jener schon als Kind von ihm bethätigte passive Widerstand gegen alle „Unvernunft" bezeichnet wurde.

In solcher Weise rechtfertigt sich also selbst dieser feinsinnigst herausgefundene graphologische Zug. Meiner Überzeugung nach ist somit dieses zweifache Experiment durchaus als ein gelungenes zu bezeichnen, und ist, wie in der Einleitung zum Januarstück hervorgehoben wurde, in der That ein weiterer Beleg für die Wahrheit der „monistischen Seelenlehre".

W. D.

Psychometrie.

Von
Ludwig Deinhard.

(Schluß.)

Wir wollen die Beispiele aus Dentons psychometrischen Forschungen nicht weiter ausdehnen. Die wenigsten Leser dieser Zeitschrift besitzen wohl eigene Erfahrungen auf diesem Gebiete. Die sämtlichen übrigen aber werden, ehe ihnen nicht Gelegenheit geboten ist, selbst Versuche anzustellen, nur zu dem Geständnis gelangen, daß es ihnen absolut unmöglich ist, mit Denton zu glauben, es ließe sich auf solche Weise die Wissenschaft erweitern, und zwar in Gebiete hinein, die unsere anerkannte Wissenschaft bis jetzt noch gar nicht betreten hat. Es gilt dies namentlich von Dentons Forschungen über die Bewohner anderer Planeten. Wenn auch Denton ausführliche Berichte z. B. über die Marsbewohner, die er von drei voneinander vollständig unabhängigen Psychometern erhielt, anführt, über deren Art und Weise, sich mittelst Flugmaschinen, die sogar genau beschrieben werden, in die Luft zu erheben, so wird man im günstigsten Falle diese Mitteilungen recht unterhaltend, aber durchaus nichts beweisend finden.

Man wird sich eben Denton nicht anschließen, wenn derselbe solche den menschlichen Sinnen vollkommen verschlossene Dinge für erwiesen annimmt, nachdem sich mehrere Psychometer in übereinstimmender Weise darüber ausgesprochen. Es wird beim deutschen Leser zunächst das Vertrauen in diese Forschungs-Methode mangeln. Gerade nach dieser Richtung könnte aber eine Übersetzung von Prof. Buchanans oben angeführtem Handbuch großen Nutzen stiften, weil wir aus demselben lernen können, wie nach und nach die Methode der psychometrischen Forschung entdeckt und ausgebildet wurde.

Lassen wir also den Inhalt dieser psychometrischen Forschungen beiseite und suchen uns lieber über die Methode selbst ins reine zu setzen. Stellen wir uns die Frage, wie fängt man es an, um in sich selbst eine derartige wunderbare Fähigkeit zu entwickeln, wenn dieselbe etwa bis jetzt latent vorhanden sein sollte. In seinem schon oben angeführten Aufsatze: „Psychometrische Experimente" spricht sich der Herausgeber der „Sphinx" über diese Frage folgendermaßen aus:

„Die psychometrische Fähigkeit findet sich bei Armen und Reichen, Hohen und Niedrigen; nur nicht gerade bei denen, die durch Vielwisserei einseitiger Verstandesbildung oder durch sogenanntes „Leben" blasiert geworden sind. Auch läßt sich diese Gabe durch Übung leicht entwickeln, indem man Briefe, welche man von unbekannter Hand empfängt, ehe man sie gelesen, an die Stirn hält und eine Charakteristik des Schreibers, wie sie einem gerade ohne alle Überlegung in den Kopf kommt (Geschlecht, Alter, Gemütsart, Haarfarbe, Gemütszustand und dergl.) niederschreibt, und später deren Zutreffen oder Unrichtigkeit feststellt. Wer jedoch bei sich selbst diese Anlage nicht verspürt oder nicht die Geduld hat, sie bei sich zu entwickeln, der wird leicht in seiner Umgebung Personen, namentlich Frauen finden, denen diese Sensitivität oder Intuition des natürlichen Menschen durch die vielgerühmte europäische „Kultur" noch nicht ganz ausgetrieben worden ist."

Jedem denkenden Menschen werden nun ohne Zweifel, nachdem er vermutlich kopfschüttelnd die Angaben des jungen Denton über die von ihm geschauten Scenen im alten Pompeji gelesen, eine Menge Fragen aufgestiegen sein. Denton war wohl mit Recht der Ansicht, daß auf diese sich von selbst einstellenden Fragen am ehesten noch von einem hochentwickelten Psychometer wertvolle Antworten zu gewärtigen seien, und veranlaßte deshalb seine Frau, vermutlich das geistig höchstentwickelte Individuum unter seinen Psychometern, zum ersten Bande seines Werkes einen zweiten Teil zu liefern, enthaltend Fragen, Betrachtungen, Suggestionen, die wir uns etwas genauer ansehen wollen.

Auf viele ihr gestellte Fragen, bekennt hier Frau Denton, habe sie überhaupt keine Antwort. Auf die Frage, ob die geschauten Dinge gerade so gesehen werden, wie die Blumen auf dem Felde, die Sterne am Himmel u. s. w., giebt sie folgende Auskunft: Allerdings, aber im allgemeinen doch nicht ganz so. Manchmal passieren sie vor dem Beobachter mit Blitzesschnelle, wie ein Panorama, vorüber. Selbstredend ist es dann beinahe unmöglich, auch nur den genauen Umriß eines, wenn auch noch so merkwürdigen Gegenstandes, festzuhalten. Sie machte aber die Entdeckung, daß sie mit Aufbietung aller Willenskraft im stande sei, diese fliehenden Scenen so lange aufzuhalten, bis sie die Einzelheiten deutlicher unterscheiden konnte. Hin und wieder machte sie auch gerade die entgegengesetzte Erfahrung: das Bild, auf welches das innere Auge des Psychometers einmal gefallen war, blieb unbeweglich starr. Endlich tritt wohl auch der Fall ein, wo der Psychometer die Rolle des bloßen stillen Beobachters aus der Ferne aufgiebt, wo alsdann die Schwerkraft ihn nicht länger mehr zu fesseln scheint und sein Wille machtlos wird. Der bisherige Erdenbürger verwandelt sich in einen Wanderer durch den Weltenraum. Mit einer den Sturmwind überholenden Schnelligkeit schwebt er dahin, mühelos, frei, durch kein irdisches Band mehr gehalten. In einem Zustand äußerster Passivität, aber ruhigen Geistes, vermag er dann stundenlang zu beobachten, was in seinem geistigen Auge sich spiegelt, sei es Anziehendes, sei es Abstoßendes.[1])

---

[1]) Wir werden hier bei diesen letzten Worten ohne Zweifel an den Astralkörper oder Ätherleib erinnert, worüber unter Andern Carl du Prel in den Kapiteln 7—12 seiner „monistischen Seelenlehre" ausführlicher sich verbreitet.

Ihren eigenen Entwickelungsgang als Psychometer schildert Frau Denton folgendermaßen: Sie hatte sich in frühester Jugend nächtlicherweile mit Scenen unterhalten, die als Visionen ihres inneren geistigen Auges rasch vorüberzogen. Ihre damalige Erklärung des Phänomens war sehr einfach. Sie hielt dasselbe für Linien, welche durch die Flüssigkeit im Auge unter wechselndem Druck des Augenlides auf den Augapfel hervorgebracht würden, eine Erklärung, die ihre Mutter ihr beigebracht hatte. Als sie aber mit der Zeit die Entdeckung machte, daß jene Bilder mit derselben Bestimmtheit bei vollständig geöffnetem Auge im Dunkeln auftraten, da glaubte sie doch darin die Wirkung eines inneren visionären Sinnes erkennen zu müssen. Nun fiel ihr auch die Ähnlichkeit dieses ihres visionären Zustandes mit demjenigen eines mesmerisierten Individuums oder eines Somnambulen auf, und nachdem ihr Prof. Buchanans Schriften über Psychometrie zu Gesichte gekommen, beschließt sie sofort, ganz insgeheim den Versuch zu machen, sich einen Brief im Dunkeln an die Stirne zu legen, ohne zuvor nachzusehen, wer denselben geschrieben. Sie legt dementsprechend nachts einen Pack Briefe neben ihr Bett, und nachdem sie das Licht ausgelöscht, irgend einen, der ihr gerade in die Hand kommt, an die Stirne. Sofort sieht sie auch deutlich einen intimen Freund vor sich, der wirklich eines der Schriftstücke verfaßt, einen lebhaften, geistreichen Mann, und zwar „schreibend, vielleicht eben jenen Brief“. Sie glaubt, der Versuch sei gelungen und macht Licht. Welche Enttäuschung! Der Schreiber jenes Briefes ist nicht der geschaute intime Freund, sondern ein gewöhnlicher Alltagsmensch, geistig ein Zwerg im Vergleich mit jenem Riesen. Entmutigt legt sie sich nun zum Schlummer nieder — zu ihrem einzigen Troste weiß niemand von dem angestellten Experiment. Aber was entdeckt sie andern Morgens? Das Schreiben, das sie im Dunkeln aus dem Pack Briefe herausgenommen und an die Stirne gelegt, hatte bis dahin direkt unter einem Briefe jenes Freundes gelegen, dessen Gestalt sie geschaut. Konnte nicht, ja mußte nicht die Spur der geistig mächtigeren Persönlichkeit sich eindrücken auf jenen an die Stirn gehaltenen Brief? Giebt es nun überhaupt eine Psychometrie, so ist auch eine solche Übertragung psychometrisch nachweisbar. War aber ihr Versuch nicht doch geglückt?! Zitternd vor Erwartung wiederholte sie, so bald wie möglich, das Experiment, und es gelingt vollkommen. Prof. Buchanan behält recht.

Auf die zweite Frage: Werden diese Dinge im Tageslicht oder in der Dunkelheit geschaut? hat Frau Denton die Antwort, daß es ihr vernunftgemäß erscheine, anzunehmen: Je vollkommener die Dunkelheit und je unvollkommener das äußere Sehen, um so vollkommener müsse das innere Schauen, die Vision, sein. — Dies erinnert an Reichenbachs Experimente. Welche Mühe verwandte bekanntlich dieser Forscher nur darauf, alles äußere Licht von seinen Dunkelkabinetten abzuschließen! Frau Denton erzählt einen Fall von Vision bei vollem Tageslicht. Auf einer Bahnstation bemerkte sie beim Betreten eines Eisenbahnwagens eine Menge Passagiere. Aber nur einen Moment dauerte diese „Hallucination“. Im darauffolgenden Augenblick zeigte sich der Wagen ihren Blicken voll-

kommen leer. Die Passagiere waren, längeren Aufenthalt des Zuges benutzend, alle ausgestiegen, und als sie später wieder einstiegen, bemerkte Frau Denton die Identität der zuerst nur geschauten Personen mit den jetzt gesehenen.[1]

Ich möchte hier einschaltend die Vermutung aussprechen, daß demnach Personen, die häufig Hallucinationen des Gesichtes unterliegen, worin sie verschwommen etwas wahrnehmen, was im nächsten Augenblick wieder verschwunden ist — gleichzusetzen wären mit unentwickelten Psychometern, die gar keine Ahnung haben von der in ihnen schlummernden Kraft.

Fragen Nr. 3 und 4, deren Beantwortungen an Bestimmtheit zu wünschen lassen, überspringend, gelangen wir zu Frage 5: Ist nicht mesmerische Beeinflussung (Hypnotisierung) nötig, um den erforderlichen Grad von Sensitivität im Gehirn und denjenigen Organen, welche diese Eindrücke dem Gehirn zuführen, herbeizuführen? — Frau Denton erwidert hierauf etwa das Folgende: Sicherlich nicht. Kennt der Hypnotiseur den Ursprung des Probestücks, so wird gewiß nur dessen Kenntnis auf den Sensitiven übertragen, und für eigentliche Psychometrie ist nichts bewiesen. Kennt er ihn aber nicht, so befindet sich dann immerhin die Sensitive in einem von ihm seelisch abhängigen Zustand, welcher deren psychometrische Fähigkeit nur trüben und schwächen kann.

Die Beantwortung der folgenden, ziemlich naiven Frage ist um so wertvoller, eben wegen dieser Naivität. Die Frage Nr. 6 lautet: Ist der Blick in den Raum überhaupt, oder aber auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet, aus dem dann die einzelnen Formen aufzusteigen scheinen? — Der Psychometer hat nicht nötig, nach Objekten überhaupt auszuschauen; in 99 von 100 Fällen sieht er überhaupt unendlich viel mehr, als er festhalten und beschreiben kann. Die Bilder drängen sich in Masse heran, wie wenn sie das Verlangen trügen, sich seinem Geiste so rasch wie möglich zur Verfügung zu stellen.

Auch die nächste Frage, deren Inhalt sich auf die Verschiedenheit im Schauen in einem und demselben psychometrischen Experiment bezieht — einmal ganz deutlich, alle Einzelheiten erkennend, dann wiederum das gerade Gegenteil —, beantwortet Frau Denton mit dem Hinweis auf die große Schnelligkeit der vor dem inneren Auge vorbeistürmenden Bilder. Alles Materielle, das sich in der Retina unseres leiblichen Auges spiegelt, muß, um zu unserem Bewußtsein zu gelangen, auf das Gehirn einwirken; eine wieviel größere Arbeit unseres Erkenntnisorgans ist nun notwendig, um diese vor unserem geistigen Auge vorbeischwebenden Eindrücke mit dem Bewußtsein festzuhalten, eine Aufgabe, die in befriedigender Weise zu lösen dem Psychometer unmöglich immer gelingen kann.

Auf die folgende Frage: Welcher Art ist das Licht, welches die geschauten Gegenstände beleuchtet, und woher stammt dasselbe? erklärt Frau Denton zunächst ihre Unfähigkeit zu einer bestimmten Antwort,

[1] Man erlaube mir, der Kürze wegen das Sehen mit dem inneren Auge einfach mit „Schauen“ zu bezeichnen.

versucht jedoch trotzdem eine solche zu geben, aus der wir folgendes entnehmen:

1. Das Licht, in welches der Psychometer schaut, erscheint, wie das gewöhnliche Licht, einmal direkt, dann reflektiert, oder aber diffus.

2. Ist das gewöhnliche Licht sehr intensiv, oder fallen dessen Strahlen direkt dem Psychometer ins Antlitz, so wird dasjenige, in welches er schauen soll, leicht zerstreut und undurchdringlich. Nennen wir das letztere latentes Licht, so setzt sich

3. dieses latente Licht aus dem Licht zusammen, welches irgend ein Probestück empfing, in seiner ganzen bis zur Gegenwart sich fortsetzenden Vergangenheit. So schaut der Psychometer bei geschlossenen Augen einmal das glänzende Licht des Tages, dann wieder die Dunkelheit eines unterirdischen Raumes; das blendende Leuchten eines Vulkans oder den sanften Schimmer unter dem Wasserspiegel u. s. w.

4. Endlich werden diese verschiedenen Beleuchtungsarten, unter denen die psychometrischen Objekte geschaut werden, bei einem und demselben Probestück sehr verschieden sein.

Bezeichnend ist die hier gemachte Äußerung Frau Dentons, daß der Psychometer sich vollständig in den Ort und die Zeit versetzt fühlt, welche seinen Beschreibungen entsprechen, und eine plötzliche Versetzung aus dem „dort und damals" in das „hier und jetzt" wie ein nervenerschütternder elektrischer Schlag empfunden werde.

Eine weitere Frage bezieht sich auf das psychometrische Hören (leider haben wir für die Empfindung dieses Sinnes im Deutschen nur dies eine Wort). Frau Denton, deren äußerer Gehörsinn durchaus nicht ungewöhnlich fein ist, giebt an, sie habe oft Unterhaltungen zwischen zwei Individuen gehört, die von dem Orte, an welchem sie selbst sich befand, zwischen vierzig und fünfzig Meilen entfernt gewesen seien. Irgend einen Unterschied in der Empfindung beim inneren und beim äußeren Hören vermag aber Frau Denton ebensowenig anzugeben, als dies bezüglich des Gesichtssinnes der Fall ist, während bei den anderen Sinnen schon diese Unterscheidung zwischen der gewöhnlichen und der psychometrischen Empfindung leichter möglich ist.

Frau Denton beschließt die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen mit einigen allgemeinen Bemerkungen, worin sie hauptsächlich den Segen hervorzuheben sucht, den die menschliche Gesellschaft von der Ausbreitung psychometrischer Forschung in moralischer Hinsicht erwarten kann. Wenn jede Handlung, jedes Wort, ja jeder Gedanke — sagt sie hier — eines Menschen gewissermaßen einen Schatten, ein Bild an die Wand wirft, das lange Zeit nachher noch psychometrisch erkannt werden kann, wird diese mehr und mehr ins Bewußtsein der Kulturmenschheit dringende Thatsache ein sittlicher Hebel von unaussprechlichem Werte für dieselbe werden.

Doch geben wir jetzt zum Schlusse noch Denton selbst das Wort und hören wir von ihm, wie er das Ergebnis seiner langjährigen psychometrischen Forschungen schildert.[1])

---

[1]) **Denton**, Vol. III, pag. 347.

„Es scheint demnach ebensowohl ein geistiges Universum zu geben, wie ein materielles, d. h. ein Universum, das alles enthält, was ist, ebensowohl, wie alles, was jemals war. Dort sind jene Berge, welche niedersanken, ehe die Alpen und ehe die Anden sich vom Meeresboden erhoben; alle Flüsse, die jemals dahinströmten, sind dort zu finden, vom klaren Gebirgsbach an, der von waldigen Höhen herabrieselt, bis zum mächtigen Strom, der seine trüben Fluten in einen See oder in den Ozean ergießt. Dort sind alle Korallen-Polypen, welche auf dem Grunde des Meeres ihre steinigen Bäume aufbauten, und die Seelilien, deren Stiele sich einst bogen, wie das Korn unserer Hochlandsfluren da, wo sich jetzt unsere stolzesten Städte erheben. Alle Blumen, die jemals blühten, alle Vögel, die jemals sangen, jedes wogende Blatt und jedes winzige Insekt, das auf ihm kroch, sind dort; nichts zu bedeutungslos, um nicht erhalten zu werden.

„Dort sind auch jene Indianerstämme, die in vergangenen Zeitaltern die Oberfläche dieses Kontinents durchstreiften, den Büffel der Prairie jagend, nach den Fischen ihre Lanzen schleudernd und mit ihren stein-gespitzten Pfeilen dem Hirsch in den Wäldern nachsetzend. Die Azteken mit ihren blutigen religiösen Orgien, die sanften Tolteken, die ihnen vorhergingen und ihre Ansiedelungen ausdehnten von Mexiko bis zum Lake Superior und Kupferminen anlegten — mehr als tausend Jahre, ehe ein Spanier seinen Fuß auf dieses Land setzte, sie alle sind dort, — jedes Werkzeug, das sie herstellten, jede Bewegung, die sie ausführten, jedes Wort, das von ihren Lippen fiel. — Dort ist Ägypten mit seinen Millionen, die in grauer Vorzeit ihre Labyrinth-Gräber mit dem Meißel erbauten und ihre luftigen Pyramiden aufrichteten, alle die Horden, welche von Mittelasiens grünen Fluren zum waldigen Europa herüberfluteten, um dessen dunkelhäutige Bewohner ihrer Länder zu berauben, nach dem Recht des Stärkeren.

„Und alles, was so existiert, ist für uns direkt erreichbar. Wir sehen die Berge und beobachten den Strom der Flüsse; wir tauchen hinunter auf den Grund alter silurischer Ozeane, und erblicken deren einstige Bewohner; wir jagen mit den alten Indianern, segeln in deren Kanoes und ruhen in ihren Wigwams; wir hören die Schläge des Steinhammers in den Kupferstollen alter Minen am Lake Superior, und erschauen Dinge in einer Vorzeit, die für uns auf ewig verloren schien.

„So ist mittelst der Psychometrie kaum irgend etwas unserer Wißbegier unerreichbar, und zwar auf einem so sehr viel leichteren und angenehmeren Wege, als unter Anwendung unserer gegenwärtigen beschwerlichen Forschungsmethode. Eine persönliche Reliquie Shakespeares dürfte im Verlauf einer halben Stunde mehr von ihm offenbaren, als seine Biographen in zweihundert Jahren zu enthüllen imstande waren. Ein Kiesel von den Straßen Jerusalems ist eine Bibliothek, die uns die Geschichte der ganzen jüdischen Nation enthüllt. Ich bin Zeuge gewesen, wie ein wenig Staub von einem Kupfermesser einem Knaben die Geschichte der alten Kupfergräber vom Lake Superior verkündete und Thatsachen entschleierte, welche — ich zweifle nicht daran, da die Angaben von einander unabhängiger Psychometer darüber übereinstimmen — buchstäblich sich so zugetragen und sonst unbekannt geblieben wären. Die geheimnisvollsten Thatsachen selbst der urältesten Zeiten gelangen an das Tageslicht des hellsten Sonnenscheins; wir brauchen nur unsere geistigen Augen zu öffnen und wir werden sie entdecken.

„Die Geschichte ist bedeutend zu erweitern und um vieles verlässiger zu machen. Die Geschichte vieler Nationen, von denen wir niemals gehört noch geträumt, ist zu schreiben, und diejenige aller anderen ist von neuem zu schreiben an Stelle der Fabeln, mit denen der Menschheit so lange Zeit Sand in die Augen gestreut wurde. Mit einem Fragment aus Ägypten, nicht größer als eine Erbse, können wir mehr von den Pharaonischen Zeiten erfahren, als wenn alle Hieroglyphen, die jemals verfaßt wurden, in unserem Besitz wären und Champollion und Lepsius uns ihre sämtlichen ägyptischen Kenntnisse vermacht hätten. Ein Stück babylonischen Backsteins kann die

alten Bewohner vom Euphrat erwecken und das Leben Assyriens vor viertausend Jahren uns gerade so deutlich vor Augen führen, wie dasjenige der Gegenwart.

„Psychometrie muß die Grenzen jeder Wissenschaft bedeutend erweitern. Die Männer der Wissenschaft werden zunächst mit großem Mißtrauen auf sie herabblicken, wenn nicht gar mit absolutem Widerwillen. „Alle Landstraßen für den Lernenden haben sich — so sagen sie — noch immer als Spazierwege für Müßiggänger zum Faulenzen erwiesen, ohne dieselben in den Stand zu setzen, irgendwo festen Fuß zu fassen." — Wird Psychometrie etwas Besseres lehren? fragt Denton. Sicherlich! und der Versuch irgend eines vorurteilslosen Mannes der Wissenschaft mit einem der zahlreichen Sensitiven, die überall existieren, würde selbst den Skeptischsten befriedigen. Ich selbst habe deren Wert in der Geologie während vieler Jahre erfahren. Als die Auffindung des Petroleums in Pennsylvanien alle Gemüter erregte, psychometrisierte Frau Denton ein Muster Favosites Gothlandica, welches in seinen Zellen Petroleum enthielt, und erkannte sofort seinen animalischen Ursprung, auch daß dasselbe nicht notwendig in kohlehaltigen Schichten vorkommen müsse. Ich teilte dies mit, sowohl in meinen Vorträgen, als in Zeitschriften schon im Jahre 1860, zu einer Zeit also, in welcher — soweit ich unterrichtet bin — alle Gelehrten, die über den Gegenstand geschrieben hatten oder gerade schrieben, jenen Ursprung auf vegetabilische Materie zurückführten und allgemein deren notwendigen Zusammenhang mit kohleführenden Schichten lehrten, Gedanken, die inzwischen vollkommen aufgegeben worden sind. Obgleich das Petroleum noch nicht als das Produkt von Korallen-Polypen angesehen wird, welche es in den Zellen aufspeicherten, in deren Inhalt es so häufig noch heute gefunden wird, so haben sich doch die Anschauungen über deren Herkommen mehr und mehr den Angaben der Psychometrie genähert, je besser diese Frage verstanden wird. Viele hunderte Male haben mir Psychometer auf Grund der verschiedensten, ihnen vollkommen unbekannten Proben Beschreibungen von Scenen aus früheren Erdperioden geliefert, die zu den Formationen stimmten, welchen jene Proben angehörten. Dieselben Tiere und Pflanzen sind immer und immer wieder beschrieben worden auf Grund unbekannter Proben, welche früher von den nämlichen Personen geschildert worden waren auf Grund von Proben aus derselben Periode. Von einander unabhängige Psychometer haben mir dieselben Tiere und Pflanzen mit denselben Proben beschrieben, ohne zu wissen, daß es die nämlichen waren, und in manchen Fällen Tiere, die bis dahin unbekannt waren; und mit Befriedigung fand ich, daß einige meiner Psychometer die Formen, in welchen sich das Leben auf unserm Planeten vor zwanzig Millionen Jahren äußerte, mit der nämlichen Bestimmtheit sehen konnten, wie die heutigen Formen, und zwar mit viel größerer Leichtigkeit. Personen, welche nicht die geringsten geologischen Kenntnisse besitzen, sehen und beschreiben Formen, die nur dem Geologen bekannt sind; und in wenigen Minuten sind Kinder im stande, Probleme zu lösen, welchen Fachgelehrte jahrelange Aufmerksamkeit gewidmet.

„In der Astronomie wird die Psychometrie ebensoviel leisten als in der Geologie, oder noch mehr. Eines der schärfsten Teleskope kostet heute mindestens zehntausend Dollars, und damit lassen sich auf dem Planeten Mars beispielsweise gerade noch die Grenzen von Land und Wasser feststellen. Zehntausend aber unserer Mitbewohner der Erde besitzen ein jenem erwähnten Instrument weit überlegenes Teleskop, und alles, was sie bedürfen, ist nur eine Erkenntnis ihrer eigenen Kräfte und ein wenig Anleitung über den Weg, den sie einschlagen müssen, um daraus Nutzen zu ziehen. Mit diesen Teleskopen aber sehen dieselben auf jenem Planeten nicht nur die Grenzlinien zwischen Land und Wasser, sondern sie können auch deutlich Felsen, Pflanzen, Wohnungen und deren Inwohner unterscheiden und diese menschenartigen Wesen in ihrem täglichen Thun und Treiben beobachten. Ein Teleskop befähigt uns nur zu sehen, aber jene seelischen Fähigkeiten ermöglichen ihrem Besitzer

auch zu hören, zu riechen, zu schmecken und zu fühlen und für gewisse Zeit sozusagen Mitbewohner jenes Planeten zu werden, in dessen Erforschung sie begriffen sind. Auf solche Weise können die Geheimnisse unseres Sonnensystems, welche unsere Gelehrten so eifrig zu durchdringen bestrebt sind, bald entschleiert werden, und dabei ist die Methode der Forschung, durch welche sich dieses Ziel erreichen läßt, eine derartig einfache, daß wir uns nur zu wundern haben über ihre späte Entdeckung.

„Nur darf man sich nicht dem Glauben hingeben, daß alles dies zu erreichen sei ohne länger fortgesetzte Forschungen und sorgfältigstes Unterscheiden. Es ist eine ungemein interessante Beobachtung, wenn man das Fortschreiten der Erkenntnis des Psychometers verfolgt, mit der sich derselbe über eine dem Zuhörer bekannte Untersuchungsprobe ausspricht. Theorie auf Theorie taucht auf, um wieder verworfen zu werden, je klarer und deutlicher die psychometrische Vision wird. Ich habe es erlebt, daß ein Psychometer selbst nach fünf oder sechs Untersuchungen noch über wichtige Punkte im Dunkeln blieb. Sind die zu untersuchenden Objekte derart, daß die Aussagen der Psychometer unkontrollierbar oder daß sie nur mit den Aussprüchen anderer Psychometer verglichen werden können, dann ist größte Vorsicht geboten. Für gewisse Untersuchungen ist es offenbar am besten, wenn der Psychometer absolut nichts weiß über die Herkunft der Probe; in den allermeisten Fällen aber kann man sagen: je höher die Bildung des Psychometers, um so besser und um so zuverlässiger das Resultat. Hätte Sherman die Kenntnisse des Engländers Owen in der vergleichenden Anatomie oder diejenigen des Amerikaners Gray in der Botanik, seine Beschreibungen wären unendlich viel besser ausgefallen und hätten durch ihre Übereinstimmung mit bekannten Thatsachen selbst hartnäckige Zweifler, welche sie zu würdigen vermocht, zur Überzeugung geführt.

„Der Experimentierende sollte über alles, was sein Probestück betrifft, möglichst orientiert sein, er wird dann dem Irrtum entgehen, sein Psychometer sei weit ab von der Spur, wenn dessen Beschreibungen die volle Wahrheit enthalten. So entdeckte ich erst nach sorgfältigem Quellenstudium bei vielen Angaben, die in diesen Bänden enthalten sind, daß dieselben ganz richtig sind; ja, viele dieser Aufstellungen, welche ich früher für äußerst unwahrscheinlich hielt, stellten sich später als vollkommen übereinstimmend mit bekannten Thatsachen heraus.

„Psychometrie setzt uns in den Stand, einer gewissen Menschenklasse Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die niemals bislang gewürdigt wurden. Ich meine die Sensitiven, jenes sonderbare Volk von Menschenkindern auf der Welt, welche sehen, was andere nicht erkennen können; welche von andern gern gesehene Personen und Örtlichkeiten meiden, ohne dafür einen Grund angeben zu können. Einige von diesen Leuten fühlen sich im Eisenbahncoupé nicht wohl, wenn sie nicht am offenen Fenster sitzen, und sind in Kirchen oder menschenerfüllten Räumen zu Ohnmachten geneigt. Andere wieder können nicht schlafen, wenn sie nicht mit dem Kopf nach Norden liegen; das Berühren von Kupfer und Messing ist ihnen unangenehm. Diese Menschenklasse ist von Natur mit einer mehr aktiven Vorbedingung für die Entwickelung spiritueller Fähigkeiten veranlagt und kann sich leicht zu guten Psychometern ausbilden; und voraussichtlich wird sie in nicht zu ferner Zeit einen hervorragenden Platz unter den Führern des intellektuellen Fortschritts unserer Rasse einnehmen. Das Irrenasyl umschloß manchen der Besten unter ihnen infolge seiner extremen Sensitivität, der bei verständiger Behandlung einer der edelsten Pioniere der Wissenschaft geworden wäre.

„Die Frau, welche von Natur bedeutend sensitiver als der Mann ist, und welche oft, ohne es zu wollen, manche Erkenntnis der Übung ihrer spirituellen Fähigkeit verdankt, kann aus der Psychometrie große Vorteile ziehen. Anstatt ihre Zeit damit hinzubringen, Karrikaturen der menschlichen Natur zu schildern oder geschilderte zu

lesen — denn neunzehn Zwanzigstel unserer gewöhnlichen Novellen sind eigentlich nichts weiter —, kann sie die wirkliche Geschichte von Männern und Frauen lesen und schreiben, die bekanntesten Charaktere der Vergangenheit langsam oder rasch, wie es ihr beliebt, durch jedes Ereignis ihres Lebenslaufs verfolgen, die Dokumente, die sie geschrieben, sehen und lesen, ja deren eigene Worte, die von ihren Lippen fielen, hören. Welcher Dichtung können solche wahrhaftige Geschichten an die Seite gestellt werden?

„Die Pflege der psychometrischen Kräfte wird auch materiell von Nutzen sein nach meinem Dafürhalten, insofern sie den Einfluß der tierischen Leidenschaften schwächt und das Individuum der Kontrolle seiner sittlich-geistigen Fähigkeiten unterwirft. Die Gewöhnung, diese höchsten Kräfte zu üben, verbindet uns mit dem Reinen und Guten und hilft uns jene besseren Zeiten für die Menschheit heraufbringen, nach denen wir alle ein so großes Verlangen tragen.

„Psychometrie wird viel Licht auf die geistige Natur des Menschen werfen. Jedes erfolgreiche psychometrische Experiment ist eine Offenbarung ihrer wunderbaren Kräfte. Ich lausche oftmals mit atemlosen Entzücken den Aussprüchen der Psychometer, wie sie die tiefsten Geheimnisse der Natur entwirren, und ich sehe, daß wir Kräfte besitzen, welche wir bis dahin als das ausschließliche Eigentum der Götter betrachteten. Wenn wir nur verwirklichen könnten, was wir sind, so wäre uns alles Unreine und Gemeine verächtlich! Wie könnten wir, die königlichen Kinder der Natur, alsdann unseres Geschlechts und unserer Bestimmung unwürdig unser Leben hinbringen?

„Auch unsere Bestimmung ist uns dadurch vorgezeichnet. Es ist unmöglich, daß wir Kräfte, wie sie die Psychometrie aufdeckt, besitzen sollen, die doch kaum von einem unter tausenden benutzt werden. Der Tod kann dieses göttliche Licht nicht erlöschen, welches wohl brennen und leuchten muß in einer nur mit jener von der Psychometrie aufgedeckten Vergangenheit vergleichbaren Zukunft.

„Hier ist ein herrlicher Palast, dessen Aufrichtung, Vergrößerung und Ausschmückung eine immense Zeit hindurch die Architekten beschäftigen wird. Hier sind Räume, wert von Engeln bewohnt zu werden, und zahllose Veranstaltungen zum Wohlbefinden und Glück derjenigen, die ein gutes Geschick in diese Wohnungen führt. Sollte dieses Gebäude wieder ganz abgerissen werden, ehe kaum einer unter tausenden dasselbe bewohnt hat? Nein! Diese unsere geistigen Eigenschaften sind uns ein Beweis für die Existenz einer Geisteswelt, der sie angepaßt sind, und in der das Leben unter günstigeren Verhältnissen fortgesetzt wird. Was der Psychometer hier für kurze Zeit und unter Schwierigkeiten erblickt, das werden wir einst mit Muße zu beobachten im stande sein und daraus wie aus einem lebenden Buche Belehrung schöpfen. Und was für ein Reich ist dies!"

In solcher Weise begeistert Denton sich, für die Schlußfolgerungen, die er aus seinen psychometrischen Erfahrungen zieht. Ob wir ihm in jeder Hinsicht zustimmen könnten, mag dahingestellt bleiben; darin aber geben wir ihm jedenfalls gerne recht, daß sich uns in der Psychometrie die Keime einer Entwickelungsfähigkeit unseres inneren Wesens zeigen, die uns eine unermeßliche Zukunft eröffnen, als Bewohner nicht nur dieses Erd-Planeten, sondern aller Welten unseres Systems, ja vielleicht aller Welten aller Systeme, und welche der immer wachsenden Seele eine unbegrenzte Zeit und einen unbegrenzten Raum geben für ihr nimmer rastendes Verlangen nach Dasein, Lernen und Schaffen.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Tagebuch eines indischen Geheimjüngers.

Mitgeteilt von

W. Q. J.

(Fortsetzung.)

. . . . Von welch' großer Tragweite ist es für mich, daß Kunâlas Gesellschaft mir beinahe ständig vergönnt ist. Auch X. bestärkt mich in dem Glauben, den ich von Anfang an gehabt, und der immer mächtiger in mir erstarkte, daß ich nämlich schon einmal, während eines früheren Daseins, Kunâlas eifriger Jünger gewesen; auch beruht all mein Hoffen und Streben auf ihm. Meine Reise nach dem Hochland hat mir daher immerhin den einen Nutzen gebracht, meinen Glauben zu stärken, der die erste Grundlage bildet, auf welcher das große Ziel zu erreichen ist.

. . . . Ich hatte die Ecke des Kamalinga-Baues schon überschritten und hielt eine kleine europäische Lampe in der Hand. Plötzlich, ohne den mindesten Luftzug, 'wurde die Flamme des Lichtes dreimal hintereinander ganz klein. Ich konnte mir den Vorgang nicht erklären. Kunâla und X. waren beide weit weg. Im nächsten Augenblick aber erlosch das Licht vollständig, und da ich stille stand, hörte ich die Stimme Kunâlas, den ich viele Meilen entfernt geglaubt, zu mir sprechen und gewahrte ihn plötzlich neben mir. Eine Stunde lang sprachen wir zusammen und er gab mir wertvolle Ratschläge und Weisungen, obgleich ich ihn nicht erst darum gebeten; doch so ist's immer, wenn ich furchtlos und ohne zu fragen voranschreite, wird mir im entscheidenden Augenblick Hilfe. — Er ging dann mit einem Segensgruße fort — in welcher Richtung, das vermochte ich nicht wahrzunehmen.

Während unseres Gespräches erwähnte ich des Lichtes, das erst kleiner geworden und dann erloschen war, und bat darüber um Aufschluß. Doch er antwortete, ich hätte nichts damit zu schaffen. Ich erwiderte, um Erklärung gebeten zu haben, weil ich mir den Vorgang in zweierlei Weise deuten könne; nämlich entweder, daß er selbst oder auch daß jemand anders für ihn es bewirkt hätte. Er gab mir zur Antwort: „Selbst wenn es ein anderer gethan, so wird kein Yogi etwas vollbringen, wenn er nicht den Wunsch danach in eines anderen Yogis Geist erblickt." Die Bedeutsamkeit dieser Worte nahm mir das Verlangen zu wissen, was es bewirkt habe; sei es Kunâla selbst oder ein Elementarwesen oder irgend eine andere Person; denn es ist für

mich von größerer Bedeutung, auch nur einen kleinen Teil der Gesetze zu kennen, die solche Dinge beherrschen, als zu wissen, was diese Gesetze in Wirksamkeit treten läßt. In diesem Falle konnte selbst eine blinde Verkettung natürlicher Kräfte solche Wirkung hervorbringen; es hätte also selbst die Gewißheit, daß eine Naturkraft hier im Spiele gewesen, für mich keinen Wert gehabt. —

.... Gestern wohnte ich dem großen Feste von Durga bei und verbrachte beinahe den ganzen Tag damit, unter der großen Menge von Männern, Weibern und Kindern nach Freunden Kunâlas zu spähen; denn er hatte mir einst gesagt, ich solle nie sicher sein, daß sie nicht in meiner Nähe wären; doch fand ich niemand, der meinen Erwartungen entsprochen hätte.

Ich stand am Ufer des Flusses und dachte gerade, ich würde, wohl um meine Geduld zu prüfen, allein gelassen; da zupfte mich ein alter und scheinbar sehr gebrechlicher Bettler an meinem Gewande. Als ich ihn anschaute, sagte er: „Erwarte niemals einen zu sehen, doch sei stets bereit zu antworten, wenn sie zu dir sprechen; es ist nicht weise, im Äußern nach den großen Nachfolgern des Vasudeva zu spähen, suche sie vielmehr in deinem Innern!"

Ich war außer Fassung, da ich erwartet hatte, er würde um ein Almosen oder irgend eine Auskunft bitten. Ehe ich mich recht besinnen konnte, hatte er sich in wenigen Schritten unter die Leute gemischt und war für mich verschwunden, während ich ihn vergebens suchte. Doch die Lehre ist nicht verloren.

Morgen kehre ich nach J— zurück.

Die Arbeit der letzten Woche war in körperlicher Hinsicht sehr ermüdend für mich gewesen. Als ich gestern Abend besonders bis spät in die Nacht hinein gearbeitet hatte, legte ich mich auf meine Matte und schlief alsbald fest ein. Ich hatte vielleicht ein oder zwei Stunden geruht, als ich plötzlich erwachte. Das Geheul der Schakale draußen auf der Heide unterbrach einzig die Stille der Einsamkeit. Der Mond schien hell, und ich trat ans Fenster dieses nach europäischem Muster gebauten Hauses, öffnete es und schaute hinaus; da ich keinen Schlaf mehr verspürte, begann ich wieder meine Arbeit auf den Palmblättern. Ich hatte kaum begonnen, als ein Pochen meine Aufmerksamkeit erregte. Ich eilte, die Thüre zu öffnen. Meine Freude war groß, als ich wiederum ganz unerwartet Kunâla vor mir stehen sah.

„Lege deinen Turban an und komm mit mir," sprach er und wendete sich zu gehen.

Ich schlüpfte schnell in meine Sandalen, ergriff meinen Turban und eilte ihm nach, da ich fürchtete, den Meister aus dem Auge zu verlieren und eine herrliche Gelegenheit zu versäumen.

Er ging hinaus in die mit Rohr bedeckte Heide und schlug einen wenig gebahnten Weg ein. Die Schakale schienen vor ihm zurückzuweichen, hier und da raschelten die Fuchs-Fledermäuse in den Mango-Bäumen über unsern Köpfen, und zuweilen konnte ich deutlich das eigentümliche Geräusch

der Schlangen vernehmen, die aufgeschreckt sich hurtig über das Laub wanden. Furcht konnte mich nicht erfassen, denn der Meister ging vor mir her.

Wir erreichten endlich eine Stelle, die von Bäumen entblößt schien und indem er sich niederbeugte, drückte er mit der Hand auf eine Stelle im Grase. Ich sah eine Fallthüre sich über dem Eingang zu einer Treppe öffnen; die Stufen führten in die Tiefe hinab. Er ging hinunter, ich folgte und die Thüre schloß sich hinter mir. Es war drinnen keineswegs dunkel, im Gegenteil, das hellste Licht erfüllte den Raum, ohne daß ich sagen könnte, welcher Quelle es entströmte. All' dies erinnerte mich an unsere alten Kindermärchen, welche uns von Pilgern erzählten, die in das Land der Devas hinabstiegen, woselbst keine Sonne schien, trotzdem aber alles von blendendem Lichte erfüllt war. Das Ende der Treppe mündete auf einen Gang; hier sah ich Menschen, die aber nicht mit mir sprachen, ja mich nicht einmal zu sehen schienen, trotzdem ihre Augen nach mir hin gerichtet waren. Kunâla sprach nichts, sondern schritt voran bis zum Ende des Ganges, der zu einem Gemach führte. In diesem standen viele Männer, bei denen ich denselben hoheitsvollen Blick bemerkte, der Kunâla eigen ist, doch zwei von ihnen sahen noch majestätischer aus; der eine von diesen saß am äußersten Ende . . . .

(Die Handschrift ist im Folgenden voll symbolischer Zeichen, und ich muß gestehen, daß ich dieselben nicht zu entziffern vermag. Übrigens wäre jedenfalls der durch die Geheimschrift ausgedrückte Wunsch des Verfassers, diese Abschnitte dem Verständnis der Allgemeinheit zu entziehen, zu achten. Es sind hier offenbar für ihn allein verständliche Aufzeichnungen beabsichtigt, um die Vorgänge in jenem Gemach seinem Gedächtnisse einzuprägen; überdies scheinen dies alles nur Bruchstücke zu sein. Ich will daher beim Augenblicke seiner Rückkunft fortfahren.)

Wiederum fand ich mich in dem Gange, aber ich kann mich nicht erinnern, jene Stufen wieder hinaufgegangen zu sein. und im nächsten Augenblick war ich schon zurück in meinem Zimmer. Alles war unverändert, auf dem Tische fand ich die Palmenblätter, wie ich sie aus der Hand gelegt hatte. Doch daneben lag ein Zettel von Kunâlas Hand mit folgenden Worten: „Strebe noch nicht, zu tief über die Dinge nachzudenken, welche du eben gesehen hast. Senke die Lehre dir tief ins Herz, dann wird sie Früchte tragen. Morgen wirst du mich sehen." . . . .

Wie glücklich bin ich während meiner Reise nach — in Kunâlas Gesellschaft. Er spricht zwar nur selten einige Worte der Ermutigung oder guten Rats meine Entwickelung betreffend zu mir, sondern überläßt es mir gewöhnlich, selbst das Richtige zu finden; allein dies muß nach meinem Dafürhalten wohl so sein, sonst würde man nie selbst irgend welches Urteil oder Unterscheidungskraft erlangen. Selig war ich in jenen seltenen Augenblicken, wenn wir allein um Mitternacht in Gespräche uns vertieften! Wie so wahr erfand ich da die Worte des Agruschada Parakschai[1]):

[1]) Im 23. Gespräch des 2. Buches. (Der Herausgeber.)

„Horch! während der Shudra wie ein Hund in seiner Hütte schläft, während der Vaishya von den Schätzen träumt, die er zusammenrafft, während der Radja mitten unter seinen Weibern schläft; dies ist der Augenblick, in dem gerechte Männer, die nicht unter der Gewalt ihrer Sinne und ihres Fleisches stehen, die Weisheitslehren zu erforschen unternehmen!"

Die Mitternachtsstunde muß Kräfte eigener Art haben; und gestern ersah ich aus dem Buche eines Europäers, in das ich hineinschaute, daß selbst diese halbwilden Menschen von jener Nachtzeit als der „Zauber- oder Geisterstunde" reden, und es wurde mir gesagt, daß bei ihnen „Zauber" so viel bedeute wie mit magischen Kräften behaftet. . . . . . .

Wir rasteten in der Herberge zu B— gestern abend; da dieselbe bereits überfüllt war, blieben wir die Nacht über im Thorweg. Wiederum sollte ich mit einem Besuche Kunâlas beglückt werden, und mit ihm einige seiner Freunde aufsuchen.

Als sich alles zur Ruhe gelegt hatte, gebot er mir aufzustehen und mit ihm zum nahen Strande zu gehen. Wir schritten etwa drei Viertelstunden am Ufer entlang und gingen dann in die See hinein. Zuerst bemächtigte sich meiner eine leise Furcht, doch ich sah, daß ein Pfad sich zu öffnen schien, trotzdem das Wasser uns rings umgab. Er ging voran und ich folgte; nach ungefähr sieben Minuten erreichten wir ein kleines Eiland. Auf diesem erhob sich ein Gebäude, von dessen Spitze ein dreieckiges Licht erglänzte. Vom Lande aus erschien das Eiland nur als ein mit grünen Büschen bewachsenes Riff. Es ist nur ein Eingang vorhanden; und niemand vermag ihn zu entdecken, es sei denn, der Bewohner wünscht, daß der Suchende den Weg finde. Auf dem Inselchen mußten wir erst einen kleinen Umweg machen, um zur Vorderseite des Gebäudes zu gelangen. In dem kleinen daran gelegenen Garten saß ein Freund Kunâlas, der ebendenselben bedeutsamen Blick und Ausdruck in den Augen hatte, wie er. Ich erkannte in ihm einen der Männer, welche in dem unterirdischen Gemach gewesen waren. Kunâla setzte sich, und ich stand vor ihnen; wir blieben etwa eine Stunde, und ich sah wenigstens einen Teil dieses seltsamen Ortes. Wie schön ist es da! Im Innern des Gebäudes ist ein kleines Zimmer, in welchem er seinen Körper zurückläßt, wenn er selbst sich an andere Orte begiebt. Das Inselchen ist so lieblich! und welch' herrlicher Duft von Rosen und allen möglichen anderen Blumen erfüllt die Luft! Wie gerne käme ich öfter dorthin! — Doch sind dies eitele Träume und Wünsche, denen ich nicht nachhängen darf.

Der Meister des Orts legte segnend seine Hand auf mich; dann kehrten wir zurück zur Herberge und zum kommenden Tage mit all seinen Kämpfen und der Begegnung mit den Menschen, die das Licht nicht sehen, und die große Stimme der Zukunft nicht hören; welche an das Leid gekettet sind, weil sie fest an den äußersinnlichen Dingen haften. Doch sie alle sind meine Brüder, und ich muß fortfahren, in meinem Streben das Werk des Meisters zu vollbringen, welches in Wirklichkeit ja nichts anderes ist als das Werk des höheren Selbst, des Alles in Allem.

Ich habe viel die Botschaft überdacht, welche ich erhielt, als ich aus

dem unterirdischen Gemach zurückkehrte, nämlich: Nicht zu sehr das dort Gesehene zu überdenken, sondern die Lehre tief in mein Herz zu senken. Kann es wahr sein oder muß es vielmehr nicht wahr sein, daß es Zeiten in unserer Entwickelung giebt, in welchen das physische Hirn, welches ein weit weniger umfassendes Organ zu sein scheint, als jene englischen Gelehrten jetzt annehmen, ausruhen und Zeit gewinnen muß, das Aufgefaßte zu verarbeiten, während gleichzeitig das wirkliche, sozusagen das geistige Gehirn gleich geschäftig die vom physischen Organ unabhängige Gedankenfolge weiter spinnt. Dies ist allerdings ganz entgegengesetzt jener neuen Wissenschaft, von welcher wir so viel zu hören bekommen, da sie nun in ganz Asien eingeführt werden soll; aber für mich ist diese Erklärung ganz stichhaltig.

Jedes von seinen Worten achte ich als von tiefer Bedeutung, da er sich niemals ungenau oder nachlässig ausdrückt. Wenn er mich daher ermahnt, diese Lehre tief in mein „Herz" zu senken, und zwar in demselben Satz, in welchem er sich auf mein Denkvermögen — den Verstand — bezieht, so muß er Verstand und Herz trennen, und diesem eine größere Macht oder Kraft als jenem zuschreiben wollen.

Ich folgte bisher seiner Weisung und versuchte so viel wie möglich das, was ich gesehen und was mich verwirrte, zu vergessen, und dachte an andere Dinge. Heute nun, da einige Tage darüber vergangen sind, fiel mir nachmittags eine Erzählung der Vishnu Purana[1]) ein; zufällig schaute ich auf, als ich an einem alten Hause vorüberging und stand still, um eine merkwürdige Inschrift über dessen Thor zu lesen. Während ich damit beschäftigt war, schien es mir, als würde durch die Inschrift oder durch das Haus oder durch die Umstände selbst, so bedeutungslos sie auch an sich waren, plötzlich mir eine ganze Gedankenfolge — das unterirdische Gemach betreffend — eröffnet; alles wurde mir klar und die Folgerungen drangen sich mir so lebhaft und deutlich auf als lauter gut bewiesene und gegliederte Sätze. Meine Freude war groß, und ich erkannte nun klar, daß diese wenigen Tage, die ich, weil nicht der Betrachtung dieser Dinge gewidmet, verloren glaubte, mit großem Nutzen von dem höheren Selbst meines inneren Menschen benutzt worden waren, den verwickelten Knoten zu entwirren, während das viel gepriesene Gehirn in Unthätigkeit blieb. Plötzlich kam mir die Erkenntnis wie ein Blitz; aber ich darf mich auf solche Geistesblitze nicht verlassen, sondern muß dem Gehirn und seinem Lenker den Stoff schaffen, mit dem sie zu arbeiten haben.

. . . . Als ich gestern Abend mich eben zur Ruhe legen wollte, hörte ich plötzlich Kunâlas Stimme von außen, und ich folgte dem Rufe augenblicklich. Er schaute mich unverwandt an und sprach: „Wir wollen dich besuchen." Während er sprach, verwandelte er sich allmählich, oder verschwand, oder wurde in die Gestalt eines anderen Mannes aufgesogen, dessen Form sich offenbar aus den Stoffen von Kunâlas Leib bildete und

[1]) Die Puranas sind volkstümliche Darstellungen indischer Religionsphilosophie in sinnbildlichen Erzählungen. (Der Herausgeber)

dessen majestätischer Blick mir ein ehrfurchtsvolles Grauen einflößte. Im gleichen Augenblicke standen noch zwei andere Männer in tibetanischer Kleidung vor mir und einer derselben trat in mein Zimmer, das ich soeben verlassen. Ich grüßte sie mit Ehrerbietung, und da ich ihren Wunsch nicht kannte, so fragte ich den Mächtigsten von ihnen:

„Habt ihr mir Befehle zu geben?"

„„Sie würden dir ungefragt gegeben werden,"" antwortete er; „„bleibe ruhig stehen, wo du bist.""

Er begann mich unverwandt anzusehen und ich empfand ein angenehmes Gefühl, als verließe ich meinen Körper. Ich kann nicht sagen, wieviel Zeit zwischen diesem Augenblick und den folgenden Ereignissen verfloß; ich befand mich an einem eigenartigen Ort. Es war am obern Ende des — am Fuße der —Kette. Es standen dort nur zwei Häuser einander gerade gegenüber; sonst war nirgends eine menschliche Wohnung zu sehen. Aus einem dieser Häuser trat der alte Fakir, den ich beim Durga-Fest gesehen hatte; er war ganz verändert und doch derselbe; damals alt und widrig, jetzt jung, verklärt und schön. Er lächelte mich gütig an und sagte: „Erwarte niemals einen zu sehen, doch sei stets bereit zu antworten, wenn sie zu dir sprechen; es ist nicht weise, im Äußern nach den großen Nachfolgern des Vasudeva zu spähen, suche sie vielmehr in deinem Innern!"

Es waren des armen Fakirs eigene Worte! Er hieß mich dann ihm folgen. —

(Schluß folgt.)

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Ursprung und Entwicklungsformen
des religiösen Glaubens.

Von
Dr. Raphael von Koeber.

Neben den bedeutendsten neueren Darstellungen der Religionsphilosophie, wie die von Otto Pfleiderer und E. v. Hartmann, nimmt das nachgelassene Werk des niederländischen Theologen Rauwenhoff[1]) eine in jeder Beziehung würdige Stellung ein.

Wir beabsichtigen nicht, ein ausführliches Referat dieses hauptsächlich an Fachgelehrte sich wendenden umfangreichen Buches zu geben, sondern greifen nur diejenigen Punkte heraus, die ein Interesse auch für unsere Leser haben dürften. Dies sind: die Aufgabe der Religionsphilosophie, der Ursprung der Religion und die Entwicklungsformen des religiösen Glaubens.

Was die Aufgabe der Religionsphilosophie im Unterschiede zur Dogmatik und Religionsgeschichte sei, erkennt man aus dem Begriffe der Philosophie überhaupt. Philosophie unterscheidet sich von der Wissenschaft dadurch, daß sie nicht, wie diese, sich auf die Anschauung des Ganzen aus dem Gesichtspunkte der Kausalverbindung beschränkt und allein die logischen Urteile anwendet, sondern die Welt auch nach dem Werte bestimmt, der ihr in Rücksicht auf das fühlende und wollende Subjekt zukommt.

Die Philosophie „muß in ihre Anschauung Unterschiede aufnehmen, die nicht hervortreten können, wenn allein danach gefragt wird, wie alles als Grund und Folge zusammenhängt; sie muß die Frage nach dem Warum? aufwerfen, die keinen Sinn hat, wenn allein das Wie? gesucht wird; sie muß streben nach einem Begreifen der Welt, wodurch des Menschen Platz und Beruf in ihr auf eine Weise erklärt wird, die seine vernünftigen und sittlichen Bedürfnisse befriedigt". Mit anderen Worten: vom Standpunkt der Philosophie aus erkennt sich der Mensch nicht nur als ein Wesen, das in die rein logische Kette von Ursache und Wirkung aufgenommen ist, sondern als Glied eines objektiven Ganzen,

---

[1]) D. L. W. E. Rauwenhoff, Religionsphilosophie. Übersetzt und herausgegeben von Lic. Dr. J. R. Hanne. Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1889. 607 Seiten.

zu dessen Wesens- (nicht nur Erscheinungs-) Eigentümlichkeiten er in wirkliche Beziehungen tritt. Nach dieser Erklärung begreift man, daß die Aufgabe der Religionsphilosophie, als einer Philosophie, nicht lediglich darin besteht, die religiösen Erscheinungen zu beschreiben und historisch-psychologisch zu erklären, sondern „auch das objektive Recht der Glaubensvorstellungen zu untersuchen“ (S. 11). Und zwar — nicht, wie eine Dogmatik es thut und thun muß — Vorstellungen eines bestimmten, gegebenen Glaubens, sondern des religiösen Glaubens überhaupt, d. h. Vorstellungen, in denen alle Religionen als solche sich notwendig begegnen müssen (S. 1).

Rauwenhoff bestreitet mit Recht die sehr oft verfochtene Annahme, daß die Religion ihren Ursprung im „Naturismus“ und „Animismus“ der kulturlosen Völker habe, d. h. in der „Betrachtung der Naturerscheinungen als beseelter Wesen, und der Anerkennung von Geistern, welche sowohl in den Naturerscheinungen als auch unabhängig von ihnen überall anwesend und wirksam sein sollen“. Diese angeblich ersten Formen der Religion sind an sich selbst nichts als primitive philosophische Weltanschauungen, die erst auf die Stufe der Religion erhoben werden, wenn das Moment des sittlichen Bewußtseins zu ihnen hinzutritt. Wenn der Wilde die Naturerscheinungen, welche ihm Furcht eingeben, personificiert, so erklärt er nur dieselben in seiner Art, verhält sich zu ihnen demnach lediglich theoretisch; wenn er durch allerlei unsinnige Mittel sich gegen Krankheit und sonstige Übel, welche er für die Wirkung böser Geister hält, zu schützen sucht, so thut er nichts anderes, als was wir thun, wenn wir die Vorschriften der Hygiene befolgen. Man hat, weil er ein Unkundiger ist, kein Recht, seine Handlungsweise religiös, die des Civilisierten dagegen bloß verständig zu nennen.

„Kein Gott, sagt Rauwenhoff (S. 41), ist Gott jure suo, sondern ist zum Gott geworden allein durch die Vergötterung, die ihm von seinem Verehrer zu teil wurde. Alle Götter sind durch die Menschen auf den Thron gesetzt, und wo jemals eine wesentliche Reform in der Religion vorgekommen ist, da hat sie in der Entthronung eines alten und der Huldigung gegenüber einem neuen Gott bestanden. Das Anstößige dieser Behauptung fällt fort, wenn man dabei bedenkt, daß dies niemals ein Werk menschlicher Willkür gewesen ist oder sein konnte. Wenn ein anderes Ideal zum Gott gemacht wurde, dann geschah dies, weil dies Ideal vorher den Menschen zu seinem Verehrer gemacht hatte. Wenn der Mensch etwas als seinen Gott poniert, dann hat dies ihm vorher als würdigstes Objekt der Anbetung imponiert. In diesem Sinne ist es wahr, daß alle Religion auf Offenbarung beruht.“

Ein imponierendes Objekt ist ein Achtung gebietendes. Achtung ist nun das natürliche, von selbst entstehende Gefühl, jenes sittliche Moment des Ergriffenseins durch eine höhere, anbetungswürdige Macht, das sich unmittelbar in das Gefühl der „Verpflichtung“ umsetzt, mit der primitiven theoretischen oder philosophischen Naturanschauung zusammentrifft und so zum Ausgangspunkt der Religion wird.

Demnach darf die Religion als solche, insofern sie eine Frage der bloß persönlichen Beziehung des Menschen zu einer in der Welt vorausgesetzten Macht ist, niemals als ein weiteres Stadium einer objektiven



Aus Kerners Klekſographien
zu Seite 120.

Dies ganz teufliſche Geſicht,
(Glaubt es, oder glaubt es nicht,)
Eine Amme iſt's geweſen,
Wohlgeübet auf dem Beſen,
Manches Kind verherte ſie,
Daß es zappelte und ſchrie,
Bis man ſchob dem armen Tropf
Eine Bibel untern Kopf.
Oft zu Teufelstanz und Spiel
Fuhr ſie auf dem Beſenſtiel,
Doch zum nahen Galgen nur
Jetzt ganz teufliſcher Natur,
In der Hölle ſchwarzem Pfuhl
Wirbelt ſie in feur'gen Wirbeln
Um des Höllenmeiſters Stuhl.

Weltanschauung angesehen werden. Sie kann aus jeder Weltanschauung, die eigentlich materialistische ausgenommen, erwachsen.

„War einmal in irgend einem Kreis die Vorstellung von einer höheren Macht als der Gottheit, d. i. als eines Gegenstandes der Verehrung, hinsichtlich welches der Mensch gewisse Verpflichtungen zu erfüllen hatte, durchgedrungen, dann wurde dies für die, welche damit bekannt wurden, von selbst ein Anlaß und Antrieb, um in ihr oder einer anderen Macht auch ihren Gott zu suchen und zu verehren. Beispiel und Überlieferung kamen der Verbreitung der Religion zu Hilfe, aber Nachfolge oder Nachahmung bildeten doch keine wirkliche Religion, solange die Kultushandlungen nicht wieder dadurch wahr geworden waren, daß der Mensch in dem Gegenstande der Verehrung *seinen* Gott gefunden hatte" (S. 67). —

Die Formen, in denen die Religion sich entwickelt, teilt Rauwenhoff (S. 109 ff.) in *zwei* Gruppen ein: die *psychologische* und *theologische*. In jene fallen: der Intellektualismus, Mysticismus und Moralismus; in diese: der Polytheismus, Pantheismus und Monotheismus.

Der Intellektualismus ist eine Form, in welcher die Religion nicht lange zu verweilen pflegt. „Der Verstand ist ein nützlicher Arbeiter, aber ein armseliger Dichter; und was ist Religion ohne Poesie?" Wieviel Gutes man z. B. der „Aufklärung" des 18. Jahrhunderts auch nachrühmen, für wie groß auf dem Gebiete der Religion man die Leistungen eines Lessing auch ansehen möge, „wer fühlt nicht beim Übergang aus ihrem Kreis in den von *Schleiermacher*, gleichsam neu aufatmend, daß die Religion wieder zu ihrem Rechte kommt? Es war alles höchst achtungswert, was von jenem Rationalismus ausging, ernsthaft, verständig, praktisch, es war alles — nur keine Religion. Es fehlte dazu das Innige, Gemütliche, Erhebende, wofür der vernünftelnde Verstand kein Auge oder kein Herz hat, und das doch den eigentlichen Kern des Religiösen ausmacht" (S. 112 f.).

Der Verstand ist in religiösen Kreisen ein unbeliebter, weil lästiger Gesell. Und doch, was sollte aus der Religion werden, wenn die Kritik und Wissenschaft, d. h. eben der Verstand, sie nicht immer wieder zur Raison brächte und „auf die Höhe der Entwicklung der neuen Zeit" stellte. Nicht der Verstand als solcher, sondern nur dessen *Übergewicht* — worin der „Intellektualismus" besteht — ist „verhängnisvoll für die Gesundheit und Kraft des echt religiösen Lebens".

Zum Glück ist diese Gefahr „niemals mehr als eine zeitweilige. Auf nichts reagiert das Gemütsleben in der Gemeinde schneller und kräftiger, als auf die Unterdrückung durch Verstandeskritik. Wie mancher hoch erleuchtete Pastor predigt seine Zuhörer in die Konventikel hinein, wo das Gemüt durch die unsinnigsten Vorstellungen gerührt wird!" (S. 114.) Denn das *Gemütsleben*, wozu wir alles rechnen können, was mit unserem Gefühl in Beziehung steht, ist die „eigentliche Sphäre der Religion".

Wenn wir mit Hartmann das Gefühl definieren als die „passive Bewußtseinsresonanz der unbewußten psychischen Prozesse", so ist *religiöses* Gefühl nichts anderes, als das Resonieren in unserem inneren Wesen des Eindrucks, den die Vorstellung von etwas Übersinnlichem darin hervorgebracht hat. Aus *dieser* Gefühlsart quillt alle Religion — ein Satz, dessen Wahrheit die ganze Geschichte der Religion beweist, und der selbst für die höchsten und vollkommensten Formen des religiösen Bewußtseins seine Gültigkeit behält, insofern auch diese Formen nirgends sonst als aus dem Gemüt oder Gefühl neue Begeisterung und neues Leben schöpfen.

„Alle großen Reformen auf religiösem Gebiet sind aus dem Drange des Gemütslebens entstanden, und alle verständige Entwicklung hat ihren reinigenden Einfluß auf die Religion erst geltend machen können, wenn es ihr gelungen war, durch ihre besseren Vorstellungen das Gemüt des Gläubigen in Bewegung zu versetzen. In diesem Sinne kann man von dem Recht der Mystik" — nicht des Mysticismus, worunter Rauwenhoff die Auswüchse und krankhaften Verirrungen der Mystik versteht — „in der Religion reden und behaupten, daß ohne sie keine wahre Religion möglich ist. Die Geschichte dieser Mystik bildet einen der schönsten Teile der Geschichte der Religion. Wenn man Liebe für die Religion wecken will, dann muß man sie so erscheinen lassen, wie sie von den edelsten Mystikern begriffen und beschrieben ist, als reine Erhebung der Seele zu den Idealen, die, frei von Dogmatismus und Formendienst, dem gesamten menschlichen Dasein Licht und Wärme giebt" (S. 116).

Wir unterzeichnen gewiß diese Worte, nicht weniger aber auch alles, was der Verfasser (S. 117 ff.) von den Gefahren des irregeleiteten, einseitig auf Kosten des Verstandes ausgebildeten Gefühlslebens oder des „Mysticismus" sagt und worin er sich auf E. v. Hartmann beruft, dessen ganze Auffassung der Mystik der Rauwenhoffschen ja zu Grunde liegt.

Wir müssen auf ein weiteres Hervorheben all des Vortrefflichen, was unser Buch enthält, hier verzichten und machen nur unsere Leser auf die lehrreichen Ausführungen über den Pantheismus (S. 139 ff.) aufmerksam und auf den Abschnitt des 3. Teiles (S. 531—577), der „Die Vorstellung von der Beziehung des Menschen zu Gott" überschrieben ist. In diesem letzteren Abschnitte behandelt Rauwenhoff unseren Glauben an die Vorsehung, die Erlösung und die Zukunft der Religion sowohl als des menschlichen Individuums nach dessen Tode.

Mit dem Vorsehungsglauben ist eine gewisse Theodicee, d. h. Rechtfertigung Gottes wegen des nicht zu leugnenden Übels in der Welt, immer verbunden; ja, sie darf als die Kehrseite dieses Glaubens angesehen werden. In Rauwenhoffs Augen hat nur eine Theodicee Daseinsrecht, nämlich die des Apostels Paulus, wie sie Röm. 8, 28 ausgedrückt ist: „Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen."

„Es ist die praktische Selbstverwirklichung der sittlichen Ordnung in allen Lebenserfahrungen, die wir auf die rechte Weise gebrauchen. Die Behauptung lautet: Es ist eine sittliche Ordnung in allem und durch alles wirksam. Erhebt sich nun das Bedenken, daß es doch so vieles in der Welt giebt, wodurch diese Behauptung mehr negiert als bestätigt zu werden scheint, welche andere wirklich befriedigende Antwort ist darauf zu geben, als nur diese eine: daß jene vorausgesetzte sittliche Ordnung sich als wirklich einem jeden offenbart, der in seinem Leben in der Welt, bei allem, was diese ihm bietet und vorführt, ihrer Forderung folgen will? Darüber ist nicht zu streiten. Es ist ein Erfahrungsbeweis. Man muß den Versuch damit machen. Wer das aber im Ernst thut, wird keinen andern Beweis mehr fordern" (S. 555 f.).

Unter „Zukunftsglauben" versteht Rauwenhoff, wie gesagt, zweierlei: einmal die Zukunft des Glaubens oder der Religion selbst; sodann den Glauben an die Zukunft des einzelnen Menschen als religiösen Wesens.

Nur derjenige, welcher den Unterschied zwischen Dogmatik und Religion nicht kennt oder nicht macht, kann, wenn er die Entbehrlichkeit

jener eingesehen, auch das Verschwinden dieser für die Zukunft der Menschheit in Aussicht stellen. „Es ist die bittere Frucht aller Autoritätsreligionen, daß sie das Bewußtsein vom Unterschiede zwischen Wesen und Form in der Religion verloren gehen lassen." So huldigen dieser unhaltbaren Ansicht zwei auf dem Gebiete der Religionswissenschaft berühmte und bedeutende französische Forscher der Gegenwart, Renan und sein Freund Guyau.

„Der Katholicismus hat sie für bessere Einsicht unempfänglich gemacht, ebenso wie der protestantische Konfessionalismus das Denken seiner Anhänger in die Alternative drängt: Kirchenglaube oder Unglaube. Mögen die Dogmen untergehen, wenn sie ihre Zeit ausgedient haben, die Religion wird bleiben und allezeit wieder in neuen Schöpfungen der Phantasie das Übersinnliche dem Gemütsleben als würdigen Gegenstand der Verehrung und Liebe hinstellen. Niemals aber kann die philosophische Spekulation das für die Menschheit werden, was bis jetzt die Religion für sie gewesen ist" (S. 564, 565).

Mit echt philosophischer Objektivität und wissenschaftlicher Strenge untersucht Rauwenhoff die andere Gestalt des Zukunftsglaubens: den Unsterblichkeitsglauben (S. 565—577). Aus allem sieht man, daß die persönlichen Sympathien des Verfassers auf der Seite der Bejahung unserer individuellen Fortdauer nach dem Tode liegen; und dennoch schließt er seine Betrachtungen in bescheidener und rühmlich zurückhaltender Weise, wie es sich einem ernsten, wahrheitsliebenden Forscher geziemt.

„Ein wirklicher Beweis für das Recht des Unsterblichkeitsglaubens kann nicht geliefert werden. Es giebt Indicien, die die Hoffnung auf Fortdauer des individuellen Daseins nach dem Tode zu begünstigen scheinen. Denen gegenüber steht von seiten der wissenschaftlichen Anthropologie kein Veto, aber doch auch ebensowenig etwas, das dieser Hoffnung eine Stütze verliehe. Das ist das Resultat, zu dem die Religionsphilosophie hinsichtlich dieser Glaubensvorstellung kommen muß. Könnte sie das Selbstgefühl der sittlichen Persönlichkeit als eine Bürgschaft der Unabhängigkeit vom Naturgesetz anerkennen, dann würde ihr der Weg zu sehr positiver Aussprache offen sein; aber das kann sie nicht (vergl. S. 573 ff.). So bleibt ihr nichts anderes übrig, als sich eines bestimmten Urteils zu enthalten. Aber dann auch ehrliche Enthaltung! Nicht eine solche, bei der der Mangel an Beweisen für den Beweis des Gegenteils ausgegeben wird!

Hierin liegt von selbst enthalten, daß das philosophische Denken sich nicht anmaßen darf, dem Gläubigen zu verbieten, daß er sich dieser Hoffnung überlasse. Wohl aber darf es ihn vor der Gefahr warnen, sie von der sittlich-religiösen Grundlage abzulösen und sie durch eine Versinnlichung zu verunreinigen, die in jedem Falle vom Denken verurteilt werden muß. Man könnte sagen: es giebt keine einzige Glaubensvorstellung, die mehr mit keuscher Scheu, mit einem gewissen ehrerbietigen Bangen festgehalten und ausgesprochen werden will, als diese, mit der man es wagt, in ein Gebiet einzudringen, von dem alle Vorstellung durchaus fehlt. Und doch, welche andere giebt es, von der die Phantasie so grobe, bunte Bilder gemalt hätte?"

De te fabula narratur, Spiritismus! — Die Erfahrung hat allerdings gelehrt, daß es nicht immer die geringwertigsten Menschen sind, welche ihren Unsterblichkeitsglauben wohl auf ihre eigene intuitive Überzeugung aufbauen mögen, nicht aber auf den spiritistischen Thatsachen.

Kürzere Bemerkungen.

Telepathische Wahrnehmung Sterbender.

Folgende Thatsache ist als Nr. 33 im ersten Bande der Phantasms of the Living (S. 221) berichtet. Fräulein A. E. Sandars schreibt von Lower Soughton, Northop. Flintshire, im Jahre 1884:

Am Morgen des 27. Oktober 1879 hörte ich, bei vollständigem Wohlsein und nachdem ich schon längere Zeit wach geworden, mich von einer bekümmerten, leidenden Stimme mehrmals hintereinander bei meinem Vornamen rufen. Ich erkannte die Stimme als die eines alten Freundes, beinahe Spielkameraden, an den ich jedoch viele Wochen, ja Monate lang nicht mehr gedacht hatte: Ich wußte nur, daß er bei seinem Regiment in Indien war, weiter nichts. Wenige Tage später hörte ich, daß er der Cholera erlegen, und zwar am nämlichen Morgen, an dem ich seine Stimme zu hören glaubte. Der Eindruck war so stark, daß ich mir das Erlebnis vor dem Frühstück in mein Tagebuch notierte. **A. E. Sandars.**

Dieses Tagebuch mit der Eintragung wurde von den Verfassern der Phantasms of the Living eingesehen. Das East India Service Register berichtet unter den Todesfällen in Indien den Tod eines Kapitäns John B. (Name des erwähnten Freundes) als erfolgt am 27. Oktober 1879. Die Times-Totenschau erwähnt denselben als Cholerafall. Was das zeitliche Zusammentreffen anlangt, so wurde festgestellt, daß der Gehörs-Eindruck der Empfängerin dem Tode des Urhebers in Indien wohl um eine Stunde oder mehr vorausging, also wahrscheinlich stattfand, während der Sterbende im hochgradigen Fieber lag.

Einen andern Fall teilt Herr C. B. Curtis von Nr. 9 East 54th Street, New York, mit. Sein Bericht ist als Nr. 48 in den „Phantasms of the Living“ (I, 246) aufgeführt. Herr Curtis schreibt am:

20. November 1884.

Der Unfall, den ich zu erzählen im Begriffe bin, ereignete sich vor 18 Jahren im gegenwärtigen Monat. Meine Frau machte damals einen Besuch im Hause ihrer Schwester, welches ungefähr 300 Meilen von hier mitten im Staate New York liegt. Dreißig Meilen davon entfernt wohnte ein Bruder mit seiner Familie, darunter ein Sohn, David, im ungefähren Alter von 12 Jahren.

Eines Nachmittags saß meine Frau neben ihrer Schwester, während ein Kind der letzteren, ein Mädchen von 3 Jahren, sich mit Spielzeug in einem andern Teile des Zimmers unterhielt. Plötzlich hörte das Kind zu spielen auf, lief zu meiner Frau und rief: „Tantchen, David ist ertrunken“. Da man es nicht gleich beachtete, so wiederholte das Kind die Worte: „David ist ertrunken“. Die Tante frug im Glauben, sie habe nicht recht gehört, die Mutter, was das Kind sage, als es die Worte wiederholte. Man hielt jedoch von der Sache damals nichts; die Mutter sagte nur, das Kind wird wohl irgend etwas wiederholen, was es von jemand gehört hat.

Einige Stunden später kam eine Depesche des Inhalts, daß gerade zu der Zeit, wo obige Worte gesprochen wurden, David, der Vetter des Kindes, mit einem um ein oder zwei Jahre älteren Bruder 40 Meilen von dort entfernt beim Schlittschuhlaufen ertrunken sei. **Charles B. Curtis.**

Wie der „Penn Yan Express" vom 9. Januar 1867 mitteilt, geschah der berichtete Unglücksfall nicht im November 1866, sondern am Nachmittage des 2. Januar 1867; doch ist diese Zeitangabe ja unwesentlich. Im übrigen wird der obige Bericht in allen Einzelheiten durch einen Brief der Schwägerin des Herrn Curtis, der Mutter des Kindes, Frau Ogden, von Kings Ferry, New York, bestätigt.

Als Nr. 65 in den Phantasms of the Living wird durch Vermittelung des Herrn Bradley Dyne, von Nr. 2 New Square, Lincolns Inn folgender Fall berichtet. Derselbe trug sich in seinem zu Highgate bei London gelegenen Hause zu; und die Empfängerin des telepathischen Eindrucks, seine Schwägerin, erzählt selbst, wie folgt (1883):

Von dem Arzte, Dr. —, war ich mehrere Jahre hindurch behandelt worden und hatte von ihm viele Freundlichkeit genossen. Etwas mehr als ein Jahr vor seinem Tode hatte er aufgehört, mich zu behandeln. Ich wußte zwar, daß er seine Praxis aufgegeben, sonst aber nichts Näheres über seine Verhältnisse, noch über sein Befinden. Als ich ihn das letzte Mal sah, schien er wohl zu sein; ich machte sogar ihm gegenüber eine Bemerkung über die ihm gebliebene bedeutende Arbeitskraft.

Donnerstag, den 16. Dezember 1875, war ich kurze Zeit zum Besuch bei meinem Schwager und meiner Schwester in deren Wohnung nahe bei London. Ich befand mich zwar wohl, war aber von früh Morgens an den ganzen Tag über in seltsamer, gedrückter, zaghafter Stimmung, was ich dem düsteren Wetter zuschrieb. Kurze Zeit nach dem Frühstück, um 2 Uhr etwa, fiel mir ein, in die Kinderstube hinaufzugehen, um mich mit den Kindern zu belustigen und zu versuchen, dort wieder in bessere Stimmung zu kommen. Der Versuch schlug fehl, ich kehrte ins Speisezimmer zurück, wo ich mich allein niedersetzte, da meine Schwester gerade beschäftigt war. Da richteten sich meine Gedanken auf jenen Arzt, und plötzlich — ich glaube, ich hatte die Augen offen, denn ich fühlte mich nicht schläfrig, — schien es mir, ich befände mich in einem Zimmer, in welchem ein Mann tot in einem kleinen Bette lag. Ich erkannte sofort die Züge des Arztes und fühlte zweifellos, daß er tot, nicht etwa nur eingeschlummert sei. Das Zimmer erschien mir leer und ohne jede Einrichtung. Ich kann nicht sagen, wie lange die Erscheinung währte. Meinem Schwager und meiner Schwester gegenüber erwähnte ich damals von dieser Erscheinung nichts. Ich suchte mir selbst die Sache zurecht zu legen, und meinte, es könne nichts daran sein, hauptsächlich deshalb, weil es, nach dem Wenigen, was ich über jenes Arztes Verhältnisse wußte, äußerst unwahrscheinlich war, daß er, wenn tot, in einem so leeren, unmöblierten Zimmer sich befände. Zwei Tage später, also am 18. Dezember, verließ ich meiner Schwester Wohnung und kehrte heim. Etwa eine Woche nach meiner Zurückkunft las eine andere Schwester von mir aus der Zeitung die Anzeige von dem Tod jenes Arztes vor, welcher auswärts stattgefunden hatte, und zwar an jenem Tage, dem 16. Dezember, an welchem ich die Erscheinung gehabt hatte.

Später erfuhr ich, daß jener Arzt in dem Hospital eines kleinen Dorfes, das in einem fremden Lande mit wärmerem Klima gelegen war, gestorben sei, und daß der Tod ihn auf der Reise plötzlich überraschte.

Die Schreiberin fügt hinzu, sie habe in ihrem Leben niemals eine ähnliche Vision gehabt, und die Witwe des Verstorbenen bestätigte den

Verfassern der Phantasms of the Living, daß das Sterbezimmer ihres Gatten das beschriebene Aussehen gehabt, und daß der Tod um 3 Uhr 30 Minuten nachmittags erfolgt sei.

Dem Andenken Weddes.

Unser verehrter Mitarbeiter und Jugendfreund Johannes Wedde starb am 13. Januar 1890 in Lübeck, wohin ihn die polizeiliche Ausnützung des „Sozialistengesetzes" aus unserer Vaterstadt Hamburg verbannt hatte; und doch war es gerade Wedde, welcher in den sozialistischen Kreisen immer wieder seine gewichtige Stimme zu gunsten einer metaphysischen Vertiefung dieser Strebensrichtung erhob und sie wie kaum ein anderer mit ethischem Ernste durchgeistigte. Sein Gedankenleben war das Reich der Ideale und der Zukunft, diese aber gehört — darin stimmen wir Hellenbach zu — dem Sozialismus, Altruismus und Solidarismus.

Am 16. Januar wurde Weddes Leiche von Hamburg aus auf dem Ohlsdorfer Friedhofe begraben. Viele Tausende von Menschen aus allen Gesellschaftskreisen nahmen an dieser Feierlichkeit teil, — eine so allgemeine Beteiligung, wie sie Hamburg selten oder nie vorher gesehen. Der Verstorbene hatte Freunde in allen Lebenskreisen, unter hoch und niedrig, reich und arm, jung und alt, wer je in den Zauberkreis seines ungewöhnlich reichen Geistes, seines weiten Herzens und seines idealen Strebens getreten war, der mußte ihn fortan lieben und verehren.

Eine Gesamt-Ausgabe seiner zahlreichen Werke soll im Laufe dieses Jahres erscheinen und unter diesen werden besonders seine dichterischen Leistungen, Lieder und Epen, ihm noch jetzt mehr Freunde erwerben, als er deren schon im Leben hatte. Als Vorläufer dieser Sammlung hat nun die Verlagshandlung von Hermann Grüning in Hamburg einstweilen eine kurze, feinsinnige Lebensbeschreibung von seiner Schwester Theodora: „Johannes Wedde, Gedenkblätter", herausgegeben[1]), die wir allen unsern Lesern empfehlen, welche für ideale Persönlichkeiten Sinn und Interesse haben. Besonders wertvoll wird diese Schrift durch die Einflechtung von Gedichten Weddes in sinniger Auswahl, und zwar so, daß auf diese Weise der Dichter selbst sein eigenes Leben, Werden, Leiden und Streben darstellt. Die am meisten ansprechenden unter diesen Gedichten sind wohl die lyrischen. Als am allgemeinsten für das Wesen Weddes bezeichnend mögen hier aber wenigstens folgende Verse aus zwei der größeren Gedichte angeführt werden:

Als mir der Knabenwahn verwehte,
Als ich verwaist und einsam stand,
Mied ich das Kerkertum der Städte
Und floh ins Elfenfreiheitsland.
„Den weißen Finken laßt mir singen
Sein reichgewinnend Zauberlied!
Die Kronenschlange laßt mir bringen,
Das Gold, dem nie der Sieg entflieht!"

---

[1]) 189 Seiten. Mit 2 Lichtdrucktafeln. Broschiert M. 1,20; gebunden M. 1,80.

Ich ward erhört. Auf finstern Bahnen
Kam ich zu Mengladas Palast;
Ich schaute, schmeckte, was der Ahnen
Nicht einer kostete als Gast;
Ich stieg zum Saal des Wahrheittraumes,
Wo Skulda sich dem Freier neigt,
Und sah den Werdetrieb des Baumes,
Der keinem seine Wurzel zeigt.

Dieses Gedicht hat noch zehn andere Strophen, welche anzuführen hier jedoch der Raum fehlt; dagegen müssen aus einem anderen siebenstrophigen Gedichte noch die beiden ersten hier Platz finden:

Verantwortung.

Hamburg, Sommer 1868.

Will mengen die Karten
Halten

Ich habe nie gelogen
In Liedes Wort und Klang.
Es hat euch nie betrogen
Mein herzgeborner Sang.
Stets war es die Gestaltung
Der wahren Wirklichkeit,
Was sich zu kühner Waltung
Aus langer Haft befreit.

Die ihr ein stolzes Schlagen
Der Brust nur kennt als Trug,
Und auch in meinem Sagen
Drum wittert nichts als Lug,
Es wird von mir geachtet,
Wenn ihr euch höhnisch stellt,
Wie es der Mond betrachtet,
Wenn ihn der Hund anbellt.

H. S.

Justinus Kerners Klecksographien.

Unserem im vorigen (Januar-) Hefte gegebenen Versprechen gemäß bringen wir hier auf den Seiten 113 und 121 noch zwei weitere von den „Klecksographien“ Kerners [1]) mit seinen denselben beigegebenen Gedichten.

In betreff der Herstellung solcher Scherzbilder bemerken wir, daß dieselben nicht — wie irrtümlich in einigen Besprechungen dieses Buches angegeben wurde — auf Löschpapier, sondern nur auf geleimtem Papier, Schreibpapier ꝛc. entstehen können. Läßt man die schwarzen, gequetschten Kleckse trocknen und macht dann noch an beliebigen Stellen Kleckse mit roter oder blauer Tinte, so erscheinen oft wunderbare doppelfarbige Bilder.

Wir wollen dieses Buch hier nur unsern Lesern in Erinnerung bringen; möge jeder sich dasselbe ansehen, sich etwas hineinlesen und Gefallen daran finden. Sei es nun aber nach jedermanns Geschmack oder nicht; jedenfalls dient es in seiner Weise auch als eine Pionierarbeit für unsere Weltanschauung. Gewiß trägt es den Stempel liebenswürdigen Scherzes an sich; doch verkennt wohl keiner auch den ihm zu Grunde liegenden Ernst.

H. S.

Okkultismus in „Über Land und Meer“.

In unserm letzten (Januar-)Hefte ward einmal wieder darauf hingewiesen, wie der Sinn für das Okkulte sich in unsern großen illustrierten

---

[1]) Klecksographien von Justinus Kerner. Mit Illustrationen nach den Vorlagen des Verfassers. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (3 Mark.)



Aus Kerners Klekfographien
zu Seite 120.

Was dieser Kobold einstens war,
Das ist nur mir geworden klar.
Der eine sagt: „Ein Aktuar,
Bekannter Schlemmer und Bocksreiter.“
Der andre, der sich denkt gescheiter,
Spricht: „O, der war ein Pfarrer gar,
Man sieht das ja aufs allerbeste
An seiner rabenschwarzen Weste.“
Der dritte sprach: „Ein Apotheker,
War er, der mit ganz schlechter War,
Vergiftet die Arzneienschlecker.“
Ich sprach und alle wurden heiter:
„Der Bocksbart zeiget nur fürwahr,
So wie das Maß für Tuch und Kleider,
Das völlig falsch und diebisch war,
Daß dieser Kobold gar nichts weiter
Gewesen als ein dieb'scher Schneider.“

Zeitschriften mehr und mehr geltend macht. Auch „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) hat in jedem seiner Monatshefte eine ständige Rubrik: „Handschriften Beurteilung“. In der Nr. 4 (Dezember) 1890—91 hat aber diese weitest verbreitete Zeitschrift es sogar gewagt, in ihrer Abteilung „Aus Zeit und Leben“ eine Darstellung der Chirosophie von unserm Mitarbeiter Gustav Gessmann „Was sich aus den Händen lesen läßt“ mit 11 Abbildungen zu bringen. In gedrängtester Kürze finden sich dort die Grundzüge sowohl der Chirognomie wie auch der Chiromantie übersichtlich veranschaulicht. Wir haben selten eine so gute und wirksame Vertretung des Okkultismus gesehen und unsere Bewegung hat allen Grund, der Redaktion von „Über Land und Meer“ hierfür dankbar zu sein. H. S.

Im Kampfe um die Weltanschauung

ist der Titel eines kleinen Buches, welches wir allen unsern auf dem Boden des positiven Christentums stehenden Lesern warm empfehlen möchten. Die Schrift bezeichnet sich als „Bekenntnisse eines Theologen“[1]), der Verfasser aber nennt sich nicht, aus naheliegenden Gründen.

Besonders beherzigenswert scheint uns der erste Abschnitt „Gut und Fromm“, in welchem der Verfasser zu dem Schlusse kommt, daß es eine wahre Sittlichkeit (Religiosität) auch ohne Religion (positives Religionsbekenntnis zu kirchlichen Dogmen und Gebräuchen) giebt.

„Ja, wenn ich die beiderseitigen Beweggründe zum Guten abwog — sagt der Verfasser —, so kam mir vor, daß die einfache Gewissenhaftigkeit und Selbstverleugnung ohne jeden Nebengedanken höher stehe, als das Rühmen einer bevorzugten Stellung zu Gott und die Hoffnung eines himmlischen Lohnes, mit der die Frommen ihre Gerechtigkeit in Verbindung setzen .... Ich sah unsittliche Menschen, die doch ein sehr ausgeprägt religiöses Leben an den Tag legten ..... Sie waren durchaus verlogen und hatten einen gemeinen Sinn. Sie waren imstande, inbrünstig zu beten, danach einen Frevel zu begehen und wiederum in Andacht hinzuschmelzen. .... Da sah ich mir ihre Gottesfurcht genau an und merkte, daß sie im Grunde selbst nur ein sinnliches Behagen ist. Sie ist eine Erregung des Gefühls, welche eine große Verwandtschaft mit der Wollust hat, und wirkt deshalb auch wie diese, sittlich entnervend ....: Es steht auch ein reich entwickeltes Geistesleben ohne Religion hoch über dem religiösen Denken eines gemeinen Sinnes ... — Wenn sittliche Güte die Knospe und rein sittliche Frömmigkeit (wahre Religiosität) die Blüte ist, so muß die Sittlichkeit (ethisches, selbstloses Streben) der Religion vorausgehen.“

Mit den Ausführungen des Verfassers in seinen folgenden Abschnitten können wir allerdings sehr oft nicht einverstanden sein; aber dies wird nicht allen unsern Lesern so gehen, und auch der gelegentlich pastorale Jargon wird nicht allen so unsympathisch sein wie uns. Jedenfalls erkennen wir an, daß sehr viel Gutes und Wahres darin steht, und wir sind dankbar erstaunt, von einem Theologen so viel Zugeständnisse an die Naturwahrheit gemacht zu sehen. Gewünscht hätten wir nur, daß der Verfasser einmal Gelegenheit gehabt hätte, sich den einfachen Grund-

---

[1]) Im Kampf um die Weltanschauung. Freiburg i. B. (J. C. B. Mohr) 1888. Ausgabe A kart. Mk. 2.80, geb. Mk. 3. Ausgabe B, sechste Auflage, kart. 1 Mk.

gedanken der übersinnlich wirkenden Kausalität im Gebiete des Ethischen und Geistigen klar zu machen, welche in dem Sanskritworte Karma ihrem ganzen Begriffsumfange nach zusammengefaßt ist. Diese Erkenntnis würde ihm sämtliche Rätsel lösen, deren Erörterung ihm noch Schwierigkeit bereitet. Hinsichtlich der Fragen nach dem Wunder und dem Gebet um ein solches wäre auch schon eine Einsichtnahme von Tyndalls Vorträgen wünschenswert, welche deutsch von Helmholtz herausgegeben worden sind. — Um indessen unsere weitgehende Übereinstimmung mit dem Verfasser anzuerkennen, wollen wir hier doch noch einige seiner Hauptsätze aus seinem letzten zusammenfassenden Schlußabschnitte anführen:

1. Das Gute an sich selbst hat einen Wert, Religion dagegen ohne sittliche Güte ist eine Lüge ....

2. Ein ernstes Streben nach sittlicher Vollkommenheit und die Wahrhaftigkeit, die den vorhandenen Mangel erkennt, treibt zu „Gott", bei dem wir den Frieden der Vergebung zugleich mit dem kräftigsten Antriebe zu neuer sittlicher Arbeit finden ....

3. Ist unser Absehen auf die Förderung wahrer Sittlichkeit und Religion im rechten gegenseitigen Zusammenhange gerichtet, so müssen wir darauf hinarbeiten, daß das Christentum in seiner Einfachheit, die zugleich seine einzigartige Wahrheit, Schönheit und Kraft ist, immer allgemeiner erkannt werde. Wir können die Zuthaten der Geschichte, die mancherlei Formen und Bilder in Gottesdienst und Lehre, welche im Laufe der Zeiten hinzugekommen sind und das Christentum zu einer Religion neben anderen herabgedrückt haben, allerdings nicht durch ein Machtwort beseitigen, müssen ihnen vielmehr, soweit sie nicht wahrheitswidrig sind, die ihnen zukommende Berechtigung zugestehen. Aber sie dürfen das Wesen der Sache nicht verdrängen, dürfen niemals aus Mitteln zum Zweck werden ....

4. Nur die völlige Unmöglichkeit, die Grundsätze und Zustände unserer Kirche mit unserem frommen Bewußtsein zu vereinigen oder etwas zur Besserung in ihr zu wirken, kann uns berechtigen oder verpflichten, entweder aus ihr auszutreten oder eine gewaltsame Bekämpfung derselben zu unternehmen. Zu letzterer gehört aber göttliche Berufung, d. h. eine zwingende Veranlassung und die hinreichende innere Ausrüstung.

5. Wir dürfen nicht schweigen, wenn priesterliche Herrschaft die heiligsten Bedürfnisse des Volks mißbraucht, um ihr Joch ihm aufzulegen, oder wenn der Aberglaube seine Kreise immer weiter zieht und im Namen der Religion die Vernunft niedertritt, die Sittlichkeit gefährdet und die Frömmigkeit vergiftet. .... Aber wir sollen wohl überlegen, ob wir etwas an die Stelle des Angefochtenen zu setzen haben, was wirklich verstanden wird und die Bedürfnisse des frommen Gemütes befriedigt.... Es kann uns etwas klar sein, ohne daß wir es dem Volke klar zu machen vermögen.

6. Mit aller Entschiedenheit müssen wir dem Wissenshochmut entgegentreten..... Halbbildung ist jede Denkweise, die den Wert des Menschen in sein Wissen verlegt, auch wenn dieses sehr groß und tief ist. Wir müssen durchaus betonen, daß wirkliche Bildung den ganzen Menschen umfassen und vor allem auf dem sittlichen und religiösen Gebiete sich offenbaren soll. Nichts ist verhängnisvoller als die bloße Verstandesbildung, die das Gewissen so leicht ertötet und so hochmütig auf die Einfalt herabsieht. Erst wenn unsere gebildeten Stände besser und frömmer sind, als die ungebildeten, können sie die Führerrolle übernehmen und zum Heil des Volkes behaupten ....

7. Wir müssen ein Herz für das Volk haben. Mit hingebender Liebe müssen wir es zu verstehen suchen, auf seine Vorstellungsweise, seine Empfindungen und Be-

dürfnisse eingehen, nicht mit dem kalten Blicke des Forschers, der einen Gegenstand untersuchen will, sondern mit dem herzlichen Verlangen, mit ihm zu fühlen und zu leben und ihm zu dienen .... Erst wenn wir die Sprache des Volkes reden können, vermögen wir es aufzuklären, ohne das Heiligtum zu entweihen, und seine Vorstellungen zu berichtigen, ohne es zu verwirren. .....

8. Wir müssen die christlichen Grundgedanken von Sünde und Gnade, Versöhnung und Bekehrung in ihrer vollen (esoterischen) Bedeutung zur Geltung bringen. .... Mit kindlichem Geist müssen wir uns ganz „Gott" hingeben, nichts für uns sein, sondern alles von ihm empfangen wollen und alles wieder ihm weihen, seiner Gnade leben ohne Selbstruhm (Nischkama karma) in freier Liebe ihm dienen und sein Gesetz als das ewige und allein Gute befolgen. Das ist Versöhnung; und wer also versöhnt ist, der ist bekehrt. .....

9. Wir müssen durchaus wahrhaftig sein .... Wir sollen die Sprache des Volkes reden, aber nur so weit, als wir wahre Gedanken und Empfindungen darin ausgesprochen finden. Niemals dürfen wir sagen und lehren, was wir nicht fühlen und glauben .... Die Religion darf auch die wahre Natur in keinem Stücke beeinträchtigen; sie soll vielmehr das Natürlichste von allem sein und die Natur in ihrem ganzen Umfange als den Ausdruck des göttlichen Willens erkennen lehren. Jeder wirkliche Fortschritt und auch jede Erneuerung des religiösen Lebens in der Geschichte ist eine Vereinfachung, eine Zurückführung desselben aus der Verkünstelung zur Naturwahrheit gewesen. Das ist auch die Aufgabe unserer Zeit.

H. S.

Was dünket euch von Christo?

(Matth. 22, 42.)

Angeregt durch die „Ernsten Gedanken" des Herrn v. Egidy hat Th. von Reden eine kleine Schrift herausgegeben, die von so ernstem Sinne getragen, von so echter Begeisterung durchwärmt und in so edler Form gehalten ist, daß wir sie unsern Lesern gerne empfehlen.[1]) Als die Grundwahrheit, welche diese Erörterung der von uns oben hingestellten Frage durchzieht, möchten wir die bezeichnen, daß die Beantwortung derselben keineswegs eine bloße Verstandessache sein kann, sondern eine solche der inneren Entwicklungsreife. Für die Antwort auf obige Frage, welche hier gegeben wird, mögen folgende Sätze angeführt werden:

Jesus Christus kannte das Wesen der Gottheit, kannte es anders als Moses und sämtliche Propheten es je gekannt; er lebte es in unserer Mitte und zu unserm Heile! (15.) — Christi Lehren stimmen so völlig mit dem in jedem Menschen schlummernden Gottesbewußtsein zusammen, sind der einzige Weg zur Selbsterkenntnis und dadurch zur Selbsterlösung, daß sie unbedingt die Göttlichkeit ihres Lehrmeisters bezeugen. (17.) —

Nicht der Zwang des Dogmas ist es, der die Herzen in Wahrheit so unauflöslich gefesselt hält, sondern das eingeborene mystische Prinzip unserer Seele, und erst wo dieses durch einen äußerlich logischen Denkprozeß im Menschen unterdrückt und vernichtet wird, tritt Negation des Göttlichen ein, aber unter wie schweren Kämpfen, wie furchtbaren Seelenerschütterungen! (21 flg.)

Der Mensch soll denken, — ja, aber er soll nicht nur irdisch, sondern auch unirdisch denken, d. h. er soll auch das Unsterbliche in sich, seine Seele fragen, was ihr

---

[1]) „Geistige Weihnachten". Von Th. v. Reden. Berlin 1891, Wiegand & Grieben, 44 S.

not thut (37). — Du sollst Gründe für deinen Glauben suchen; aber willst du die Göttlichkeit Christi erproben, so gehe hin und thue desgleichen. Lerne seine Gedanken in deinem eigenen Leben in Thaten umsetzen, mit anderen Worten: „Erkenne dich selbst!" (36.) — Die einzige Möglichkeit, glücklich zu sein, Ruhe zu finden, liegt bei dir allein, d. h. in deiner Anschauungsweise der Dinge im Sinne einer mystischen Selbstentwickelung zur göttlichen Weisheit und Erkenntnis (38).

Ergänzend hinzufügen möchten wir zu dieser Schrift, daß „Christus" in erster Linie nicht eine Wesenheit, sondern ein Zustand ist. Der Jesus, welcher für das Abendland das Vorbild dieser Entwicklungsstufe geworden ist, war allerdings als Mensch geboren, aber ward zum Übermensch, zum Gott, indem er diese nächst höhere Daseinsstufe erreichte, die wir alle einst auf unserm Wege zur Vollendung auch in uns zu verwirklichen haben, wenn nicht mehr in diesem Leben, dann in einem späteren.

Ein wenig abweichend von den in dieser Schrift vorgetragenen Ansichten, scheint es allerdings auch uns unzweifelhaft möglich, diesen Weg zur göttlichen Vollendung in der christlichen Form zu gehen; er ist aber für die nachdenkenden Menschen durch die Dogmen des Kirchentums so stark verbarrikadiert, daß wohl nur in seltenen Ausnahmsfällen „das eingeborene mystische Prinzip unserer Seele" stark genug sein wird, diese aufgetürmten Zerrbilder zu übersteigen. Für denjenigen, in dem einmal ein Bedürfnis nach metaphysischer Klarheit in der Erfassung seines mystischen Zieles erwacht ist, wird es keine andere Hilfe geben, als sich dahin zu wenden, wo allein diese Erkenntnis zur Vollkommenheit gelangt ist, nämlich zur indischen Mystik. Erst in deren Lichte vermag er dann auch in der „Nachfolge Christi" unmittelbar vor seinen Füßen liegend den gleichen Weg zum Ziele zu erkennen. W. D.

Theodor und Martha: die Priesterweihe.

Diejenigen unter unsern Lesern, welche gern ein Epos von 12 Gesängen in gereimten Versen lesen, machen wir auf ein solches unter obigem Titel aufmerksam.[1]) Dasselbe ist offenbar warm empfunden, schildert die trostlosen Seelenzustände, welche in einem nachdenkenden und gewissenhaften Theologen unter dem Drucke des exoterischen Kirchentums entstehen müssen. Einen gewissen Halt bietet in solchen geistigen Qualen dem Helden dieses Epos die Liebe zu einem Mädchen. Doch auch dieses wird ihm durch den Tod entrissen, nachdem er auch vergeblich noch die philosophischen Systeme des Abendlandes nach innerm Halt suchend durchforscht hat. (Die einzige Philosophie, welche auf alle Fragen nach dem Welt- und Menschenrätsel ausreichende Antwort giebt, die des Morgenlandes, bleibt ihm fremd.) Schließlich findet er Trost in einem spiritistischen Verkehr mit der Erscheinung jenes von ihm einst geliebten Mädchens und in deren Vortrage der Lehren des Spiritismus nach den in England und Amerika vorwiegenden Anschauungen. Ein ernster, edler Sinn beherrscht dieses Gedicht, und die Verse scheinen uns ganz besonders fließend und formgewandt zu sein. W. D

---

[1]) H. J. Traun: Theodor und Martha oder die Priesterweihe. Leipzig 1890, bei Oswald Mutze. 402 S., brosch. 6 Mk., geb. 8 Mk.

Der Spiritismus und die Kriminal-Polizei

hat Dr. Egbert Müller sich als Titel und Gegenstand seiner neuesten Broschüre gewählt.[1]) Dieselbe giebt einen von ihm im Berliner Spiritisten-Verein „Psyche“ gehaltenen Vortrag wieder und fügt demselben einen Anhang hinzu: „Über das Spiritistische um den Wendeschen Mord.“ In diesem heißt es am Schlusse:

„Zwei ältere, sehr geachtete Herren (. . e . .) und (. e . . . . e .) aus der Geschäftswelt haben im gemeinsamen Verkehr des Psychographierens auf ihre Frage, ob es möglich sei, daß ihnen der Name des Mörders der Marie Wende mitgeteilt werde, erhalten: Den Namen einer Straße Berlins, eine Hausnummer dieser Straße, eine Angabe der Anzahl der Treppen, eine Bezeichnung einer Wohnung nach Lage der Wohnungsthür auf der Treppenflur, einen Vornamen und einen Zunamen eines Mannes — und alles dieses, selbst fast der Straßenname, und vor allem der Zuname des Mannes, war beiden Herren ihr Lebtag neu! Aber das Adreßbuch wies die sämtlichen Daten als richtig aus; wozu kommt, daß der Zuname ein überaus seltener ist . . . . Durch amtlich unterstützte Recherchen sind Namen, Stand und Todesjahr auch hier als vollkommen richtig ganz kürzlich bestätigt worden.“

Wessen Todesjahr? sagt der Verfasser nicht. Von jener psychographischen Mitteilung scheint der Polizei keine Anzeige gemacht worden zu sein. Den Grundgedanken seiner Schrift aber faßt Dr. Müller in den Schlußsatz zusammen: „Ceterum censeo: die Mediumitätserscheinungen müssen von Staats wegen und auf Staatskosten untersucht werden.“

G. E.

William Crookes.

Von Crookes' berühmt gewordenen Aufsätzen über seine Untersuchung des Spiritismus im Quarterly Journal of Science, welche zuerst im Jahre 1874 von J. Burns, 15 Southampton Row in London, W. C., nach einer von Crookes selbst gemachten Zusammenstellung neu gedruckt wurden unter dem Titel: „Researches in the phenomena of spiritualism“, ist ganz neuerdings ein unveränderter Wiederabdruck bei demselben Verleger erschienen.[2]) Dies ist als Seitenstück zu den von uns im IX. Bande gebrachten „Aufzeichnungen“ dieses berühmten Chemikers und Physikers ein neuer Beweis dafür, daß derselbe noch gegenwärtig voll für seine früher gemachten Beobachtungen eintritt.

H. S.

Anleitung zum Entsprechungs-Unterricht
für kleine und große Kinder,

nennt Albert Artopé, Prediger der swedenborgischen Neukirchen-Gemeinde zu Berlin, ein Büchlein[3]), in welchem er in „kindlich verständlicher Sprache“ die begrifflichen Beziehungen und „Entsprechungen“ (Analogien) zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos, zwischen Mensch und Gott (Weltwesen) zu veranschaulichen sucht. Seine Ausführungen und Vergleiche, die durch zu weit in einzelne gehende Versinnbildlichung freilich oft etwas unwahr-

[1]) Bei Karl Siegismund in Berlin, Mauerstr. 68.

[2]) In deutscher Übersetzung sind diese Untersuchungen bei Oswald Mutze in Leipzig herausgekommen.

[3]) 58 Seiten. — Zu beziehen vom Verfasser: Albert Artope, Berlin S., Urbanstraße 38.

scheinlich werden, stehen übrigens ganz auf dem Boden des metaphysischen Monismus und schließen also: „Der Mensch ist seinem Geiste nach die Gestalt Gottes. Befindet sich der Mensch in dieser innigen Lebensverbindung mit dem Göttlichen und zwar mit Bewußtsein, so ist der Mensch Gott und Gott ist Mensch." H. H.

Gegen Prof. Kochs Schwindsuchtsbehandlung

ist von besonnenen Sachverständigen schon — während der erste Taumel der Berliner Schulärzte und Streber noch das europäische Kulturleben zu explodieren drohte — manches ruhige Wort geschrieben worden, so von Prof. Dr. Gustav Jäger im (12.) Dezemberhefte 1890 seines „Monatsblattes" und von Dr. Lahmann in verschiedenen vegetarischen und andern Zeitschriften. Auch Broschüren, welche diesen Schwindel aufdeckten, erschienen bald mehrere. Eine dieser Schriften von H. Milbrot in Stettin, die ein erweiterter Abdruck eines Artikels von demselben in Nr. 23 des „Vegetarier" ist, liegt auch uns zur Anzeige vor.[1]) Es gehört zu wenig in den Rahmen der „Sphinx", sich mit Thorheiten der Gegenwart zu befassen, als daß wir näher auf den Inhalt dieser Schrift hier eingehen könnten. Überdies halten wir es stets für besser und wirksamer, positiv das Ziel ins Auge zu fassen, als sich mit der Negation von Irrtümern und Thorheiten aufzuhalten. Diejenigen aber, die sich über die therapeutische Zweifelhaftigkeit der „Entdeckung" des Herrn Professor Koch noch nicht klar sind, wollen wir doch wenigstens auch auf diese Schrift Milbrots aufmerksam gemacht haben. H. S.

Vegetarier-Kalender.

Einen solchen hat der „Deutsche Vegetarier-Verein"[2]) für 1891 als dritten Jahrgang herausgebracht. Das 4 Bogen starke Bändchen enthält allerhand recht nützliche und unterhaltende Aufsätze, und zwar nicht bloß über Vegetarismus im engeren Sinne, sondern auch über verständigere Gestaltung unserer Kulturzustände in anderer Hinsicht. Wir empfehlen dieses Agitationsmittel allen Freunden dieser Bewegung und auch deren Feinden. W. C.

Bitte an alle guten, gesitteten Menschen.

Der Berliner Tierschutz-Verein hat sich die Reform des Schlachtwesens — durch Einführung der Betäubung aller Schlachttiere vor dem Abstechen — zur Hauptaufgabe gemacht. Er hat zu diesem Zweck bis jetzt über zwei Millionen Flugschriften, Zeitungs- und Kalenderartikel und Abbildungen zweckmäßiger Betäubungsinstrumente versandt. Die ihm hierfür von einigen Personen zur Verfügung gestellten Mittel sind aufgebraucht, die gestellte Aufgabe erfordert aber noch für längere Zeit eine unausgesetzte energische Propaganda. Die Einkünfte des Vereins

---

[1]) Gegen Dr. R. Kochs Schwindsuchtsbehandlung. Berlin 1890, bei H. Zeidler, Münzstraße 1; 40 Pf.

[2]) Geschäftsleitung: Hermann Stoß, Berlin NO., Georgenkirchstr. 5, in Kommission bei A. Kämmerer, Berlin C., Klosterstraße 10.

reichen für diese Propaganda nicht entfernt aus. Der Berliner Tierschutz-Verein richtet daher an alle einsichtigen, nicht gemütsrohen Menschen die inständige Bitte um Unterstützung. Es handelt sich hier nicht allein darum, Millionen armer Tiere große und ganz unnötige Qualen zu ersparen, sondern auch darum, einen für das Gemüt und die Sitten der Menschen höchst verrohenden Zustand zu beseitigen.

Beiträge wollen adressiert werden: An die Versandtstelle des Berliner Tierschutz-Vereins, H. Beringer, Berlin, Königgrätzer Straße 108. Quittung erfolgt zunächst mittelst Postkarte und s. Z. in dem Gabenverzeichnis des Jahresberichtes, welcher jedem Geber zugesandt wird. Um genaue Angabe der Adresse des Gebers auf der Einzahlungskarte wird deshalb gebeten.

Der Vorstand des Berliner Tierschutz-Vereins.
Saebisch, Bürgermeister a. D., I. Vorsitzender.

Wir haben dieser „Bitte" nur hinzuzufügen, daß wir sie als einen relativen Fortschritt warm unterstützen und machen dazu auch auf die diesem Hefte beigegebenen Beilagen dieses Vereins aufmerksam, müssen aber bei dieser Gelegenheit, um Mißverständnisse zu vermeiden, wieder darauf hinweisen, daß wir alles Morden von Tieren wie Menschen (Jagen, Schlachten ꝛc.) für eine Barbarei halten, ebenso wie sich von Tierleichen zu nähren.

Hübbe-Schleiden.

Schopenhauer in wohlfeiler Ausgabe.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt beigeheftet von der Verlagshandlung Gustav Fock in Leipzig über eine neue, billige Ausgabe von Arthur Schopenhauers Werken (2 Bände, Preis brosch. M. 10, — gebunden M. 12 und M. 14 —); diese äußerst wohlfeile Ausgabe soll vorzüglich ausgestattet und mit zahlreichen Einleitungen und Erläuterungen versehen sein, durch die das Studium der Schopenhauerschen Schriften erleichtert werden soll. Wir empfehlen den Prospekt der besonderen Beachtung unserer Leser.

H. S.

Dienst.

Aus Eigennutz Gott zu dienen, ist Handelsdienst; aus Furcht — Sklavendienst; aus Liebe — der Dienst eines freien Menschen.

Gülschen-Ras. (Persisch.)

Weisheit.

Wer den Menschen kennt, ist klug, wer sich selbst kennt, erleuchtet.

Wer andere besiegt, hat Heldenkraft, wer sich selbst besiegt, Seelenstärke.

Wer es versteht sich genügen zu lassen, ist reich, wer ruhig handelt, hat Willenskraft.

Wer sein Ich nicht verliert, dauert fort; er stirbt, aber er vergeht nicht, er hat das ewige Leben.

Lao-tse (Tao-te-king).

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

XI, 63. März 1891.

Was ist das Dasein?*)

Individualität.

Von

Hübbe-Schleiden.

Man kann den Monismus mit ebensoviel Recht oder Unrecht als Spiritualismus wie als Materialismus bezeichnen.
Haeckel (Anthropogenie, 707).

Dieser Monismus verbindet die berechtigten Bestandteile des Materialismus und des Pantheismus und läßt die unberechtigten beider fallen.
Du Prel (Philos. der Mystik, 227).

Alles Dasein besteht ausschließlich darin, daß sich Individualität entwickelt. Was aber ist „Individualität"?

Den Begriff eines Individuums hat man treffend definiert[1]) als eine Einheit der Gestalt (räumlich), des Wirkens (zeitlich), der Ursache, des Zweckes und der Wechselwirkung seiner Teile, falls solche vorhanden sind. „Individuum" heißt wörtlich das „Ungeteilte" oder „Unteilbare". Dies ist aber nicht so zu verstehen, daß dasjenige kein Individuum sei, von dem man nicht Stücke oder Teile abtrennen könnte, ohne daß es aufhörte, dasselbe Individuum zu bleiben oder das durch Teilung nicht zu zwei oder mehr Individuen werden könnte, sondern nur als Einheit des Wesens; und diese Wesens-Einheit eben nennen wir „Individualität".

Als Individuen unterscheidet man sehr verschiedene Stufen, Ordnungen oder Kategorien, auf die alle jener obige weitere Begriff angewendet werden kann. Im engeren, ursprünglichen Sinne ist Individuum nur der Mensch, sonst etwa auch noch jedes Lebewesen. Jetzt aber beginnt man diesen Begriff schon beim Atom, welches griechische Wort nichts anderes besagt als eben das lateinische Individuum. Vom Atom bis aufwärts zu der größten Individualform erweitert sich dieser Begriff beständig und fast ohne Sprünge zu machen oder Lücken zu lassen.

*) Den uns von unsern Lesern mehrfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend, geben wir in diesem und drei folgenden Artikeln eine kurze Darstellung der altindischen Weltanschauung in unserer modern-europäischen Auffassung. Wir bemerken vorweg noch, daß wir das Wort „Dasein" immer nur für die Erscheinungswelt gebrauchen im Gegensatz zum absoluten „Sein". (Der Herausgeb.)

[1]) Eduard v. Hartmann: „Philos. des Unbew." I, 126.

In der Aufstellung von verschiedenen Ordnungen des Individualitäts-Begriffes weichen die Ansichten der Gelehrten vielfach von einander ab. Häckel rechnet schon zwischen der Zelle und der Personen-Gruppe (Stock oder Staat) sechs solcher Ordnungen. Für uns hier ist die Art dieser Klassifikation unerheblich. Die Feststellung der Einzelheiten ist Sache der Wissenschaft, und solchen Honig einzusammeln überlassen wir dem Bienenfleiße der Naturforscher. Für uns handelt es sich hier nur um den Grundgedanken. Erwähnt sei jedoch, daß man, über den Menschen hinausgehend, auch jeden Planeten als ein Individuum bezeichnen muß, ebenso jedes Sonnensystem und jedes Welten-Ei oder Weltlinse eines Milchstraßensystems von Centralsonnen. Ferner ist schon jede Nation und jeder Staat ein Individuum und auch die ganze Menschheit; denn im Streben der europäischen Civilisation, alle Völker und Rassen unseres Menschengeschlechts zu einer bewußten Einheit zu organisieren, zeigt sich bereits der Keim, der sie zum Individuum voll entfalten wird. Die Menschheit aber ist gewissermaßen — analog und sinnbildlich gesprochen — das Gehirn unseres Planeten.

In allen diesen sehr verschiedenen Formen also stellt sich Individualität dar. Wenn man aber den Begriff derselben schon bei dem Atom beginnt, so lassen wir dies gelten, insofern man so das Wesen eben dessen nennen kann, was sich in allen Erscheinungsformen darstellt; dabei aber ist zu unterscheiden, daß Atom nur das Wesen (Kraftcentrum) selbst ist, nicht dessen Darstellung. Letztere beginnt vielmehr erst bei dem „Molekül", wie man deren ursprüngliche, grundlegende Form genannt hat. Das Atom ist nicht selbst eine Form, ein Individuum in diesem Sinne (unterschieden von Individualität, dem Wesen), sonst könnte es ja auch nicht — so wie es gedacht wird — räumlich „unteilbar" sein, sondern es ist nur das, was die Formen bildet, das Kraft-, Bewegungs- und Kausalcentrum, welches ihnen zu Grunde liegt; und eben deshalb sagen wir: dies Atom ist das, was wir im Fortgange seiner Entwickelungsthätigkeit als „Individualität" bezeichnen.

Von außen (objektiv) betrachtet, ist also die Individualität (Atom) solche durchgehende Einheit oder solches Centrum der sich darstellenden Bewegung, Kraft und Ursächlichkeit (Kausalität); aber von innen (subjektiv) beurteilen können wir das Wesen dieses Daseins offenbar nur nach uns selbst. Es ist nun wohl unrichtig, zu sagen, unser Wesen sei unser Wille, unser Gefühl oder unser Bewußtsein, denn dies alles sind nur Äußerungen oder Darstellungen unseres Wesens. Dagegen ist klar, daß das Wesen unserer Individualität eine solche Einheit sein muß, welche die Möglichkeit oder Fähigkeit hat, Willen zu äußern, Gefühle zu empfinden, Bewußtsein zu haben. Und hierin treffen wir wieder mit dem Begriffe des Atoms zusammen; denn es ist zwar nicht zulässig — wie es manche ernste Naturforscher gethan haben — dem Atome Willen, Lust- und Unlust-Gefühle oder gar Bewußtsein zuzuschreiben, wohl aber muß die Möglichkeit zur Entwickelung solcher Fähigkeiten nicht allein in dem Atom, sondern mithin auch in jeder anderen Darstellungsform desselben

keimartig oder schon höher entwickelt, enthalten sein. Wie sollten diese Fähigkeiten sonst im Menschen zur Entfaltung haben kommen können, wenn sie nicht schon im Atom und in den Molekülen lagen, aus denen der Urnebel unseres Sonnensystems bestand und aus denen auch wir hervorgegangen sind?! — Etwas Entsprechendes, unserm Willen, Gefühl und Bewußtsein Analoges muß daher in allen andern Individualformen, den kleineren wie den größeren, enthalten sein, und eben diese durchgehende Einheit, dies Continuum des sich stetig entwickelnden Centrums eines Willens, Gefühles und Bewußtseins bezeichnen wir als die innere (subjektive) Ansicht von dem Wesen des Atoms oder der Individualität.

Davon kann natürlich nicht die Rede sein (da ja ein jeder weiß, daß es nicht der Fall ist), daß die Individualität eine bleibende Persönlichkeit oder Ich-Bewußtsein sei, das durch ihre Entwickelung in den zahllosen auf einander folgenden Individuen, in denen sie sich darstellt, hindurchgehe, aber auch das sollte gleich hier hervorgehoben werden, daß diese Selbstdarstellung sich nicht etwa auf die Erscheinungs- oder Vorstellungswelt unserer begrenzten, unvollkommnen äußeren Sinne beschränkt.

Wir kennen weder die kleinste noch die größte Form dieses Darstellungsprozesses. Er muß aber damit beginnen, daß sich Atome (Kraft) des Weltwesens in Raum und Zeit zu einheitlicher Gestalt von kleinster Größe (Molekül) zusammenfügen, und enden mit der Centralsonne der größten Individualform, die etwa als Welten-Ei (oder Linsenform) eines Milchstraßensystems zu denken ist; er besteht jedoch in der Entwickelung jeder einzelnen Darstellungseinheit durch alle Individualformen hindurch, von der kleinsten, einfachsten bis zur verwickeltsten und größten, innerlich und äußerlich, intensiv und extensiv, an Kraft wie auch an Umfang seiner Darstellung. Dies aber ist allein das leicht faßliche Weltgeheimnis: daß jeder einzelne Darstellungsprozeß des Weltwesens die einheitliche Entwickelung einer durchgehenden Individualität ist.

Alle Grundlagen hierzu sind heute von Philosophie und Wissenschaft anerkannt. Als Ergebnis unserer Naturforschung gilt die dynamische Atomistik. Die Einheit, aus welcher die Welt aufgebaut gedacht wird, das Atom, wird als ein Energie- oder Kraftcentrum angenommen. Kraft (oder kinetische Energie) nennt man Bewegung in Thätigkeit, (potentielle) Energie die gegebene Möglichkeit von Bewegung (Fähigkeit, Arbeit zu leisten). Der Weltprozeß aber wird aufgefaßt als eine Umsetzung der potentiellen (ruhenden) „Energie" des Alls in die verschiedenen Gestaltungen der kinetischen Energie, kurz gesagt: als Kraftentfaltung.

Nur die eine Erkenntnis ist noch dieser wissenschaftlichen Weltanschauung hinzuzufügen, daß dieser Entfaltungsprozeß ein ausschließlich individueller ist. Dies nun ist die Grundvoraussetzung aller altindischen Philosophie. Die Begriffe der modernen Wissenschaft, auch die „Entwickelung" im Sinne der heutigen Evolutionslehre, sind zwar dem Indier fremd; er kennt aber den umfassenden Begriff der Individualität

(Djiwa)[1]) sowie ihr sich beständig umgestaltendes Gesamtleben, das er den Sansara[2]) nennt, den Weltkreislauf.

Die Wissenschaft erkennt mit Recht, daß alle Entwickelung nur eine der Form ist. Darwin und seine Nachfolger (Moritz Wagner) haben uns sogar die Mittel gezeigt, mit denen eine Form sich aus der anderen entwickelt. Da es nun aber lediglich die jedem Individuum zu Grunde liegende Wesenheit sein kann, welche es von anderen Individuen verschieden sein läßt, die es „differenziert" und somit überhaupt erst zum Individuum macht, und da diese sich individuell darstellende Wirkung auch nur durch individuelle Ursächlichkeit (Kausalität) entstanden sein kann, so folgt daraus mit zwingender Notwendigkeit, daß es eben diese Wesenheiten, diese Individualitäten sind, die sich im Weltprozeß mit individueller Kausalität (Karma) und daher mit durchgehender Kontinuität ihrer sich immer wieder neu gestaltenden Verkörperung (Djanma) entwickeln müssen.

Diesen wesentlich neuen Grundgedanken, den die Lehre vom Sansara in die Anschauungen der europäischen Naturwissenschaft und Philosophie einführt, scheint es uns wünschenswert, hier noch durch die Beantwortung einiger Zweifelsfragen näher zu erörtern. Zunächst wird der „moderne Kulturmensch" denken:

(1.) „Aber die Individualität geht doch mit dem Individuum zu Grunde?"

Diese Verwechslung oder doch nicht hinreichend klare Unterscheidung zwischen der sichtbaren Darstellung und der anders nicht sichtbaren, in ihr sich darstellenden Wesenheit, hat ihren Grund nur darin, daß man sich zu einseitig gewöhnt hat, sich auf seine Sinne zu verlassen und ungern abstrakten Schlußfolgerungen nachgeht. Sobald man aber nur den wissenschaftlichen Begriff der Individualität in seinen verschiedenen Abstufungen anerkennt, hat man bereits die Grundlage, auf der man, folgerichtig weiter denkend und beobachtend, zu unsrer Lehre kommen muß. Auf allen über einander geordneten Stufen besteht die Individualität fort, trotzdem die Individuen niederer Ordnung, welche das Individuum der höheren Ordnung bilden, beständig ihre Körper wechseln; so besteht die Zelle fort, trotz ihres molekularen Stoffwechsels, und während der Mensch lebt, wechseln fortwährend alle Zellen seines Körpers; ebenso bleibt der Staat bestehen, obwohl die Menschenindividuen in ihm sterben und neue geboren werden. Wenn aber jedes Individuum höherer Ordnung aus den Individuen niederer Stufen besteht und wenn alle Individualitäten höherer Ordnung aus den Individualitäten niederer Stufen durch Entwickelung hervorgegangen sind, so müssen sie bei diesem Umbildungsprozeß doch fortbestehen.

Jedoch betrachten wir die Fähigkeiten näher, durch die sich die höheren Individualitäts-Ordnungen von den niederen unterscheiden, so wird noch klarer ersichtlich, daß dieselben lediglich das Ergebnis solcher individuellen Fortentwickelung sein müssen. Die Selbstgestaltungskraft des

[1]) Das j in Djiwa, wie auch in dem sogleich weiter anzuführenden Worte Djanma (Wiederverkörperung) ist wie das französische j auszusprechen.

[2]) Das n ist wie das französische n nasal auszusprechen.

Krystalles und die Lebenserscheinungen der Zelle sind weiter nichts, und können weiter nichts sein, als Potenzierungen von Kraft der Individualität, die sich zunächst von der Stufe des Element-Moleküls auf die der höheren Individualform des Krystalles und von dieser zu der noch höheren der Zelle erhoben hat, eben dadurch, daß ihre Krafteinheit bis zur Fähigkeit (Potenz) solcher gesteigerten Art der Kraftäußerung und Bethätigung angewachsen (potenziert worden) ist. Auch das ganze Geheimnis des Lebens ist kein anderes als eben dies der sich entwickelnden Individualität. Leben ist „individuelle Natur".

Warum können wir aus anorganischen Stoffen und Kräften keine lebende Zelle machen? — Nur, weil dazu eine so weit potenzierte Individualität, der Keim einer so hoch entwickelten Krafteinheit erforderlich ist.

Warum entsteht bei zwei Eiern, die durch eine und dieselbe Brutvorrichtung in der gleichen Weise künstlich ausgebrütet werden, aus dem einen ein Huhn und aus dem andern eine Ente? — Nicht etwa, weil das eine Ei kleiner war als das andere, sondern nur, weil in dem einen der Keim einer bis zur Hühnernatur entwickelten, in dem andern der einer bis zur Entennatur fortgeschrittenen Individualität enthalten war.

Vor allem wird durch diese Lösung auch das Rätsel der „Vererbung" des mystischen Schleiers der Unbegreiflichkeit beraubt, der es bisher verhüllt. Dadurch, daß uns die Thatsache der „Vererbung" zur alltäglichen Erfahrung wird, ist sie noch nicht erklärt. Woher aber kommt es, daß so oft die Kinder eines und desselben Elternpaares, ja selbst Zwillinge, so ganz verschieden sind? — Offenbar nur daher, daß (wie bei jenen Keimen der zwei verschiedenen Eier) die sich in den Kindern verkörpernden Individualitäten durch ihre eigene Vorentwickelung so verschieden wurden.

Begreiflich wird die Thatsache der „Vererbung" erst, aber dann auch vollkommen begreiflich, wenn man erkennt, daß sie weiter nichts ist, als der Ausdruck derjenigen Ursächlichkeit (Kausalität) und Wahlverwandtschaft (Affinität) ganz verschiedener Art, welche die verschiedenen Kinder alle mit eben diesen selben Eltern schon vorher verbanden (Karma) und vermöge deren jene sich durch diese wieder verkörpern konnten (Djanma). Deshalb haben alle Kinder immer irgend welche Ähnlichkeit mit ihren Eltern und Großeltern, aber keineswegs immer mit einander. Also nicht deshalb sind sie ihren Eltern ähnlich, weil sie deren Kinder sind, sondern sie wurden deren Kinder, weil sie ihnen ähnlich, wahlverwandt und sonstwie ursächlich mit ihnen verknüpft waren.

(2.) „Wie kann aber Entwickelung überhaupt stattfinden, da doch diese einen Anfang und ein Ende des Daseins anzunehmen zwingt, und da andrerseits ein Etwas nie aus Nichts entstehen und ein Dasein nie zum Nicht-Dasein werden kann?" — so fragt mit scheinbarer Berechtigung der Grübler. Doch auch die Naturwissenschaft sieht die Kraft (kinetische Energie) nicht als vernichtet an, wenn sie sich in (potentielle) ruhende Energie umsetzt, und redet nicht von einer neu entstehenden Energie, wenn sich die ruhende in lebendige Bewegung setzt. Jedem

einzelnen Dasein folgt ein anderes; in allen Fällen bleibt die Kraft, die Ursächlichkeit und metaphysische Substanz dieselbe.

(5.) „Wie können aber die einzelnen Individualitäten den ganzen Weltentwickelungsprozeß durchlaufen von der kleinsten bis zur größten Individualform, wenn doch diese beiden Formen durch so unzählige Stufen und Ordnungen dieses Begriffs getrennt sind? In welchem Sinne dieser sehr verschiedenen Begriffe von Individualität soll hier das Wort gemeint sein?"

Auf die letzte dieser Fragen antworten wir: In allen diesen Begriffen nach einander.

Die Relativität des Individualitätsbegriffs kann wohl nur von vorschnellen Zweiflern als eine Schwierigkeit für unsre Lehre angesehen werden. Wenn die höheren Individualformen zweifellos („generell") aus den niederen hervorgegangen sind — hervorgegangen sein müssen, weil alle im Urnebel undifferenziert waren —, so ist mindestens so viel sicher, daß (auch „individuell") jeder Wesenstrieb diesen Entwicklungsgang durchmachen kann, ja eben durchmachen muß, weil er dadurch nur sich zur Individualität der höheren Ordnung heranbilden kann. Gerade dadurch, daß die Naturforschung zu begreifen versucht hat, wie sich eine höhere Individualitäts-Ordnung aus Einheiten der niederen Stufe bildet, hat sie thatsächlich begreiflich gemacht, wie die einzelnen Individualitäten durch immer neue Verkörperungen in langsam aufwärts steigenden Entwicklungsformen ihre Umwandlung durch alle Individualitäts-Darstellungen vollziehen.

Die Einheit des durchgehenden Kernes der Individualität zu erfassen, erfordert allerdings ein wenig Abstraktionsfähigkeit. Indessen wird bereits wohl klar geworden sein, in welcher Weise wir diese durchgehende Einheit auffassen. Von den vielen Gleichnissen, die sich hier zur Versinnbildlichung bieten, ist das beste wohl dasjenige eines Seiles, das sich aus den Fäden des Kausalgewebes der Welt immer größer, dicker und fester dreht und sich nachher in umgekehrter Folge wieder löst. Die durchgehende Einheit der Kraft und der Bewegung (jeder einzelne „Kausalfaden" oder Atom, Djiwa) ist an sich vollständig raum-, zeit- und gestaltlos, unpersönlich und unkörperlich; er gewinnt Gestalt in Raum und Zeit erst durch die Eigenart seiner vielfältigen Zusammenfügung und Verschlingung in seiner Darstellung als Körper und Persönlichkeit.

So allein erklärt sich auch die Einheit einer nächst höheren Individualitäts-Ordnung im Vergleich und im Verhältnis zur nächst tieferen. Zahllose Individualitäten letzterer sind in dem einheitlichen Wesen ersterer verschmolzen; aber nicht diejenigen Individualitäten, welche noch der niederen Ordnung angehören und nur die Körper von Individuen höherer Ordnung bilden, denn jene unterscheiden sich ja eben von einander noch als Individuen niederer Ordnung. Das Aufsteigen einer solchen Wesenheit zu einer höheren Ordnung des Individualitäts-Begriffs bedingt natürlich, daß sie alle Eigenheit der tieferen Ordnung ganz vollendet,

überwunden und abgestreift hat. Bildlich gesprochen, und von innen angeschaut, ist jeder solcher Übergang dem zu vergleichen, was (speziell für den Menschen) der Buddhismus das Eingehen ins Nirwana nennt, d. h. das vollständige Aufgeben seines Daseins als ein Lebewesen seiner Ordnung und Eintreten in die (für uns ganz abstrakte) Wesensstufe der nächst höheren Ordnung, deren Individualität wir „Menschen" ebensowenig begreifen, wie die Zellen unsres Körpers die Individualität des Menschen.[1])

(4.) „Sollte aber doch vielleicht, im Gegensatz zu dieser Anschauung, nicht die Naturwissenschaft Recht haben, wenn sie nur die Gattungen für das Beharrende im Wechsel, für das Bleibende in der Entwicklung hält. Erklärte nicht auch Platon die „Ideen" für das allein wirklich Daseiende in der Erscheinungswelt?"

Beginnen wir wieder mit der Beantwortung der letzteren Frage. — Freilich geben wir Platon Recht, daß nur „Ideen" das bleibende Wesen dessen seien, was sich entwickelt. Mit „Idee" nämlich bezeichnete er im wesentlichen gerade das, was wir hier „Individualität" nennen. Unter den Begriff dieser „platonischen Idee" fällt auch derjenige der Gattung oder Art nur insofern, als sich in ihr Individualität darstellt; aber andrerseits ist wieder jede Individualität der Inbegriff aller Gattungen der nächst niederen Individualitäts-Ordnung und jede Gattung oder jeder Inbegriff von Gattungen ist wieder eine Einzel-Individualität einer Gattung höherer Ordnung.

Jede Idee oder Individualität ist also in ihren verschiedenen Beziehungen zu andern Individualitäten zugleich dreierlei: einmal eine einheitliche Individualität ihrer eigenen Ordnung, sodann im Verhältnis zur nächst höheren Begriffs-Ordnung ein Teil des sich entwickelnden Individuums dieser höher geordneten Individualität, der sie angehört (die organischen Zellen ein Teil des Organismus, der Mensch ein Teil der Menschheit), im Verhältnis zur niederen Begriffs-Ordnung aber erscheint sie selbst als Inbegriff der Gattung für die niedere Einheit (der Organismus für die Zellen und die Menschheit für den Menschen).

Gerade durch seine Ideenlehre stellte Platon die Behauptung auf, daß alle Ideen (Gattungen, Individualitäten) nicht bloß abstrakte Begriffe sind, sondern metaphysische Wesenheiten. Daß ferner Platon nicht die menschliche Anschauung des Begriffs der „Gattung" für die einzige Form der „Idee" hielt, sondern auch die andren Stufen-Ordnungen der Individualität als solche anerkannte, beweist seine Seelenlehre. War es doch (auf Pythagoras folgend) in Griechenland vorzugsweise Platon, welcher Wiederverkörperung, und exoterisch sogar Seelenwanderung, lehrte. Die Ideen

[1]) Die Thorheit, den Begriff des „Nirwana" für das „Nichts" zu halten, ist echt „menschlich"; aber schon seit 1869 hat Max Müller dies auch in Europa als einen Irrtum nachgewiesen. Was freilich mit dem „Nirwana" eigentlich gemeint war, konnte aus dem hier im Texte angegebenen Grunde weder der Buddha, noch sonst jemand, den „Menschen" exoterisch klar machen. Dies erreicht auch nicht der Okkultismus dadurch, daß er diese Stufe seiner „Hierarchie" als den „Planetengeist" bezeichnet.

können selbstverständlich sich sowohl als „Gattungen" wie als deren „Individuen" nur durch Fortsetzung ihrer Entwickelung in immer neuen Verkörperungen ausbilden.

Wenn man also den Begriff der Gattung richtig in dem allgemeinen Sinne der platonischen „Idee" auffaßt als die allseitige Ansicht des Begriffs der Individualität, so kann man auch der heutigen Wissenschaft den Satz zugestehen, daß „nur die Gattungen sich entwickeln".

(5.) „Aber sind nicht alle Individual-Erscheinungen nur Darstellungen der „all-einen" Individualität des Weltdaseins in zahllosen einzelnen Bethätigungen (Funktionen)? Ist mithin nicht dies „all-eine" Weltwesen die einzige substanzielle Wesenheit, die sich entwickelt?"

Diese Fragen erwidern wir mit der andern Frage: Kann das Weltdasein je einen Anfang genommen haben, und kann es je ein Ende nehmen oder nicht? Diese Frage beantwortet sich auf das entschiedenste mit „Nein!" — Wenn doch jedes Ding seine zureichende Ursache und jede Ursache ihre vollwertige Wirkung haben muß, dann muß auch jede Ursache die Wirkung einer andern Ursache sein, diese wieder die einer andern und so fort rückwärts in die Unendlichkeit; und andrerseits muß jede Wirkung wieder als Ursache ihre weitere Wirkung haben, diese wieder ihre andere Wirkung und so fort vorwärts ebenso in die Unendlichkeit. Die Ursächlichkeit, das uns innewohnende Kausalitäts-Bedürfnis, bedingt also die Anfangs- und Endlosigkeit des Weltdaseins. Da nun andrerseits jede Form-Entwicklung begrifflich Anfang und Ende haben muß in Raum und Zeit, weil unendlich kleine und unendlich große Formen ein Selbstwiderspruch sind, so ergiebt sich logisch mit zwingender Notwendigkeit, daß zwar auch jede größte Individualform Anfang und Ende haben muß, daß aber das Weltdasein überhaupt niemals begonnen haben und nie enden kann. Es kann mithin auch nicht dasjenige sein, was sich entwickelt.

Es ist überdies ein Irrtum, daß ein „all-eines" Dasein, womit nur die Einheit des Alls gemeint sein kann, eine Individualität sei. Ein einheitliches ist das Wesen des Weltdaseins allerdings, aber da es keine Grenzen haben kann, so ist es auch keine Individualität und seinem Wesen nach nicht sowohl All-Einheit, als eine Viel-Einheit.

Unendlich wie Zeit, Raum, Zahl und Kausalität ist auch die Kontinuität der Kraft und der Bewegung in der Welt. Beide sind dasselbe, die Kraft nur die mehr innerliche, die Bewegung die mehr äußerliche Anschauung des (stets individuellen) Daseins. Kraft wechselt nur die Form, in der sie sich darstellt als bewegte (kinetische) oder ruhende (potentielle) Energie; aber nicht nur kann von Kraft oder Bewegung kein Partikelchen je verloren gehen, sondern auch die Gegensätze ihres äußeren Erscheinens oder Nicht-Erscheinens müssen sich jederzeit ausgleichen. In der Gesamtheit seiner Manifestation bleibt das Weltdasein ewig unverändert; dies erfordert das Gesetz der Erhaltung und des Gleichgewichts der Kraft.

Wenn nun so das All des Weltdaseins seinem Wesen und sogar dem Inbegriff seiner Erscheinung nach dasselbe bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit, so kann es auch schon deshalb nicht dasjenige sein, was sich entwickelt.[1]) Dies ist vielmehr nur das Wesen aller einzelnen Darstellungsformen, aller Einheiten von Daseinstrieb, aller Individualitäten.

Das Wesen jedes solchen einzelnen Daseinstriebes ist allerdings das Wesen des All-Daseins, welches eben nur in seiner Selbstdarstellung in Individualitäten besteht. Deshalb aber kann nicht jedes Individuum eine unmittelbare Selbstdarstellung des ganzen Weltwesens sein, unmittelbar mit seinem in-die-Erscheinung-Treten aus dem Weltwesen hervorgehen und (mit seinem Tode) wieder sich unmittelbar in dasselbe auflösen. Weil all und jeder Daseinstrieb auf förmliche Differentiation und individuelle Darstellung gerichtet ist, so kann es nur jeder einzelne solche Trieb sein, der diese Entwickelung von Anfang bis zu Ende durchmacht; und wie könnte sich auch je eine Individualität entwickeln, wenn sie sich nicht über ihre einmalige Selbstdarstellung als ein Individuum niederster Ordnung hinaus fortsetzte. Dann müßte ja kein Daseinstrieb je über diese unterste Daseinsstufe der sogen. „Moleküle" hinauskommen; und wie sollten wohl die hoch entwickelten Individualitäten, die wir doch thatsächlich sind und um uns her sehen, entstanden sein, wenn sie sich nicht individuell entwickelt hätten?!

Jener Grundirrtum, daß sich die Einheit des Alls entwickele, wird bei logisch folgerichtigem Denken so leicht kenntlich, daß er nur begreiflich wird als eine Verwechslung der größten Individualform eines Weltsystems oder sogen. „Weltalls", mit der Gesamtheit des Weltdaseins. Aber freilich auch das ist ein Irrtum, daß diese Daseinsform die einzige Individualität sei, welche sich entwickle. Zwar vollendet jede Entwicklungsreihe sich erst in einer solchen Individualform, und in dieser wird daher auch erst das Wesen des Weltdaseins vollständig ausgeprägt. Wir sehen aber doch thatsächlich nicht bloß diese eine Individualität, sondern in jedem „Weltall" eine unendliche Anzahl solcher auf den verschiedensten Entwickelungsstufen; wie will man denn angesichts dieser Thatsache behaupten, es sei nur eine, die sich entwickele!

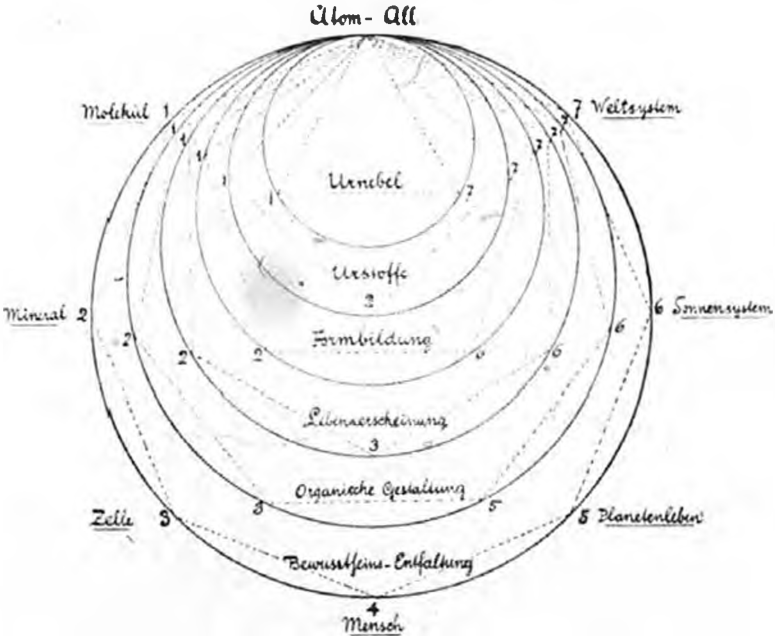
(6.) „Wie ist es aber möglich, daß die größeren und größten Individualformen höhere Entwicklungsstufen unsres Weltkreislaufes seien, zu denen wir und alle kleineren Individualitäten erst später aufsteigen sollen, da doch jene eher da waren als diese, das Weltsystem eher als die Planeten und unsre Erde eher als der Mensch?"

---

[1]) Wenn man gar noch weiter gegangen ist mit der Behauptung, daß es das „Absolute" sei, was sich entwickle, so erscheint uns diese ebenso sinnwidrig wie die des „neuzeitigen Materialismus", daß es gar nichts sei, was sich in der morphologischen Entwicklung darstelle, und das mithin der stofflichen Erscheinung überhaupt kein Wesen zu Grunde liege. Indessen scheinen uns beide Irrtümer nur einer sehr geringen Richtigstellung zu ihrer Hebung zu bedürfen.

Die Antwort hierauf ist: Der Weltkreislauf der unerschöpflichen Anzahl von Individualitäten eines Weltsystems ist ein beständiger, und erweitert sich nur intensiv, indem sich die Differentiation und Individuation steigert. Der wesensgleiche Anfangs- und Endpunkt dieses Kreislaufs der sich als bewegende Kraft ausgestaltenden Energie, Atom und All, stehen fest; die sich erweiternde Differentiation dieses fortwährenden Entwicklungslaufs kann also stets nur in der Mitte dieses letzteren statthaben.

Figur 1.



Kreislauf der Individualität

auf sechs verschiedenen Entwickelungsstufen eines „Weltalls".

Zeitliche Differentiation innerhalb gleichbleibendem Raumumfange.

Das Verständnis dieser Sachlage wird durch die sinnbildliche Veranschaulichung unserer Figur 1 erleichtert werden. Dieselbe soll erklären, warum die zeitliche Reihenfolge der sich nach einander ausbildenden Entwicklungsstufen nicht, wie man vermuten könnte:

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7

ist, sondern vielmehr:

1, 7, 2, 6, 3, 5, 4.

Wir greifen hier beispielsweise unter den hauptsächlichsten Abstufungen der Individualitäts-Entwicklung sieben heraus: Molekül, Mineral, Zelle, Mensch, Planetenleben, Sonnensystem und Weltsystem.

In Wirklichkeit sind deren natürlich sehr viel mehr, wie wir auch oben näher ausführten; und die Übergänge sind so allmählich, daß man unzählige Stufen festsetzen könnte. Der Wirklichkeit entsprechend sollten auch die Abstufungen eigentlich anders benannt werden. Dazu aber müßte tief in das Bereich des Okkultismus hineingegriffen werden, ohne welchen überhaupt ein wirkliches Verständnis der über das Menschentum hinausgehenden Stufen nicht möglich ist. Da wir aber solche Kenntnis bei unsern Lesern nicht voraussetzen können, suchen wir uns hier einstweilen mit diesen nicht ganz richtigen Angaben zu behelfen; und diese hier gewählten sieben Bezeichnungen erfüllen hinreichend den Zweck der Veranschaulichung.

Nehmen wir nun an, wir könnten zu sechs verschiedenen Zeiten die Gestaltung eines „Weltalls" überblicken mit dem derzeitigen Entwicklungslaufe der Individualitäten innerhalb dieses Ganzen. Dann können wir uns die verschiedenen Anblicke, die sich uns alsdann bieten würden, etwa durch die sechs Kreise der Figur 1 versinnbildlichen.

Zu bemerken ist hierzu allerdings, daß die verschiedene Größe dieser Kreise nicht etwa so zu verstehen ist, wie wenn der Raumumfang des „Weltalls" sich ausdehnte; dieses entwickelt sich nicht extensiv, sondern nur intensiv.

Wir hätten also diese sechs Kreise in gleicher Größe neben einander zeichnen können. Doch dadurch hätte die Veranschaulichung sehr an Übersichtlichkeit eingebüßt; und da es sich ja hier doch nur um eine Versinnbildlichung handelt, welche die Erweiterung des Entwicklungslaufs, wenn auch nicht räumlich-extensiv, sondern nur formlich-intensiv darstellen soll, so wird diese Vergrößerung des „Entwicklungsradius", oder des Entwicklungsumkreises, am besten durch ein Größerwerden des Kreislaufes ausgedrückt, indem die anfänglichen einfacheren Gestaltungen kleiner in die größeren hineingezeichnet werden. Dabei veranschaulicht sich die intensive Steigerung mit jedem weiteren Kreislauf ferner dadurch, daß die geometrischen Figuren, welche als durch die sich mehrenden Entwicklungsstufen gebildet gedacht werden können, jedesmal um eine Seite in der Mitte des Kreislaufs zunehmen.

Zuerst bilden sich die kleinste und die größte Individualform aus. Durch das Sichzusammenfügen oder Ausgestalten von Atomen zu Molekülen entwickelt sich der Urnebel.[1] Der anfängliche Kreislauf in dem kleinsten Kreise unsrer Figur 1 ist so zu denken: die erste Zusammenballung des Urnebels zu Massen, aus denen später Weltsysteme entstehen, geschieht durch Anziehung und Konzentration von Molekülen zu dem Kraftmittelpunkte des Urnebels, in den mehr und mehr von den Molekular-Individualitäten eindringen und hinübertreten. Bei erweitertem Kreislaufe gehen diese zunächst in die Kraftmittelpunkte der Welt- oder Sonnensysteme über; und auf eben diese Weise steigert sich beständig die Organisation durch Erweiterung des Laufs des Kräftezuflusses. Zu späterer Zeit, aber noch vor der Scheidung von Planeten, bewegt sich

[1] Der lichtstrahlende Urnebel ist nicht etwa der Anfang eines „Weltalls", sondern schon eine vorgerückte Entwicklungsform.

der Entwicklungslauf der Individualität zwischen Molekülen, mineralischen (anorganischen) Stoffelementen, Sonnen- und Weltsystemen; und als es auf der Erde noch keine Lebewesen gab, unmittelbar von den Krystallen in das Wesen unseres Planeten übergehend. So bildet sich die Gestaltung gleichsam von vorne und von hinten, vom Anfang und vom Ende her, immer weiter aus. Dadurch, daß, bildlich gesprochen, immer neue Massen von Individualitäten sich in unerschöpflicher Fülle von unten her herandrängen, wird die Steigerung der Gestaltung (Differentiation) und die Ausbildung der Individualität (Individuation) in den immer feiner werdenden mittleren Entwicklungsstufen ermöglicht, bis sie gegenwärtig in unserm, dem End- und Anfangspunkte diametral entgegengesetzten Standorte die sogen. „Krone der Schöpfung" hervorbringt; und das vollendete Ideal der Menschen wird man allerdings wohl als die höchste Blütestufe der Organisation und individuellen Differentiation bezeichnen können, über die hinaus diese nur mit der Steigerung des Daseins- und Bewußtseinsumfangs wieder abnehmen. Aber dadurch, daß unaufhörlich immer mehr Krafteinheiten sich aus dem Zustande der potentiellen Energie in den der kinetischen umsetzen und von der Seite der niederen Entwicklungsformen her gleichsam nachdrängen, sowie durch das fortwährende Aufsteigen der mittleren Individualformen (Lebewesen, Menschen) zu den immer höheren und höchsten wird auch die Gestaltung und Kraftausprägung dieser größeren Daseinsformen immer mehr gesteigert.

Hat das Entwicklungsganze eines „Weltalls" seinen Höhepunkt erreicht, so wird es auf dem umgekehrten Wege wieder abnehmen, seine Differentiation einschränken und so dem „Verfall" entgegengehen. Dies wird verhältnismäßig schneller stattfinden, obwohl dabei natürlich unsre Zeitbegriffe gänzlich aufhören; reichen doch schon für das Leben auf der Erde nicht die Rechnungen nach Jahrmillionen aus. Das aber, worein es sich auflöst, ist das an sich raum-, zeit- und gestaltlose Weltwesen, in dem alle Größe und Zahl verschwinden, das zugleich Atom und All ist, und in welchem ewig gegenwärtig zahllose „Weltalle" werden, andere „Weltalle" blühen, andre sich im Zustand des Verfalls befinden.

(Fortsetzung folgt.)

Tagebuch eines indischen Geheimjüngers.

Mitgeteilt von

W. Q. J.

(Schluß.)

Nachdem wir eine kurze Strecke von etwa einer halben Meile zurückgelegt hatten, kamen wir durch einen natürlichen unterirdischen Gang, der unter der —Kette hindurchführt. Danach wird der Pfad sehr gefährlich; die aufgestauten Wasser des —Flusses stürzten mit reißender Geschwindigkeit zu unsern Füßen dahin. Ein natürlicher Steg dient als Brücke, auf welcher nur ein Mensch einzeln hinübergehen kann, und ein Fehltritt kann dem Reisenden das Leben kosten. Nach diesem Weg durchkreuzt man einige Thäler. Schon als wir die lange Strecke in dem unterirdischen Gange zurückgelegt hatten, mündete der Weg in ein offenes Thal in L—k. Hier steht ein ungeheueres massives Gebäude wohl Tausende von Jahren alt, an seiner Vorderseite zeigt sich ein großes Buchstabenbild des ägyptischen Tau. Das Gebäude ruht auf sieben starken Pfeilern, welche alle die Gestalt von Pyramiden haben. Den Eingang bildet ein großes Dreieck; im Innern sind viele Gemächer. Der Bau ist so ungeheuer groß, daß ich glaube, er könnte leicht 20 Tausend Menschen fassen. Einige der Gemächer wurden mir gezeigt.

Dieses muß der Versammlungsmittelpunkt sein von allen, welche zu der —Ordnung gehören, um die vorgeschriebene Zeit bis zu ihrer Einweihung abzuwarten.

Wir traten dann in die große Halle, mein Führer schritt voran, seine Gestalt war jugendlich, aber in seinen Augen lag der Blick vieler Menschenalter. Die Größe und Erhabenheit dieses Ortes erfüllt das Herz mit ehrfurchtsvollem Grauen. Im Mittelpunkt stand eine Art Altar; dies wird der Ort sein, wo alle Macht, das Streben, die Weisheit und der Einfluß der Versammlung zusammenströmt, denn der Sitz oder Thron, welchen der Meister — der höchste — einnimmt, wird von einem unbeschreiblichen Glanz umgeben. Das Licht umstrahlt den Inhaber des Sitzes, und scheint ihm zu entströmen. Die Umgebung des Thrones war nicht pomphaft, noch auch dieser selbst irgendwie verziert; die ganze Herrlichkeit bestand in der Aura, die „Ihm" entstrahlte, wenn er den Thron einnahm. Während ich dort stand, schien es mir, als sähe ich über seinem Haupte drei goldene Dreiecke in der Luft; ja — es waren drei, und sie schienen in überirdischem Lichte zu glänzen; dies verkündete ihr übersinnliches Wesen. Aber weder dieses, noch das im Raum verbreitete Licht wurde durch irgend welche mechanische Mittel erzeugt. Als ich rundum blickte, gewahrte ich bei einigen ein, bei

andern zwei Dreiecke, und alle erglänzten in jenem eigentümlich blendenden Lichte.

(Hier ist die Schrift wieder verändert, es sind lauter symbolische Zeichen. Offenbar will er die ihm dort zu teil gewordenen Erlebnisse aufzeichnen; doch ich muß gestehen, daß ich nicht im stande bin, ihre Bedeutung zu entziffern. Dies muß unserer Intuition und vielleicht unserer eigenen spätern Erfahrung vorbehalten bleiben.)

Der 14. Tag des Neumondes. Die Ereignisse der Nacht in jener Halle der Einweihung beschäftigten meine Gedanken sehr. War es ein Traum? Hab' ich mich selbst getäuscht? Kann es sein, daß ich mir das alles eingebildet habe? Dies waren die Fragen und unwürdigen Zweifel, die meinem Verstande seitdem Tag für Tag sich aufdrängten. Kunâla erwähnt des Geschehenen nicht, und ich mag die Frage nicht an ihn stellen. Ich bin auch überzeugt, daß, was auch immer geschieht, die Lösung dabei von mir selbst gefunden, oder mir freiwillig gegeben werden muß. — Was nützen mir alle Lehren und Symbole, wenn ich nicht zu jener Höhe der Erkenntnis mich erheben kann, von welcher aus ich durch mich selbst das Rätsel zu lösen und das Wahre vom Falschen und Eingebildeten zu unterscheiden vermag? Wenn es mir nicht gelingt, mich über diese Ungewißheit und Zweifel — der Folge meiner Unwissenheit — hinwegzusetzen, so beweist dies, daß ich mich noch nicht zu der über all diesen Zweifeln gelegenen Höhe erheben kann. . . .

Nachdem diese Gedanken den ganzen gestrigen Tag einander gejagt und mir die Ruhe geraubt hatten, legte ich mich abends auf mein Lager nieder. Alsbald vernahm ich die Worte:

„Ängstlichkeit ist der Feind des Wissens; wie ein Schleier fällt sie vor das Auge der Seele; begünstige sie, und der Schleier faltet sich dichter, reiße sie aus, und der Wahrheit Sonne vermag den Wolkenschleier zu teilen."

Ich erkannte die Wahrheit dieser Worte und nahm mir vor, alle Ängstlichkeit von mir zu bannen. Dieser Entschluß kam auch — wie ich wohl empfand — aus der Tiefe meines Herzens. Es war des Meisters Stimme; und das Vertrauen auf seine Weisheit sowie die Selbstbeherrschung, welche seine Worte mir geboten, bewährten sich. Als ich noch über dieses innere Erlebnis sann, fiel etwas auf mein Gesicht nieder, das ich sofort ergriff; ich zündete eine Lampe an und fand einen Zettel mit der wohlbekannten Schrift; ich öffnete und las:

„Nilakant, es war kein Traum, sondern alles Wirklichkeit, und mehr als dein Tagesbewußtsein erfassen konnte, hat sich dabei ereignet. Überdenke alles und ziehe aus dem geringfügigsten Umstande so viel Erkenntnis und Belehrung, als du kannst. Vergiß nicht, daß dein geistiges Vorwärtsschreiten oft dir ganz unbewußt geschieht. Unter den vielen Hindernissen des Gedächtnisses sind zwei, die Ängstlichkeit und die Selbstsucht. Die Ängstlichkeit ist aus rauhen und bittern Stoffen zusammengesetzt [1], die Selbstsucht aber verdunkelt, und zerstört als ätzendes Gift

[1]) Der in mystischen Schriften bewanderte Leser wird sich erinnern, daß Jakob Böhme von herber, rauher und bitterer Qualität, und von der Angst der

die Zeugungskraft des Gedächtnisses. Suche die friedliche Stille der Zufriedenheit, und laß wie einen belebenden Regen ein Gefühl allgemeinen Wohlwollens über deinen Geist sich ergießen!"

* * *

(Ich übergehe hier, wie schon früher, bloße Bemerkungen über Reisen und andere Dinge ohne weitern Belang.)

Als ich letzten Monat die Hügel bei D— — überschritt, fühlte ich mich unwiderstehlich dazu gedrungen, ein vereinsamtes Gebäude näher zu besichtigen, welches ich zuerst für einen Korn-Stadel oder etwas Ähnliches hielt. Dasselbe war aus Stein, viereckig, ohne Öffnung, Fenster oder Thüre. Nach dem Äußern zu schließen, hätte es das Stück eines gewaltigen Steinpfeilers eines alten Gebäudes, Thorweges oder Turmes sein können. Kunala stand nicht weit davon und besah es, später fragte er mich, was ich davon hielte. Ich konnte nur antworten „Trotzdem es durchaus gemauert scheint, könnte es wohl auch hohl sein."

„„Ja,"" sagte er, „„es ist hohl; es ist einer jener Orte, die einst von Yogis bereitet wurden, um in denselben sich zu den höchsten Stufen innerer Bewußtseinszustände zu erheben. Wurde es von einem Jünger benützt, so bewachte es dessen Meister vor unberufener Störung, und wenn ein Meister selbst es dazu gebrauchen will, um seinen Leib dort zu sichern, während er unsichtbar im Geiste sich an ferne Orte begiebt, so werden andere Vorsichtsmaßregeln zum Schutze getroffen.""

„In diesem Falle," sagte ich, „muß also eben jetzt kein Körper darinnen liegen." — „„Ziehe weder die eine noch die andere Folgerung daraus," antwortete er mir, „„es mag eben jetzt benützt sein, oder auch nicht.""

Wir setzten unsere Reise fort, und er sprach mir über die allgemeine Menschenliebe und das Wohlwollen nicht allein der brahmanischen Yogis, sondern auch der buddhistischen. Der wahre Jünger wird bei keinem andern — der etwa unter einem fremden Glauben geboren wurde — einen Unterschied der Gesinnung wahrnehmen, denn alle streben nach der Wahrheit, und wenn auch die Wege von einander abweichen, bleibt das Ziel doch dasselbe.

. . . Zu dreien Malen wiederholt: „Die Zeit reift und löst alle Wesen in ihr großes Selbst auf, aber der, welcher weiß, in was die Zeit **selbst** aufgelöst wird, hat die Veden erkannt." — Was ist hiermit gemeint? nicht allein mit den Worten, sondern auch mit der dreimaligen Wiederholung?

. . . Es waren drei Schreine hier. Über der Thür wurde mir

Natur spricht, und der Ansicht ist, daß dieses Prinzip die Verknöcherung und Verstofflichung bewirkt. Der Meister belehrt hier den Jünger, daß in der geistigen Welt die rauhe und bittere Angst einen Schleier vor uns breitet, der unser Gedächtnis zu brauchen uns hindert. Er bezieht sich hier, wie es scheint, auf das Gedächtnis, welches **über** dem gewöhnlichen liegt. Die Wahrheit hiervon leuchtet uns ein, wenn wir bedenken, daß ein wesentlicher Vorgang der geistigen Entwickelung dahin zielt, das Gedächtnis unserer Vergangenheit wieder zu erlangen; dies ist auch die Lehre sowohl des reinen Buddhismus, wie seiner verdunkelten Form.

für einen Augenblick ein Bild sichtbar, das gleichzeitig Licht wie Feuer auszustrahlen schien. Richtete ich meine Aufmerksamkeit darauf, so vergrößerten sich seine Umrisse und verschwanden, als ich die Schwelle überschritt. Und wieder als ich im Innern war, erschien dies Bild vor meinen Augen. Es schien mich zu reizen, verblaßte dann und trat wieder hervor. Sein Eindruck blieb in mir haften, es schien voll Leben und zeigte sich mir wie mit der Absicht, mein Urteil herauszufordern. Begann ich dasselbe genauer zu prüfen, so entschwand es, fürchtete ich aber dann meine Pflicht nicht zu thun oder nicht genügende Ehrfurcht solchen Dingen entgegenzubringen, so erschien es wieder, als wollte es die Aufmerksamkeit erregen. Die Beschreibung desselben:

Ein menschliches Herz, dessen Mittelpunkt ein glimmender Funke bildet. Der Funke vergrößert sich, während das Herz verschwindet, und ein tiefes Pulsieren scheint mich zu durchdringen. — Auf einmal verwirrt sich meine Identität; ich suche mein Bewußtsein zu erfassen, und wiederum erscheint das Herz, dessen glimmender Funke jedoch zu einem großen Feuerflecken gewachsen ist. — Noch einmal jene tiefe Bewegung; — dann Töne (sieben); — sie verhallen. — Alles dies in einem Bilde? Ja! denn in diesem Bilde ist Leben, es mag Sinn darin sein . . . Es ist ähnlich jenem Bilde, das ich bei meiner ersten Reise nach Tibet sah, in welchem der lebendige Mond aufgeht und vor den Augen vorüberzieht. — Wo war ich? — Nein, nicht nachher! Es war in der großen Halle. — Wiederum dieser alles durchdringende Ton, mir deucht, er trage mich wie auf Wellen, — dann verstummt er, — ein tonloser Laut. — — Wiederum das Bild: Hier ist Pranava.[1]) Aber zwischen dem Herz und dem Pranava ist ein mächtiger Bogen, seine Pfeile sind bereit und seine Sehne straff gespannt zum Schuß. Nahe dabei ist ein Schrein, der Pranava über ihm, fest geschlossen, ohne Schlüssel noch Schloß. An seinen Seiten symbolische Darstellungen der menschlichen Leidenschaften. Die Thüre des Schreines springt auf, und in seinem Innern glaube ich, müßte ich die Wahrheit erschauen: Nein! eine zweite Thür? und wieder ein Schrein. Auch der öffnet sich und nun gewahre ich einen dritten in strahlendem Lichte glänzen. Wie früher das Herz, so wird er Eins mit mir. Ein unwiderstehlicher Drang erfaßt mich ihm zu nahen, und in ihm verschwindet das ganze Bild. . . . . . „Brich dir deinen Weg durch den Schrein von Brahma. Beherzige die Lehre des Meisters.“[2])

Ich muß hier meine Wiedergabe des Tagebuches enden, da ich viele Lücken und geheime Aufzeichnungen in der Handschrift finde. Er hat offenbar auch die weiteren Geschehnisse seiner innern Entwickelung nicht mehr niedergeschrieben, und man wird, nach dem letzten Teil zu schließen, wohl annehmen müssen, daß weitere Aufzeichnungen für ihn kaum möglich gewesen sind und sicher unverständlich sein würden. Doch

[1]) Die mystische Silbe Oum.

[2]) In den Upanischaden ist die Weisung enthalten, durch alle Schreine hindurch zu brechen, bis der letzte erreicht ist.

können ihn auch andere Gründe bestimmt haben; er mag die Weisung bekommen haben, das Tagebuch abzubrechen, oder es kann ihm die Gelegenheit gefehlt haben, dasselbe fortzusetzen.

Vieles in diesem Manuskript war ohne weiteres Interesse für Sie; es bezog sich auf sein tägliches Familienleben; auf Gespräche, Geschäfte, auf Geldangelegenheiten oder auch Reisen und Zusammenkünfte mit Freunden. All dies aber zeigt, daß er während der ganzen Zeit unter Menschen lebte und in seinen Geschäften thätig war, daß er oft von Sorgen gedrückt und dann von seiner Familie getröstet wurde, die er liebte und schätzte. All dieses ließ ich aus, weil, selbst wenn es Sie interessiert hätte, ich aus Diskretion nur jene Begebenheiten wiedergeben durfte, welche mit seinen Zusammenkünften mit M— — beginnen und mit der merkwürdigen Scene schließen, deren Einzelheiten wir uns nur denken können. In gleicher Weise mußte ich ziemlich viel von dem auslassen, was durch symbolische Zeichensprache vollständig unverständlich blieb. Ich habe mir aufrichtige Mühe gegeben, den Schlüssel der Zeichenschrift zu finden, denn mit dem Besitz dieser Papiere war keine Einschränkung bezüglich deren Verwertung verbunden, doch alles, was ich aus jenem Dunkel zu entziffern vermochte, habe ich Ihnen übergeben.

Gleich ihm laßt uns einander grüßen und uns neigen vor dem letzten Schrein des Brahman: „Oum hari Oum!"

Einladung.

Von

Menelos.

Ich stand im hohen, ernsten Dom,
Umwogt von heiliger Töne Strom,

Die Kerzenflammen vom Altar
Erstrahlten magisch, wunderbar;

Ich sah des Weihrauchs Wolke ziehn,
Und alles Volk rings auf den Knien.

Bewußt war ich mir frommer Pflicht,
Doch aber beten konnt' ich nicht;

Und nur ein Seufzen schwer und bang
Sich der gepreßten Brust entrang.

Da sprach's in mir, wie Hauch der Kraft:
„Erlöse dich aus dieser Haft;

„In deines Herzens Kämmerlein
„Steht mein Altar — o, tritt herein!"

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Okkultistische Merkwürdigkeiten

aus dem Orient und insbesondere Tibet.

Von

Dr. Johannes Baumgarten.

III.

Die Bokte-Lamas, die Aïssauas, die Mirakel-Derwische, Kaupaïs, die Ruffais, die persischen Fanatiker und die burätischen Schamanen. Bestätigende Übereinstimmung der Thatsachen aus Rehbinders: Zauberei in Kamerun. — Die merkwürdigen Zauberer im Libanon. — Bestätigung alter, unglaublich erschienener Berichte. — Laufende Stöcke und Krüge. — Magnetische Magie. — Anhaltspunkte zur wissenschaftlichen Erklärung.

Wir gehen jetzt zu einer andern okkultistischen Thatsache über, deren Bericht [1]) dem Missionar Huc den Spott und Hohn der wissenschaftlichen Welt, namentlich der Mediziner zuzog, die aber heute durch ganz dieselben Beobachtungen in andern Ländern in die Reihe jener zahlreichen, scheinbar unmöglichen und übernatürlichen Thatsachen gerückt worden ist, deren Erklärung auf positiv wissenschaftlichem Boden gegenwärtig teils schon erfolgt ist, teils mit Zuversicht erwartet werden kann. Allerdings wird das Ergründen der letzten atomistischen Vorgänge für uns Erdensöhne ewig ein vergebliches Suchen bleiben; man wird zuletzt immer auf ein unbegriffenes Residuum stoßen, wie das selbst bei einigen Vorgängen des Telephonierens der Fall sein dürfte.

Die in ganz Tibet berühmten Schaustellungen der Bokte-Lamas finden an den großen religiösen Festen in den buddhistischen Klöstern statt. Vor der Tempelthüre im Klosterhofe wird ein großer Altar errichtet, welchen zahlreiche, im Kreise geordnete Lamas und die dichtgedrängte Schar der Pilger schweigend umlagern. Der Bokte-Lama, der stets den unteren Stufen der Hierarchie angehört, erscheint, schreitet würdevoll zum Altar und setzt sich darauf unter den Beifallsrufen der Menge. Hierauf nimmt er ein großes Messer aus seinem Gürtel und legt es vor sich auf seine Kniee. „Nun erheben die Lamas, die zu seinen Füßen sitzen, die schrecklichen Anrufungen und Gebete dieser scheußlichen Ceremonie. Unter den fortdauernden Gebeten beginnt der Lama an allen Gliedern zu zittern und mehr und mehr in wahnsinnige Krämpfe zu geraten. Bald verlieren die Lamas alles Maß; ihre Stimmen werden begeistert,

[1]) M. Huc: Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine. Paris 1853, p. 321—325.

ihr Gesang wird unordentlich und übereilt; das Hersagen der Gebete geht zuletzt in Schreien und Heulen über.

„In diesem Augenblicke wirft der Bokte die Schürze, mit welcher er umwickelt ist, ab, ebenso seinen Gürtel, ergreift das geheiligte Messer und öffnet sich den Bauch in seiner ganzen Länge. Während das Blut fließt, wirft sich die Menge vor diesem schauderhaften Schauspiel auf die Kniee, und man befragt diesen Wahnsinnigen über verborgene Dinge, über zukünftige Ereignisse u. dergl. Der Bokte giebt auf alle diese Fragen Antworten, die von jedermann als Orakel betrachtet werden.

„Ist die fromme Neugierde der zahlreichen Pilger befriedigt, so beginnen die Lamas wieder mit Ernst und Ruhe das Hersagen ihrer Gebete. Der Bokte nimmt in seiner rechten Hand Blut aus seiner Wunde auf, hält es an seinen Mund, bläst dreimal darüber und wirft es mit einem großen Schrei in die Luft. Dann fährt er rasch mit der Hand über seine Wunde, und alles kehrt in seinen früheren Zustand zurück, ohne daß außer einer außerordentlich großen Entkräftung die geringste Spur dieser diabolischen Operation zurückbleibt." . . .

„Das Bauchaufschneiden — fügt Huc hinzu — ist eine der berühmtesten Siékas (verworfene Mittel, im Tibetanischen) der Lamas; andere gleichartige sind weniger volkstümlich und auffallend; sie werden in Privatkreisen und nicht an den großen Festen der Lamasereien gezeigt: so hält man z. B. glühende Eisen ungestraft an die Zunge, bringt sich Schnitte bei, von denen einen Augenblick nachher keine Spur mehr sichtbar ist u. s. w. Allen diesen Schaustellungen muß das Hersagen eines Gebetes vorangehen."[1])

Der Missionar, der von seinem Standpunkte aus alles als Wirkungen und Wunder des Teufels erklärt, sagt jedoch ausdrücklich (p. 333): Wir denken durchaus nicht, daß man diese Thatsachen stets auf Rechnung der Betrügerei setzen kann.

Wenn Hucs Bericht über die magischen Wunderheilungen vereinzelt dastände, würde er sicherlich in das Gebiet der Fabeln verwiesen und der wissenschaftlichen Verwertung entzogen werden; aber derselbe reiht sich einer langen Reihe ähnlicher Beobachtungen anderer Reisender bis in die neueste Zeit an, wodurch, wie wir später sehen werden, eine für die Psychologie und Philosophie überaus wichtige Thatsache ein für allemal festgestellt, bewahrheitet und der definitiven wissenschaftlichen Erklärung

---

[1]) Zu Hucs Mitteilungen (p. 324): „Wir haben einen Lama gekannt, der nach jedermanns Versicherung mittels einer Gebetsformel nach seinem Belieben ein Gefäß mit Wasser füllte", vergl. weiter unten. — Huc gab auch dem Chevalier Gougenot des Mousseaux (Les Médiateurs et les Moyens de la Magie. Paris 1863, p. 8) eine höchst bezeichnende Bestätigung der Gedankenübertragung und des Gedankenlesens, wie sie Jacolliot in Hindostan beobachtete: Eine Tanigartschi (Magd), durch zwei Striche von einem Fakir magnetisiert, sagte den ersten Vers der Ilias her, an den Jacolliot gedacht hatte. Der Fakir hielt die unbekannten Laute für Beschwörungsformeln, womit J. seine magische Kraftwirkung vereiteln wolle. — Huc berichtete, er habe einst an ein europäisches Medium ganz unerwartet die Forderung gestellt, ihm den Namen, den er sich in China gegeben habe, aufzuschreiben. Das Medium, welches kein Wort Chinesisch verstand, nahm sofort die Feder und schrieb ganz richtig den schwierigen chinesischen Namen, welcher die Bedeutung eines ganzen Satzes enthielt. — Wenn einige Ethnographen diese oder ähnliche Leistungen für verächtlich und lächerlich halten, so meinen wir, daß sie es ebensowenig sind wie der Fall eines Apfels zum Beweise der Anziehungskraft und das Schwingen des Foucaultschen Pendels zum Beweise der Umdrehung der Erde.

näher gebracht wird. Wir heben einige dieser Beobachtungen hervor und bemerken dabei, daß wir das ganze Gebiet der christlichen Wunderwirkungen ausschließen. Dieselben sind keine bloßen Schaustellungen, sondern meistens auf sittliche Zwecke gerichtet und es dürfte daher trotz mancher Analogien eine bloß physiologische und psychologische Erklärung nicht ausreichen.

Der General Daumas[1]), Ch. de Coubertin und der Oberst Neveu[2]) berichten über die mystische Sekte der Aïssauas oder Zauias in Marokko und Algerien[*]), die Fürstin Belgiojoso[3]) von den Mirakel-Derwischen in Angora, Adalbert de Beaumont[4]) aus Brussa, Mad. Audouard[5]) von der Sekte der Koupaï, daß diese muselmännischen Fanatiker sich durch Tänze, krampfhafte Bewegungen, Musik, lange wiederholte Gutturaltöne u. s. w. sich in epileptische Ekstase versetzen und sich dann unbeschadet die gräßlichsten Wunden beibringen und glühende Eisen belecken. Didier[6]) sah in Kairo die Derwische vom Orden des Scheik Bedr-Eddin nicht nur sich ohne Schaden spitze Eisen in die Brust, den Kopf und die Augen stoßen, leere Gefäße aus der Ferne mit Wasser füllen, sondern auch am Feste des Propheten auf lange Stangen aufgepfählt, deren eiserne Spitzen zwischen ihren Schultern hervorragten, sich durch die Moschee umhertragen lassen, während die Gläubigen laut beteten oder Kapitel des Korans hersagten. Kein Beobachter hat genauer und drastischer die grausenhaften Vorstellungen der „heulenden Derwische" geschildert als Theophile Gautier (La Presse, 20. avril 1853), der sie in Scutari und Pera sah. Der Raum gestattet uns leider nicht, den interessanten Bericht, der das allmähliche Entstehen der Ekstase, ihre wahnsinnigen Gestaltungen und deren Ansteckungsfähigkeit auf die Zuschauer fast photographisch getreu schildert, hier wiederzugeben.

Seit Tavernier (1679 beste Ausgabe seiner Reisen) haben zahlreiche Reisende ganz dieselben Vorkommnisse aus Hindostan berichtet; doch dürfte eine Erfahrung, welche ein Oberst und mehrere Marineoffiziere mit den hindostanischen Ruffais machten[7]), weniger bekannt geworden sein. Die Offiziere sahen, wie diese Leute sich ohne Schaden Glieder und selbst die Zunge abschnitten, welche sie wieder in den Mund steckten, wo sie augenblicklich anheilte.

In andern Teilen Asiens machte man dieselben Beobachtungen. So der französische Gesandte Gobineau[8]), der in Persien Ekstatiker glühende Kohlen in den Mund nehmen sah; Bastian[9]), der von den burätischen

---

[1]) Daumas: La Kabylie. Paris 1857. — [2]) Moniteur du 10 avril 1857. —

[*]) Genau dieselben ekstatischen Vorstellungen wie die Bolte-Lamas gaben täglich auf der letzten Pariser (Centennar-) Ausstellung die Aïssauas aus Algerien. Auch hier ist diese widerwärtige Magie seit alters her zu Hause. (Der Herausgeber.)

[3]) Princesse de Belgiojoso. Souvenirs de voyage en Asie mineure. Paris 1854. — [4]) Revue orientale. Juillet 1852, p. 344. — [5]) Mad. Audouard. Mystères du Sérail. Paris 1866. — [6]) Didier: Les Nuits du Caire, Paris 1860, p. 345—46. — [7]) The United service journal. 1838, Nr. 116. — [8]) Voyage en Asie, Paris 1867.

[9]) Bastian: Geogr. und ethnogr. Bilder, Jena 1873, S. 406.

Schamanen berichtet, „daß sie unbeschadet ins Feuer springen und glühende Eisen über die Zunge ziehen, bis sich die Hütte mit dem Geruch des verbrannten Fleisches füllt".

Zu den vorstehend mitgeteilten Thatsachen giebt die von Karl Rehbinder in der „Sphinx" 1889, VII, S. 243 ff. mitgeteilte, der Pall Mall Gazette (Nr. 3, Januar 1889) entnommene merkwürdige Nachricht von der „Zauberei in Kamerun" eine sehr willkommene Ergänzung, welche allerdings der heutigen offiziellen Wissenschaft etwas ärgerlich, ungeheuerlich und unerklärbar, also absurd fabelhaft vorkommen muß. Doch Thatsachen sind hartnäckig und weichen keiner bloßen Leugnung. — Die Leistungen der schwarzen Zauberin übertrafen alle bekannten magischen Wunderwirkungen der Derwische und Fakire.

„Nichts von alledem, was ich von ihr sah, sagt der Berichterstatter, konnte übernatürlich im eigentlichen Sinne genannt werden. Sie schien nämlich die Naturkräfte bloß in ihrer Gewalt zu haben, ja, wie der eben erzählte Fall (Schweben durch die Luft) beweist, ihre Gesetze aufheben, aber nicht umkehren zu können. Sie konnte z. B. einen frisch abgehauenen Arm durch Berührung ihres Stabes und angebliche Zaubersprüche innerhalb einer Sekunde mit dem Stumpf wieder so vereinigen, daß auch nicht eine Spur von einer Verletzung zu sehen war (ganz wie bei den Kuffais oben); als ich sie jedoch aufforderte, unserm Quartiermeister den vor mehreren Jahren verlorenen Vorderarm zu ersetzen, erklärte sie freimütig, daß sie es nicht im stande sei. Sie sagte: „Der Arm ist tot, ich habe nicht die Macht." — Über alles Lebendige hatte sie eine erstaunliche, unmittelbare, Grausen erregende Gewalt. Als sie einst in meiner Gegenwart mit einem boshaft gezischten Fluchwort ihren Stab gegen einen Krieger richtete, schwand dieser förmlich hin. Die Muskeln begannen zusammen zu schrumpfen und nach ein paar Minuten blieb von dem großen, starken Mann nicht viel mehr übrig als ein Gerippe. — Ebenso verwandelte sich unter dem Zauberstabe eine Frau in ein hartes und kaltes Steinbild im buchstäblichen Sinne des Wortes, wovon ich mich überzeugte, indem ich mit meinem Revolver den ganzen Körper ausklopfte und einen Ton erhielt, als wenn ich Marmor angeschlagen hätte." —

Rehbinder meint: „Das Weib war einfach in hypnotische Katalepsie versetzt"; aber der Hypnotismus, ein neues Wort für alte Thatsachen, reicht hier zur Erklärung nicht aus, ebensowenig wie bei der Fernwirkung jenes malabarischen Fakirs Covindasamy, der vor den Augen Jacolliots von der Terrasse des Hauses aus die Hand gegen einen Diener ausstreckte, der aus dem Brunnen inmitten des großen Gartens Wasser heraufzog: zuerst wurde das Brunnenseil unbeweglich, dann als der Mann, im Wahne, das Seil sei bezaubert, mit gellender Stimme Beschwörungen zu singen begann, stockte dieselbe plötzlich in seiner Kehle, er konnte trotz aller Anstrengung kein Wort mehr hervorbringen, bis der Fakir durch Sinkenlassen der Hand den Bann löste. Die magische Wirkung des Fakirs ist derselben Art wie die der schwarzen Zauberin von Kamerun; die Hypnose, unter welchem Namen man heute eine ganze Reihe verschiedener Zustände und Wirkungen zusammenfaßt, erklärt sie nicht, ebensowenig wie die Kataplexie oder Schreckenlähmung Preyers. Suggestion oder Hallucination findet auch nicht dabei statt; die Erklärung muß also einen andern Weg suchen, der zu einem okkultistischen Arkanum führen dürfte, dessen voll-

ständige Kenntnis auch das Können einschließen und deshalb nur Eingeweihten zugänglich sein würde. Von welchem Ausgangspunkte aus man eine annähernde Kenntnis zu erstreben haben wird, läßt sich jedoch, wie wir sehen werden, mit einiger Sicherheit bestimmen.

Je mehr die Aufmerksamkeit sich auf okkultistische Thatsachen in Reisebeschreibungen lenkt, desto mehr Bestätigungen vieler bisher mit ungläubigem Lächeln als dummer Aberglaube der Beachtung nicht wert gehaltener älterer Berichte werden zu Tage treten. Es mögen hier noch als besonders merkwürdig hervorgehoben werden die noch wenig bekannten okkultistischen Vorgänge bei den Drusen im Libanon, welche seit Jahrhunderten die Magie und deren Praxis in einem sorgfältig gehüteten geheimen Orden lehren und ausüben. Der ganze Stamm zerfällt in Akkals, Eingeweihte, und Dschahils, Profane, Nichteingeweihte. Die Geheimlehre wird nur mündlich überliefert; die auf den Bibliotheken von London, Paris und Oxford befindlichen drusischen Bücher und Handschriften enthalten wenig darüber. Silvestre de Sacy, der sich eingehend damit beschäftigte, fand nicht so viel Zuverlässiges, als Gerard de Nerval (Voyage en Orient, Paris 1867), der einem drusischen Scheik wichtige Dienste leistete, als Gast desselben manche Einzelheiten der Tradition erfuhr und u. a. auch einen drusischen Katechismus veröffentlichte. Einige englische Berichte teilt A. Diezmann mit [1]), worin auch merkwürdige Wunderheilungen, namentlich der Epilepsie und des Wahnsinnes, erwähnt werden. Der Akkal giebt den Kranken, die man zu ihm bringt, durchaus keine Arznei, sondern spricht nur einige Beschwörungsformeln und streicht mit der Hand über sie.

Ein Engländer, welcher sechs Monate unter den Drusen verweilte und mit ihnen sehr vertraut wurde, hatte von einem Landsmanne, „dessen Aussage unbedingten Glauben verdiente“, erfahren, daß der Scheik Beschir nicht bloß Wunderheilungen, sondern auch unerklärliche Zaubereien verrichte. So habe er einen Stock auf dessen Befehl ganz allein und ohne sichtbare Beihilfe von einem Ende des Zimmers zum andern gehen sehen. Ferner wurden in seiner Gegenwart zwei Krüge, ein leerer und ein gefüllter, in zwei Ecken des Zimmers einander gegenüber gestellt, worauf bald der leere sich in Bewegung setzte über das Zimmer hin und danach auch der volle sich erhob, dem andern entgegen marschierte (d. h. sich bewegte) und ihm seinen Inhalt übergab, mit dem der letztere dann an die Stelle zurückkehrte, von welcher er gekommen war. — Durch diese Erzählung neugierig gemacht, beschloß der Berichterstatter, den merkwürdigen Mann näher kennen zu lernen und berichtet darüber:

„Anfangs lehnte Scheik Beschir mit aller Bestimmtheit meine Bitte ab, mir einige seiner Zauberkünste zu zeigen, von denen ich so viel gehört, und erklärte, er habe es sich zur Regel gemacht, nichts mehr mit der unsichtbaren Welt zu schaffen zu haben, außer etwa um Heilungen zu bewirken. Nachdem wir aber genauer mit einander bekannt geworden waren, willigte er eines Tages ein, mir eines seiner Kunststücke zu zeigen.... Er nahm einen gewöhnlichen Wasserkrug, murmelte gewisse

[1]) Aus der Fremde. J. 1860, S. 266 und 309.

Beschwörungsformeln in denselben hinein und übergab ihn zwei Personen, die aufs Geratewohl unter den Anwesenden ausgewählt wurden und die einander gegenüber saßen. Eine Zeit lang rührte sich der Krug nicht, während der Scheik sehr rasch hintereinander, wie es mir vorkam, Verse aus dem Koran sprach und dazu den Takt mit der rechten Hand in die linke schlug. Der Krug blieb noch immer unbeweglich und der Scheik wiederholte seine Verse so ungestüm und schien wegen des Erfolges so aufgeregt zu sein, daß trotz dem kalten Winde, der in das Zimmer blies, in welchem wir saßen, der Schweiß ihm über das Gesicht und den Bart strömte. Endlich begann der Krug sich zu bewegen, anfangs langsam, dann schneller, bis er ziemlich rasch drei- bis viermal herumging. Der Scheik wies triumphierend darauf hin und stellte sein Gemurmel ein, worauf der Krug stehen blieb. Nach einer Pause von etwa einer Minute begann der Scheik seine Beschwörungen von neuem und wunderbarerweise drehte sich der Krug ebenfalls sofort wieder. Endlich hörte er auf, nahm den Krug aus den Händen derer, die ihn gehabt hatten, und hielt ihn einen Augenblick an mein Ohr, so daß ich deutlich ein singendes Geräusch darin hörte wie von kochendem Wasser. Darauf goß er das Wasser sorgsam aus, murmelte wieder etwas in den Krug hinein und gab ihn den Dienern, damit sie ihn wieder mit Wasser füllten und an den Ort stellten, wo er vorher gestanden hatte, für den Fall, daß jemand zu trinken wünsche. Ich hätte voranschicken sollen, daß der Krug einer der gewöhnlichen war, wie man sie in Syrien hat und mit mehreren andern an der Thür stand. Als die Vorstellung zu Ende war, sank der Scheik ganz erschöpft auf den Divan und erklärte, es sei das letzte Mal, daß er sich solcher Anstrengung aussetze und Zauberkünste verrichte, außer wenn es einen Kranken gesund machen könne.

Der Scheik, berichtet der Engländer, bereitet sich zu den Heilungen durch längere Fasten vor, die, wie er sagte, notwendig seien, um die Macht über die Geister zu erlangen, die er dabei brauche. Er ist wohlhabend, nimmt keine Belohnung an; will seine Kunst, die aus der Pharaonenzeit stamme, von einem alten Marokkaner erlernt haben; sie könne nicht für Geld erlangt werden; es lebten jetzt nicht fünfzig Personen in der Welt, welche die wahre Kenntnis davon besäßen; er selbst sei noch ein Anfänger, da er die erforderlichen strengen Fasten nie ohne Nachteil für seine Gesundheit habe halten können.

So weit der Engländer. (Schluß folgt.)

Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie zu München.
Sitzung am 21. November 1890.

Das automatische Schreiben.

Von
Dr. Carl du Prel.

(Fortsetzung.)

Dessoir berichtet: Herr D. erhielt eine posthypnotische Suggestion — d. h. er erhielt in der Hypnose die Suggestion, nach dem Erwachen eine bestimmte Handlung vorzunehmen — und zwar sollte diese Handlung dann geschehen, sobald Dessoir zum 17. Mal in die Hände geklatscht haben würde. Nach dem Erwachen wurde D. von Dr. Moll in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, während Dessoir ziemlich leise und in unregelmäßigen Abständen 15 Mal klatschte. Das Medium, befragt, ob es das Klatschen gehört, verneinte und versicherte auch, nicht zu wissen, was es nach dem 17. Klatschen ausführen sollte. Gleichwohl führte es nach dem 17. Schlage die Handlung sogleich aus. Aber schon vorher hatte man dem Medium einen Bleistift in die Hand gegeben, mit dem Bemerken, daß diese Hand von selbst schreiben würde, wie oft bereits geklatscht worden. Das Medium lächelte ungläubig und fuhr im Gespräche fort, ohne zu bemerken, daß seine Hand in langsamen Zügen „15 Mal" schrieb; es wollte gar nicht zugeben, daß es von ihm geschrieben sei. In dieser psychographischen Weise konnte fast ausnahmslos die Erinnerung an hypnotische oder posthypnotische Suggestionen geweckt werden. Als einer der Anwesenden für das Medium durch posthypnotische negative Hallucination optisch und akustisch verschwunden war, konnte das Medium gleichwohl die vom Verschwundenen gesprochenen Worte richtig nachschreiben. Es findet also bei den negativen Hallucinationen gleichwohl Wahrnehmung statt, aber sie bleibt beschränkt auf das Unterbewußtsein, d. h. auf das Bewußtsein der zweiten Person. Aus dem gleichen Grunde können während der negativen Hallucination doch von seiten der verschwundenen Person auf das Medium noch weitere Suggestionen übertragen werden und werden ausgeführt. Als von 4 Spielkarten die eine für den Hypnotisierten unsichtbar gemacht worden war, konnte er doch psychographisch alle vier angeben. Dinge, über die der Hypnotisierte nicht sprechen will, verrät er durch automatisches Schreiben. Einst erhielt das Medium in der Hypnose die Suggestion, daß nur die mit ihm sprechende Person und sonst niemand anwesend sei. Aus dem Nebenzimmer traten sodann die übrigen Teil-

nehmer leise herein, richteten an das Medium Fragen, die, der Suggestion entsprechend, unbeantwortet blieben. Psychographisch aber gab das Medium an, was und von wem es gefragt worden, und führte dabei ein lebhaftes Gespräch mit dem Operator.[1])

In der Hypnose also verliert die erste Person das Bewußtsein, die zweite Person taucht auf als ein erkennendes, wollendes, mit Erinnerung begabtes Wesen. Ist die Hypnose vorüber, so erwacht die erste Person, die zweite aber taucht in die Versenkung, welche wir Empfindungsschwelle nennen. Sie kann aber als mit Bewußtsein fortdauernd konstatiert werden durch das automatische Schreiben des Mediums.

Schon bei diesen Experimenten also zeigt sich das Unbewußte als ein negativer Begriff von nur relativer Geltung. Weitere Experimente aber gestatten uns eine noch genauere Definition des Unbewußten. Bisher nämlich hat sich noch kein qualitativer Unterschied zwischen den beiden Personen unseres Subjekts ergeben. Wir wissen aber bereits aus den hypnotischen Erfahrungen, daß ein solcher allerdings existiert, und daß z. B. die Suggestion als psychotherapeutisches Mittel angewendet werden kann, um in unserem Organismus günstige Veränderungen herbeizuführen. Wir wissen ferner, daß bei Somnambulen die zweite Person die Fähigkeiten der inneren Selbstschau, d. h. der Autodiagnose und Prognose, sowie den Heilmittelinstinkt besitzt. Diese müssen aber hier erwähnt werden, weil sie häufig in der Form des automatischen Schreibens auftreten. Puységur behandelte 1785 einen Somnambulen, der im Wachen an seine Fähigkeiten nicht glaubte, daher man ihm sein eigenes Zeugnis vor Augen stellen wollte. Im magnetischen Schlafe wurde er aufgefordert, über seinen Zustand psychographisch sich zu äußern, und der Somnambule schrieb: „Ich werde morgen von einer schweren Krankheit geheilt sein, die (ohne den Magnetismus) sechs Wochen gedauert hätte, und in drei Tagen vorüber sein wird.“ Nach dem Erwachen war der Kranke sehr überrascht über seine Prognose, die auch richtig eintraf.[2])

In Deutschland war es meines Wissens Professor Heineken, der 1800 zuerst dieses Phänomen beobachtete. Als er einst verhindert war, seine Somnambule zu besuchen, schlief sie zur gewohnten Stunde von selbst ein, verlangte durch Zeichen Papier und schrieb sodann, daß sie abends 7 Uhr wieder schlafen würde. Sie schlief zu dieser Stunde in der That ein, hatte aber in der wachen Zwischenzeit keine Erinnerung an diese Prognose. Ein anderes Mal forderte sie ihren Arzt durch automatisches Schreiben auf, dafür zu sorgen, daß sie während der Anstalten zur Beerdigung ihres plötzlich verstorbenen Bruders außer dem Hause sei, und erst zurückkehre, wenn alles hinweggeräumt wäre, wodurch sie an den Todesfall erinnert werden könnte.[3]) Im Jahre 1806 machte Dr. Wienholt die gleiche Erfahrung. Seine Somnambule sagte ihm im Schlafe, er würde sie nachmittags $^1/_2$ 2 Uhr in Ohnmacht antreffen, worauf er ihr Feder, Papier und Tinte bereit legen sollte. Zur angegebenen Stunde

[1]) Dessoir: Das Doppel-Ich. 18–25.
[2]) Puységur: Mémoires. 290.
[3]) Heineken: Ideen und Beobachtungen. 104. 112.

fand er sie ohnmächtig, und später das hingelegte Papier mit einer Prognose und Verordnung beschrieben. Das wiederholte sich mehrmals; einst kündigte sie durch automatisches Schreiben fernsehend einen außer dem Hause zufällig verursachten Schrecken mit nachfolgender Ohnmacht an. Das Phänomen des erinnerungslosen Erwachens betrifft automatisch geschriebene Worte ebenso wie gesprochene. In dieser Hinsicht ist ein ebenfalls von Wienholt berichteter Fall interessant. Eine seiner Somnambulen verfiel innerhalb des magnetischen Schlafes in einen vom sonstigen Somnambulismus unterschiedenen, noch vertiefteren Zustand, in dem sie psychographisch sich Verordnungen gab. Die Erinnerungslosigkeit zeigte sich dann nicht erst nach dem Erwachen, sondern schon in dem somnambulen Zwischenzustand.[1])

Eine Somnambule des Dr. Charpignon gab an, daß sie zu einer bestimmten Stunde der Nacht den Namen und Fundort der für eine Patientin zuträglichen Pflanze, die sie im Augenblick nicht zu benennen wisse, auf hingelegtes Papier schreiben würde.[2]) Die Somnambule des Dr. Meier legte sich jeden Abend Schreibmaterial zurecht und fand morgens das Papier gewöhnlich mit Vorschriften für sich selbst beschrieben. Hatte sie auch das Papier vergessen, so holte sie es nachtwandelnd.[3]) Eine andere Somnambule, die immer eine Schiefertafel ins Bett nahm, fand sie morgens immer vollbeschrieben. Es betraf meißtens Streitfragen zwischen ihr und dem Phantom, das sie zu sehen glaubte.[4]) Nach Deleuze verfallen Somnambule, wenn sie vom Magnetiseur getrennt sind, häufig zu den verabredeten Stunden in Autosomnambulismus, und machen denn schriftliche Mitteilungen über ihren Zustand und die nötigen Verhaltungsmaßregeln. Er selbst besaß mehrere im Somnambulismus geschriebene Briefe, deren Ideengehalt und Stil weit das übertrafen, was diese Personen im Wachen schrieben.[5]) Einer seiner Somnambulen schrieb einen Bericht über seine Heilung und diktierte ihm sodann eine Abhandlung über den magnetischen Zustand und die seinen eigenen Zustand charakterisierenden Merkmale.[6])

Eine Somnambule verordnete sich fünftägige, sehr strenge Diät. Man befürchtete, sie würde derselben nicht nachkommen, veranlaßte sie daher zu einer psychographischen Niederschrift, über die sie nach dem Erwachen im höchsten Grade erstaunt war.[7])

Wenn solche Diagnosen und Verordnungen psychographisch geschehen, so stimmen sie mit den abwechselnd mündlich gegebenen überein.[8]) Sie fließen also aus derselben Quelle. Darum müssen wir aus der medizinischen Psychographie die gleiche Folgerung ziehen, wie aus den Autodiagnosen und Selbstverordnungen der Somnambulen überhaupt, daß

[1]) Wienholt: Heilkraft des tierischen Magnetismus. III, 3. 206. 210. 211. 434.
[2]) Charpignon: Physiologie du magnétisme animal. 60.
[3]) Kieser: Sphinx II, 118. — [4]) Archiv für tier. Magnetismus XII, 2. 70.
[5]) Deleuze: Instruction pratique. 260.
[6]) Deleuze: défense du magn. an. 110.
[7]) Exposé des cures opérées en France par le magn. an. II. 353.
[8]) Das unbewußte Geistesleben. I. 263.

nämlich die zweite Person unseres Wesens identisch ist mit dem organisierenden Prinzip unseres Leibes. Nur unter dieser Voraussetzung sind innere Selbstschau, Selbstprognose und Selbstverordnung verständlich.[1]) Damit ist aber auch der Punkt erreicht, wo die dualistische Seelenlehre, die wir ja vermeiden wollen, in eine monistische umgebogen wird. Es zeigt sich nämlich hier eine qualitative Verschiedenheit der zweiten Person unseres Wesens von der ersten, d. h. von der normalen des Wachens. Für diese letztere verlaufen die organischen Funktionen unbewußt; sie vermag aber im automatischen Schreiben davon Kunde zu geben, weil eben für die zweite Person unseres Wesens die organischen Funktionen bewußt sind. Sie vermag sogar — was heute jeder Hypnotiseur weiß — diesen Funktionen die durch die Suggestion bestimmte Richtung zu erteilen. In dieser tieferen Schichte tritt uns also das Unbewußte entgegen als eine organisierende Seele mit einem ihr eigentümlichen Vorstellungsgehalt. Damit ist aber die gesuchte monistische Seelenlehre gefunden.

Die erweiterte Erkenntnissphäre unserer zweiten Person läßt sich aber innerhalb des automatischen Schreibens auch noch in anderer Weise konstatieren. Kundgebungen, die über dem geistigen Niveau der Medien stehen, sind nicht selten und kommen schon in der christlichen Mystik vor. Maria von Agreda schrieb ein Buch „Die Stadt Gottes", und vermochte sich das nur aus göttlicher Inspiration zu erklären, weil sie unter innerem Sträuben und so schnell schrieb, daß die Leichtigkeit ihrer Feder ihrem Gedankenstrome kaum zu folgen vermochte.[2]) So verhielt es sich auch bei der Mystikerin de la Mothe Guion, der Freundin Fenelons. Sie schilderte ihre mystische Schriftstellerei ganz so, daß wir darin das psychographische Medium erkennen. In ihrer Autobiographie erzählt sie:

„In dieser Zurückgezogenheit überkam mich ein solcher Drang zu schreiben, daß ich nicht widerstehen konnte. Der heftige Widerstand, den ich leistete, machte mich krank und benahm mir die Sprache. Ich war sehr erstaunt, mich in solchem Zustande zu finden, den ich vorher niemals erfahren hatte. Nicht als ob ich etwas Bestimmtes zu schreiben gehabt hätte, vielmehr hatte ich keinen Plan und nicht einmal eine Idee von irgend etwas. Es war ein einfacher Instinkt, von einer Macht, daß ich es nicht ertragen konnte, gleich jenen Müttern, die an überschüssiger Milch leiden ..... Indem ich die Feder zur Hand nahm, wußte ich nicht das erste Wort von dem, was ich schreiben wollte. Ich begann, ohne zu wissen wie, und sah, daß es mit befremdlichem Ungestüm über mich kam. Besonders verwunderte mich der Umstand, daß es wie aus meinem Innersten floß und nicht durch meinen Kopf hindurchging."

In dieser Weise schrieb die Guion ihr berühmtes Buch „Les Torrents spirituels".

„Ich hatte dabei," fährt sie fort, „nie einen Gedanken, achtete nie darauf, wo ich stehen geblieben war, und trotz der beständigen Unterbrechungen las ich nie etwas nach.... Vor dem Schreiben wußte ich nicht, was ich schreiben würde, und wenn es geschrieben war, dachte ich nicht mehr daran.... In dem Maße, als ich schrieb, fühlte ich mich erleichtert, und befand mich dann besser."

---

[1]) Du Prel: Philosophie der Mystik. 240.

[2]) Görres: Die christliche Mystik. I. 491.

Als sie die hl. Schrift las, fühlte sie sich „beeindruckt" — wie heute die Medien sagen — das Gelesene abzuschreiben, und allsogleich wurde ihr auch die Erklärung desselben gegeben.

„Während ich die Stelle selbst schrieb, hatte ich noch nicht die mindeste Idee einer Erklärung; sobald sie geschrieben war, war es mir auch gegeben, sie zu erklären, wobei ich mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit schrieb. Bevor ich schrieb, wußte ich nicht, was ich schreiben würde; beim Schreiben sah ich, daß ich Dinge schrieb, die ich nicht gewußt hatte.. War ich fertig, so hatte ich alles Geschriebene vergessen."

Häufig mußte sie das Schreiben ohne eigenen Willen beginnen oder abschließen. Trotz aller Schnelligkeit konnte ihre Hand den Inspirationen kaum folgen. So sehr sich der Abschreiber beeilte, brauchte er doch 5 Tage, um zu kopieren, was sie in einer Nacht geschrieben hatte. Wenn sie Zeit und Willen hatte, zu schreiben, versagte die Inspiration, hatte sie aber ein großes Schlafbedürfnis — ein charakteristisches Merkmal — gerade dann mußte sie schreiben. Das „Lied der Lieder" schrieb sie mit solcher Geschwindigkeit, daß ihr der Arm anschwoll und — ein weiteres charakteristisches Merkmal — ganz steif wurde. Ein beträchtlicher Teil ihres Manuskripts wurde einmal verlegt. Gebeten, diese Lücke zu ergänzen, schrieb sie automatisch das Verlorene ein zweites Mal. Viel später, gelegentlich eines Umzuges, fand sich das verlorene Manuskript wieder, und es zeigte sich die vollständige Übereinstimmung beider Diktate.[1])

Ein solcher automatischer Schreiber scheint auch der Abbé Fournier gewesen zu sein, der in Lyon in die Gesellschaft der Martinisten geriet, dann infolge der Revolution nach London auswanderte und dort 1801 ein Buch herausgab: Ce que nous avons été, ce que nous sommes et ce que nous deviendrons. Gott verlieh ihm, so sagte er, die Gnade, diesen Traktat mit außerordentlicher Geschwindigkeit zu schreiben. Dabei gesteht er selbst seine vollständige Unwissenheit in menschlicher Wissenschaft ein.[2])

Bei solchen automatischen Schriften sind nun die normalen Fähigkeiten der Person unbestreitbar übertroffen. Sollen wir darum aber, wie es die Schreiber selbst thun, auf fremde Inspiration schließen? Die Entscheidung ist schwer. Wir kennen die Fähigkeiten der zweiten Person unseres Wesens noch viel zu wenig, um den Grenzstrich zwischen transscendentaler und transscendenter Inspiration ziehen zu können. Ein zwingendes Merkmal fremder Inspiration kann ich selbst dann noch nicht finden, wenn im automatischen Schreiben ganze Bücher geliefert werden, wie z. B. das Buch des achtzehnjährigen Tuttle „Geschichte und Gesetze des Schöpfungsvorgangs". Das gilt vielleicht auch von der ganzen Bücherreihe eines Davis. Auf die Meinung des Schreibers selbst kommt es dabei gar nicht an; denn was aus dem Unbewußten auftaucht und die Grenzlinie zwischen diesem und dem Bewußtsein, die psychophysische Empfindungsschwelle, überschreitet, muß den Effekt einer fremden Inspiration auch dann hervorrufen, wenn die Inspiration nur aus der zweiten Person kommt. In naiven Zeitaltern sahen daher sogar die Dichter ihre Werke

[1]) La vie de Madame de la Mothe Guion. II. 128. 239—247.
[2]) Kerner: Blätter aus Prevorst. IX. 68.

als Inspirationen der Muse an, und Homer im Eingange der Ilias wie Odyssee bezeichnet sich als automatischen Schreiber.

Lassen wir also diese Frage unentschieden. Soviel hat sich gleichwohl schon gezeigt, daß wir in das Unbewußte schon sehr tief eindringen können, ohne noch die Wurzel unserer Individualität zu verlieren. Die Weltsubstanz aber, auf die wir nach Ansicht der pantheistischen Philosophen sofort stoßen sollten, hat sich noch immer nicht gezeigt. Vielmehr entpuppt sich mehr und mehr dieses Unbewußte als ein sehr alter Bekannter, als die individuelle Seele. Diese Seele haben wir aber in solcher Weise gefunden, daß sie den Einwürfen der Gegner nicht mehr ausgesetzt ist. Wir fanden sie nicht in der Analyse des Selbstbewußtseins, also nicht gebunden an das Gehirn, und damit ist der Angriff der Materialisten abgeschlagen. Wir erkannten sie ferner als identisch mit dem organisierenden Prinzip, also sind Körper und Geist einander nicht mehr entgegengesetzt, sondern gemeinschaftlich aus einem Dritten erklärbar, nämlich eben aus dieser Seele, die also nicht mehr dualistisch ist. Um aber den spiritualistischen und dualistischen Beigeschmack dieser Bezeichnung zu vermeiden, und um zu betonen, daß die Seele im Unbewußten liegt, thun wir vielleicht besser, sie als transscendentales Subjekt zu bezeichnen.

Wenn wir aber diesem transscendentalen Subjekt auch sehr weit gehende Fähigkeiten zuschreiben, so ist damit doch die Frage, ob das automatische Schreiben auch durch ganz eigentliche fremde Inspiration hervorgerufen werden kann, noch keineswegs verneint. Die Möglichkeit einer fremden Inspiration muß vielmehr ausdrücklich zugegeben werden. Ein jeder nämlich, der das Phänomen der direkten Gedankenübertragung auch nur ein einziges Mal konstatieren konnte, steht vor der unerbittlichen Folgerung, daß, wenn die Gedankenübertragung von seiten des Agenten ohne den Gebrauch seiner Körperlichkeit bewirkt werden kann, sie auch ohne den Besitz eines Körpers bewirkt werden kann. Vorausgesetzt also, daß es reine Geister geben sollte — was ich nicht glaube — oder wenigstens Geister ohne sichtbaren materiellen Körper — was ich glaube —, so müssen von denselben auch Suggestionen ausgehen können, die sich, wie alle Suggestionen, in Handlungen umsetzen können, also auch in die Handlung des automatischen Schreibens. Prinzipiell ist also gegen das Schreibmedium nichts einzuwenden, immer vorausgesetzt, daß Agenten der erwähnten Art existieren.

Nun hat sich uns aber in der Analyse des Unbewußten die Seele als eine organisierende erwiesen, die somit dem Körper vorhergeht und ihn überdauert. Sie aber, die ohne den Gebrauch der Körperlichkeit suggerieren konnte, wird auch ohne den Besitz derselben suggerieren können. Also ist prinzipiell auch dagegen nichts einzuwenden, daß die im automatischen Schreiben liegenden Kundgebungen von Verstorbenen herrühren. Dies ist aber eben die Lehre des Spiritismus.

Es bestehen sogar Gründe für die Annahme, daß die Seele nach jener Entleibung, die wir Tod nennen, viel leichter Suggestionen wird erteilen können, als ein Hypnotiseur es vermag. Die ganze transscenden-

tale Psychologie beweist nämlich — und auch das automatische Schreiben hat es uns bestätigt —, daß wir im Innersten unseres Wesens, nämlich als transscendentale Subjekte, also latent für unser Bewußtsein, schon zu Lebzeiten das sind, was man gemeiniglich einen Geist nennt. Wir führen also thatsächlich gleichzeitig mit dem körperlichen Dasein noch ein Geisterdasein, welches teilweise hervorzukehren eben der Zweck der transscendentalen Experimentalpsychologie ist. Nur darf man diese Gleichzeitigkeit unserer transscendentalen Subjekte — vulgo des Unbewußten — mit unseren irdischen Leibern nicht etwa so verstehen, als wären unsere transscendentalen Subjekte in Wolkenkuckucksheim, die Leiber dagegen im Landgerichte München I. I., sondern die Raumfrage ist nur insofern für unsere Wesenshälften verschieden, als ihre Aktionssphären, wie nicht minder ihre Passionssphären, verschieden sind. Ein Wesen ist aber dort, wo es wirkt.

Wir gehören also schon zu Lebzeiten dem Geisterreich an, dessen Mitglieder ohne Zweifel in eben solcher Verknüpfung miteinander stehen, wie die Mitglieder der menschlichen Gemeinde. Es ist undenkbar, daß die Seelen als psychische Atome ein isoliertes Dasein führen sollten; sind sie aber verknüpft, so könnte sehr wohl die Gedankenübertragung die Sprache der Geister sein, und wir Lebenden könnten um so leichter Suggestionen von Verstorbenen erhalten, weil sie, falls der direkte Verkehr nicht möglich wäre, vermittelt werden könnten durch unser transscendentales Subjekt. Aber auch dann wäre eine solche Inspiration der Quelle nach eine fremde.

Wie wäre nun der modus operandi zu denken, der dabei stattfindet? Diese Frage müssen wir in Bezug auf den Empfänger der Botschaft, das Medium, untersuchen, und in Bezug auf den Agenten, den dabei vorausgesetzten Geist.

Die Verhaltungsmaßregeln für das Medium sind sehr einfach. Es hat sich passiv zu machen, muß dem eigenen Willen entsagen — was nicht schwer ist — und seinen eigenen Vorstellungen, was ziemlich schwer ist und daher häufig zur Fehlerquelle wird. Wer Versuche dieser Art anstellt, wird gut thun, sich die Augen zu verbinden, um sich vor Zerstreuung zu sichern. Der Bleistift soll weich und schwarz angeben. Selbst bei vorhandener Anlage wird nun aber ein Erfolg nur selten gleich eintreten. Um daher vorzeitige Ermüdung zu verhindern, die den Erfolg in Frage stellen könnte, sollen zu Beginn der Arm und die den Bleistift haltende Hand ganz bequem, d. h. mit ihrer natürlichen Schwere, aufgelegt werden, und erst dann leichter gemacht werden — um dem Impulse des Agenten folgen zu können —, wenn dieser Impuls empfunden zu werden beginnt.

Für den Agenten dagegen wären zwei Operationsweisen denkbar, die direkte und indirekte. Er könnte die willenlose Hand des Mediums in Besitz nehmen und zum Schreiben veranlassen, was als ganz eigentliche, auf Arm und Hand beschränkte Besessenheit zu bezeichnen wäre. Er könnte aber auch indirekt wirken, sich auf die bloße Suggestion be-

schränken, die alsdann spontan in Schreibbewegung sich umsetzen würde. Eine dritte Möglichkeit, die direkte Schrift, gehört nicht in das vorliegende Kapitel.

Es scheint, daß beide Operationsweisen in der Erfahrung gegeben sind. Wenn man nämlich die Medien um ihr psychisches Verhalten beim automatischen Schreiben fragt, so behaupten die einen, ganz und gar nichts vom Inhalt des Schreibens zu wissen — und das spricht für die erwähnte partielle Besessenheit —, die anderen aber wissen, was sie schreiben, entweder indem sie es mit Bewußtsein begleiten, oder die Gedanken sogar voraneilen. Hier scheint also Suggestion vorzuliegen. Daß eine solche möglich ist, unterliegt für mich keinem Zweifel. Ich habe die in automatisches Schreiben umgesetzte Suggestion hypnotisch und posthypnotisch bei direkter Gedankenübertragung (ohne Berührung und Worte) beobachtet, wiederhole also den Satz: was ein Hypnotiseur ohne Gebrauch der Körperlichkeit vermag, kann auch durch einen körperlosen Agenten geschehen.

An welchen Merkmalen ließe sich nun die Echtheit des Phänomens, d. h. die fremde Quelle der Inspiration erkennen? Ein starker Beweis läge darin, wenn ein des Schreibens unkundiges Medium verwendet würde. In der That sagt Hartmann, der das automatische Schreiben aus dem Medium erklären will: „Nur ein Medium, das schreiben gelernt hat, wird unwillkürlich oder fernwirkend Schrift produzieren können." [1]) Dem widerspricht aber die Erfahrung. Ein Kind der Mrs. Cooper schrieb im Alter von 2 Monaten, ein Knabe der Frau Jenken mit 5½ Monaten, ein Mädchen des Baron Kirkup im Alter von 9 Tagen. [2]) Das dreijährige Kind des Mr. Moll schrieb einen Brief von zwei verstorbenen Schwestern an Mr. Kelso. [3])

Aber auch bei Medien, welche schreiben können, können die Umstände für spiritistischen Einfluß sprechen, sogar für direkten, ohne dazwischen geschobene Suggestion. Diese scheint ausgeschlossen zu sein, wenn das Medium nicht passiv ist, wenn sein Gehirn keine Tabula rasa, sondern beschäftigt ist. Das Medium Mansfield schrieb mit beiden Händen zugleich Mitteilungen von verschiedener Art in ihm unbekannten Sprachen, während er gleichzeitig ein mündliches Gespräch über geschäftliche Angelegenheiten führte. [4]) Ähnliches berichtet Crookes mit den Worten:

„Ich befand mich bei Miss Fox, als sie automatisch einer anwesenden Person eine Botschaft schrieb, während einer anderen Person über einen anderen Gegenstand alphabetisch durch Klopflaute ebenfalls eine Botschaft gegeben wurde und sie selbst die ganze Zeit über sich mit einer dritten Person über einen von beiden total verschiedenen Gegenstand unterhielt." [5])

Der Abbé R. . . , ein Medium, legte die linke Hand auf eine Planschette, nahm mit der rechten einen Bleistift und schrieb mit beiden Händen in zwei verschiedenen Sprachen über verschiedene Gegenstände,

---

[1]) Ed. v. Hartmann: Der Spiritismus. 49.
[2]) Akſakof: Animismus und Spiritismus. II. 405. 411. 417.
[3]) Perty: Der Spiritualismus. 173. — [4]) Akſakof II. 464.
[5]) „Psychische Studien." I. 209.

wobei er die ganze Zeit über lebhaft sprach.[1] Hellenbach, zu Besuch bei einer Dame, welche psychographierte, stellte die Frage, ob er von dem kürzlich verstorbenen Baron Henickstein eine Botschaft erhalten könne. Es erfolgte eine Antwort im Stile des Verstorbenen; die Ähnlichkeit mit seiner Schrift nahm immer mehr zu, und endlich schrieb das Medium — dem der Verstorbene unbekannt war — „dobru noc", ein slavisches „Gute Nacht!", das er speziell ihm immer zurief; die Unterschrift war in derselben Weise abgekürzt, wie der Verstorbene es vorzunehmen pflegte.[2]

Die Ähnlichkeit der Handschrift mit der eines Verstorbenen findet sich häufig genug. Gougenot des Mousseaux, der den Spiritismus als dämonisch lebhaft bekämpft, die Thatsachen aber zugiebt, ersuchte nacheinander drei Medien, die sich gegenseitig nicht kannten, einen und denselben Geist zu citieren. Die drei Botschaften, die er erhielt, waren in der Schrift identisch.[3] Andrerseits ist es eine bekannte Erfahrung, daß beim gleichen Medium die Schriftzüge wechseln, sobald ein neuer Agent auftritt. Dieser Umstand darf indessen nicht überschätzt werden; denn auch bei hypnotischen Suggestionen, welche die Verwandlung der Persönlichkeit betreffen, nimmt die Versuchsperson nicht nur den Charakter der suggerierten Persönlichkeit, sondern auch andere Schriftzüge an. Ferrari, Héricourt und Richet haben darüber Versuche angestellt.[4] Wenn ich jemanden in einen General hypnotisch verwandle, wird er unter ein fiktives Dokument eine Unterschrift von energischen Schriftzügen setzen. Bei der hypnotischen Versetzung in das Kindesalter wird die Schrift unorthographisch, dagegen zitternd beim hypnotischen Greis.[5]

Edmonds erwähnt automatisch geschriebene Abhandlungen, als deren Verfasser Bacon und Swedenborg sich nannten. Dabei war es immerhin merkwürdig, daß der Stil dieser Abhandlungen eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem dieser beiden Schriftsteller hatte. Edmonds sagt:

„Jeder überhaupt mit ihren Schriften Vertraute muß davon betroffen werden. Dies ist jedoch noch nicht alles. Es ist etwas Eigentümliches um ihre Handschriften. Alles, was von Bacon zu kommen vorgiebt, ist stets in derselben Handschrift gehalten; so ist es auch mit derjenigen Swedenborgs. Die Handschrift eines jeden ist der des andern unähnlich, und obgleich beide von Dr. Dexters Hand geschrieben sind, so sind doch beide der seinigen unähnlich; so daß er mit Leichtigkeit, wenn er sich unter dem Einflusse befindet, mehrere verschiedene Arten von Handschriften schreibt, und manche derselben rascher, als er seine eigene zu stande bringt. Dies vermag er nicht, wenn er sich nicht unter dem Einflusse befindet .... Dieselbe Eigentümlichkeit ist den meisten, wenn nicht allen Schreibmedien eigen, welche ich gesehen habe, und zuweilen findet eine ganz genaue Nachahmung der Handschrift statt, welche die Person zu ihren Lebzeiten kennzeichnete, wiewohl dieses nicht immer der Fall ist."[6]

---

1) Bericht der dialektischen Gesellschaft. III. 107.
2) Hellenbach: Geburt und Tod. 64.
3) Gougenot des Mousseaux: Les médiateurs. 8.
4) Revue de l'hypnotisme. I. 194. — 5) Moll: Der Hypnotismus. 96.
6) Edmonds: Der amerikanische Spiritualismus. 74.

(Schluß folgt.)

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Zwei interessante kabbalistische Urkunden
aus den Tagen Augusts des Starken.

Von
Ernst Floessel.

Es ist bekannt, daß Friedrich August II, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, also August der Starke, während seiner Regierungszeit zu wiederholten Malen in Leipzig geweilt und daß ihm zu Ehren daselbst größere Festlichkeiten veranstaltet worden sind. Zwei dieser Besuche Leipzigs bildeten die Veranlassung zur Entstehung je einer Urkunde, welche an sich zwar von geringerer Bedeutung sind, insofern sie der Huldigung und Verehrung Ausdruck verleihen, wie solche, damals üblich, auch einzelnen Privatpersonen nahe gelegt war, den Herrschern zu bezeigen. So nahen sich auch die Verfasser der in Rede stehenden Urkunden ihrem Fürsten demutsvoll, um ihre Huldigung beziehentlich Beglückwünschung auszusprechen. Die ganz besondere Art und Weise jedoch, in der diese Verehrung bezeigt wird, ist es, welche unser Interesse in höherem Maße in Anspruch nimmt um deswillen, weil die Verfasser unserer Urkunden diesen letzteren eine kulturgeschichtliche Bedeutung dadurch aufgeprägt haben, daß sie dieselben mit Zuhilfenahme einer in damaliger Zeit noch herrschenden Geheimwissenschaft zustande brachten, welche in unserem Jahrhundert völlig verschwunden ist. Jene Urkunden enthalten nämlich als wesentlichen Inhalt kabbalistische Darstellungen.

Unter dem hebräischen Ausdruck „Kabbala“, d. h. Überlieferung, versteht man bekanntlich die empfangene Lehre, die neben dem schriftlichen Gesetz hergehende Tradition der Juden, das mündliche Gesetz. Seit dem 12. Jahrhundert entwickelte sich die Kabbala zu einer mystischen Geheimphilosophie oder Religionsphilosophie, welche aus dem Streben hervorging, die tiefsten Fragen über Gott und Welt zu lösen. Nach Abschluß der Hauptepoche der jüdischen Litteratur im 15. und 16. Jahrhundert verflachte sich diese Geheimlehre immer mehr und fand zunächst in Palästina und Italien, später in Deutschland, besonders aber in Polen und zwar hier bis in die neuere Zeit begeisterte Anhänger. Hier, in Polen, wo um das Jahr 1760 etwa 40000 Anhänger dieser Geheimlehre (Chassidäer, vom hebräischen chassidim, d. h. „Fromme“), gezählt wurden, war die Zahl der Eingeweihten noch damals im Wachsen begriffen. In dieser späteren

Zeit nun suchte man die Kabbala praktisch zu verwerten, war jedoch, wie uns dies unsere beiden Urkunden beweisen werden, zu einer Buchstaben- und Zahlenspielerei herabgesunken, befaßte sich mit der Erörterung natürlicher und übernatürlicher Fragen und glaubte mit Einbeziehung der Moral, Einflechtung jüdischer Legenden und Sentenzen, ja selbst mit dem Aussprechen und Niederschreiben gewisser Worte, Namen und Bibelstellen Außerordentliches bewerkstelligen zu können. Die von uns in Folgendem näher zu besprechenden Urkunden liefern uns den Beweis, daß auch Christen, und wie man kaum mit Unrecht wird schließen dürfen, christliche Fürsten der Geheimlehre der Kabbala ihre Aufmerksamkeit gewidmet, ihren Orakelsprüchen Glauben geschenkt haben.

Die erste unserer Urkunden, vom 3. August 1721 und vom Verfasser eigenhändig mit „Christoph Friedrich Rumpff, Bürger und der Poesie Ergebener" unterzeichnet, auf dem Titelblatte mit dem zwischen zwei mächtigen Säulen sauber ausgeführten polnischen Wappen, hat, wie der Verfasser sagt, den Zweck, dem Kurfürst Friedrich August, König von Polen zu „Dero Hohem feierlich celebrierten Nahmensfest die demüthigste Devotion" des Verfassers zu „bezeigen". Die Schrift ist in tadelloser Sauberkeit ausgeführt, die Einordnung der Schrift in die kabbalistischen Darstellungen durch gleichmäßige Verteilung wohlgefällig. Dies gilt von beiden Urkunden. Dem mit dem Wappen gezierten Titelblatte folgt auf einem weiteren Blatte die kabbalistisch ausgeführte Berechnung der Weltzeit, d. h. der seit Erschaffung der Welt bis dahin verflossenen Jahre. Und zwar wird diese Berechnung angestellt in drei Kolonnen, welche in folgender Weise gebildet sind.

Die erste Kolonne enthält den eigentlichen Glückwunsch zum fürstlichen Namenstage, welcher lautet:

„Vigeat Friedrich August Floreatque In annos.
Ao. Christi MDCCXXI. d. III. Aug."

zu deutsch also: Friedrich August möge gedeihen und blühen lange Jahre hindurch! am 3. August 1721 nach Christi Geburt.

Die zweite Kolonne führt den Bibelspruch an: „Dem Gerechten muß das Licht immer wieder aufgehen und Freude dem frommen Herzen. Ps. 97, V. 11." Die dritte endlich bringt noch einen Bibelspruch: „Seine Seele wird im Guten wohnen und sein Same wird das Land besitzen. Ps. 25, V. 13."

Jede dieser drei Kolonnen enthält zwei Reihen, welche daraus sich ergeben, daß die Worte der Widmung sowie die der beiden Sprüche einzeln oder auch zu zweien, die eine die links herablaufende Reihe bilden, während gegenüber auf der rechten Seite die Wertangabe des kabbalistischen Systems in Ziffern eine zweite Reihe bildet. Unter der Zahlenreihe ist die Summe gezogen, welche für alle drei Kolonnen das gleiche Facit ergiebt: 5670. Darunter befindet sich die Bemerkung als:

„NB.: Das Facit thut in der Caball. accurat die
Summa so lange die Welt gestanden."

Auf der Rückseite dieses Blattes folgt das Widmungsgedicht, welches nach der mit einen kunstvollen Initiale beginnenden Anrede: „Großmächtigster August", die in sehr hoher Schrift gehalten zwei Zeilen füllt, also anhebt:

„Du Kleinod unsrer Zeiten!
Das unser Salomon und auch ein Titus heisst;
Es lässt ein Unterthan sich seine Pflicht verleiten,
Der mit der Feder nur sein schlechtes Opffer weist.
Denn Du hast Sonnen-Art, die ihre Feuer-Blicke
So wohl auff hohe Berg' als tieffe Thäler lenkt
Und da vor Dir ich mich als meiner Sonnen bücke,
So sey mir heute auch ein Gnaden-Strahl geschenkt."

Nachdem der Verfasser in der Fortsetzung dieses poetischen Ergusses auf fünf Folioseiten seiner Huldigung Ausdruck verliehen, schließt er mit folgenden Strophen:

„Noch kurtz: Gott lasse Dich noch lange, lange leben;
Gott! Nimm mir meine Zeit, gib sie dem König hin,
Du kannst Ihm, so du wilt, den Rest der Jahre geben,
Wann dirs gefällt, so gib, dass ich erhöret bin.
Verflucht sey, wer Ihm flucht, gesegnet die Ihn segnen
Gott! sey sein Schild und Lohn; nach was sein Hertze strebt,
Das lass Ihm, höchster Gott! wie dort das Manna regnen
So merkt man, das AUGUST uns stets zu gute lebt.

FIAT!

Damit schließt der, wie wir sehen, nicht nur der Poesie, sondern auch der Kabbala ergebene Bürger seine Widmung zum Namenstage seines Fürsten und Herrn.

Reicheren, dem Zwecke ihrer Widmung wesentlicher entsprechenden Inhalt bietet die zweite Urkunde dar, welche der erst beschriebenen angeheftet, aus dem Privatbesitz des hohen Empfängers ebenso wie jene herrührt. Sie ist deshalb auch reicher an kabbalistischen Darstellungen, und giebt selbst einige Andeutungen über die kabbalistische Berechnung und vermeintliche Erforschung. Diese Urkunde umfaßt vier Blatt in Folioformat. Die Vorderseite des Titelblattes giebt uns Aufschluß über den Zweck des Schriftstücks und den Verfasser desselben, indem sie uns einen mit künstlich gezeichnetem Rande dargestellten Würfel vorführt, welcher den größeren Teil des Blattes bedeckt, an dessen Innenrande ringsum ein in hebräischer Sprache geschriebener Spruch mit darüber verzeichneten kabbalistischen Zahlen sich befindet, dem sich ein zweiter, in den ersten eingefügter Kubus einordnet, in welchem wir folgende Widmung lesen:

„Als der allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich August, König in Pohlen, Großhertzog in Litthauen u. s. w. — folgen sämtliche Titel —
den 3. Mai 1727
aus Pohlen in Leipzig Glücklich angelanget undt
den 12. darauf
Dero Allerhöchst. Geburts-Tag Cellebrirten,
hat bey Allgemeiner Freude und Glückwünschung des Vaterlandes
diese
Cabbalistische Nahmens-Rechnungen

zum Zeichen seiner allerunterthänigst Freude in allertiefster Submission
überreichen sollen
Ihro Königl. Majest.
Meinem allergnädigst. König und Herrn
Allerunterthänigster Knecht
Christoph Wallich. R. Conv.
Leipzig, den 10. May 1727.

Auf dem folgenden Blatte zeigt sich uns nun eine jener vollständig und mühsam durchgeführten kabbalistischen Spielereien, bezüglich deren Ausführung wir die Frage unentschieden lassen wollen, was in höherem Maße unsere Verwunderung erregt, ob die Geduld, welche diese Darstellungen erforderten oder die Naivität, welche denselben und ihren vermeintlichen Resultaten Glauben schenkte. Wir sehen da einen den größten Teil der Seite ausfüllenden mächtigen Kubus, in dem ein zweiter, etwas kleinerer, jedoch in der gleichen Lage mit dem ersten sich darstellt, während ein dritter von der nämlichen Größe des zweiten, in diesen aber dergestalt eingefügt, daß die vier Ecken desselben die Kante des zweiten in deren Mitte berühren. Die Mitte dieses innersten Kubus bildet der Buchstabe D, und zwar als Anfangsbuchstabe der nach oben und unten ebenso wie nach rechts und links auslaufenden Schriftzeilen: Der König Friedrich August. Die ganze Fläche dieses auf einer seiner Ecken stehenden Würfels füllt diese Aufschrift derart aus, daß die äußerste Kante aller vier Seiten der Buchstabe T umläuft, dann wieder ringsumlaufend S, und in dieser Weise fort U, G, U, A, u. s. w. bis zur Mitte, bis wohin dann von allen vier Seiten nach innen laufend die eben benannte Inschrift von rückwärts geschrieben erscheint. Die Anordnung dieser kabbalistischen Spielerei ist aber deshalb als höchst kunstvoll zu bezeichnen, weil dieselbe mit der größten Genauigkeit ausgeführt, jeder Buchstabe in derselben Größe dargestellt und die Ebenmäßigkeit trotzdem eine augenfällige ist. Der nach den Ecken des umschließenden zweiten Würfels hin freigebliebene Raum ist mit bedeutend kleineren kabbalistischen Buchstaben ausgefüllt, so daß der auf seiner Ecke stehende Kubus als massiv hervortritt. Der zwischen dem zweiten und dem dritten Kubus, welche in der angedeuteten Weise in einander gesetzt sind, freigebliebene Raum ist durch eine in hebräischer Sprache gehaltene, mit Zahlenangabe versehene kabbalistische Umschrift ausgefüllt.

Der über und unter dem eben geschilderten Cubus freigebliebene Raum der Folioseite enthält je ein längliches Schild, welche beide einzig zur Aufnahme der dieselben bedeckenden Inschrift bestimmt sind. Wir lassen diese Inschrift in ihrem Wortlaut folgen, da dieselbe geeignet ist, uns einen Begriff zu geben von der Auffassung des Verfassers bezüglich seiner kabbalistischen Kunst. Wir lesen auf dem oberen Schilde:

„Allerdurchlauchtigster, Grossm.
Köng. Churfürst. Allergn. Herr.

Ich statuire durch die Kabbala keine Offenbahrungen und Weißagungen mehr jetziger Zeit in Glaubens und zur Seligkeit nöthigen Sachen, sintemal Gottes Wort selbst die Offenbahrung und Weißagung ist, wohl aber in

solchen sachen, die zukünfftigen Weltlichen Zustand entweder einer einzelnen Persohn oder auch wohl eines gantzen Estats betreffen. Die Cabbala hat im Alten und Neuem Testament ihren Grund. In der Hohe Offenbahr. am XIII Cap. im letzten versic. wird Nahmens-Rechnung befestiget. Und wer in den Geschichten alter und neuer Zeiten bewandert ist, wird — (Forsetzung unter d. Cubus.)

ohne mein geringfügiges Erinnern schon angemerckt haben, das Weise Leute, welche diese edele Wissenschafft verstanden, gegeben, die Ihre und anderer Menschen Lebens-Zeit ausgerechnet und zugetroffen. Es haben alle Menschen dieser Welt einen **Brit** (hebr.) Bund mit dem Schöpffer aller dingen, welcher durch den Nahmen, (der nicht von ohngefohr, sondern durch Gottes trieb den Menschen beygeleget) befestiget wird. Dieweillen nun in Hoher Potentaten Nahmen Gott was apartes verborgen gelegt, so werden Eur. Königl. Majest. mirs nicht ungnädig halten, Dero allerh. Nahmens-Rechnung auf 4 Arten zu rechnen und in allertiefflst. Devotion das gute Versprechen der Cabbala überreiche. Gott der Allmächtige wirds gewiss halten."

Auf der Rückseite dieses Blattes, zu der wir uns nun wenden, tritt uns die kunstvolle Anordnung des Gesamtinhalts der nun folgenden Darstellungen der für den vorliegenden Zweck bestimmten kabbalistischen Berechnung nebst denjenigen Erläuterungen entgegen, welche der eingeweihte Verfasser zur Erklärung seines auch auf Grund kabbalistischer Berechnungen erzielten Orakelspruchs zu geben für notwendig erachtet. Wir lassen zunächst die Erläuterungen folgen, welche ebenso wie diejenigen der Vorderseite des betreffenden Blattes auf länglichen Schildern über und unter den die Hauptfläche der Seite* einnehmenden Kubus nur behufs Aufnahme dieser Inschriften dargestellt sind. Wir finden da folgende Erklärung: (oben)

„Onomatomantia ist eine Wissenschaft, da man aus dem bloßen Nahmen einer oder zweier Persohnen deren bevorstehendes Schicksal zu erfahren sich getraut. Wie fremd es nun manchem Vorkommen möchte, daß aus dem bloßen Tauf- oder Bundes-Nahmen etwas hervorzubringen, so ist dennoch dieses ohnleugbar und bey den Gelehrten ohnstreitig, daß scharffsinnige Gemüther in denen Nahmen, absonderlich Hohen Potentaten jederzeit sonderbahre Geheimniß gesuchet, wie denn die Cabbalisten damit auffs äußerste beschaffeiget (sic!) und vor untrieglich halten. Die lange Erfahrung als sicherste Lehrmeisterin kann die aller Unglaublichsten überzeugen, daß in den Nahmen etwas apartes stecke. Man sehe nach in den Geschichten, so wird man befinden, das fast aller derjeniger Persohnen-Nahmen, die etwas Illustres und Ungemeines in der Welt haben Verrichten sollen, gewiß ihren extraordinären Charakter bey sich geführt und schon bekannt gewesen, ehe die Persohn, so denselben führen sollen, ein mit Glied Menschlicher Societät gewesen. Juda wußte viele Hundert Jahre zuvor, daß" — (unten)

„ein gütiger Cores (Cyrus) ihm die Fesseln abnehmen würde, welche ihnen Nebuchadnezar auf Gottes Verhängniß auf siebenzig Jahr zur wohlverdienten Straffe anschmieden lassen." (Zwei weiter angeführte Beispiele übergehend, lassen wir die Schlußworte folgen, welche lauten:) „Glück, Unglück, Leben und Tod kann aus den Nahmen gerechnet werden. Juden und Griechen sind hierinnen einig, außer daß die ersten bei der bloßen Zahl bleiben und ohne Frage und Antworth die Sache suchen, die letzteren aber durch Frage und Antworth den Nahmen examiniren, und die gebliebene Zahl mit 28 getheillet worden, einen Beherrscher zueignen, der vor den 12 Planeten ist und vor den 4 Elementen eine eigenschafft hat. In beyderleyart

trifft egal das lange Leben Eur Majest. Nahmen ein und der Cubus und Quaderat als eine wahre Probe bekräfftiget es."

Der ebengenannte Kubus, welcher den Mittelraum dieser Seite füllt, enthält ein Innenquadrat mit 9 quadratischen Unterabteilungen, von denen 5 abermals die in kleiner Schrift eng zusammengedrängten Worte „der König Friedr. August" enthalten, während die 4 Eckquadrate derart ausgefüllt sind, daß die beiden oberen von ihnen in hebräischer Sprache die kabbalistische Berechnung aufstellen, deren Ergebnis auf beiden Seiten in der Summe 1780 sich darstellt, während die unten befindlichen Eckquadrate die Auslegung der oberen enthalten, und zwar auf der linken Seite in den Worten: „der Große und mächtige König in Pohlen Friedrich August" — fortgesetzt rechts: „Wird nicht eher als biß in sehr hohen Alter sterben und seine Feinden unter seine Füße treten," also das Hauptergebnis der angestellten kabbalistischen Forschung.

Der eben beschriebene Innenkubus nun wird weiter von einer Umschrift umgeben, welche die Worte enthält: „König Friedrich August bringt es hoch im Leben." und: „König Friedrich August so wie der Phönix".

Diese Umschrift wird von einer starken, zierlich gezeichneten Linie umgeben, die gleichsam einen Rahmen darum bildet; ein zweiter solcher Rahmen aber, der darum gezogen ist, läßt einen weiten Raum zwischen sich und der inneren Umgrenzung. Der Zwischenraum ist wieder mehrfach ab- und eingeteilt und zeigt folgende Einzelheiten:

1. links oben: „Ono(mo)matomantia — Frage: Wie hoch bringt König Friedrich August sein Leben?" —

2. Unter dieser horizontal geschriebenen Frage wird dieselbe, in abwärts laufenden Zeilen, also in langer Kolonne, so wiederholt, daß jedem einzelnen Buchstaben dessen kabbalistischer Wert gegenübergestellt wird, worunter die Summe 413 gezogen ist. Hierunter aber steht in der linken Ecke des Quadrats: „Getheilt mit 28, weillen XXVIII Constellationen am Himmel gefunden werden, bleibt 21, ist der Beherrscher der" — folgt das Planetenzeichen der (Erde ?) — „und ist Feurig."

Auf der rechten Seite oben in der Ecke: „Onomatomantia: Antworth: Er soll sein Leben über Vier und Siebenzig Jahr bringen." Auch diese Antwort wird kolonnenweise in den einzelnen Buchstaben mit gegenübergestellter Wertangabe jedes einzelnen wiederholt, darunter die Summe gezogen, 437, hierunter „ebenfalls mit 28 getheilet, bleibt 17, ist der Beherrscher gleich auch der" — folgt ein Planetenzeichen — „feurig. Weillen nun die Frage mit der Antworth in gleicher Beherrschung sein, so wird die Sache auch eintreffen."

Ferner werden uns, damit wir etwas tiefer in die Geheimnisse der Kabbala hineinblicken können, noch weitere Erklärungen gegeben, welche sich in dem untersten Teile der Quadratfläche in zwei Oblongen befinden. Sie lauten:

„Damit Jedermann, so diese edle Wissenschaft der hebrä. Cabbala sowohl als auch die untrieglichen Onomatomantia desto besser begreiffe, und die Richtigkeit versichert sein kann, habe ich das rechte Hebräisch und Griechisch A. B. C. mit gehörigen Ziffern samt Beherrscher und Elementen heruntersetzen sollen. Anmerkungen. Wann

Frage und Antworth in einem Zeichen von einerley Natur kommen, so ist es sehr gut und bedeutet wegen der Harmonie eine Versicherung, daß die Frage nach Wunsch eintreffen soll. Zur Probe braucht man die hebräische Cabbala, triffts ein so folget, daß die Antworth mit der Frage richtig ist." Hieran schließt sich die Wertangabe der Buchstaben des deutschen und des hebräischen Alphabets, bezüglich deren wir erwähnen, daß der Wert der ersten 10 Buchstaben von 1 bis 10 fortschreitet, vom I. an aber geht er in den Zehnern, nach 100 mit 200 weiter. Schließlich folgen die Zeichen der „Beherrscher und Elemente".

Damit hat der Verfasser den Zweck seiner kabbalistischen Berechnung zur Ausführung gebracht, die Urkunde aber schließt damit noch nicht ab. Vielmehr fügt der Verfasser nunmehr noch eine Blatt 3 und 4 füllende Ansprache an seinen König und Herrn an, in welche nach kabbalistischer Weise die bekannte Legende des Phönix verflochten und in mehrfacher Weise angewendet wird. Es wird da ausgeführt:

„Wie Eur Majest. bekannt sein wird, wie wundersam die Natur-Kündiger den Vogel Phoenix beschrieben, welcher in Arabien sich befinden und von solcher Art sein sollte, daß er an Größe einem Adler gleiche." — „Dieser Vogel soll 2500 Jahre nach Erschaffung der Welt oder 600 Jahre nach der Sündfluth in Aegypten zum ersten Male gesehen worden sein. — Die alten Rabiner fallen dieser Meinung bei und zwar mit dem Zusatz, es lebe der Phönix sehr lange, weil er nicht gleich anderen Thieren auf der Eva Begehren von den Früchten des Verbottenen Baumes genaschet."

Es wird dann hingewiesen auf den 92. Psalm, der nach der griechischen Bibel also ausgelegt werde: „Der Gerechte wird Grühnen wie Phönix, er wird ein hohes Alter erreichen und von dem Tode wieder auferstehen." Es wird dann die märchenhafte Natur dieses Vogels beschrieben, derzufolge er, wenn er 100 Jahre gelebt, sich selbst ein Nest zurichtet und darin sterbe, in seinen Überresten aber eine solche Kraft besitze, daß wieder ein anderer daraus erwachse, welcher anfangs zwar ein Wurm, dann aber dem alten gleich werde. Die Kabbalisten wollen diesen Vogel Phönix den König der Vögel nennen, der seine Regierung im Lande Kanaan und Aegypten, sonst aber nirgends habe, und wenn derselbe zu gewissen Zeiten sich erhebe, um aus einem Lande in das andere zu reisen, so entstehe bei seiner Ankunft eine ungemeine Freude und großes Jubelgeschrei unter den Einwohnern, welche ihrer Meinung nach viel Glück und Nahrung als ein mitgebrachtes Präsent des Phönix zu gewarten hätten.

Auf dies alles hinzuweisen, findet der Verfasser darin die Veranlassung, daß „Eur. Königl. Maj. als unser „Melech zadik, (d. h.) Gerechter König, wieder aus Dero Pohlnisch. Königreiche in Eur. Majest. Sächsisches Canaan glücklich und wohl angelanget und gleichsam wie ein Phönix in seinem Canaan erschienen sei."

Der Vergleich des Königs mit dem Phönix wird dann in einzelnen Bezügen durchgeführt und des weiteren auf das „Zutreffende" der aufgestellten kabbalistischen Rechnung hingewiesen, endlich aber ein hohes Alter, wie es die Kabbala angezeigt, angewünscht.

Hingegen wird das Volk mit jenen kleinen Vögeln verglichen, welche dem Phönix, der Legende nach zu folgen pflegen und dem Gelöbnis der

Treue und des Gehorsams der „kleinen Vögel, welche den Schwung eines Phönix oder Adlers nicht zu erreichen vermögen, Ausdruck gegeben. Der König aber möge so lange leben wie der Phönix, in hohem Alter sterben, dann aber aus seiner Asche wiederum hervorgehen zum ewigen Leben.

Zum Schluß folgen Glückwünsche für die Königin und den Prinzen, und mit einem poetischen Erguß endet die kulturgeschichtlich hochinteressante Urkunde, unterzeichnet

Christoph Wallich.

Wir betrachten diese beiden Urkunden als ein Stück Kulturgeschichte. Sie sind eingegeben von einem warmen Patriotismus und durchweht von aufrichtiger Frömmigkeit. Daß dieser mit Frömmigkeit gepaarte Patriotismus und die wohlgeneigte Aufnahme desselben seitens eines Glanz und Pracht liebenden Fürsten sich begegnen in der auf beiden Seiten vorauszusetzenden Neigung zu mystischen Geheimlehren, erscheint als ein bemerkenswertes Kennzeichen jener Zeit. Ob es ebenso auf Rechnung der Besonderheit jener Zeit oder aber auf diejenige der persönlichen Auffassung des Verfassers zu stellen ist, wenn, der Kabbala zufolge, Personennamen etwas „Apartes", Namen von Potentaten aber etwas noch Aparteres in sich tragen, wagen wir nicht zu entscheiden. Leider aber hat sich der wohlgemeinte Glückwunsch der zweiten Urkunde nicht erfüllt, und die angestellte Namensberechnung trotz der hervorgehobenen langen Erfahrung als trügerisch sich herausgestellt, insofern, wie bekannt, August der Starke schon 1733 im 63. Lebensjahre starb. Es bleibt aber die Hoffnung, daß die andere der Eigenschaft des Phönix entlehnte Zuversicht, welche über dieses Leben hinausweist, in Erfüllung gehen werde an dem Tage, an welchem die jeder Menschenseele von ihrem Schöpfer mitgegebene Urkunde zur Anwartschaft auf ein individuelles Fortleben sich verwirklichen wird.

Zwei geschichtlich verbürgte Prophezeiungen.

Von

Johann F. Haussen.

Der als Philosoph wie als Theologe und Astronom bekannte Kardinal Peter von Ailly schrieb 1414 einen Tractatus de concordantia astronomicae veritatis cum narratione historica, worin er sich mit den sog. großen Saturnperioden, Epochen von 300 Jahren, die in der älteren Astrologie eine große Rolle spielen, beschäftigt und sagt, daß eine derartige Periode mit diesem Jahre beginne, und Johann Cario (1499 bis 1538), Hofastrolog des Kurfürsten Joachim Nestor von Brandenburg weissagt ähnliches aus einer sog. „großen Zusammenkunft“ Saturns und Jupiters für das Jahr 1693 und noch größere politische Wirren für das Jahr 1789 aus dem gleichen Grunde wie Peter von Ailly in seiner „Prognosticatio und Erklerung der großen Wesserung, auch anderer erschrockenlichen Würkungen, so sich begebend 1524, Leipzig 1522.“ — Adelung sagt darüber in seiner trivialen aber wegen ihrer litterarischen Angaben wichtigen „Geschichte der menschlichen Narrheit“ (Bd. 3, S. 112) im Jahre 1787: „Noch unbarmherziger sollte es in dem Jahre 1789 zugehen, das sollte das schrecklichste unter allen sein, indem in demselben große und wunderbare Geschichte, Veränderungen und Zerstörungen vorfallen würden. Allein, so sehr sich der Narr in Ansehung des 1693sten Jahres betrogen hat, so sehr wird er vermutlich auch 1789 zum Lügner werden.“

August der Starke besuchte im Jahre 1698 das Schloß in Torgau, wo ihm ein altes Gemälde auffiel, auf welchem ein Mensch von Löwen angegriffen und von Tigern verteidigt wird. Auf die Frage des Kurfürsten nach der Bedeutung des Bildes, antwortete der Leibarzt Erndel, es stelle den Traum einer gewissen Person dar, worüber er in einer alten Handschrift viel gelesen habe. Die Kurfürstin-Mutter ließ sich die Handschrift bringen, welche von einem um 1591 im Magdeburgischen lebenden Pfarrer Paul Grebner herstammte, von diesem dem Kurfürsten Christian I dediciert wurde und den Titel führt: Sericum mundi filum, seu vaticinium, quo nunciatur subita et plus quam miraculatio orbis terrarum mutatio. Sie wird noch auf der Dresdener Bibliothek aufbewahrt. In derselben heißt es u. a. gleich nach dem Jahre 1690: „Saxo in regem Poloniae creatur.“ Wilhelm Ernst Tenzel, der beste Litterator seiner Zeit, bekam vom König Auftrag, das Buch zu untersuchen. Er fand, daß es von Grebners eigener Hand herrühre und keine Spur einer Verfälschung aufweise. Adelung sucht[1]) die Sache ins Lächerliche zu ziehen, weil sich in dem Buche mehrere Korrekturen von Grebners eigner Hand befinden und manche Prophezeiungen nicht eintrafen, kann jedoch die ihm so ärgerliche Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß 1697 August der Starke König von Polen wurde.

[1]) Geschichte der menschlichen Narrheit Bd 4. S. 72 ff

Das Chinesentum der Wissenschaft.

Eine tragische Geschichte.

Von

Gottlieb Ernesti.

> Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
> Es thut nichts Gut's, es thut nichts Schlecht's
> Der Zopf, der hängt ihm hinten.
> Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
> Es hilft zu nichts, in einem Wort
> Der Zopf, der hängt ihm hinten.
>
> Chamisso.

Man hat wohl nicht mit Unrecht gesagt, Asien fange (kulturell) schon bei der diesseitigen Grenze der russischen Despotie an. Seit dem Herbste 1889 nun, scheint es, planten einige durch den Fanatismus der materialistischen Schulwissenschaft beschränkte Ärzte und Juristen in Österreich, die asiatische Kultur schon bei der diesseitigen Grenze des habsburgischen Kaiserreichs beginnen zu lassen. Dort wurde nämlich u. a. von dem permanenten Strafgesetz-Ausschuß im Abgeordnetenhause des Reichsrates als § 464 des neuen Strafgesetzes folgendes beantragt:

„Wer zur Heilung von Krankheiten, zur Verhütung oder Stillung von Schmerzen, zum Unterrichten, zu Versuchen, Demonstrationen, Schaustellungen, oder zu andern Zwecken Mittel anwendet, welche das Bewußtsein eines Menschen aufheben oder abschwächen, oder dessen Geistesthätigkeit willkürlich bestimmen, wird, wenn er hierbei einer Verordnung zuwider handelt, mit Haft oder an Geld bis zu 300 fl. bestraft."

Wir sind ganz einverstanden damit, daß ein Mißbrauch des Mesmerismus, Hypnotismus und Mediumismus ebenso gut wie der Narkose strengstens bestraft wird, wir sind namentlich erfreut darüber, daß nachdrücklichst Gewicht darauf gelegt wird, die freie Willensbestimmung und das Bewußtsein der Selbstverantwortung möglichst zu betonen. Demnach scheint dieser Paragraph auf den ersten Anblick sehr erwünscht, betrachtet man ihn aber näher, so sieht man bald den Fuchs zum Loche herausschauen. Das Gewicht liegt nämlich wohl auf: „Heilung von Krankheiten, Verhütung oder Stillung von Schmerzen" und „wenn er hierbei einer Verordnung zuwider handelt". Durch diesen Paragraphen sollten also, wie es nach einer kleinen Schrift des ehemaligen k. k. Polizeirates

Kusmanek[1] scheint, die Polizei und die unteren Gerichts-Instanzen zu willigen Werkzeugen der in ihrer chinesischen Scholastik hilflosen Medizinal-Behörden gemacht und so dem leidenden Publikum das bereits als „kurpfuscherisch" gebrandmarkte Rettungsmittel des Mesmerismus in majorem Medicinae gloriam geraubt werden. —

Die so vermutete Gefahr ist freilich keine dringende mehr, seitdem der Senior der österreichischen Juristen, der Präsident des Grazer Landesgerichtes, Dr. Joseph von Waser, jenen Gesetzentwurf gänzlich zurückgewiesen hat und nur ganz geringe Änderungen des bestehenden Strafgesetzes mittelst einer Novelle befürwortete. In der That scheint dies Österreichische Strafgesetzbuch manche Vorzüge vor denen anderer Länder zu haben. Ein solcher Lichtpunkt desselben, der gerade uns hier angeht, ist, daß es in seinem § 343 ausdrücklich die „Anwendung des animalischen oder Lebensmagnetismus" als eine Art der Krankenbehandlung anerkennt. Wenn aber derselbe Paragraph diese Behandlung mit der Narkose auf eine Stufe stellt, so ist wahrscheinlich, daß die Gesetzgeber damit nur das bezeichnen wollten, was man heute Hypnotismus nennt; und in diesem Sinne sind wir auch ganz damit einverstanden, daß für dessen Anwendung nicht nur, wie dieser Paragraph vorschreibt, „ärztlicher Unterricht und gesetzliche Berechtigung" als Vorbedingungen gefordert werden, sondern daß sogar die Ausübung solcher Praxis möglichst eingeschränkt und alle Schädigung durch dieselbe von seiten Unberufener streng bestraft werden. Dagegen sollte das Wissen und Können des Mesmerismus in seinen niederen Erscheinungsformen (ohne Somnambulismus) möglichst jedermann, namentlich allen Eltern, geläufig werden. Den Segen kennen zu lernen, welchen jeder gesunde und gutwillige Mensch mit seiner eigenen Lebenskraft spenden kann, halten wir für wichtiger als lesen, schreiben und rechnen zu erlernen.

Unter der Leitung einer zur Einsicht und zur wahren Menschlichkeit erwachten Wissenschaft ließen sich gerade an der Hand des österreichischen § 343 sowie auch des neu beantragten § 464 die richtigen wünschenswerten Verhältnisse herstellen, während unter der materialistischen Schreckensherrschaft des jetzigen medizinischen Chinesentums das Strafgesetzbuch dazu dient, das Publikum zu tyrannisieren und gerade das, was die Gesetzgeber schützen wollten, den Mesmerismus, zu unterdrücken.

Wir machen dabei keineswegs den Juristen einen Vorwurf, denn diese sind natürlich von den herrschenden Strömungen der andern Fachwissenschaft abhängig. Vom juristischen Standpunkt ist solche Sachlage auch nie so ernst zu nehmen. Weiß doch jeder Jurist, daß er es zwar immer bloß mit formellem, nicht mit materiellem Recht zu thun hat, und daß letzteres doch nur in den allerwenigsten Fällen zur Geltung kommt, daß aber andrerseits im großen Ganzen sich auch bei den schlechtesten formellen Rechtszuständen der gesunde Menschenverstand fast immer zu helfen weiß. Und das ist auch in Österreich der Fall. Nicht nur sucht

[1] Joseph Kusmanek: „Der Hypnotismus im Dienste der Staaten und der Menschheit; ein Wort an die Regierungen aller Kulturvölker", Leipzig (Wilh. Friedrich).

Professor von Krafft Ebing in Wien jetzt einer vernünftigeren Einsicht in die Wahrheit Bahn zu brechen, auch schon früher haben einzelne Ärzte dort ihren Lebensmagnetismus zum großen Segen ihrer Patienten verwertet und damit ebensoviel Anerkennung wie Heilwirkungen erzielt. Gegenwärtig freilich sind der zweifelhafte Titel „Heilmagnetiseur" und die ebenso unschöne wie unrichtige Bezeichnung „Magnetopath", welche jetzt in Deutschland so beliebt ist, in Österreich ganz unbekannt; dagegen nennen sich die diese Behandlungsart verwertenden Ärzte Psychiater oder Nervenärzte und wer nicht studiert hat, deckt seine heilbringende Wirksamkeit durch den Beruf eines „Masseurs" oder eines „Abreibers".

Es ist jedoch für das Publikum sehr nachteilig, daß unter diesen ungünstigen Verhältnissen die Thatsache der Heilkraft des lebenden Organismus und deren allgemeine systematische Verwertung unterdrückt wird. Daß dies aber geschieht, ist lediglich Schuld des Terrorismus, den das Chinesentum der Schulwissenschaft ausübt, die sich noch so unwissend zeigt, daß sie weder die therapeutische Bedeutung des Hypnotismus, noch die des Mesmerismus anerkennt, geschweige denn den großen gegensätzlichen Unterschied beider. Dem Manne Chamissos „ging es doch wenigstens zu Herzen, daß ihm der Zopf so hinten hing", diese schulwissenschaftlichen Chinesen aber wollen offenbar blind sein.

Wie eng auch wir in Deutschland noch in diese chinesischen Fesseln geschnürt sind, das haben neuerdings die von Emil Franzos in den Dezember und Januarheften seiner Zeitschrift „Deutsche Dichtung" abgedruckten Gutachten berühmter Autoritäten gezeigt. Und wahrlich, gerade wir Deutschen dürfen froh sein, wenn wir in diesem Jahrhundert noch mit einem blauen Auge davon kommen. Die Ekstase, in welche unsere Schulärzte durch die vermeintliche „Entdeckung" des Herrn Professor Koch gerieten, und der kolossale Schwindel, der von Journalisten und Strebern mit derselben getrieben worden ist, zeigte wieder einmal die ganze Hohlheit und Ratlosigkeit unserer Schultherapie, die ertrinkend nach einem Strohhalm greift, während sie die drei großen Schiffe, die sie zu retten bereitstehen, die Naturheilkunde, den Mesmerismus und die Isopathie, in hochmütiger Verblendung verachten. Diesmal, scheint es, sollen wir noch mit der „unsterblichen Blamage" Deutschlands gegenüber unsern Nachbarvölkern davonkommen, und Prof. Virchows mannhaftes Vorgehen war wenigstens in ehrenhafter Weise bestrebt, einiges Versäumte negativ wieder gut zu machen. Wann es aber in den Geistern und vor allem in dem guten Willen unsrer Schulwissenschaft positiv zu tagen anfangen wird, das mögen die Götter wissen. Das große „Dutzend Männer der Wissenschaft" wird sich noch lange einbilden, daß sie das Weltall regieren und, was sie nicht wissen, sei nicht Wissenschaft; und die urteilslosen Zeitungsschreiber werden wohl noch lange fortfahren, diese „Weisheit" nachzubeten.

Wie überhaupt nur wegen der Vernachlässigung aller natürlichen Heilfaktoren jener Hexentanz möglich war, den im vergangenen November das „europäische Kulturleben" um das chinesische Idol der Schulwissenschaft

aufführte, schildert u. a. Dr. Carl Gerster in dem Berichte, welchen er im Januarhefte seiner Monatsschrift „Hygieia“ giebt von seinen Erfahrungen, die er in Berlin bei seiner Beobachtung der Kochschen „Entdeckung“ machte.

„Von allgemeiner hygieinischer Behandlung der Tuberkulösen war in den Berliner Krankenhäusern gar keine Rede. Weder Atmiatrie, noch Hydropathie, weder Diätetik, noch aktive und passive Bewegung, noch sonstige hygieinische Heilfaktoren wurden systematisch angewandt; wochen- oder monatelang in ihren Betten liegend, harrten die Kranken einfach, wie in den Kliniken anderer Städte auch, der jeweilig neuesten Arzneien oder des Messers des Chirurgen.“

Wir möchten aber nicht mißverstanden werden, als ob wir Professor Kochs Arbeiten nicht anerkennen oder sein Verdienst leugnen wollten, die Schulmedizin wenigstens theoretisch etwas gefördert zu haben, oder endlich gar, als ob wir glaubten, er sei für den Schwindel verantwortlich zu halten, den andere mit der Verhimmelung seiner Leistungen getrieben haben. Wir glauben sogar, daß sein Mittel segenbringend werden könnte, wenn es nur in höchsten (homöopathischen) Potenzen angewandt würde. Das Beste, Gemeinverständliche, was hierüber geschrieben worden, ist wohl Professor Dr. Gustav Jägers Broschüre: „Gleich und Ähnlich. Notschrei eines mißhandelten Naturgesetzes“.[1] Sie ist ein Muster von anregend, ja sogar unterhaltend geschriebener und klar gedachter Darstellung. Wir empfehlen diese Schrift allen Interessenten auf das wärmste. Hier können wir leider nur Anfang und Ende derselben wiedergeben:

„Als alle Welt verblüfft und ratlos vor der Kochschen Entdeckung stand, gab ich (Jäger) behufs Orientierung das Losungswort aus: Isopathie! Die Antwort waren: Dumme Gesichter und der Gegenruf „Mund halten!“

Nun begann ein Drama, bei dessen Betrachtung man sich fragen mußte: soll man lachen oder weinen? Lachen? Auf den Ruf eines Mannes „Ich hab' ein unfehlbares Geheimmittel gegen Tuberkulose!“ beginnt ein Wettrennen der Kranken, die ihren Ärzten davonlaufen, die Ärzte stürzen an ihren Rockschößen hinterher und reißen auch die großen Kliniker, die ärztlichen Behörden, ja die Minister mit! Welches Armutszeugnis für unsere heutige Heilkunst, wenn alles den wohlbestallten Arzt verläßt und einem „Geheimmittel“ nachstürzt! — Weinen? über die armen Kranken, die mit Verachtung aller Gefahr der Winterreise, des Sprungs in fremde, ungewisse Verhältnisse, wie bei einem Theaterbrand alle auf einen Punkt zustürzen, so daß notwendig eine Anzahl davon zertreten werden muß! Vollends weinen, wenn man das voraussieht, was sich jetzt als einzig sicherer Erfolg herausgestellt hat, den Tod zahlreicher Opfer eines Heilverfahrens nach Doktor Eisenbart.“ — —

„Die Wahrheit hat zwei Gegner, die Habsucht und die Herrschsucht. Wundert es Sie da, daß die erste jedesmal den kürzern zieht? Mich nicht!“

Die Zustände, denen wir mit unserem wissenschaftlichen Chinesentum zusteuern, sind einfach die, daß einen staatlich approbierten Schularzt zu konsultieren gleichbedeutend wird mit einem todeswürdigen Verbrechen. Läßt jemand sich — und sei es auch nur durch einen tüchtigen Schnupfen oder einen Grippeanfall — zu solcher Thorheit verleiten, so wird er mit Lymphe oder sonst irgend einem anderen Gift in allopathischer Dosis

[1] Stuttgart 1891. Selbstverlag des Verfassers.

getötet, dann wird auf der Anatomie oder sonstwie konstatiert, daß er vorschriftsmäßig an dem Gift „gestorben“ ist, und sein Verbrechen ist gesühnt.“ Probatum est![1])

Doch Scherz beiseite! Wird es auch nicht ganz so schlimm werden, so ist es doch schon jetzt schlimm genug. Man könnte täglich eine lange Liste von „Opfern der Wissenschaft“, Todesfälle durch das Chinesentum der Schulmedizin veranlaßt, veröffentlichen. Mißtrauen und Schrecken des Publikums nehmen beständig zu. Man darf in der That schon hoffen, daß unsere materialistische Naturwissenschaft und ihr Schoßkind, die chinesische Schulmedizin (Therapie, nicht Chirurgie), den künftigen Zeitaltern als ein häßliches Zerrbild in der Kultur des neunzehnten Jahrhunderts erscheinen wird.

[1]) Unter dem Titel: „Die Bacillenjäger; ein medizinisches Wintermärchen in 3 Akten, nach persönlichen Erlebnissen dramatisiert und herausgegeben von Bacillus Freimund Wunderfeind, kgl. bacillarischer Hofpoet; Verlag der Buchdruckerei von C. Kraus (Ed. Lintz), Düsseldorf“ (75 Pf.) ist eine satirische Dichtung erschienen, die ebenso zeitgemäß wie sachlich berechtigt ist. Dieselbe schließt sich im wesentlichen an die thatsächliche Entwickelung der Koch-Bewegung an, deren marktschreierische Thorheit sie aufs schärfste geißelt. Der pseudonyme Verfasser hat nur ein Lesedrama schaffen wollen, aber von dem Rechte des Satirikers, auch im ernstesten Ereignis eine heitere Seite zu erkennen, ausgiebig Gebrauch gemacht. Wer Sinn für Humor und für Verse hat, lasse sich diese Schrift nicht entgehen.

An meine Seele.

Von

Kala Devila.

Nun schweig', du Dämon, grolle nicht so laut!
Was wütest du in deines Körpers Plage?
O warte nur, am letzten deiner Tage
Wird dir ein göttlicher Palast gebaut.

Gieb dich zur Ruh' und quäle mich nicht mehr,
Gefangen, mußt du büßen alte Schuld —
Gieb dich zur Ruh' und üb' dich in Geduld,
Ein Wesen wirst du wieder frei und hehr!

Gefangen bist du, und ich fühl' die Pein;
Sehnst dich zurück nach freiheitlichem Flug —
Nun schweige still und trag' des Lebens Trug!
Für dich auch wird ein Himmel offen sein.

Die Lichtmandln im Pusterthale.

Von
Carl Mutschlechner.

Eine eigentümliche, nicht erklärte Erscheinung zeigte sich zu Sand im Pusterthal und zwar stets beginnend mit der Adventzeit und andauernd bis Anfang Februar. Die ganze übrige Zeit des Jahres war sie nie zu sehen. Ich gebe die Beschreibung derselben hier wieder, wie ich selbst sie dort in Sand, das mein Geburtsort ist, wohl hundertmal als Kind mit eigenen Augen sah.

In der Morgenfrühe, von 4 bis 7 Uhr, waren die sogenannten „Lichtmandln" (Lichtmännchen) allen dortigen Bewohnern eine wohlbekannte Erscheinung. Es waren hell leuchtende, menschenähnliche Gestalten von der Größe eines drei- bis zu der eines zehnjährigen Kindes. Zumeist war die sie formende Lichtmasse gelb, bisweilen aber auch bläulich. Sie zeigten sich nicht über sumpfigem Boden, der dort überhaupt nicht vorhanden ist, sondern schienen meist ihren Ausgangspunkt von der Friedhofmauer und vom Friedhof selbst zu nehmen. Von da huschten sie über die Schneefelder, ein paar Fuß über der Erde schwebend, meist zu zweien oder dreien, oft wie spielend und einander haschend, im nächsten Augenblick hoch oben auf einem Berge erscheinend und wieder im nächsten herunter schießend über Abgründe und Bäche hinweg. Häufig waren sie auf der Straße anzutreffen, welche von Dorf Sand nach der eine Viertelstunde entfernten Pfarrkirche führt. Sie ließen dann die Vorübergehenden bis auf etwa 10 Schritte Entfernung herankommen, verschwanden aber dann plötzlich, um nach Verlauf einer Sekunde wieder in großer Entfernung aufzutauchen. Man sah deren manchmal sogar vier oder fünf, oft jedoch auch nur eins. Am lebhaftesten zeigten sie sich gegen 6 Uhr morgens zur Zeit der Frühmesse. Ihr Eindruck war der von glänzenden, in Schleier gehüllten, menschlichen Wesen, deren Bewegungen durchaus menschenähnlich waren. Wenn das Tageslicht dann anbrach, verschwanden auch diese Wesen, und zwar regelmäßig in der Nähe der Friedhofmauer. Dies geschah ganz wie das Erlöschen eines Lichtes.

Niemand fürchtete sie und die Schulknaben, welche zu den sogenannten Engelamtern gingen, sahen dem spielenden, schwebenden Treiben stets mit großer Freude zu und versuchten sogar sie zu fangen. Sie ließen die Kinder oftmals in die Nähe kommen, verschwanden aber dann sofort und tauchten am andern Orte wieder auf.

Solange ich als Kind in meiner Heimat weilte, vom Jahr 1844—52, wiederholte sich die Erscheinung alljährlich um dieselbe Zeit. Ob sie gegenwärtig noch dort wiederkehrt, kann ich nicht sagen. Für die Wahrheit dieses Erlebnisses aber trete ich mit voller Überzeugung ein.

Kössen, am 26. Januar 1891.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Tatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Vorgeschichte des Mesmerismus.

Von
Carl Kiesewetter.

(Schluß.)

Den ersten im modernen Sinn exakt beglaubigten mesmerischen Heilungen begegnen wir bei dem 1628 in der Grafschaft Waterford geborenen irischen Edelmann **Valentin Greaterakes**. Dieser träumte im Jahre 1662, daß er die Gabe besitze, mit seiner Hand Kröpfe zu heilen. Er achtete anfänglich nicht auf diesen Traum, aber als er sich wiederholte, machte er einen von völligem Erfolg begleiteten Versuch an seiner Frau. Er versuchte nun seine Kur bei andern und hatte den gleichen Erfolg. Im Jahre 1665 fing er an, alle möglichen Krankheiten durch Berührung mit seiner Hand zu heilen, und wurde ein Jahr später vom König nach London berufen. Allein bei Hofe war seines Bleibens nicht lange, wei die liederlichen Hofleute des lustigen Königs Karl den närrischen Kauz, welcher durch das Bestreichen mit seiner Hand sogar kranke Tiere heilen wollte, in jeder Weise neckten. Infolgedessen bezog Greaterakes ein nahe bei einem Spital gelegenes Wohnhaus, welches er zu einer magnetischen Klinik einrichtete. Hier beobachtete der Arzt **J. N. Pechlin** seine Kuren und beschrieb sie als Augenzeuge in einem besonderen Werk.[1]) — Auch Greaterakes selbst ließ 1666 eine Schilderung seiner Kuren drucken[2]), über welche im gleichen Jahre noch eine Schrift erschien[3]); außerdem sind die Kuren Greaterakes' noch rühmlichst in den Schriften der gleichzeitig lebenden berühmten Theologen **Joseph Glanvil** und **Richard Baxter** erwähnt.[4])

Pechlin hat nicht den mindesten Zweifel an den Heilungen Greaterakes' und wünscht dessen Werk in alle Sprachen übersetzt zu sehen; auch ließ er eine große Anzahl Briefe und Zeugnisse abdrucken, welche die Wahrheit der Kuren und den ehrenwerten Charakter von Greaterakes hervorheben. Das erste dieser Zeugnisse legt der Hofprediger Karls II, Joseph Glanvil, in einem Briefe ab, worin er sagt, Greaterakes sei ein einfacher, liebenswürdiger, frommer und jedem Betrug abholder Mann.

---

1) J. N. Pechlin: Observationes phys. et med. Lib. III. cap. 2. Hamb. 1691. 8⁰.

2) Val. Greaterakes, Esquire of Waterford in the Kingdom of Irland — famous for curing several diseases and distempers by the stroak of his hand only. London, 1666. 8⁰.

3) A brief account of M. Val. Greaterakes and diverse of the strange cures by him performed. Lond. 1666. 8⁰.

4) Vergl. Glanvils: Sadduccismus triumphatus und Baxters: The certainty o the world of spirits.

Ein ganz ähnliches Zeugnis stellt dem Greaterakes der Bischof George Rust zu Dranmor in Irland aus, indem er sagt[1], er sei drei Wochen bei ihm gewesen, wobei er Gelegenheit gehabt habe, seine guten Sitten und eine große Anzahl von Krankenheilungen zu beobachten. Er vertreibe durch das Auflegen seiner Hände die Schmerzen und leite sie nach den äußeren Gliedmaßen hin. Manchmal geschehe die Wirkung sehr schnell und wie durch Zauberei. Wenn die Schmerzen nicht weichen wollten, so wiederhole Greaterakes seine Reibungen und treibe so die Schmerzen von den edleren Teilen in die unedleren und endlich in die Extremitäten, von wo sie verschwänden. — Weiterhin sagt Rust, er könne als Augenzeuge versichern, daß Greaterakes Schwindel, sehr schwere Augen- und Ohrenkrankheiten, Fallsucht, veraltete Geschwüre, Kröpfe, Drüsen, Verhärtungen und Krebsgeschwülste geheilt habe. Er selbst habe Geschwüre in fünf Tagen reifen sehen, welche mehrere Jahre alt waren, und er glaube in der Art der Behandlung weder etwas Übernatürliches, noch etwas Göttliches sehen zu müssen. — Die Kur sei oft auch sehr langwierig, und die Krankheiten wären nur nach Wiederholung der Manipulation gewichen; einige hätten sogar aller Mühe widerstanden. — Ihm (Rust) scheine es, als ströme aus dem Körper von Greaterakes etwas Heilsames oder Balsamisches aus. Greaterakes selbst sei überzeugt, daß er in seiner Gabe ein besonderes Geschenk Gottes empfangen habe. Selbst epidemische Krankheiten (damals herrschte die große Pest in London, welche daselbst von der etwa eine halbe Million betragenden Einwohnerzahl über 68000 Menschen hinwegraffte) heile Greaterakes durch seine Berührung, weshalb er (Rust) glaube, derselbe müsse sich ganz allein der Heilung von Krankheiten widmen.

Pechlin bringt außerdem noch die Zeugnisse der Ärzte Faireklow und Astelius bei, welche die Greaterakesschen Kuren sehr sorgsam untersucht hatten. Faireskow sagt:

„Ich war betroffen von seiner (Greaterakes') Sanftmut und Güte gegen die Unglücklichen und von der Wirkung, welche er durch seine Hand vollbrachte." — Astelius dagegen äußert sich: „Ich sah Greaterakes die heftigsten Schmerzen augenblicklich stillen bloß durch seine Hand; ich sah ihn z. B. den Schmerz von der Schulter bis zu den Füßen hinuntertreiben. Wenn die Schmerzen im Kopf oder in den Eingeweiden festsaßen, so erfolgten bei ihrer Vertreibung oft fürchterliche Krisen, welche selbst für das Leben der Kranken bangen ließen; allein nach und nach zogen sie sich in die Extremitäten, um endlich ganz zu verschwinden. Ich sah ein skrofulöses Kind von zwölf Jahren mit solchen Geschwülsten, daß es keine Bewegung machen konnte, und er zerteilte bloß mit seiner Hand den größten Teil der Geschwülste; eine sehr große öffnete er jedoch und heilte sie so wie die übrigen durch öftere Benetzung mit seinem Speichel."

Endlich bezeugt bei Pechlin noch der berühmte Chemiker und Physiker Robert Boyle, Präsident der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu London, daß Greaterakes bei seinen Kuren die leidenden Stellen berührte und dann abwärts strich, wobei er sagt:

[1]) Pechlin a. a. O.

„Viele Ärzte, Edelleute, Geistliche u. s. w. bezeugen die Wahrheit von Greatrakes' Heilungen, welche er in London bekannt machte. Die vorzüglichsten Krankheiten, welche er heilte, waren Blindheit, Taubheit, Lähmungen, Geschwüre, Geschwülste und allerlei Fieber.'

Ungefähr zu gleicher Zeit lebte der Domherr zu Sitten, Matthias Will, welcher wegen seiner Krankenheilungen durch Gebet, Exorcismus und Auflegung der Hände einen großen Ruf in der Schweiz, Deutschland, Savoyen, Italien und Burgund hatte. Man brachte von allen Seiten von den Ärzten aufgegebene Kranke zu ihm, welche er durch seine mesmerisch-suggestive Heilmethode herstellte; auch soll er zahlreiche Besessene befreit haben. Auf seinem Grabstein steht die Inschrift: Hic jacet exorcista potens mirumque juvamen Aegrorum membris ecclesiaeque decus.[1]) Matthias Will scheint demzufolge als Vorläufer Gaßners betrachtet werden zu müssen.

Im vorigen Jahrhundert lebte auf der schottischen Insel Icolmkill ein Fischer Jennis, welcher weit und breit hin zur Vertreibung der Skrofeln geholt wurde, die er mit seinen Händen strich. Ein gleicher Heilmagnetiseur lebte zu derselben Zeit in Kiel, wo sich die theologische Fakultät weidlich wegen der Zulässigkeit dieser Heilmethode herumstritt. Endlich ist noch der gleichzeitig lebende Bauer Martin zu Schlierbach in Württemberg zu erwähnen, welcher die Kranken durch ähnliche Manipulationen und sogar dadurch geheilt haben soll, daß er sie in seinen Schatten stellte.

Die mesmerisch-suggestive Heilmethode Pater Gaßners habe ich in diesen Blättern ausführlich geschildert[2]) und kann dieselbe also, indem ich auf meine frühere Arbeit verweise, an dieser Stelle übergehen.

Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß gleichzeitig mit Gaßner ein in Thüringen noch heute allgemein bekannter und genannter Wundermann lebte. Es war dies der 1793 zu Thal bei Ruhla gestorbene (und auch daselbst geborene) Glaser Johannes Hornschuh, welcher als Seher und Heilmagnetiseur unter dem Namen Dörwerts-Häns[3]) noch heute jedem Kind bekannt ist und von Ludwig Storch zum Helden einer gleichnamigen Novelle gemacht wurde, auf die ich Freunde des Übersinnlichen um so mehr aufmerksam mache, weil die darin aus dem Leben des ländlichen Wundermannes, der sogar von Joseph II um Rat befragt wurde und sich des ganz besonderen Schutzes des hochgebildeten Herzogs Ernst II von Gotha erfreute, erzählten Umstände Thatsachen sind, welche Storch von seinem Vater erfahren hatte, der zu Lebzeiten des Dörwerts-Häns herzoglicher Physikus zu Ruhla war.

Dies ist in großen Zügen das bis zur Zeit Mesmers über heilmagnetische Praxis, insofern sie durch Manipulation und Suggestion ausgeübt wird, vorliegende Material, wobei jedoch das ganze damit eng

---

[1]) Perty: Mystische Erscheinungen, Bd. 2, S. 232 und 233.

[2]) Sphinx II, Heft 11, S. 308 ff.

[3]) Johannes Hornschuhs Eltern besaßen ein Vorwerk, d. h. einen zu einem Gut gehörigen kleinen Bauernhof, von dem der Sohn im Ruhlaer Dialekt „Dörwerks-Häns" genannt wurde, woraus „Dörwerts- (die Endsilbe ist fast stumm) Häns" entstand.

verbundene Gebiet der magisch-sympathetischen Heilkunde in ihrem ganzen Umfang kaum berührt ist. Erwähnt muß auch ferner werden, daß die Kehrseite des heilenden Einflusses von Wort und Hand in dem universalgeschichtlichen Problem des Hexenwesens zu suchen ist, insofern hier die Berührung der vom bösen Willen gelenkten unreinen Hand und der suggestive Einfluß des tückisch geraunten Wortes anstatt Heilung und Leben Krankheit und Tod bringt. Überall, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, spielt in der schädigenden Zauberei die schädigende Berührung und die „Berufung", das „Beschreien", die Hauptrolle, und ich werde, wie schon im vorigen Jahr in seinem Aufsatz über „die Forschungsweise der psychologischen Gesellschaften" Herr Dr. du Prel den Wunsch aussprach[1]), im zweiten Teil meiner Geschichte des Okkultismus untersuchen, inwieweit das Hexenwesen von diesem Standpunkt aus erklärt werden kann.

Wir wenden uns nun zu einer Darstellung der vor Mesmer gebräuchlichen Anwendung des Mineralmagneten und der vor ihm über Heilmagnetismus, unter welchem man sowohl den mineralischen als auch den animalischen verstand, aufgestellten Theorien, wobei wir sehen werden, daß Mesmer völlig auf den Schultern von Paracelsus, Helmont, Fludd und Maxwell steht.

Bezüglich des ersten Teiles meiner noch übrigen Aufgabe kann ich mich kurz fassen und auf die Einleitung von G. Geßmanns „Hypnotismus" verweisen, worin der Herr Verfasser — von einigen Einzelheiten abgesehen — eine zutreffende Schilderung des magisch-medizinischen Gebrauches des Mineralmagneten bis auf die Zeit von Paracelsus giebt.

Paracelsus widmet dem Mineralmagneten eine besondere kleine Schrift[2]), worin er sagt:

„Der Magnet hat lang vor aller Augen gelegen, und keiner hat daran gedacht, ob er weiter zu gebrauchen wäre, und ob er, außer daß er das Eisen an sich zieht, auch noch andere Kräfte besitze. Die lausigen Doctores werfen mir oft unter die Nase, ich wollte den Alten nicht folgen; aber in was soll ich ihnen folgen? Alles, was sie vom Magnet gesagt haben, ist nichts. Legt das, was ich davon sage, auf die Wage und urteilt! Wäre ich blindlings andern gefolgt und hätte nicht selbst Versuche angestellt, so würde ich ebenfalls nicht mehr wissen, als was jeder Bauer sieht, als: er zieht das Eisen an. Allein ein weiser Mann soll selbst untersuchen, und so habe ich gefunden, daß der Magnet außer dieser offenbaren, einem jeden in die Augen fallenden Kraft, das Eisen anzuziehen, noch eine verborgene Kraft besitzt."

„Bei den Krankheiten muß man den Magnet auf das Centrum legen, von welchem die Krankheit ausgeht. Der Magnet hat einen Bauch (den anziehenden) und einen Rücken (den abstoßenden Pol), und es ist nicht einerlei, wie man (in dieser Hinsicht) den Magnet auflegt." So legt z. B. Paracelsus bei allen Arten der Epilepsie an den Unterleib vier Magnete mit nach oben gekehrten Nordpolen an, auf das Haupt dagegen einen einzigen mit dem Südpol nach unten gerichteten. „Dieser Paragraph, sagt Paracelsus, ist mehr wert als alles, was die Galenisten ihr Leben lang geschrieben und auf ihren hohen Schulen ihr Leben lang gelehrt haben. Hätten sie anstatt ihrer Ruhmredigkeit den Magneten vor sich genommen, sie hätten mehr

---

[1]) In seinem Aufsatz: „Die psychologischen Gesellschaften." Vergl. Münchener Allgemeine Zeitung Nr. 321, Jahrgang 1889.

[2]) „Von den Kräften des Magnets."

ausgerichtet als mit all ihren gelehrten Klappereien. Er heilt die Flüsse der Augen, Ohren, Nase und äußeren Glieder. Auf diese Art heilt man auch offene Schenkel, Fisteln, den Krebs u. s. w. Der Magnet zieht ferner die Brüche und heilt alle Rupturen; er zieht die Gelbsucht aus und die Wassersucht wieder zurück, wie ich oft in der Praxis erfahren habe, allein es ist nicht nötig, den Unwissenden alles ins Maul zu kauen."

„Ich behaupte klar und offen aus dem, was ich vom Magnet selbst durch Erfahrung erprobt habe, daß in ihm ein so hohes Geheimnis verborgen liegt, ohne welches man in vielen Krankheiten gar nichts ausrichten kann."

Der Magnetismus ist eine kosmische Kraft und in der Identität der kleinen und großen Welt gegründet. Im Menschen ist etwas Siderisches oder ein von den Sternen kommendes Wesen. Obschon dieses körperlich ist, so kann es doch in Hinsicht auf den weit gröberen Leib für einen Geist gehalten werden. Dieses Wesen steht mit der großen Welt, dem Gestirn, von dem es abstammt, in Verbindung, und zieht wie ein Magnet dessen Kräfte an sich. Dieses Wesen nennt Paracelsus Magnes Mikrokosmi und lehrt[1], daß dasselbe unter Umständen aus dem Chaos Krankheiten anziehe, insofern die magnetische Kraft durch die ganze Welt verbreitet sei und der Magnes Mikrokosmi giftige Influentien aus dem Mond und den Sternen an sich ziehe, während diese auch umgekehrt derartige Effluvien an sich ziehen und durch ihre Strahlen verbreiten können.

Die Erkrankung resp. Ansteckung leitet Paracelsus von der dem Menschen angeborenen magnetischen Natur ab, durch welche der Mensch schädliche Einflüsse aus dem Chaos[2] an sich zieht.

„Daher müßt ihr verstehen, daß der Magnet der Lebensgeist im Menschen sei, welcher den infizierten Menschen sucht, da sich beide außen im Chaos vereinen. So werden Gesunde von Kranken durch magnetische Anziehung angesteckt. Solches lernet aus einem Beispiel. Wenn gesunde Augen die triefenden eines andern ansehen, so zieht der Magnet der gesunden Augen das Chaos der kranken an sich, und das Übel springt gleich auf die gesunden Augen über.[3])

Auf diese die Grundzüge der kosmisch-magnetischen Lehre Mesmers enthaltende Theorie gründet Paracelsus seine magnetisch-sympathetische Kur der Krankheiten. Nach seiner Lehre liegen in der Mumie oder dem sogenannten menschlichen Magneten alle körperlichen Kräfte, so daß eine kleine Dosis desselben alles Homogene aus dem ganzen Leib an sich zieht. Man kann sich auf diese Art von den unheilbarsten Krankheiten, Gicht, Podagra u. s. w. befreien, wenn man sich gleichsam zu einem Eisen macht, d. h. wenn man einen durch den menschlichen Magneten ausgezogenen Teil der kranken Mumie (Lebenskraft, Nervenäther ꝛc.) einem andern gesunden Körper beibringt. Dieser zieht sodann — wie der Magnet das Eisen — die Krankheit gänzlich an sich, indem seine kräftige gesunde Natur die ihm beigebrachte geringe Dosis kranker Mumie heilend umbildet und durch diese magnetisch heilend auf den kranken Organismus zurückwirkt.

---

[1]) De Peste, Tract. 2 und 4.

[2]) Chaos ist bei Paracelsus ein sehr vieldeutiger Begriff und bald mit Weltall, bald mit Krankheitsstoff zu übersetzen.

[3]) De Peste.

Über die diesbezügliche Praxis ist Paracelsus nach seiner Art äußerst zurückhaltend; doch finden Interessenten Genügendes darüber in den Schriften von Tenzel, Maxwell u. s. w.

Der mit Paracelsus gleichzeitige Agrippa von Nettesheym kennt die mesmerisch-suggestive Beeinflussung und charakterisiert sie sehr gut, indem er sagt:

„Die Leidenschaften der Seele, welche der Phantasie folgen, können, wenn sie heftig sind, nicht allein den eigenen Körper verändern, sondern ihre Wirkung kann sich auch auf einen fremden Körper erstrecken — so daß sie ebenso Krankheiten des Geistes heilen als hervorrufen kann. — Eine stark erhobene und durch eine lebhafte Imagination erregte Seele bringt nicht allein ihrem eigenen, sondern auch fremden Körpern Gesundheit und Krankheit." [1])

Ebenso kennt Agrippa den eigentlichen Hypnotismus, den er unter dem Namen der Fascination oder des Bannens sehr gut schildert. Ich muß bezüglich dessen auf meine früher in diesen Blättern veröffentlichte Arbeit über Agrippa verweisen.[2])

Bei Helmont finden wir zum erstenmal das Wort Magnetismus im modernen lebensmagnetischen Sinn gebraucht, indem er in seiner berühmten Abhandlung: „De magnetica vulnerum curatione" sagt (§ 11):

„Die materielle Natur zieht täglich ihre Formen durch einen beständigen Magnetismus von oben herab, indem sie sich die Gunst des Himmels erbittet. Gleichzeitig findet vom Himmel aus unsichtbar eine Anziehung nach oben statt, so daß ein freier gegenseitiger Verkehr stattfindet und in Einem auch das Ganze enthalten ist. Der Magnetismus, welcher jetzt allgemein blüht, enthält außer dem Namen weder Neues noch Paradoxes, oder doch nur für solche Leute, welche alles verlachen und dem Satan zuschreiben, was sie nicht verstehen."

„Auch der Magnetismus ist eine himmlische, den astralen Influenzen ähnliche, an keine Entfernung gebundene Eigenschaft." (§ 40.)

„Wenn wir uns magnetischer Mittel bedienen, so mögen wir gewiß sein, daß dieselben Gott angenehm und ihr Gebrauch eine Handlung ist, welche in beiden Welten mit gleicher Ordnung und gleichem Schritt einen und denselben Führer besitzt." (§ 48.)

„Paracelsus ist weit davon entfernt, sich ein schlechtes Verdienst erworben zu haben, weil er den im Altertum unbekannten Magnetismus zur Untersuchung der Dinge und eines gegründeten Naturstudiums, welches in allen Schulen unfruchtbar daniederliegt, Dienendes selbst schon sehr einleuchtend und nutzbringend hervorhob; er hat vielmehr den rechten Titel „Monarch aller Geheimnisse" seinen Vorgängern entrissen, und wir müssen ihn schätzen, wenn wir nicht mit seinen Hassern alles, was zu gutem und edlem Zweck dient, hämisch bekritteln wollen." (§ 53.)

„Alle Dinge enthalten in ihrem Ens seminale ein partikulares Firmament, vermittelst dessen das Untere mit dem Oberen nach dem Gesetz der Freundschaft und Harmonie verkehrt; und aus diesem Verkehr kann man den Magnetismus und die überall in die Dinge gelegten und ihnen eigenen Kräfte der Influenz abstrahieren." (§ 61.)

„Magnetismus nenne ich hier in Ermangelung eines andern Wortes den überall waltenden wechselseitigen Einfluß der sublunarischen Dinge und eine geheime Anpassung, durch welche Abwesendes auf Abwesendes durch Anziehen oder Antreiben und Abstoßen wirkt." (§ 62.)

---

[1]) Occulta Philosophia, Lib. I, cap. 65.

[2]) Vergl. Sphinx, Band II, Heft 7—9.

Bezüglich der Bezeichnung des Wesens des Magnetismus sagt Helmont noch: „Das Mittel dieser geheimen Eigenschaft, wodurch Abwesendes auf Abwesendes durch Wechselverhältnisse einwirkt, ist das Magnale magnum. Allein dasselbe ist keine körperliche Substanz, welche man verdichten, messen und wägen kann, sondern es ist ein ätherischer Geist, der rein und lebendig alle Dinge durchdringt und die Masse des Weltalls bewegt." (§ 151.)

Interessant ist, wenn man die Experimente Reichenbachs und Fechners mit Frau Ruf und Zöllners mit Slade bezüglich der Ablenkung der Magnetnadel und das von Slade bewirkte Magnetisieren mehrerer Stricknadeln durch ein seinem Organismus entströmendes Agens berücksichtigt, daß Helmont ein Verfahren beschreibt (§ 169 flg.), wonach nicht-magnetische Nadeln durch eigentümliche Manipulationen beim Schmieden (in Glühhitze) magnetisch gemacht werden. Das Hauptagens bei diesem Verfahren ist nach Helmont der Wille.

Überhaupt ist nach unserm Autor der Wille die erste aller Kräfte [1]), denn durch den Willen des Schöpfers wurde alles geschaffen und alle Dinge in Bewegung gesetzt. Im Menschen ist der Wille die Grundursache seiner Bewegungen. Der Wille ist ein Eigentum aller geistigen Wesen und zeigt sich in ihnen um so wirksamer, je mehr sie von der Materie befreit sind; die Kraft ihrer Wirksamkeit bezeichnet die Reinheit der Geister. Die unendliche Kraft des Willens im Schöpfer aller Dinge ist auch den erschaffenen Wesen eingepflanzt und kann durch materielle Hindernisse mehr oder weniger beschränkt werden. Die geistigen Ideenbilder (Entitates ideales), welche gewissermaßen mit einem physischen Wesen umkleidet sind, wirken auch auf eine natürliche Weise durch Vermittelung der Lebensthätigkeit auf den Menschen und die lebenden Geschöpfe überhaupt. Sie wirken mehr oder weniger durch die Kraft des Willens des Einwirkenden, und ihre Wirksamkeit kann durch den Willen dessen, der sie empfängt, aufgehalten werden. Ein Magier wird also auf schwache Wesen viel stärker einwirken als auf starke, weil die Kraft, durch den Willen einzuwirken, Grenzen hat und der des andern Menschen mit gleicher oder größerer oder geringerer Stärke widerstrebt.

„Jene magnetische, fernwirkende natürliche Kraft der Seele liegt gleichsam schlafend und der Erweckung entbehrend im Innern des Menschen verborgen. Sie schläft und waltet wie trunken (unbewußt) in uns. Es schläft also die magische Kraft und Wissenschaft und wird durch einen bloßen Wink in Aktion gesetzt, welche um so lebendiger ist, je mehr das Fleisch und die Finsternis des äußeren Menschen zurückgedrängt werden." [2])

„Ich lehre außerdem noch, daß ein Wechselspiel und Konnex zwischen allen geistig wirkenden Dingen vorhanden sei und daß ein Geist mit dem andern kämpfe, wie wir bei den Werken der Hexen sehen, oder daß einer mit dem andern befreundet sei, wie beim Magneten. Damit erkläre ich die Fascination und Ligatur der Seelen und wage endlich zu behaupten, daß der Mensch alle andern Geschöpfe beherrsche und durch seine natürliche Magie die magischen Kräfte anderer Geschöpfe bezwingen könne, welche Herrschaft viele falsch und mißbräuchlich der Kraft der Gesänge und Beschwörungen zuschreiben." (§ 181.)

---

1) Blas humanum, § 10, und De magnetica vulnerum curatione, § 91 u. flg.
2) A. a. O. § 99.

„Ich habe bisher vermieden, das große Geheimnis zu offenbaren, nämlich handgreiflich zu zeigen, daß im Menschen die Kraft verborgen liege, allein durch den Willen und die Imagination nach außen zu wirken und andern Dingen diese Kraft einzuprägen, welche hernach fortdauert und auf die entferntesten Gegenstände wirkt. Durch dieses Geheimnis allein wird alles sein wahres Licht erhalten, was wir bisher von den ideenhaften Wesenheiten und dem Geiste, dem Magnetismus der Dinge, der Phantasie, der magischen Kraft des Menschen und seiner Oberherrschaft über die Körperwelt gesprochen haben." (§ 168.)

Robert Fludd (1574—1637) führt als Schopenhauer ante Schopenhauerum alles Seiende in seiner Philosophia Moysaica[1]) auf den Willen und die Verneinung des Willens oder, wie er sich ausdrückt, auf die Voluntas und Noluntas Dei zurück. Beide Urprinzipien äußern sich in der materiellen Welt zunächst als Licht und Finsternis, denen Güte, Leben, Gesundheit, Thätigkeit u. s. w., und andrerseits Tod, Übel, Krankheit, Mangel, Lehre, Ruhe ꝛc. entsprechen. Alles Existierende ist eine Emanation Gottes und kann aktiv oder passiv, scheinbar gut oder scheinbar böse sein. Wirklich böse ist nichts, sondern es erscheint nur so, weil es der Noluntas, der latenten Gottheit entspricht. Nichts ist aus nichts erschaffen, sondern emaniert aus dem Aleph tenebrosum oder dem unbegrenzt formlos Unendlichen, welches erst durch den Willen Gottes eine Form annimmt und zu etwas wird. In diesem Ur-Etwas liegen die beiden Urqualitäten eingepflanzt wie in jedem geschaffenen Dinge, die in ihrer Gesamtheit nur Potenzen der Thätigkeitsäußerungen Gottes sind.

Jeder sichtbare Körper ist passiv und wird von einem unsichtbaren Agens belebt.

Der Mensch besitzt als Mikrokosmus die Eigenschaften aller Dinge, also auch des Magneten. Er ist mit magnetischer Kraft (virtus magnetica microcosmica) begabt, welche in der kleinen Welt denselben Gesetzen wie in der großen Welt unterworfen ist. Der Mensch ist und wirkt polar, anziehend und abstoßend magnetisch. Er besitzt wie die Erde zwei Pole, von denen aus ein nördlicher und ein südlicher, ein aktiver und ein passiver magnetischer Strom im Menschen kreisen. Der Mensch wird durch das Rückgrat wie die Erde durch den Äquator in zwei ungleiche, Magnetismus besitzende Hemisphären geteilt. Die linke Seite entspricht der südlichen Hemisphäre und besitzt passiven, die rechte der nördlichen und besitzt aktiven Magnetismus. Wenn sich zwei Menschen einander nähern, so ist ihr Magnetismus entweder aktiv oder passiv. Bei der Sympathie und Attraktion gehen die körperlichen Strahlen vom Centrum nach der Peripherie. Durchdringen und vermischen sich also die magnetischen Strahlen zweier Menschen, so entsteht Zuneigung zwischen denselben; werden sie aber gebrochen und zurückgeworfen, so entsteht negativer Magnetismus und Abneigung, weil bei der Antipathie die magnetischen Strahlen von der Peripherie nach dem Centrum zurückgehen. Krankheiten und moralische Eigenschaften lassen sich durch magnetische Strahlen übertragen, heilen und verändern.[2])

---

[1]) Goudae, 1638. Fol. Fludd kam durch die indische Elemente enthaltende Kabbalah zu diesen Spekulationen.

[2]) Philosophia Moysaica, Fol. 113 und 114.

Diese Lehren Fludds spann dessen Schüler William Maxwell in seinem kleinen Werkchen: De medicina magnetica[1]) weiter fort und stellt darin hundert Jahre vor Mesmer dessen Theorie in nuce auf. Zunächst sagt er[2]): „Die Seele ist nicht allein in dem eigenen sichtbaren Körper, sondern auch außerhalb desselben und wird von keinem organischen Körper begrenzt. — Die Seele wirkt auch außerhalb des insgemein sogenannten eigenen Körpers. — Von jedem Körper strömen körperliche Strahlen aus, in welchen die Seele durch ihre Gegenwart wirkt und denselben Kraft und Widerstandsfähigkeit verleiht. Es sind aber diese Strahlen nicht nur körperlich, sondern bestehen auch aus verschiedenen Teilen. — Diese Strahlen, welche aus den Körpern der Lebewesen strömen, besitzen einen Lebensgeist, durch welchen die Seele ihre Wirkungen ausführt."

Im Kommentar dazu heißt es: „Dieser Lebensgeist ist flüchtig, denn jeden Augenblick tritt ein Teil von ihm aus dem Körper, und es ist ganz der Vernunft gemäß, daß er mit den in Strahlen aufgelösten Körperteilchen austrete. Denn daß er diese austretenden Teilchen verlassen und in nicht disponierte Körper eindringen sollte, dafür kann kein Grund angegeben werden, ja es erscheint geradezu als unmöglich. Daß die Ausstrahlungen, mit denen er austritt, ihn zurückzuhalten fähig seien, ist leicht erklärlich: denn die Ausstrahlungen behalten die Eigentümlichkeiten des Körpers, von dem sie ausgehen; ja sie könnten, wenn dieser Geist nicht zugegen wäre, das, was sie thun, nicht vollbringen, und würden auch nicht mit der Kraft der Seele wirken, denn dieser Geist ist das Werkzeug der Seele. Die menschlichen Körper werden also entweder auf keine Entfernung wirken, oder dieser Geist muß mit seinen Ausstrahlungen die gedachte Ferne berühren. Im Anfang des Lebens besitzt aber durch die Kraft der jetzt noch mächtigeren Seele der menschliche Körper sowohl als der übrigen Animalien eine größere Energie in den natürlichen Wirkungen."

In den dem zweiten Buch seines Werkes angehängten Aphorismen sagt Maxwell weiter:

„Die Welt ist von der ersten und höchsten vernünftigen Seele beseelt, welche die Samenursachen der Dinge in sich hält, die, vom Glanze der Ideen des ersten Verstandes ausgehend, gleichsam die Werkzeuge sind, durch welche dieser große Körper regiert wird, und die Glieder der goldenen Kette der Vorsehung." (Aph. 1.)

„Wenn die Wirkungen der Seele ein Ziel finden, so wird ein Körper erzeugt oder aus der Kraft der Seele hervorgebracht und nach deren Imagination verschieden geformt, weshalb sie über den Körper eine Oberherrschaft erhält, die sie nicht haben könnte, wenn er nicht ganz und gar von ihr abhinge." (Aph. 2.)

„Bei dieser Schöpfung wird, indem die Seele sich einen Körper baut, etwas Drittes, zwischen beiden in der Mitte Stehendes erzeugt, wodurch die Seele inniger mit dem Körper verbunden und alle Wirkungen der natürlichen Dinge ausgeführt werden, dieses Dritte wird Lebensgeist genannt." (Aph. 3.)

„Die Wirkungen der natürlichen Dinge werden von diesem Geiste je nach der Beschaffenheit der Organe ausgeführt." (Aph. 4.)

„Nichts Körperliches besitzt eine Kraft, außer insofern es ein Werkzeug des genannten Geistes ist oder von ihm geleitet wird, denn das rein Körperliche ist auch rein passiv." (Aph. 6.)

„Wenn du Großes wirken willst, so entkleide die Dinge so viel als möglich ihrer Körperlichkeit." (Aph. 7.)

„Die Organe, durch welche dieser Geist wirkt, sind die Eigenschaften der Dinge, die, an und für sich betrachtet, so wenig etwas wirken können, als das Auge ohne

[1]) Frankfurt, 1679, 12°. — [2]) A. a. O. Buch 1.

Leben zu sehen vermag, insofern sie nur eine Modifikation der Materie oder des Körpers sind." (Aph. 11.)

„Der allgemeine, vom Himmel herabkommende, reine, klare und unbefleckte Lebensgeist ist ein Vater des in allen Dingen befindlichen besonderen Lebensgeistes; er erzeugt nämlich denselben im Leibe und vervielfältigt ihn und verleiht auch dem Körper die Fähigkeit der Fortpflanzung." (Aph. 27.)

Die lebensmagnetische Behandlung deutet Maxwell mit den Worten an: „Wer den von der Kraft eines Körpers erfüllten Geist mit einem andern, zur Veränderung disponierten, verbinden kann, der wird viel Wunderbares hervorbringen." (Aph. 29.)

Auf magnetisierte Gegenstände spielt Maxwell in folgendem Aphorismus an:

„Dieser Geist strömt beständig vom Himmel aus und wieder zu demselben zurück. Man findet ihn in dieser Strömung rein, und er kann von einem erfahrenen Meister mit einem jeden Ding nach der Disposition des Gegenstandes auf wunderbare Art vereinigt werden und die Kräfte der Dinge vermehren." (Aph. 38.)

Wenn Maxwell sagt (49): „Der Geist wird von einem Brudergeiste angeregt, wenn er ihm allzusehr ausgesetzt ist," so scheint er die Erzeugung des Somnambulismus im Auge gehabt zu haben, weil dieselbe durch Anregung von Geist zu Geist geschieht. Vielleicht aber meint er mit seinen mystischen Worten, zu denen die Verhältnisse die Vertreter des Okkultismus zwangen, auch nur die Suggestion.

„Wo dieser Geist eine ihm verwandte geeignete Materie findet, da bringt er jener Verwandtschaft Angemessenes hervor und drückt dem Zustandegekommenen sein Siegel auf." (Aph. 60.)

„Wo der mit den Eigenschaften eines Körpers verbundene Geist einem andern mitgeteilt wird, so entsteht wegen des wechselseitigen Hin- und Herströmens der Geister zu ihren Körpern eine gewisse Sympathie, welche nicht so leicht auflöslich ist als jene von der Imagination erzeugte." (Aph. 61.)

Maxwell kennt also den magnetischen Rapport und seinen Unterschied von der hypnotischen Fascination. — Über Heilungen durch magnetisierte Gegenstände spricht sich Maxwell folgendermaßen aus:

„Wer den Lebensgeist abzusondern weiß, der kann den Körper, um dessen Geist es sich handelt, auf jede Entfernung mit Hilfe des allgemeinen Geistes heilen." (Aph. 69.)

„Wer das Licht den Weltgeist nennt, der wird vielleicht von der Wahrheit nicht sehr abirren, denn entweder ist er das Licht, oder er hat seinen Wohnsitz im Licht." (Aph. 78.)

„Wer den Weltgeist und seinen Nutzen kennt, der kann jede Verderbnis verhindern und dem besonderen Geist die Herrschaft über den Körper verschaffen. Die Ärzte mögen sehen, wieviel dies zur Heilung von Krankheiten beiträgt." (Aph. 92.)

„Daß es ein Universalmittel geben könne, ist bereits bekannt, insofern der besondere Geist, wenn er gestärkt wird, alle Krankheiten durch sich selbst zu heilen vermag, wie die allgemeine Erfahrung lehrt; denn es giebt keine Krankheit, die nicht schon ohne die Hilfe der Ärzte vom Lebensgeist kuriert worden wäre." (Aph. 93.)

„Das Universalmittel ist nichts anderes als der in einem geeigneten Subjekte vervielfältigte Lebensgeist." (Aph. 94.)

Mit Maxwell schließt die Reihe der Vorgänger Mesmers, welcher deren Lehren zusammenfaßt und fortbildet in seinem System.

Kürzere Bemerkungen.

Ein Wahrtraum.

Im letzten Januar-Monat starb in Wien dessen berühmter Dombaumeister und Erbauer des neuen Wiener Rathauses, Friedrich Freiherr von Schmidt, und ward am 25. des Monats feierlich beerdigt. Zu dieser Gelegenheit erinnert die Wiener „Presse" (in Nr. 23 vom 23. Januar 1891) an folgende Schilderung im ersten Jahrgange der „Schönen blauen Donau" (1886): „Wie Schmidt nach Wien kam." Dieser selbst erzählt:

„Ich habe von meinem 14. Lebensjahre an den Genuß der Ferien nicht gekannt. Im Jahre 1858 kam ich als Professor nach Mailand. Ich leitete dort die Schule und beendete mit äußerster Energie und Geistesanstrengung glücklich den ersten Kurs mit meinen akademischen Zöglingen. An einem schönen Juli-Nachmittag verließ ich müde und erschöpft die Akademie, legte schleunigst die Uniform ab und zog mich in mein Studio zurück. Da das Schuljahr beendet war, hoffte ich, nun meine Ferien antreten zu können. Über meine Reisepläne nachdenkend, verfiel ich in sanften Schlummer. Ein Traum bemächtigte sich meiner, den ich heute noch als eine Vision betrachten möchte. Mir träumte von Wien. Ich hatte es eben im Frühjahr gesehen, als ich von Köln über Wien die Reise nach Mailand antrat. Dort war ich Zeuge des Beginnes der Stadterweiterungsarbeiten gewesen, und im Traume zauberte mir meine Phantasie das neue Wien mit allen seinen Herrlichkeiten vor die Seele. Ich erblickte Kirchen und Paläste und eine Reihe prachtvoller Neubauten, wie sie eben nur ein Architekt sich vorspiegeln kann, und die bewußten architektonischen Gedanken, die sich in mir festgesetzt hatten, kamen im Traume zum Ausdruck. Aus den schönsten Phantasien wurde ich durch den Ton der Hausglocke aufgeschreckt. Es klopfte an meiner Thür, herein tritt der Briefträger und bringt mir ein amtliches Schreiben mit dem Siegel des Kultusministeriums aus Wien. Nicht ohne Spannung öffnete ich dasselbe, und wie war mir zu Mute, als ich die wohlbekannte Unterschrift des Kultusministers Grafen Leo Thun unter dem Auftrage erblickte, einen Entwurf für eine neue Kirche in Fünfhaus anzufertigen. Mit diesem Augenblicke war meine geistige Verbindung mit Wien hergestellt und von da an beginnt meine Thätigkeit als Architekt in Wien. Der Traum, über den ich soeben berichtet, war so lebendig, daß er mir mit allen Einzelheiten noch heute, nach fast dreißig Jahren, in lebhafter Erinnerung steht, und manche Form, die ich damals im Geiste gesehen, war ich so glücklich, verwirklichen zu können. Mit den Ferien war es natürlich wieder vorbei. Noch am selben Abend entstanden die ersten Skizzen zu dieser Kirche. Von dem Momente an, in dem mir der erwähnte Auftrag zu teil geworden, hatte ich nicht Ruhe noch Rast, bis ich den Entwurf fertiggestellt hatte. Die Kirche hat allerdings eine andere Gestalt erhalten, als ich sie damals beabsichtigte, denn ich habe an dem Entwurfe lang und viel gearbeitet und geändert. Seither sind meine Ferien immer nur dem Namen nach solche gewesen und stets war die Zeit, in der andere sich zu erholen suchen, bei mir neuen Studien und Arbeiten gewidmet." G. B.

Übersinnliches Versprechen.

Durch äußere Ereignisse gezwungen, nahm vor nunmehr zwanzig Jahren ein von mir sehr lieber Freund auf unbestimmte Dauer von mir Abschied. Bei dieser Gelegenheit übergab er mir einen schönen, weiß blühenden Bignonienstock, den er selbst aufgezogen und der ihm sehr lieb war. — „Solange diese Pflanze grünt und blüht, werde ich deiner in Liebe und Treue gedenken," sagte er dabei zu mir. Ich lachte, da ich ebensowenig Zweifel hegte über seine Gefühle wie über das Grünen und Bestehen der Pflanze, die gesund und schön war und die ich als Blumenfreundin gar wohl pflegen wollte. Das war in den letzten Tagen des Juli; der Blumenstock grünte und blühte darauf Monate hindurch lustig fort.

Plötzlich, anfangs November, wurden im Verlaufe von zwei Tagen sämtliche Blätter gelb, die Blüten fielen ab, und ich konnte trotz allem Nachsuchen keinen Grund hierfür finden. Nun fielen mir die darauf bezüglichen Worte ein; aber ich redete mir selbst den Gedanken aus, mich abergläubisch scheltend, und wandte alle Sorgfalt auf, um die Pflanze zu retten. Jedoch umsonst, sie starb gänzlich ab.

Um die Mitte desselben November-Monats nun erhielt ich einen Brief von dem, der mir den Blumenstock übergeben hatte. Das Schreiben war von den ersten Tagen des November datiert, und sein Inhalt trennte uns fürs ganze Leben. Luise Walter.

Die Wiener in der vierten Dimension.

Ihr diesjähriges Karnevalsfest (auf wienerisch „Gschnasball") hat die Künstlergenossenschaft Wiens als „Im Reiche der vierten Dimension" ausgestattet. Zahlreichen uns zugegangenen Berichten zufolge war diese Faschingfeier durch eine Fülle von Geist, Witz und künstlerischem Sinn ausgezeichnet. Alles nur erdenkliche nah und fern Liegende ward dort mit Geschmack und Lust dargestellt. Auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht unsere Sache. Wohl aber scheint es uns der Erwähnung wert, daß diesem glänzenden Feste heuer gerade diese „spiritistische" Idee zu Grunde gelegt wurde. Wäre der übersinnliche Phänomenalismus gegenwärtig nicht an der Tagesordnung, so würden die Wiener Künstler es wohl kaum für zeitgemäß erachtet haben, eben diese „neuen" Anschauungen durch Fastnachtsscherze zu karrikieren. H. S.

Mesmerismus und Schulwissenschaft.

Den Lesern der „Sphinx" wird aus dem Novemberheft (1890) das Gutachten noch erinnerlich sein, welches gelegentlich eines Prozesses des Magnetopathen G. A. Wittig in Zwickau Geheimrat von Nußbaum abgegeben hat und worin derselbe die Existenz eines animalischen Magnetismus, sowie die therapeutische Wirksamkeit desselben, ja sogar die des magnetisierten Wassers rückhaltlos anerkannt hat.

Es wird nun den Lesern auch interessant sein, zu vernehmen, welchen Einfluß dieses Gutachten auf den Gang des Prozesses in Zwickau hatte.

Herr G. A. Wittig schreibt mir darüber: Es sind fünf Termine in meiner Angelegenheit abgehalten worden, drei vor dem Amtsgerichte, zwei vor dem Landesgerichte. Bekanntlich hatte der erste Sachverständige, Titular-medizinalrat Dr. Staude, das Vorhandensein eines Lebensmagnetismus entschieden geleugnet. Nußbaums Gutachten hat allerdings ganz anders gewirkt. Ich danke dem edlen Geiste noch im Jenseits für sein entschiedenes Eintreten. Was glauben Sie wohl, was ein hiesiger Arzt, nachdem das Gutachten nebst Ihrer Nachschrift im hiesigen Blatte veröffentlicht wurde, geäußert hat? Dieser Arzt sagte in der Kneipe öffentlich: „Nußbaum ist noch vor seinem Tode verrückt geworden." Zeuge: Redakteur C. Sander hier. Den Namen jenes unedlen Arztes wollte mir Sander nicht sagen. Aber es ist nötig, daß jener Arzt öffentlich an den Pranger gestellt wird und ich möchte Sie bitten, dieses Vorkommnis bekannt zu geben.

Nun das Resultat der Gerichtsverhandlung. Nachdem vom Gerichte der Magnetismus anerkannt worden war, handelte es sich um eine andere Frage: ob die Magnetopathen als Ärzte betrachtet werden können. . . . Das Gericht verneinte diese zweite Frage und resümierte also: Wenn jemand, der Medizin nicht studiert hat, sich den Titel „Arzt" beilegt, so ist er strafbar; mithin kann ein Nichtstudierter, wenn er auch nach anderen Methoden heilt, die Rechte eines Arztes nicht erhalten.

Soweit Herr Wittig, dessen Wunsche ich hiermit nachkomme. Dieses gerichtliche Gutachten stellt nun aber den Mesmerismus in ein ganz eigentümliches Verhältnis zur medizinischen Schulwissenschaft. Nehmen wir einen durchaus nicht ungewöhnlichen Fall an: Ein Student, der mehr Zeit auf der Kneipe, als in den Hörsälen verbracht hat, wird schließlich zum medizinischen Examen zugelassen. Er fällt durch, erhält aber die Erlaubnis, sich einige Monate später einer Nachprüfung unterziehen zu lassen. Diesmal gelingt es ihm. Er erhält den Doktortitel und wird nun auf die leidende Menschheit losgelassen. Es ist ihm erlaubt, die „ars impune necandi" auszuüben und sich dafür bezahlen zu lassen.

Anders der Magnetiseur, z. B. Herr Wittig. Beiläufig gesagt, kenne ich denselben gar nicht persönlich, und glaube das erwähnen zu sollen, weil es mir eine um so größere Unbefangenheit erlaubt. Das Landesgericht Zwickau hat zugegeben, daß es einen heilkräftigen animalischen Magnetismus giebt, bestreitet aber dem Magnetiseur Rechte und Titel eines Arztes. Nun ist aber, wenn der Magnetismus anerkannt wird, damit eo ipso gesagt, daß er eine am Organismus des Magnetiseurs haftende, von beliebigen Studien ganz unabhängige organische Kraft ist, ein Geschenk der Natur, das zum Wohle der leidenden Menschheit angewendet werden kann. Warum soll nun der Magnetiseur aus dieser seiner organischen Fähigkeit nicht die gleichen Rechte ableiten können, wie der Student aus seinen intellektuellen, die noch dazu immer dem Irrtum ausgesetzt bleiben? Warum soll sich ein Mensch, welcher heilen kann, nicht Arzt nennen dürfen? Dann müßte man ja umgekehrt diejenigen

„Ärzte“ nennen, welche nicht heilen können. Nun ist allerdings diese Definition des Wortes „Arzt“ im Publikum sehr verbreitet; aber daß bereits die Landesgerichte sie anwenden, hat mich immerhin gewundert. Wenn den Magnetiseuren verwehrt ist, den Doktortitel zu führen, so ist das ganz in der Ordnung; auch werden dieselben, da sie in beständiger Fehde mit den Doktoren leben, sich sogar verwahren, Doktoren genannt zu werden. Sollen sie sich aber auch nicht Ärzte nennen dürfen, so könnten sie nur mehr durch Umschreibungen definiert werden, und dann würde es das Publikum bald los haben, zu sagen: der Doktor ist ein Mann, welcher studiert hat, aber nicht heilen kann; der Magnetiseur ist ein Mann, welcher nicht studiert hat, aber heilen kann. Für meinen persönlichen Verstand ist freilich jeder ein Arzt, welcher heilen kann, gleichviel mit welchen Mitteln. Für mich ist z. B. Christus ein Arzt, wenngleich er heute in Zwickau als Kurpfuscher verurteilt würde. Für meinen Verstand ist es auch nicht begreiflich, warum es dem Doktor erlaubt sein soll, Deserviten zu berechnen, auch wenn er nicht heilt, dem Magnetiseur aber nicht, auch wenn er heilt. Dem Doktor verwehrt es niemand, wenn er für eine bloße Konsultation von drei Minuten in der Sprechstunde 20 Mk. ansetzt; ja wenn ein solcher für eine Reise von München nach Regensburg 15000 Mk., ein anderer für die Reise von Paris nach Florenz 30000 Frcs. ansetzt, oder ein aus England verschriebener Arzt für die erfolglose Behandlung eines deutschen Kaisers 100000 Mk. verlangt, so findet man das in der Ordnung. Aber zu hohen Rechnungen wäre noch eher der Magnetiseur berechtigt; denn davon abgesehen, daß er unter keinen Umständen schaden kann, weil er intellektuellen Irrtümern nicht ausgesetzt ist; daß ferner die Prozentzahl seiner Geheilten größer ist, als die der Schulmedizin, ist er auch kein bloßer Rezeptschreiber, sondern das Magnetisieren erfordert beträchtliche Zeit, oft bis zu einer Stunde, und ist mit einem organischen Kraftverlust verbunden, was beim Doktor nicht der Fall ist.

Das Landesgericht in Zwickau ist also von der gleichen Prämisse ausgegangen, wie ich selbst: es giebt einen heilkräftigen animalischen Magnetismus; unsere Folgerungen aber sind verschieden: die Behörde folgert, daß der Träger des animalischen Magnetismus kein Arzt ist, und die Rechte desselben nicht hat. Ich dagegen meine: Wenn es einen heilkräftigen animalischen Magnetismus giebt, dann ist der Magnetiseur von Natur aus Arzt, auch wenn es keine Fakultät bestätigt, und die Rechte eines solchen können ihm gar nicht bestritten werden.

Wer hat nun recht? Das mögen die Leser entscheiden.

du Prel.

Zwei Bücher voll Erzählungen

sind uns zugegangen, mit der Bitte, sie unsern Lesern zu empfehlen. Wir thun dies gerne, nicht nur weil sie beide wirklich ungewöhnlich hübsch sind, sondern auch von uns Geistesverwandten und im Sinne der „Sphinx“ geschrieben wurden. Das eine Buch rührt von unserm verehrten Mitarbeiter Dr. Theodor Sourbeck in Ramleh (Ägypten) her

und wurde von ihm „Ägyptische Straßenbilder" genannt.[1]) Es sind geistreiche und liebenswürdige Plaudereien über Ägyptens, insbesondere Alexandrias Gegenwart und auch Vergangenheit. Die Sprache, in der diese wunderhübschen Bilder geschildert sind, ist ein Muster der gefälligsten und schönsten dichterischen Prosa, die wir kennen. Der einzige Satz in dem ganzen Buche, der uns formlich nicht gefällt, ist der folgende (in der Vorrede XIII; vergl. auch S. 156), den aber freilich auch wir leider inhaltlich für richtig erklären müssen:

„Es muß ja in die Augen springen, daß die Kirche durch ihre sogenannten Diener die erhabene selbstlose Christuslehre zur feilen moralheuchelnden Dirne herabgewürdigt und prostituiert hat. Durch ihr freches schamloses Spielen mit dem für die menschliche Erkenntnis unfaßbaren Gottesbegriff haben sie das Christentum seines ursprünglichen Wesens entkleidet. Die Christuslehre, die dem edlen hochmoralischen Buddhismus so nahe verwandt war, ist durch ihre ruchlosen Diener und Verwalter beraubt und entehrt, die hehre Weisheit zu dogmatischem Blödsinn umgewandelt.

— — Die Unfähigkeit, selber zu denken, dieser Fluch der Menschheit, wirft dann wieder das von der Kirche allzusehr geprellte Individuum, dem ob der himmelschreienden Heuchelei die Augen aufgehen, in die Arme des widersinnigsten, moralvernichtenden Materialismus: von der Scylla zur Charybdis."

Noch treffender oder allgemeiner gültig würde die Wahrheit dieser Sätze sein, wenn statt „Heuchelei" kurzweg „Unverstand" gesetzt worden wäre; wenigstens ist dieser unsrer eigenen Erfahrung nach viel öfter ein unbewußter als ein überlegter, und daher öfter ein intellektueller als ein moralischer Mangel. Sehr oft schon ist dem Bedauern über diese Thatsache Ausdruck gegeben, am besten und am stärksten wohl von Schopenhauer; aber es will uns scheinen, daß eine Einkleidung desselben in ebenso ruhige und anmutige Sprache, wie die, in der Sourbecks ganzes übriges Buch geschrieben ist, zweckdienlicher und wirksamer sein würde; oder etwa in solche Form, wie die, in welcher der Verfasser selbst fortfährt:

„Der wahre Heilsgedanke glüht erst in der Brust weniger, denen das Trugbild der Phänomenalität nicht mehr imponiert, denen der Schleier der Maja durchsichtig geworden ist: jener uralte Heilsgedanke, daß der Mensch seine eigene That sei, daß hinter seiner irdischen Erscheinung, die eine bloße Entwicklungsphase des Gesamtdaseins ist, ein transscendentales Subjekt stehe, als Universalerbe der irdischen Person; daß kein willkürlicher Gott dem Subjekte den Lohn seiner Thaten verkürzen oder es den Folgen übel angewandten Lebens entziehen kann.

Kein leiblicher Tod kann die Entwickelung des Geistes hindern; das große Gesetz von der Erhaltung der Kraft gilt nicht nur für die physische, sondern auch für die metaphysische Welt. — Will man denn nicht endlich die erhabene Wahrheit des buddhistischen Karma einsehen, das alle Rätsel des Lebens harmonisch auflöst im Gedanken der ewig wandelnden Gerechtigkeit?!

Doch genug der Metaphysik!

Draußen rauschen die Palmen, und mit langen Armen winken sie mir ins Fenster herein. Die Rosen duften verführerisch süß aus den Gärten herüber. Der blaue Frühlingshimmel küßt die liebezitternde Erde und ein ahnungsvolles, unbeschreibliches Sehnen liegt über der ganzen Natur. Das Herz jauchzt auf in seliger Lust — Hosiannah!"

---

[1]) „Plaudereien über das Land des Kurbatsch und Bakschisch", Basel 1891, bei Benno Schwabe, 240 Seiten.

Etwas anderer Art ist das zweite Buch Erzählungen, dessen Verfasser Emil Leo demselben den unvorteilhaften Titel „Kaleidoskop“ [1]) gegeben hat. Möge man sich durch diese Bezeichnung nicht abschrecken lassen. Wenn auch ganz anders als das ersterwähnte Buch, ist es doch ebenso feinsinnig und gemütvoll, ebenso formgewandt und gefällig in der Sprache. Während Sourbeck uns Bilder aus der Wirklichkeit der ihn umgebenden Gegenwart zeichnet (nur ein hübsches arabisches Märchen hat er eingeschalten), sind Leos Erzählungen reine Phantasiebilder und zwar allerdings, wie sein Nebentitel richtig sagt, aus verschiedenen „Zeiten, Zonen und Sphären“. Mit übersinnlichen Thatsachen ist der Verfasser, wenn nicht aus eigener Erfahrung, so doch jedenfalls intuitiv vertraut, und er weiß solche Thatsachen in geschmackvoller Weise zu verwerten. Wunderbar ist sein „Nilbild: Der Urkraft Quell“, in welchem er ein magisch entwickeltes Geschlecht von idealen Naturmenschen schildert, welche uns „Kulturmenschen“ gleichsam wie die Götter gegenübertreten — ein kleines Seitenstück zu Bulwers „Coming Race“. Uns durchaus nicht unsympathisch, wenn auch höchst ungewöhnlich, ist, daß er in diesem Bilde das Leben Jesu und zwar dessen Jugendzeit als bloße Staffage verwertet, ebenso wie er in seinem letzten „Osterbild: Mirjams Rettung“ seine Erzählung auf dem Hintergrunde des Kreuzesganges Jesu zeichnet. Wahrlich ein ebenso kühner wie großartiger Griff, das, was den ganzen Hintergrund unsrer europäischen Kultur überhaupt ausmacht, gleichsam als bloße Szenerie zu verwerten. Dennoch leitet den Verfasser dabei offenbar ein tief-ernstes Motiv; und deckt sich unsre Anschauung auch nicht ganz mit der seinigen, so anerkennen wir doch gerne deren Voll-Berechtigung.

H. S.

Eine neue Propaganda-Schrift

hat der spiritistische Verein „Psyche“ in Berlin herausgegeben unter dem Titel: „Der Spiritualismus; Entwicklung, Wesen und Tendenz desselben“ (Druck von F. Schlosser, Schäferstraße 13). Diese kleine Broschüre wendet sich an eben dieselben Volkskreise, wie das von uns schon im Julihefte 1890 besprochene Flugblatt, und sei daher allen diesen Interessenten besonders empfohlen.

G. E.

Carl du Prels Studien.

Von Freiherrn Dr. Carl du Prels gesammelten „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ ist nunmehr der zweite Teil unter dem Titel „Experimentalpsychologie und Experimentalmetaphysik“ erschienen.[2]) Eingeleitet wird dieser Band mit einer Zusammenstellung der „hypnotischen Experimente“, welche in den Jahren 1887 und 1888, hauptsächlich mit dem „Lina“ genannten Medium, angestellt wurden und damals der Hauptsache nach unsern Lesern in Berichten und Abbildungen mitgeteilt worden

[1]) „Bilder aus allen Zeiten, Zonen und Sphären. Erste Mappe“, Leipzig 1891, bei Robert Greiner, brosch. M. 1,60; kart. M. 1,80.

[2]) In Wilhelm Friedrichs Verlag, Leipzig 1891, VIII und 247 Seiten.

sind. Hier finden sich dieselben vollständig und systematisch zusammengestellt als hypnotische und posthypnotische Befehle, positive und negative posthypnotische Hallucinationen und Illusionen. Darauf folgen Aufsätze über „künstliche Träume“ und den „modernen Tempelschlaf“, später die Darstellung mystischer Probleme, „die störende Wirkung des Lichtes“ und „die räumliche Umkehrung bei mystischen Vorgängen“, auch „ein Problem für Taschenspieler“, sodann eine Verteidigung des „Spiritismus“ und endlich Aufsätze über „die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt“, sowie über die praktische Verwertung des Hypnotismus für die transscendentale Psychologie“ und „für den Spiritismus“. — Es wird kaum nötig sein, daß wir die Anschaffung dieser wertvollen Beiträge für den übersinnlichen Phänomenalismus unsern Lesern noch erst ausdrücklich ans Herz legen.

H. S.

Bibliotheca magica et pneumatica.

Die bekannte Antiquariats- und Verlagsbuchhandlung von J. Scheible in Stuttgart (Hauptstätterstr. 79) hat soeben einen neuen Katalog Nr. 215 über ihre magischen und mystischen Werke veröffentlicht, auf den wir alle Interessenten aufmerksam machen. Der kulturgeschichtliche Inhalt desselben umfaßt insbesondere folgende Gegenstände: Magie, Zauberei, Kabbala, Hexen- und Gespensterglaube, Orakel, Astrologie, Wahrsagerei, Visionen, Apokalypse, Dr. Faust, Dämonologie, Alchymie, Stein der Weisen, Wünschelrute, Alte Bergwerksbücher, Magnetismus, Mesmerismus, Alte Kräuterbücher, Physiognomie, Chiromantie 2c., Freimaurerei, Theurgie, Theosophie, Esoterik, Geheime Philosophie, Mysterien, Religiöse Sekten.

H. S.

Die Gesellschaft.

„Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Sozialpolitik“, herausgegeben von M. G. Conrad, bringt in ihrem Februarhefte 1891 zwei Aufsätze, auf die wir unsere Leser aufmerksam zu machen nicht verfehlen wollen. Der erste ist von Dr. Carl du Prel: „Spiritismus und Antispiritismus“, und setzt in Veranlassung der Vorstellungen „Homes-Fey“ die Unterschiede zwischen den echten und den nachgemachten Leistungen auseinander. Darauf folgt ein Bericht Ludwig Deinhards über „Professor Crookes psychische Forschungen“.

H. S.

Vollendung.

Ein Wassertropfen fiel aus einer Wolke in das Meer; ganz bestürzt betrachtete er da die Unermeßlichkeit des Meeres. Ach, sprach er, was bin ich im Vergleiche mit dem Meere, — ein wahres Nichts! Als er sich so in seinem Nichts betrachtete, nahm ihn eine Perlauster in ihrem Busen auf (und erzog ihn dort). Der Himmel leitete die Sache und erhob ihn, daß er die köstliche Perle der Königskrone wurde.

Gülschen-Ras (persisch).

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

Sphinx

XI, 64. April 1891.

Herauf aus der Tiefe!

(De profundis.)

Von

Walter von Appenborn.

Die in den Tiefen der Seele schliefen,
Die Stimmen, die Thränen,
Das wortlose Sehnen,
Das rastlose Sorgen,
Das Bangen vor morgen, —
Aus dunklem Thor
Hervor, hervor!
Denn das Menschenherz, das zu brechen droht,
Es will Erlösung aus Schmerzen und Tod!

In lichten Höhen schaffen und wehen
Der Liebe Gewalten;
Verklärte Gestalten,
Erlöste — Befreite
In strahlender Weite.
Euch ließ das Grab,
O! steigt herab,
Daß ihr den Funken des Göttlichen facht,
In der Erdenseele verhüllten Nacht!

Aus Tiefen und Höhen,
Aus Engen und Weiten,
Wir sind die Befreiten,
Wir nahen, wir breiten
Die Arme euch aus.
Ihr Suchenden, Bangen,
O! laßt euch umfangen.
Ja, Frieden auf Erden
Schon kann er euch werden,
Laßt ab von dem „Scheinen"
Und dienet dem Einen,
Dem Schöpfer, dem Vater,
Dem Weltenberater,
Dem Klaren und Wahren.
Er wird's offenbaren,
Wie euer Geist — befreit
Hier schon von Endlichkeit —
Spannt seine Flügel weit,
Dringt zur Unsterblichkeit!

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Traumerinnerung an früher Geträumtes.

Eine Beobachtung

von

Dr. K. F. Jordan.

Viele tieferen Hypnosen sind dadurch ausgezeichnet, daß die Personen, welche aus ihnen erwachen, sich alles dessen, was mit ihnen vorgegangen ist, nicht zu erinnern vermögen, oder daß sich doch nur eine dunkle, schatten- und nebelhafte Erinnerung im wachen Zustande bemerkbar macht. In einigen Fällen gelingt es, auf Grund der Ideenassociation durch eine Andeutung diese Erinnerung aufzuhellen und zu klären, die Bilder der in der Hypnose vorgefallenen Ereignisse in das Tagesbewußtsein der Versuchsperson überzuführen; nach anderen Hypnosen dagegen — und zwar meist nach den tiefsten — bleibt im wachen Zustande vollständige Amnesie, d. h. Erinnerungsunfähigkeit, bestehen. Dann weiß die Versuchsperson nichts von den sinnlichen Wahrnehmungen (Hallucinationen und Illusionen), die sie gehabt, noch von den Handlungen, die sie begangen hat. Und eine Kontrolle darüber, was mit ihr geschehen ist, liegt (solange der wache Zustand dauert) nur bei dem Hypnotisten und denjenigen, welche während der Hypnose zugegen waren.

Wenn man sich diese Thatsachen gegenwärtig hält, so liegt es nahe anzunehmen, daß wir im Schlafe, der ja eine gewisse Ähnlichkeit mit der Hypnose darbietet, auch dann von Träumen heimgesucht werden, wenn wir nach dem Erwachen nichts von solchen wissen. Und ist dies zunächst eine bloße Vermutung, so giebt es doch zwei Wege, auf denen sich feststellen läßt: entweder nur, daß trotz mangelnder Erinnerung an Vorgänge während eines beendeten Schlafes sich gleichwohl Träume in demselben abgespielt haben, oder sogar, welche Traumgebilde den Schläfer beschäftigt haben.

Der erste Weg besteht in der absichtlichen oder zufälligen Beobachtung des Schläfers durch eine fremde Person. (Sie entspricht der Kontrollierung eines Hypnotischen durch die bei der Hypnose Anwesenden.) Gewisse unbewußte Äußerungen im Schlafe, vielleicht auch Bewegungen, welche der Schlafende ausführt, können dann den Nachweis für das Vorhandensein von Traumphantasien liefern, in denen er befangen ist. Dieser Weg ist

bereits von Forschern, die den Rätseln des Traumlebens ihre Aufmerksamkeit widmeten, betreten worden.

Um den zweiten Weg, der bisher gänzlich oder nahezu unbekannt gewesen ist, verständlich zu machen, muß ich auf eine weitere Thatsache des Hypnotismus hinweisen. — Wird eine Person, welcher nach einer tiefen Hypnose jede Erinnerung an die Vorgänge während derselben fehlt, nach kürzerer Zeit von neuem hypnotisiert, so stellt sich nun völlige Erinnerungsfähigkeit ein; die Person weiß alles, was sie in der ersten Hypnose gesehen, gehört u. s. w., und was sie gethan hat. So rettet sich das hypnotische Bewußtsein gewissermaßen aus der ersten Hypnose in die zweite hinüber mit all' seinem Inhalt und in voller Thätigkeit, führt aber ein von dem normalen Tagesbewußtsein getrenntes Leben.

Diesem Sachverhalt gegenüber entsteht der Gedanke, daß zwischen dem Schlafbewußtsein und dem Tagesbewußtsein ein ähnliches Verhältnis bestehen und ersteres sich auch für sich ähnlich wie das hypnotische Bewußtsein verhalten könnte. Sollte dem so sein, dann müßte das Schlafbewußtsein die Erinnerung an die Traumvorgänge während eines Schlafes in einen nächsten — mit Übergehung des Tagesbewußtseins — hinübernehmen; und wir würden uns also im Schlafe früherer Träume zu erinnern vermögen, wenn auch im wachen Zustande diese Erinnerung fehlen sollte. Wann aber ließe sich das feststellen? — Wenn in einem späteren Schlaf der Traum, welcher uns die Erinnerung an Traumerlebnisse eines früheren Schlafes gewährt, so lebhaft ist und so nahe an das erwachende Tagesbewußtsein heranreicht, daß dieses sich seiner erinnert. Übrigens braucht der spätere Schlaf nicht der erste nach dem früheren zu sein, wie auch die Erinnerung an eine Hypnose nicht immer gleich in der nächsten Hypnose sich einstellt; fällt uns doch auch dasjenige, was wir im wachen Zustande an einem Tage erlebt haben, nicht immer am folgenden wieder ein!

Die hier als Beweis für das Vorhandensein eines Träumens, dem keine wache Erinnerung folgt, angeführte Traum-Erinnerung an früher Geträumtes habe ich vor kurzem in einem Beispiel an mir selbst erlebt; und wenn auch der Traum, den ich hatte, nur unbedeutenden Inhalts war und sich über letzteren und hinsichtlich dessen, wofür er sprechen soll, kritische Bemerkungen machen lassen, so möchte ich ihn trotzdem hier schildern, um die Aufmerksamkeit anderer auf das in Frage stehende dunkle Gebiet und die schwankenden Erscheinungen, die es darbietet, zu lenken und so die Zahl der Beobachtungen derartig zu steigern, daß bestimmte Schlüsse aus ihnen gezogen werden können.

Ich hatte den Traum in der Nacht vom 14. auf den 15. Februar d. J. (1891). Ich sah mich in diejenige Schule versetzt, welche ich einst als Schüler besucht habe; aber ich war nicht wieder als Schüler dort, sondern als Lehrender. (In der That bin ich, nebenbei bemerkt, Lehrer an einer höheren Schule Berlins.) Ich sollte in der Quarta O der Anstalt eine Vertretungsstunde geben, und zwar in der Geographie (die, wiederum nebenbei bemerkt, nicht zu meinen Lehrfächern gehört — eine Thatsache,

deren ich mir im Traume bewußt war). Als ich in die Klasse eingetreten war, erinnerte ich mich, daß ich daselbst vor kurzem schon einmal eine Vertretungsstunde in der Geographie gegeben hatte, welche gerade schloß, als wir (die Schüler und ich) im Begriffe standen, den Verlauf der Spree zu verfolgen. Dies erwähnte ich jetzt den Schülern gegenüber und fügte hinzu, daß wir uns heute nicht mit der Spree, sondern mit den Grenzen Deutschlands beschäftigen wollten.

Dies der Traum, dessen ich mich beim Erwachen, soweit ich ihn hier wiedererzählt habe, deutlich erinnerte. Was geht aus dem Inhalt desselben hervor? — Ich gebe zu: es ist möglich, daß nicht nur mein diesmaliges Erscheinen in der Klasse, sondern auch die Erinnerung an ein früheres Erscheinen daselbst Produkte desselben Traumes, nämlich des geschilderten waren, und daß somit diese Erinnerung eine fälschliche und irrtümliche war. Näher aber liegt, wie mir scheint, die Annahme, daß die fragliche Erinnerung eine ihrem Inhalte nach wahre war, daß ich also 1) während eines früheren Traumes wirklich schon einmal in der Klasse mich aufgehalten hatte, und daß 2) nur die Erinnerung an diesen Traum nicht in mein Tagesbewußtsein übergegangen war, bevor der zweite — geschilderte — Traum auftrat. In der That ist letzteres (Punkt 2), soweit meine wache Erinnerung reicht, nicht der Fall; verhielte es sich entgegengesetzt, so konnte die Erinnerung an das früher Geträumte, nachdem sie ins Tagesbewußtsein eingetreten war, von da aus in den geschilderten, späteren Traum übergegangen sein.

Daß dem entgegen meine Annahme, die Erinnerung an eine frühere Anwesenheit in der Klasse stelle eine unmittelbare Traumerinnerung an früher Geträumtes dar, eine berechtigte ist, dafür sprechen die vorher angeführten Thatsachen ähnlicher Art, welche das Gebiet der hypnotischen Erscheinungen aufweist.

Der neue Tag.

Von
August Butscher.

Ich sitze hier, ein welker Greis, im Grünen,
Und frage still: Wohin ist denn die Zeit?
Was sie versprach, das ist mir wohl erschienen,
Doch hat sie weiß das Haupt mir überschneit.
Sie tröstet mich: dir wird ein neues „Werde“,
Entblättert wirst du gleich dem grünen Strauch,
Damit du siehst, vergänglich sei die Erde —
Dein Tag kommt auch!

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Zum Hellsehen.

Erfahrungen von

Hans von Bender.

Eine sehr beachtenswerte Wahrnehmung auf dem Gebiete des Hellsehens veranlaßt mich, dieselbe hier mitzuteilen, vielleicht daß sie anregend für fernere Forschungen wirkt und daß weitere Beobachtungen in dieser Richtung imstande sein werden, meine Wahrnehmung zu bestätigen, wie immer mehr Licht auf diese psychischen Vorgänge zu werfen. Ich bin zu der Überzeugung gelangt, daß ein Austreten der Psyche, im sogenannten hellsehenden Zustande, nicht Produckt ihrer eigenen Kraft allein ist, sondern daß zum Zustandekommen des Phänomens die Einwirkung der psychischen Kraft eines zweiten Individuums nötig ist.

In jedem einzelnen Falle, daß ich hellsehend gewesen, kann ich den ursächlichen Faden auf eine bestimmte Persönlichkeit zurückführen, wunderbar genug, daß es erst eines besonders eklatanten Falles bedurfte, mir die Augen zu öffnen. Aber bekanntlich staunt man stets, wenn die Reflexion schlüssig ward, daß man überhaupt zu reflektieren nötig gehabt.

Wie ich nun nachweisen kann, von welcher fremden Psyche die Befruchtung der eigenen zum Hellsehen ausging, so konstatiere ich auch, daß, selbst wenn der ausgeübte Einfluß ein vom Ausübenden gänzlich unbewußter gewesen, die Folgen des Vorganges sich deutlich bei ihm bemerkbar machten, und zwar durch Erscheinungen von Müdigkeit, Erschlaffung, Abgespanntheit, durch Empfindung von sich ausgesogen fühlen, kurz, von psychischem Kräfteverlust, welchen Zustand ich um so besser nachfühlen kann, als ich ihn aus eigener Erfahrung kenne, wenn ich der abgebende Teil bin. Das Übergehen des Agens auf mich geschieht ebenfalls unter ohnmachtsartigen, lähmungsähnlichen Empfindungen, bei schwach funktionierendem Herzen, doch unterscheidet sich dieser Zustand merklich von dem der Aktion. Ist das darauf erfolgende Hellsehen vorüber, so habe ich die Empfindung, als hätten sich meine geistigen Kräfte verdoppelt; es erfolgt aber nie eher, als bis mein Körper in ausgestreckte Lage gebracht und absolute Ruhe um mich hergestellt ist.

Bei jedem neu mich beeinflussenden Individuum ist der Austritt meiner Psyche an andere eigenartige Bedingungen geknüpft gewesen, diese Wahrnehmung spricht am deutlichsten dafür, daß meine Psyche nicht selbständig fungierte. Ebenso lehrt mich die Erfahrung, daß psychometrische

Versuche mit mir nur erfolgreich waren, wenn sie von Personen ausgingen, die auch auf das Austreten meiner Psyche in den Hellsehen-Zustand Einfluß hatten, so daß ich annehmen muß, sie und nicht der experimentelle Gegenstand veranlaßten mein Wahrnehmen. Auch ist die Telepathie auf all diesen Gebieten, wie es scheint, unausscheidbar, und weder vom Hellsehen, noch vom psychometrischen Versuch zu trennen, denn, um ein Bild zu gebrauchen, sie ist Faktor des Produktes und nur in Beziehung auf ihre Mitfaktoren resultierend.

Der psychische Einfluß ist ein fortwährendes flutendes Geben und Nehmen, ein Indienststellen und ein Ausnutzen. Wechselwirkung von Psyche auf Psyche findet meines Wissens nicht statt; wo ich nehme, kann ich nie geben; wo ich gebe, nie nehmen. Abgeben bedingt eine gewisse Stärke, annehmen eine gewisse Schwäche, doch geht die psychische Stärke nicht Hand in Hand mit dem Grade physischer Kraft, ebensowenig wie sie sich an das Geschlecht bindet. Verschiedenheit des Geschlechtes lieferte mir die häufigsten, gleiches die besten Resultate.

Ein wunderbares Streiflicht wirft meine Beobachtung auf den uralten Volksglauben vom Vampyrismus.

Wie ein Organismus die Überfülle seiner Kraft an einen anderen abgeben kann, um diesen zu kräftigen, so kann auch der Überschuß psychischer Kraft ungestraft der fremden Psyche übertragen werden. Wird aber schonungslos genommen, so geht der Überschuß bald zu Ende und es findet nicht nur momentanes, sondern dauerndes Aussaugen statt. Der Aussaugende ist Vampyr. Jeder Mensch, dessen Nähe uns angreift, nimmt; wer uns belebt, giebt. Wir haben damit einen einfachen, nie trügenden Gradmesser, auf dessen strikte Angaben wir uns zuversichtlich verlassen können, und den wir nicht unbeachtet lassen dürfen, wenn wir psychisch gesund bleiben wollen.

Nachschrift des Herausgebers.

Den vorstehenden Ausführungen fügen wir hinzu, daß doch nicht alles Hellsehen so „medialer" Natur ist, wie das hier geschilderte. Bei durchaus selbständigen Naturen kann sich Hellsehen ganz ohne Verbindung mit anderen Personen entwickeln. Solche Naturen aber, sowie ihr Hellsehen, sind nicht absolut, sondern nur relativ von den medialen verschieden. So wird auch mit Recht in diesem Aufsatze gesagt, daß dieselbe Person in einem Falle der nehmende, in einem anderen der gebende Teil sein kann. Bildlich gesprochen, saugt der verhältnismäßig weichere Schwamm den stärkeren aus.

In Anknüpfung an die in diesem Artikel angedeuteten Fälle haben wir unseren geschätzten Mitarbeiter ersucht, uns doch das Material für eines solcher Beispiele zur Mitveröffentlichung zu verschaffen. Dasselbe folgt hier; die Briefauszüge haben wir selbst aus den uns vorliegenden Originalen abgeschrieben.

I.
Abschrift aus Herrn von Benders Nachtbuche.

Nacht vom 14. auf den 15. Dezember 1890: „Bis gegen Morgen plagte mich nach dem Niederlegen eine unbeschreibliche Unruhe, verbunden mit heftigen Nervenschmerzen, die sich besonders im Rücken kund gaben. Da der Zustand ein so ganz anderer als sonst war, kam ich nicht auf den Gedanken, daß dies eine Vorbereitung geistigen Austretens sei. Plötzlich, als ich mich mit dem festen Willen hinlegte, jetzt zur Ruhe zu kommen, ward ich meinem Körper entrückt, oder vielmehr entwunden, denn dies geschah ebenfalls so ganz anders als sonst, unter wundersamen, trichterförmigen Bewegungen in die Tiefe, worauf ich mich in Spiralen wieder aufwärts schwang. Sonst ist es das Herz, welches die letzte Verbindung zwischen Körper und Geist aufrecht hält, dieses Mal schien der Fuß mit einem kräftigen Ruck die Trennung herbeizuführen, einen Fadenstreifen hinter sich ziehend, wie ein Kahn, dessen Furchen auf dem Wasser in der Entfernung einer scharf markierten Linie gleichen. Ich entsinne mich des Gefühls, wie wenn ich mit dem Kopfe die Zimmerdecke berührte, wobei ich starke physische Schmerzen empfand und zugleich ein quälendes Gefühl, „wie kommst du da hindurch?" — Dann schwanden mir die Sinne und die Reflexion, bis ich aus dem Dunkeln kommend, in einem hellen, lichtdurchfluteten Zimmer war, mit einer blauen, eigenartig großgemusterten Tapete. Ich begann Eindrücke in mich aufzunehmen, als plötzlich der laute Aufschrei meines im Nebenzimmer schlafenden kleinen Knaben mich aus dem hellsehenden Zustande riß, mit solcher Gewalt, daß ich wie betäubt von einem jähen Sturze aus der Höhe in die Tiefe regungslos dalag.

Dann ward ich zur Betrachtung des Erlebnisses angeregt und hatte das Gefühl, als wenn der geistige Austritt in einem Zusammenhange mit der uns gestern besuchenden Gräfin Schwerin stehen müsse, die einen besonders sympathischen Eindruck auf mich gemacht hatte; und dann fragte ich mich, wie war es sonst bei den Erscheinungen dieser Art? Immer konnte ich feststellen, daß der geistige ursächliche Faden zum Hellsehen von einem eigenartig beanlagten Menschen auslief, mit welchem ich kurz vorher in Verbindung gestanden, so daß sich mir der Schluß aufdrängte, ich müsse die Kraft dazu von solchen Menschen nehmen, wie —" (es folgen Beispiele).

II.
Aus einem Schreiben des Herrn von Bender an Gräfin Schwerin:

Berlin, 17. XII. 1890.

.... Ich ward die Nacht nach Ihrem Hiersein hellsehend, ganz anders als sonst; aber mir ist die wunderbare Erkenntnis dabei gekommen, daß ich glaube — und es in fast allen Fällen meines Hellsehens nachweisen kann —, daß ich die Kraft, um in diesen Zustand zu kommen, anderen entnehme. Ganz besonders gedenke ich hierbei einer Äußerung des Herrn von M., der mir gegenüber behauptete: „Sie haben mir die Kraft entzogen." Thatsächlich fühlte er sich elend und krank, ich dagegen gar nicht.

Im Zusammenhang mit Ihnen stand mein Hellsehen sicherlich. Ihr Einfluß auf mich war ein zu starker. Leider wurde ich durch den Aufschrei unseres Knaben nebenan im Schlafe sehr unsanft aus dem Zustande herausgerissen, nachdem ich eben erst ausgetreten war. Ich weiß nur, daß ich in einem Zimmer mit blauen Tapeten, die ein eigenartiges großmustriges Dessin hatten, gewesen bin.

Natürlich werde ich versuchen, die Erfahrung durch weitere Beobachtungen festzustellen. Möglich ist ja auch, daß nicht die Person, sondern das mit derselben geführte Gespräch hier in Frage kommt; aber dies erscheint mir unwahrscheinlich. Wie

oft redeten wir von übersinnlichen Dingen, ohne daß bei mir ein Austreten der Psyche stattfand! Ich kann aber ganz genau verfolgen, daß in solchen Fällen mit Folge die Unterredung mit ganz eigenartig angelegten Menschen gewesen war, zu denen ich Sie, Frau Gräfin, sehr entschieden zählen muß. H. v. B.

III.

Antwortschreiben der Gräfin Schwerin an Herrn von Bender.

Schwerinsburg, 20. II. 1891.

.... Es wird Sie interessieren zu hören, daß Sie, ohne es zu wollen, auf mich sehr stark gewirkt haben. An dem Tage nach meinem Besuch bei Ihnen (am Sonntag), war ich so erschöpft und kraftlos, daß ich den größten Teil des Tages schlafend zubrachte, — ein Zustand, den ich, bei der mir eigenen kräftigen, zähen Natur gar nicht kenne. Ich konnte mir auch die Ursache dieser plötzlichen gänzlichen Umstimmung meines Wesens gar nicht erklären, bis mir Ihr Schreiben einige Anhaltspunkte für die Vermutung gab, daß vielleicht das Hellsehen bei Ihnen, welches zeitlich zusammentraf mit der Erscheinung, die ich Ihnen soeben schilderte, mit dieser letzteren im Zusammenhange steht. — Ferner wird Sie interessieren, daß das Zimmer, in welchem ich mich fast ausschließlich hier aufhalte, wirklich, wie Sie schildern es im Trance gesehen zu haben, „blaue Tapeten" hat, auf denen alte gewirkte Tapeten (sog. haute lisse gobelins) das „eigenartige großmustrige Dessin" bilden, was Sie sahen. L. S.

Das wahre Selbst.

Von

Dr. Theodor Fourbeck.

Des Rätsels Lösung wirst du nicht ergründen,
Die dir von diesem dunklen Erdenleben
Soll den geheimnisvollen Schleier heben,
So lang du wähnst, sie außer dir zu finden.

Erkenn' dich selbst! — Dein eigen Herz muß künden
Das Lösungswort und dir die Wahrheit geben;
Aus eigner Tiefe muß das Licht aufstreben: —
Dann wird das Dunkel vor den Augen schwinden!

Hast du dich selbst erkannt, wirst du erkennen
Auch alles Dasein, wirst das Ich bekämpfen:
Die wahre Liebe wird in dir entbrennen.

Du wirst den Wunsch nach Sonderdasein dämpfen.
Erkennst in allem du dein eigen Wesen,
Dann bist du von Geburt und Tod genesen! —

Ramleh, 1. Februar 1891.

Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie zu München.
Sitzung vom 21. November 1890.

Das automatische Schreiben.

Von
Dr. Carl du Prel.

(Schluß.)

Die Identität der Handschrift scheint für direkte Beeinflussung des Armes zu sprechen. Stimmt dagegen die Handschrift nicht überein, so kann der vorgebliche Schreiber gleichwohl der wirkliche Agent sein, der sich aber auf bloße Gedankensuggestion beschränkt und die Handschrift der Subjektivität des Mediums überläßt.

In weiterer Steigerung kommen oft Mitteilungen, die ganz außerhalb des Vorstellungskreises der Medien liegen, und ihre Fähigkeiten weit übertreffen. So beim Medium James, einem ungebildeten Menschen, der den von Dickens unvollendet hinterlassenen Roman „Edwin Drood" psychographisch vollendete.[1]) Auch jenes Privatmedium gehört hierher, mit welchem — einer Frau von mäßiger Bildung — eine Gesellschaft kritischer Forscher 1875 in Newcastle eine Reihe von 35 Sitzungen hielt, deren jede 3 Stunden dauerte, und wobei diese Frau schriftlich aus dem Stegreif Antworten auf wissenschaftliche Fragen der verschiedensten Art gab. Kein anderer Mensch in England — so meint ein Berichterstatter — wäre dazu befähigt gewesen. Ohne jedes Stocken schrieb das Medium sorgfältig ausgearbeitete Essays über Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Pflanzenphysiologie, Anatomie 2c.[2])

Da wir die Fähigkeitsgrenze unseres transscendentalen Subjekts nicht kennen, bleibt selbst bei sehr merkwürdigen Mitteilungen die Inspirationsquelle doch unbestimmt. So lange das Medium beim automatischen Schreiben wach ist, bleibt es unentschieden, ob es aus seiner eigenen transscendentalen Region seine Kenntnisse schöpft, oder aus eigentlicher fremder Quelle; denn in beiden Fällen fühlt es sich als passives Werkzeug, und in beiden Fällen steigt ihm der Gedankeninhalt aus dem Unbewußten auf, zu dem ja auch seine transscendentale Wesenshälfte gehört. Anders verhält sich die Sache, wenn das automatische Schreiben im somnambulen Zustand geschieht, welcher die Bewußtseinsgrenze des Mediums über seine transscendentale Wesenshälfte ausdehnt. Wäre nun diese die

[1]) Aksakof: II. 385—398. — [2]) Ders. II. 392—400.

Inspirationsquelle, so müßten sie als solche vom Medium erkannt werden. Das scheint aber nicht immer der Fall zu sein: Ein Herr magnetisierte eine Dame, deren daraufhin eintretender Somnambulismus sich aus ihrer Fähigkeit erkennen ließ, Dinge zu finden, die sie im Wachen verlegt oder verloren hatte. In diesem Zustande nun beantwortete sie, wenn man ihre Hände auf die Planschette legte, durch automatisches Schreiben gestellte Fragen, konnte aber nicht sagen, was von ihr geschrieben worden sei.[1]) Dieses Experiment stellt uns also vor die Wahl, entweder noch eine dritte Person unseres Subjekts anzunehmen, oder aber die fremde Inspiration zuzugeben. — Crookes erzählt:

„Eine Dame schrieb automatisch mittels einer Planschette. Ich suchte nun ein Beweismittel dafür zu ersinnen, daß das, was sie schrieb, nicht der „unbewußten Cerebration oder Gehirnthätigkeit" entsprungen war. Die Planschette bestand darauf, wie sie es immer thut, daß, obgleich sie von dem Arm und der Hand der Dame bewegt wurde, die sich manifestierende Intelligenz die eines unsichtbaren Wesens war, welches auf ihrem Gehirn wie auf einem musikalischen Instrument spiele" — hier ist also die Suggestion als Operationsmodus bezeichnet — „und so ihre Muskeln bewege. Ich sagte daher zu dieser Intelligenz: „Kannst du den Inhalt dieses Zimmers sehen?" — „Ja," schrieb die Planschette. — „Kannst du diese Zeitung sehen und lesen?" fragte ich und legte dabei meinen Finger auf ein Exemplar der Times, das auf einem Tische hinter mir lag, aber ohne selbst darauf zu blicken. „Ja," lautete die Antwort der Planschette. „Gut," sagte ich, „wenn du dieses sehen kannst, so schreibe das Wort, welches jetzt von meinem Finger bedeckt wird, und ich will dir glauben." Die Planschette begann sich zu bewegen. Langsam und mit großer Schwierigkeit wurde das Wort „however" geschrieben. Ich drehte mich um und sah, daß das Wort „however" von meiner Fingerspitze bedeckt war. Ich hatte es absichtlich vermieden, auf die Zeitung zu blicken, als ich dieses Experiment versuchte, und es war unmöglich für die Dame, selbst wenn sie es versucht hätte, auch nur eines der gedruckten Worte zu sehen; denn sie saß an dem einen Tische und die Zeitung lag auf einem andern Tische, der hinter meinem Körper verborgen stand."[2])

Verwendet der fremde Agent den Operationsmodus der Suggestion — die nur den Gedanken betrifft, aber nicht die bestimmte Form der Schriftzüge —, so wird der weitere Entstehungsprozeß der Botschaft, die schriftliche Ausdrucksform, durch die Individualität des Mediums bestimmt werden. Wenn die achtjährige Auguste Ziegler, die noch nicht orthographisch schreiben konnte, an den Psychographen gesetzt wurde, schrieb dieser unorthographisch, z. B. Graft statt Kraft, manedisch statt magnetisch, Elektrides statt Elektrizität.[3]) Hier ist also die Annahme der fremden Inspiration gleichwohl zulässig, nur die direkte Beeinflussung des Armes ist ausgeschlossen. Sogar dann noch kann fremde Inspiration vorliegen, wenn das Medium beständig in seiner Muttersprache schreibt, die dem vorgeblichen Agenten zu Lebzeiten unbekannt war, und wohl noch ist; denn bei der Gedankenübertragung wird nur der Gedanke als solcher übertragen, nicht der Wortlaut. Dies zeigt sich sogar, wenn der Agent ein lebender Mensch ist. Spricht er eine Somnambule in einer ihr fremden, ihm aber geläufigen Sprache an, so wird sie ihn verstehen, weil es eben

[1]) Akſakow II. 450. — [2]) Psychische Studien. I. 210.
[3]) Perty: Die mystischen Erscheinungen. II, 27.

nur auf die Übertragung des Gedankens, unabhängig vom Wortlaut ankommt. Spricht aber der Agent in einer ihm sowohl wie dem Somnambulen unbekannten Sprache nur papageimäßig einen, etwa von einem Abwesenden aufgeschriebenen Befehl nach, so versteht ihn der Somnambule nicht. Dies haben die Exorcisten des Mittelalters nicht bedacht — so noch Pater Gaßner im vergangenen Jahrhundert — und legten das scheinbare Verstehen fremder Sprachen als dämonische Besessenheit aus.

Die Medien bedienen sich übrigens durchaus nicht immer ihrer Muttersprache beim automatischen Schreiben; es kommen häufig Mitteilungen vor in Sprachen und in Schriftzügen, die allen Anwesenden unverständlich sind. Dies wurde schon beobachtet vor dem Auftreten des Spiritismus. Der Magnetiseur Graf Szapary hatte bereits 1840 eine Somnambule, welche im Dunkel und bei geschlossenen Augen eine Hieroglyphenschrift so geläufig schrieb, als hätte sie dieselbe schon jahrelang geübt. Alle Buchstaben waren sich an Größe und Stellung vollkommen gleich, und die Zeilen so gezogen, als hätte sie nach der Linie geschrieben.[1]) Ebenso erwähnt Mirville eine Botschaft, die den Anwesenden unverständlich war, aber einem Linguisten unterbreitet, sich als syrische Sprache erwies.[2])

Ob also beim automatischen Schreiben die bewußte Thätigkeit des Mediums ausgeschaltet war und der Agent im Unbewußten lag, ist sehr leicht zu entscheiden. Schwierig ist es nur zu bestimmen, welche der beiden Unterabteilungen des Unbewußten thätig war, das transscendentale Subjekt oder ein fremder Agent. Diese Schwierigkeit wäre selbst dann nicht ganz gehoben, wenn z. B. die Botschaft eine Prophezeiung enthielte, die sich erfüllt. Das Fernsehen kommt bei lebenden Menschen im Somnambulismus vor; man könnte daher derartige Botschaften noch immer als dramatisiertes Fernsehen erklären. So vielleicht in dem Falle des Mathematikprofessors Ostrogradsky. Zu einer Zeit, da er noch ungläubig war, versuchte er selbst die Planschette. Er wendete sich an seine verstorbene Mutter mit der Frage, wann er sterben würde, und erhielt die Antwort: „Ich weiß nicht, Mischa, wann Gott dich abrufen wird, aber du wirst die Gruft deiner Mutter vergrößern.“ Drei Jahre hintereinander reiste der Professor von Petersburg aus auf sein Landgut im Gouvernement Poltawa. Bei der dritten Reise erkrankte er dort und starb. Die Leiche wurde an einer Lieblingsstelle des Verstorbenen am Ufer des Flusses Psel begraben. In diesem Jahre trat aber der Fluß aus seinen Ufern und unterspülte den Abhang, wo das Grab sich befand. Der Sarg wurde daher ausgegraben und in die Gruft seiner Mutter gesenkt, die aber, weil sie zu wenig Raum bot, erst erweitert werden mußte.[3])

Dramatisiertes Fernsehen, statt fremder Inspiration, könnte zur Not auch in dem Falle des Generalkonsuls Léon Favre angenommen werden. Er versuchte das automatische Schreiben 3 Wochen lang, und wurde

---

[1]) Szapary: Ein Wort über animalischen Magnetismus. 135.
[2]) Mirville: des esprits. III. 218. — [3]) Psychische Studien. II. 148

dann erst Medium. Oft plötzlich, wenn er es am wenigsten erwartete, wurde seine Hand veranlaßt, einen Satz zu schreiben, der sich im gleichen Augenblick in deutlicher Weise seinem Gehirn eindrückte. Oft wiederum wußte er durchaus nicht, was er schrieb. Da er Magnetiseur war, hatte er die Gewohnheit, seine Gedanken in entschlossener Weise zu konzentrieren; aber wenn er auch mit aller Willenskraft verlangte, daß die Mitteilung einen bestimmten Inhalt haben sollte, war es ihm doch nicht möglich, sie etwas anderes sagen zu lassen, als was sie ursprünglich wollte. Seine Hand flog über das Papier mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit, deren er im normalen Zustand nicht fähig gewesen wäre, und mit der kein Stenograph es hätte aufnehmen können, alle Buchstaben ohne Punktierung verbindend. Bei solchen Gelegenheiten wurden ihm manchmal auch entfernte Ereignisse enthüllt, z. B. 1858 der italienische Krieg des nächsten Jahres und nach Ausbruch desselben die Siege von Magenta, Montebello, Solferino.[1])

Von einer unvollendeten Prophezeiung dieser Art erzählt schon der römische Geschichtschreiber **Ammianus Marcellinus**. Zwei Höflinge wollten durch eine Art von Planschette erfahren, wer der Nachfolger des Kaisers sein würde. Sie brachten die Buchstaben Theod heraus, bezogen dieselben auf den Staatssekretär Theodorus und benachrichtigten ihn davon. Als Kaiser Valens davon erfuhr, ließ er sowohl diesen Theodorus wie auch andere bedeutende Personen mit diesen Anfangsbuchstaben hinrichten; es entging ihm aber Theodosius, der damals in Spanien war. Valens fiel im Kriege gegen die Goten. Sein Nachfolger Gratianus, da das Reich in höchster Gefahr war, berief den Theodosius, der die Goten schlug und nach Byzanz eilte, um dem Kaiser Bericht zu erstatten. Dort hatte er einen Traum, daß der Patriarch von Antiochien, Meletius, ihm den Purpur umlege und die Kaiserkrone aufsetze. Gratianus erklärte den Theodosius zum Kaiser des Orients und kehrte selbst nach Rom zurück. Als im Jahre darauf ein Konzil in Byzanz stattfand, erkannte Theodosius unter den Bischöfen den Meletius, den er nie gesehen hatte, so deutlich hatte er denselben in dem fernsehenden Traume erschaut.[2]) Diese Art Weissagung scheint überhaupt sehr alt zu sein. Sie wird erwähnt von Tertullian[3]) und Sozomenus[4]), war bei den alten Chinesen in Gebrauch[5]) und im alten Testamente deuten die Worte des Propheten Hosea darauf hin: „Mein Volk fragt sein Holz, und sein Stab soll ihm weissagen.“ [6])

Die Möglichkeit, daß scheinbar fremde Inspirationen nur aus unserer eigenen unbewußten Wesenshälfte kommen, läßt sich um so weniger bestreiten, weil ja die Kräfte unserer künftigen Existenz latent in uns bereits liegen, und im Somnambulismus in der That abgeschwächt schon zur Geltung kommen. Es giebt verschiedene Nebenumstände beim automa-

---

[1]) Bericht der dialektischen Gesellschaft, Bd. III, 108—116.
[2]) **Marcellinus** XXIX, 2. 29—32. — [3]) **Tertullian**: Apologie XXIII.
[4]) **Sozomenus**: Hist. Eccles. VI. 35.
[5]) **Perty**: Die sichtbare und unsichtbare Welt. 20. — [6]) Hosea IV, 11.

tischen Schreiben, die, so wahrscheinlich sie auch die fremde Inspiration machen, dennoch die Alternative, vor der wir stehen, nicht vollständig zur Entscheidung bringen. Dahin gehört z. B. der Umstand, daß wenn mehrere Personen als Medien zusammenwirken, das Schreiben rascher eintritt und die aus ihnen geschöpfte Kraft zu identischem Ziele verwendet wird, was auf die Einheit des eigentlichen Agenten schließen läßt; daß ferner oft Fragen beantwortet werden, die nur in Gedanken gestellt sind, daß endlich automatische Schriften oft verkehrt sind, sogenannte Spiegelschriften, weil sie erst im Spiegelbilde die normale Lage erhalten. Die durch Kate Fox erhaltenen Botschaften, ob mit der rechten oder linken Hand geschrieben, waren immer verstellt.[1]) Gegen die Inspiration durch unser jenseitiges, d. h. jenseits der Empfindungsschwelle liegendes Subjekt spricht aber auch entschieden der Umstand, daß die automatischen Mitteilungen so oft absichtliche Täuschungen enthalten, die wir wohl auf eine fremde, aber nicht auf transscendentale Inspiration unseres eigenen Subjekts beziehen können. Irrtümer können wir auch diesem zumuten, aber absichtliche Täuschung zwischen zwei Wesenshälften ist mindestens schwerer anzunehmen, als zwischen getrennten Wesen. Als einst eine mir bekannte Dame in meiner Gegenwart sich beeindruckt fühlte, zu schreiben, wurde der Tod einer entfernten Person gemeldet. Die Botschaft war aber eine einfache Lüge, und daß solche vorkommen, wußten schon die alexandrinischen Philosophen. Porphyrius sagt, daß die Götter — womit er die Dämonen meint — häufig lügen.[2]) Auch stimmt es mit den Beobachtungen unserer Tage überein, wenn Proclus sagt, daß die Dämonen es lieben, Namen anzunehmen, wie Apollo, Jupiter oder Merkur.[3]) Auch unsere Spiritisten erfreuen sich oft eines sehr vornehmen Geisterumgangs. Stellt man die Geister über ihre Unwahrheiten zur Rede, so schweigen sie oder gebrauchen Ausflüchte. Ihre Mitteilungen, soweit sie belehrenden Inhalts sind, widersprechen sich häufig oder spiegeln nur den Geisteszustand der Fragenden wieder. Aber derartige Unzuverlässigkeiten dispensieren uns nicht von der Untersuchung, sondern gehören mit zum Untersuchungsobjekt, und verleihen ihm sogar eine neue interessante Seite. Im allgemeinen dürfte es geraten sein, Fragen, deren Beantwortung nicht kontrolliert, nicht auf ihren Wahrheitsgehalt geprüft werden können, gar nicht zu stellen. Ich kenne derartige Manuskripte von unbestreitbarem Interesse, aber da es für ihren Inhalt keinen Prüfstein giebt, bleibt nur übrig, ihnen zu glauben, und das ist nicht jedermanns Sache. Gerade die meistgelesenen spiritistischen Schriften, die von Kardec und Davis, gehören in diese Kategorie.

Es giebt Spiritisten, denen der automatische Entstehungsprozeß der Mitteilungen schon als Merkmal ihrer Wahrheit gilt, und welche in ihrer beharrlichen Beschäftigung Dialoge mit Geistern zu führen meinen, während sie häufig nur dramatisierte Monologe führen, wie wir es im

---

[1]) Owen: Das streitige Land. I. 268.
[2]) Agrippa: de occulta philosophia im Kommentar über Plinius.
[3]) Proclus: de anima.

Traume thun. Wir müssen eben immer bedenken, daß das Unbewußte kein homogenes Ganzes ist, und müssen die drei möglichen Quellen in demselben auseinanderhalten: unser eigenes unbewußtes Geistesleben, das des transscendentalen Subjekts und das fremder Inspiratoren. Die echten Fälle, die der dritten Quelle, sind häufig genug, wenn auch der absolute Beweis und besonders der Identitätsbeweis nur im Zusammenhalt mit Kundgebungen anderer Art, deren wichtigste die Materialisation ist, hergestellt werden kann. Wir dürfen übrigens nicht vergessen, daß die systematische Untersuchung unseres Problems überhaupt noch aussteht. Wird sie einmal in Angriff genommen, und werden die Suggestionen, die uns zum Irrtum verleiten, vielleicht auf hypnotischem Wege ausgeschaltet sein, dann werden wir aus der Untersuchung unseres Problems ganz andere Vorteile ziehen, als es heute geschehen kann. Auf einige Vorteile können wir, das Bisherige zusammenfassend, gleichwohl schon heute hinweisen:

Als nämlich die Menschheit über ihr eigenes Dasein sich zu verwundern begann und die Philosophie demgemäß die Lösung des Menschenrätsels in Angriff nahm, als sie nachweisen wollte, daß wir die Erscheinung eines Übersinnlichen seien, und nicht etwa bloß das Aggregat physikalischer Atome, wozu der Materialismus uns degradieren will; — da ging die Philosophie von einer Voraussetzung aus, die nur als ein großes Vorurteil bezeichnet werden kann: daß das Selbstbewußtsein bis in die Tiefen unseres Wesens hinabreiche. Dieses Vorurteil war in den Anfängen der Philosophie sehr begreiflich; wir aber, welche in der Natur die allmähliche und stetige Höherentwicklung erkannt haben, müssen uns bei einiger Besonnenheit sagen, daß in einer solchen entwicklungsfähigen Natur das Selbstbewußtsein, wo es biologisch zum erstenmal auftritt, unmöglich schon ein fertiges Produkt sein kann. So wenig, als ein kosmischer Nebelballen, der in seiner embryonalen Verdichtung den ersten Schimmer erreicht hat, schon eine Sonne ist, so wenig kann unser Selbstbewußtsein schon unser ganzes Wesen beleuchten.

Die Philosophie hat die Arbeit von Jahrhunderten vergeblich daran gesetzt, innerhalb dieser mangelhaften Beleuchtungssphäre den Punkt zu entdecken, wo wir im Übersinnlichen wurzeln. Die Seele, die gesucht wurde, konnte auf diesem Wege nicht einwurfsfrei nachgewiesen werden. Was aber in der Dämmerung nicht zu finden ist, läßt sich — so meinte man — noch weniger in der Nacht finden; wenn die Seele in den vornehmsten unserer Funktionen nicht zu finden ist, kann sie überhaupt nicht zu finden sein. So sehr aber sind es im letzten Grunde die philosophischen Ideen, wovon die Gestaltung der Kulturgeschichte bestimmt wird — im guten, wie im schlimmen Sinne —, daß wir nunmehr als Endresultat jenes Vorurteils die Allherrschaft des Materialismus vorfinden. Bestimmend im entgegengesetzten Sinne muß es also werden, wenn wir an Stelle dieser philosophischen Idee die andere setzen, daß die Seele allerdings gefunden werden kann, aber im Unbewußten. Gewiß bedeutet dasselbe für unser sinnliches Bewußtsein, das wir als orientierende Sonne betrachten, die Nacht; aber diese Sonne gleicht der kosmischen, und wie

gerade das Leuchten dieser uns hindert, die Fixsterne zu sehen, so sehen wir die Seele gerade in Zuständen aufkeimen, wenn unser Bewußtsein schwindet.

In der allmählichen Ausbildung dieser Idee werden wir im Suchen nach der Seele an Stelle der physiologischen Psychologie die transscendentale Psychologie setzen, die uns im Somnambulismus und verwandten Zuständen eine große von der Philosophie noch gar nicht verwertete Ausbeute bietet. Das im vorstehenden untersuchte Problem, das automatische Schreiben, ist keineswegs jenes, das uns auf dem kürzesten Weg ans Ziel führt; aber dieses Problem hat vor anderen einen Vorteil voraus: es ermöglicht uns, das Unbewußte gleichsam schichtenweise abzutragen und in den korrespondierenden Funktionen zu beobachten. Wir können dabei die Wurzel unseres Wesens, die unserer Erscheinungsform zu Grunde liegt, kontinuierlich verfolgen und gewinnen dabei die Einsicht, die den Materialismus eben so sehr wie den Pantheismus ausschließt: daß im Unbewußten unsere Individualität bewahrt ist, daß wir also im Tode weder materialistisch vernichtet werden, noch pantheistisch zerfließen, wie der Regentropfen im Ocean. Diese individuelle Wurzel unseres Wesens können wir bis zu dem Punkte verfolgen, wo wir uns als Geister einem größeren Ganzen eingegliedert finden. Diese Verknüpfung immer weiter zu erforschen, ist die Aufgabe der transscendentalen Psychologie.

Kant hat die Möglichkeit einer solchen transscendentalen Psychologie eingesehen, indem er sagt[1]):

„Ich gestehe, daß ich sehr geneigt bin, das Dasein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten, und meine Seele selbst in die Klasse dieser Wesen zu versetzen."

Ja, er hat die Prophezeiung ausgesprochen:

„Es wird künftig, ich weiß nicht wo oder wann, noch bewiesen werden: daß die menschliche Seele auch in diesem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinschaft mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt stehe, daß sie wechselsweise in diese wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren sie sich aber als Mensch nicht bewußt ist, solange alles wohl steht."[2])

Wenn wir nun die Welt als ein in der Entwicklung zu steigender Verknüpfung bestimmtes Ganzes ansehen, so werden wir daraus die Überzeugung schöpfen, daß diese Prophezeiung Kants noch in Erfüllung gehen wird. Eines der Phänomene aber, worin sich diese Erfüllung schon heute auszudrücken beginnt, ist das automatische Schreiben. —

[1]) Kant: Träume eines Geistersehers. (Kehrbach), 14. — [2]) Ebenda, 21.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Franz Anton Mesmers Leben.

Von

Carl Kiesewetter.

I.

Mesmers Laufbahn bis zu seiner Übersiedelung nach Paris.

Der vielbewunderte und noch mehr geschmähte Franz Anton Mesmer wurde am 23. Mai 1734 zu Iznang[1]) bei Radolfszell geboren und am gleichen Tage von dem Pfarrer Hoch zu Weilen getauft. Mesmers Eltern hießen mit Vornamen Anton und Maria Ursula; seine Mutter war eine geborene Michel, der Vater ein im Dienste des Erzbischofs von Konstanz stehender Jäger.

In ungebundener Freiheit verlebte Mesmer seine Kinderjahre in der herrlichen Umgebung des Bodensees, in Feldern und Wäldern umherschweifend und, schon früh dem magischen Zuge der magnetischen Natur des Wassers folgend, dem Ursprung von Quellen und Bächen nachspürend, worüber er, wie er als Greis dem Professor Wolfart erzählte, oft genug die Schule versäumte. Diesem Leben in der freien Natur hatte wohl auch Mesmer die Begabung seines Organismus mit einer eigentümlichen durch die Berührung wirkenden Heilkraft zu verdanken, wie man sie so oft bei Leuten antrifft, die in ständigem Verkehr mit der Natur stehen, wie Bauern, Hirten, Jäger u. s. w. Diese merkwürdige Begabung entdeckte Mesmer schon in seiner Jugend durch den Umstand, daß, wenn er bei einem der damals auf der Tagesordnung stehenden Aderlässe zugegen war, das aus der Ader strömende Blut sich veränderte, langsamer oder schneller floß, je nachdem er sich näherte oder entfernte.[2]) — Auch scheinen eigentüm-

[1]) Wolfart giebt an, Mesmer sei in Weilen bei Radolfszell, dessen Filiale Iznang war, geboren; allein dies ist ein Irrtum, wie Just. Kerner in seiner Schrift: „F. A. Mesmer aus Schwaben", Frankfurt 1856, S. 14, an der Hand des vom Freiherrn von Laßberg beschafften Mesmerschen Taufzeugnisses beweist.

[2]) Auf diese manchen Menschen eigene Begabung, denn die hypnotische Suggestion dürfte wohl schwerlich ausreichen, führe ich die bekannte Besprechung des Blutes u. s. w zurück, wovon ich an mir selbst ein Beispiel erlebte: Als 15jähriger Gymnasiast wurde ich bei einer Balgerei in der Zwischenstunde von einem andern Schüler, der gerade sein Frühstück aß, aus Unvorsichtigkeit durch den linken Unterarm zwischen den Röhren durch und durch gestochen. Als ich sehr stark blutend nach Hause kam, besprach mir mein Großvater die Wunde, worauf das Blut sofort stand und die Wunde in etwa acht Tagen ohne Eiterung 2c. heilte.

liche körperliche Empfindungen durch die Annäherung von Mesmers Persönlichkeit erregt worden zu sein; wenigstens erzählte ein alter Mann, der Mesmer noch gekannt hatte, Kerner[1]), daß, wenn Mesmer selbst in einiger Entfernung mit der flachen Hand auch unvermutet über das Gesicht einer Person herabfuhr, diese davon ganz eigentümliche Empfindungen hatte.

Über den Bildungsgang, welchen Mesmer in seiner Jugend durchmachte, ist nichts bekannt. Wir wissen nur, daß er in Wien Philosophie studierte, als Dr. philosophiae promoviert wurde und schon litterarisch thätig gewesen war, ehe er sich einem langjährigen Studium der Medizin zuwandte, wie sich aus seinem medizinischen Doktordiplom ergiebt.[2]) — Während dieser Periode muß sich Mesmer mit den Lehren der Paracelsisten und der medizinischen Anwendung der Astrologie befaßt haben, denn er disputierte bei seiner am 31. Mai 1766 stattfindenden Promotion De influxu planetarum in corpus humanum, welche Dissertation 1766 in Wien gedruckt wurde, jetzt aber wohl zu den größten litterarischen Seltenheiten — wie Mesmers Schriften überhaupt — gehört, da ich sie in den bedeutendsten Bibliotheken vergebens suchte.

Über den Inhalt dieser Schrift sagt Mesmer selbst[3]):

„Ich gründete meine Theorie auf bekannte, durch Erfahrungen bestätigte Grundsätze der allgemeinen Attraktion, die uns überzeugen, daß ein Planet auf den andern in seiner Laufbahn wirkt, und daß Mond und Sonne auf unserer Erde Ebbe und Flut, sowohl im Meer als im Dunstkreis, verursachen und lenken; und so behaupte ich: Diese Weltkörper wirken auch geradezu auf alle wesentliche Bestandteile lebender Körper, vorzüglich aber auf das Nervensystem, vermittelst eines alles durchdringenden Fluidums. Ich bestimmte die Art dieses Einflusses und sagte: daß er die Eigenschaften der Materie und der organischen Körper, z. B. Schwere, Zusammenhang, Elastizität, Reizbarkeit und Elektrizität, bald verstärke, bald schwäche. Ich behaupte ferner, daß diese in Absicht auf die Schwere entgegengesetzten Wirkungen, welche auf der See die merkwürdigen Veränderungen der Ebbe und Flut verursachen, daß die Verstärkung und Schwächung der obengenannten Eigenschaften, da sie einerlei Wirkungsquelle haben, auch in lebendigen Körpern entgegengesetzte Wirkungen verursachen; daß auch im tierischen, den nämlichen wirkenden Kräften ausgesetzten Körper eine Art von Ebbe und Flut stattfinde. Ich unterstütze diese Theorie durch verschiedene von bestimmt wiederkehrenden Erfolgen hergenommene Beispiele und nannte die Eigenschaft der tierischen Körper, welche sie des Einflusses des Himmels und unseres Erdkörpers fähig macht: tierischen Magnetismus. Aus ihm erkläre ich überhaupt alle periodischen Veränderungen, welche die Ärzte in der ganzen Welt von jeher bei Krankheiten beobachtet haben."

Wir sehen also, daß Mesmers animalischer Magnetismus ursprünglich nicht die Lehre eines magnetischen Einflusses von einem Organismus auf den andern, sondern der erweiterte kosmische Magnetismus von Paracelsus und Fludd war; nur auf dem Umweg über den Mineralmagnetismus gelangte Mesmer, wie wir noch sehen werden, zu dem, was wir heute animalischen Magnetismus nennen.

---

[1]) A. a. O. S. 15.
[2]) Kerner teilt dasselbe a. a. O. S. 11 wörtlich mit.
[3]) Kerner a. a. O. S. 12 ff.

Bemerken will ich noch, daß das medizinische Doktordiplom Mesmers ein sehr ehrenvolles ist, denn es heißt in demselben, das von van Swieten, dem nach Boarhaves Tod berühmtesten Arzt seiner Zeit, dem Leibarzte Maria Theresias, als Präses der Wiener medizinischen Fakultät, mitunterzeichnet ist[1]):

„Da der hochgelehrte Herr Anton Mesmer — in jeder Hinsicht ausgezeichnete Gelehrsamkeit und Kenntnisse in der Arzneikunde zeigte, so ertheilen wir ihm gern die Ehre, welche er durch seine ausgebreiteten Kenntnisse verdient, — ernennen — (ihn) zum Doktor der Medizin und verleihen ihm feierlich die Erlaubniß, den Lehrstuhl der Medizin zu besteigen" u. s. w.

Und trotzdem hat die Gehässigkeit Mesmer zu einem Ignoranten und Charlatan machen wollen!

Mesmer übte seine medizinische Praxis zunächst fünfzehn Jahre in Wien aus, wo er auch eine junge Witwe heiratete, die einen Sohn mit in die Ehe brachte. Der Name dieser Frau ist unbekannt geblieben und die Ehe war offenbar eine unglückliche; wenigstens spricht Mesmer in einem an einen Freund gerichteten Brief von der Geistlosigkeit und Verschwendung seiner Frau, von der er sich nach einigen Jahren trennte.

Die Ursachen wie das Wesen der Krankheiten suchte Mesmer, wie bereits gesagt, in den kosmischen Wechselbeziehungen und sah in dem von ihm „Allmagnetismus" genannten kosmischen Magnetismus in Anlehnung an Paracelsus und Maxwell das Universalheilmittel. Zuerst hielt er die Elektrizität und später, da der bekannte Pater Hell durch seine mit Mineralmagneten vollbrachten Kuren großes Aufsehen erregte, den Mineralmagnetismus für das Vehikel des kosmischen Magnetismus. Im Jahre 1772 begann Mesmer vermittelst Manipulationen mit Mineralmagneten zu kurieren und hatte bedeutende Erfolge. Nach einem Jahre jedoch machte er bereits die Erfahrung, daß er ohne Anwendung des Magnets durch bloße Berührung mit der Hand viel energischer auf den erkrankten Organismus einwirke, und die Entdeckung des „tierischen Magnetismus" war gemacht.

Mesmer ging von der Annahme einer das All durchdringenden und verbindenden Kraft aus, welcher man teilhaftig werden müsse, um alle Krankheiten, welche nur auf dem gestörten Gleichgewichte dieser Kraft beruhten, heilen zu können. Um dieses gestörte Gleichgewicht wieder in Harmonie zu bringen, strich Mesmer, mit dem Magnet in der Hand, den Körper nach seinen schon von Fludd angedeuteten Polen und erzielte so heilkräftige Wirkungen. Aber von seiner Theorie einer alles erfüllenden Urkraft geleitet, ging Mesmer weiter und kam zu der Annahme, die ihm seine Experimente aufdrängten, daß diese Urkraft mehr im Menschen selbst als im Magneten vorhanden sei, und daß, wie der Magnet das Eisen gleichnamig magnetisch mache, auch der Mensch polarisch auf den Menschen einwirken müsse. Da er seine Theorie durch die Praxis bestätigt fand, ließ Mesmer den Magneten fort und manipulierte ausschließlich mit den Händen.

Ein ausführliches Bild von Mesmers Heilmethode während seiner

---

[1]) Kerner a. a. O. S. 11.

ersten Zeit entwirft uns ein gewisser Seyfert[1]), Hauslehrer bei dem Baron Horeczky de Horka auf Schloß Rohow im Neutraer Komitat, welches wir abgekürzt wiedergeben.

Der noch nicht dreißigjährige Baron de Horka litt an Halskrämpfen, an denen er manchmal zu ersticken fürchtete, und keines der von ihm gebrauchten Mittel wollte helfen. Nachdem er zum öftern eine Anzahl Wiener Ärzte, u. a. van Swieten und van Haen konsultiert hatte, gab ihm letzterer den Rat, sich von Mesmer magnetisieren zu lassen, obschon er an dessen Heilerfolge nicht glaubte.

Im Sommer des Jahres 1775 wurde Mesmer nach Schloß Rohow berufen und erhielt einen solchen Zulauf von Leidenden aller Stände, daß ihm ein großer Saal des Schlosses zum Empfang und zur Behandlung derselben eingeräumt wurde.

Seyfert war ein total Ungläubiger und entschiedener Gegner von Mesmer, insofern er bei diesem Betrug und Charlatanerie, bei den Geheilten aber Selbsttäuschung und — im besten Fall — eine vorübergehende, auf Suggestion beruhende Heilwirkung annahm. Er sah deshalb Mesmer in allen Manipulationen scharf auf die Finger, fungierte als Dolmetscher im Verkehr mit dem nur slowakisch redenden Landvolk und suchte hinter Mesmers Rücken dessen Patienten über etwaige betrügerische Kniffe auszufragen. Allein alles blieb vergebens, widerwillig sah sich Seyfert zur Anerkennung der eigentümlichen Begabung Mesmers genötigt und beschrieb nun die von diesem zu Rohow ausgeführten Heilungen sehr ausführlich. Von diesen Krankengeschichten teile ich zwei mit, welche ein besonderes aktuelles Interesse für die Gegenwart besitzen:

„2. Ein noch ziemlich junger Jude aus dem ungefähr eine kleine Meile von Rohow entlegenen Flecken Sobotischt. Er hatte schon vorher, wie er es mir nachher selbst sagte und andere, Sobotischter Christen, bestätigen, schon lange an einem inneren Brustschaden gelitten und war bereits sehr schwach, so daß man ihn auf einem Wagen nach dem Schlosse bringen mußte. Mesmer erkundigte sich nach dem Zustand seiner Krankheit, dann zeigte er eine Weile in einiger Entfernung mit dem Finger auf seine Brust, und der Kranke soll in kurzer Zeit nach einer starken Konvulsion in Gegenwart sehr vieler Menschen eine Menge Materie ausgeworfen haben. Einiger Abhaltungen wegen war ich zu meinem Verdrusse bei diesem Auftritt nicht gegenwärtig; doch als ich bald darauf in den Saal trat und Mesmer uns verlassen hatte, erzählte mir ein guter Freund den ganzen Vorgang. Um mich davon zu überzeugen, befragte ich den Juden selbst, welcher mir das Geschehene ebenso beschrieb. In der Folge war er täglich einer der ersten, die in dem Saal ankamen, und einer der letzten, welche nach Hause gingen, weil er sich nun besser befand. Etliche Tage nach jener ersten Begebenheit bekam ich eine unerwartete Gelegenheit, mich dafür, was ich versäumt hatte, wieder schadlos zu halten. Wir hielten mehrere ausländische Zeitungen, die wir, der großen Entfernung des nächsten Postamtes und anderer dazu gekommener Umstände wegen, sehr spät zu lesen bekamen. In einer derselben stand: Mesmer hätte ein mit der fallenden Sucht behaftetes Mädchen und zwei Männer, die sich steif und fest einbildeten, von Gaßnern durch Austreibung der Teufel vollkommen wieder hergestellt worden zu sein, (ich weiß nicht mehr, ob auf einmal oder zu verschiedenen Zeiten,) plötzlich in ihren rormaligen krampfhaften Zustand versetzt, indem er im

[1]) Vergl. Kerner: F. A. Mesmer, S. 18—50. — S. starb als Professor in Magdeburg.

Nebenzimmer sich verborgen hielt und blos auf die Gegend hin, wo diese Leute sich hinstellen mußten, seinen Fingerzeig gerichtet hatte. Ohne Verzug suchte ich Mesmer auf und fand ihn in einem an den Saal stoßenden Zimmer mitten unter mehreren Personen von hohem Adel. Ich bat dieselben, mir zu erlauben, den gemeldeten Artikel aus der Zeitung hier vorlesen zu dürfen. Recht gern erlaubten sie es. Nach geendigter Vorlesung fragte ich Mesmern, ob diese Nachricht wahr wäre. Er bejahte es. Nun ersuchte ich ihn, auch bei uns einen ähnlichen Versuch durch die Mauer zu machen. Hierin wurde ich von den gesamten Adeligen, besonders aber von der Gräfin unterstützt. Mesmer suchte dies anfangs von sich abzulehnen. Dadurch machte er in mir meine Zweifel gegen ihn von neuem wieder rege. Weil man ihm aber zuzusetzen nicht aufhörte, so besah er die massive Querwand und sagte dann zu uns: er glaube nicht, daß er durch eine zwei und einen halben Fuß dicke Mauer, wie diese wäre, etwas ausrichten würde; denn in Deutschland wären solche Wände bei weitem nicht so dick gewesen. Es half nichts; er mußte unserer Zudringlichkeit auf der Stelle nachgeben. Nun ging er in den Saal, holte diesen jungen Juden als den empfindlichsten aus dem Kreis der Magnetisierten und stellte ihn mit dem Rücken dicht an die Scheidewand. Dann begab er sich in das vorige Zimmer wieder und nahm seine Stellung ungefähr drei Schritt von dieser Wand. Da die Thür, die in den Saal führte, zwei Flügel hatte, von denen einer stets zublieb, so stellte ich mich auf die Schwelle, daß es mir leicht war, mit dem rechten Auge den Juden im Saale, mit dem linken aber Mesmern im Nebenzimmer zu beobachten. Mit der rechten Hand hielt ich den zweiten Thürflügel so dicht zu, daß kein anderer weder aus dem Saal in das Zimmer, noch aus dem Zimmer in den Saal sehen konnte. Nach einigem Verweilen machte Mesmer mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand hin und her lauter Querzüge in der Luft in horizontaler Richtung nach der Gegend hin, wo der Jude stand. Es währte nicht lange, als der Jude sein Gesicht verzerrte, seine beiden Hände in die Hüften setzte, kläglich seufzte und sich so geberdete, als ob ihm übel würde. Mit diesem Anblick nicht zufrieden, fragte ich ihn, was er empfinde, worauf er antwortete: „Es wird mir schwer!“ Auf meine zweite Frage, ob in ihm nichts besonderes vorginge, erwiderte er: „Es geht in mir alles in die Quere hin und her.“ Um des übrigen Fragens überhoben zu sein, sagte ich zu ihm, er möchte bei einer jeden Veränderung uns sogleich sagen, was in ihm vorginge, ohne erst eine Frage abzuwarten. Bald schlug Mesmer seine Arme übereinander. Keine acht Sekunden waren vergangen, so sagte der Jude von selbst: „Jetzt hört es wieder auf.“ Als Mesmer gegen ihn Ovalzüge zu machen anfing, so krümmte sich der Jude wieder und sagte: „Jetzt geht in mir alles im Kreise auf und ab.“ Kaum hatte Mesmer die vorige Stellung wieder eingenommen, so sagte der Jude: „Jetzt wird's wieder ruhig.“ Mesmer fuhr nachher so weiter fort und machte für jede neue Regung, die er hervorbringen wollte, andere Striche und Züge, welche der Jude jedesmal samt den bald längeren, bald kürzeren Zwischenfristen genau angab. Hier war doch wohl keine vorherige Verabredung oder irgend eine taschenspielerische Täuschung möglich; und eine bloße, so schnell auf die Probe gestellte Einbildung konnte schlechterdings nicht so viele und so vielerlei Veränderungen in Betracht ihrer Dauer und ihrer Richtungen so treffend bestimmen. Das nächste Jahr darauf erblickte mich dieser Jude von ungefähr auf der Straße von Sobotischt, ging auf mich rasch los und erkundigte sich mit vieler Wärme nach Mesmer. Weil ich ihm nichts Bestimmtes von ihm sagen konnte, so bat er mich, wenn ich ihn ja einmal wieder spräche, ihm in seinem Namen nochmals den innigsten Dank für seine Hülfe abzustatten; denn er hätte gar nichts gebraucht und wäre doch jetzt beständig (wie er sich ausdrückte) frisch, munter und gesund wie ein Fisch.“

Dieser Bericht ist insofern von aktuellem Interesse, als wir in ihm einem hypnotisch-telephatischen Experiment im Jahre 1775 begegnen, wie

sie in der Neuzeit zuerst wieder von Hansen ausgeführt wurden. Eine interessante Erzählung von magnetischem Rapport ist die folgende:

„3. Ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe. Seine Klage war, er hätte schon lange eine Verhärtung in der Gegend des Magens, die ihm allerlei Ungemach, mitunter auch viele Schmerzen verursachte. Dies verdollmetschte ich Mesmern so unmedizinisch, wie es mir der Bauer gesagt hatte. Nun mußte der Kranke sich entblößen. Mesmer untersuchte die geschwulstartige Verhärtung, hieß ihn, sich wieder zuknöpfen, deutete, wie er es gewöhnlich that, von Zeit zu Zeit auf die kranke Stelle, und verfuhr mit ihm nur insofern anders als mit den übrigen Kranken, daß er ihn ganz abgesondert auf einen Stuhl sitzen ließ und ihm eine große viereckige, mit Wasser angefüllte Weinflasche, welche er eine Weile vorher in den Händen gehalten und so magnetisiert hatte, gab, mit dem Bedeuten, daß er diese Flasche ja fleißig auf den Leib halten sollte. Der Bauer gehorchte, spürte aber erst nach einer geraumen Zeit nur einige Linderung, die nach seinen ferneren Aussagen täglich merklicher wurde. Weiter fiel mit ihm nichts in die Augen fallendes vor, bis endlich eines Tages Mesmer im Nebenzimmer bei verschlossener Thür die Elektrisiermaschine lud. Plötzlich stieß der Bauer die gröbsten slovakischen Flüche gegen Mesmern aus. Ich stellte ihn darüber zur Rede, warum er sich dies erlaubte, worauf er sich damit entschuldigte, weil er jetzt die heftigsten Stiche bekäme, woran kein anderer als der deutsche Mann oder der leidige Teufel schuld sein müßte. Lächelnd über die Einfalt des Bauers ging ich in das Nebenzimmer, wo ich Mesmern im Beisein mehrerer Zuseher die Funken mit den Knöcheln seiner Hand aus der Elektrisiermaschine herauslocken sah, wo dann der Bauer bei jeder Wiederholung seufzte und die Zähne zusammenbiß, welches ich genau sehen und hören konnte, weil ich mit dem einen Fuß im Saale, mit dem andern im Nebenzimmer stand. Eben solche Erscheinungen bemerkte ich an diesem Bauer, wenn Mesmer den Magnetismus entweder durch einen Spiegel oder durch den Schall unmittelbar oder auch nur mittelbar verbreitete. Übrigens hielt dieser Bauer bis zur Abreise Mesmers standhaft aus. Ganz hergestellt ging er freilich nicht nach seiner Heimath; was aus ihm nachher geworden, hatte ich keine Gelegenheit zu erfahren gehabt, indessen hat er doch einen offenbaren Beweis gegeben, daß, seiner abgehärteten Beschaffenheit ungeachtet, der Magnetismus an ihm nicht unwirksam gewesen war. Und dies ist schon hinreichend, das wirkliche Dasein eines animalischen Magnetismus an den Tag zu legen; denn was kein Dasein hat, kann nicht wirken."

Die Kur an dem Baron de Horka vollendete Mesmer nicht, weil dieser — offenbar ein sehr verzärtelter hysterischer Mensch — die von ersterem hervorgerufenen heftigen Krisen scheute. — Seyfert teilt noch eine Anzahl Krankengeschichten mit, aus deren keiner jedoch die Existenz eines animalisch-magnetischen Fluidums zweifelsfrei hervorgeht; im Gegenteil hat Mesmer offenbar durch hypnotische Manipulationen der verschiedensten Art — auch durch Musik — und namentlich durch Suggestion resp. Erregung der Imagination Wirkungen hervorgerufen. Zu dieser Zeit, in welcher sich Mesmer noch der Mineralmagnete zur Verstärkung seines Einflusses bediente, trug derselbe ein mit Seide gefüttertes ledernes Hemd, das mit Magneten in Verbindung gesetzt war, um die magnetischen Ausströmungen aus seinem Körper zu verhindern, und wandte auch bereits sein bekanntes Baquet an.

Als Mesmer nach Wien zurückgekehrt war, bekam er die damals berühmte Klavierspielerin Paradis in Behandlung, welche ein besonderer Liebling der Kaiserin Maria Theresia und infolge einer Lähmung der Sehnerven seit dem vierten Lebensjahre blind war. Sie war von den

berühmtesten Ärzten der damaligen Zeit behandelt und für unheilbar blind erklärt worden. In Mesmers Behandlung begann der gelähmte Sehnerv wieder zu fungieren, und der Vater der Paradis sagt in einem handschriftlichen Aufsatze, welcher Kerner im Originale vorgelegen hatte, wörtlich[1]):

„Nach kurzer kräftiger magnetischer Behandlung Herrn Dr. Mesmers fing sie nun an, die Contours der ihr vorgestellten Körper und Figuren zu unterscheiden. Der neue Sinn war aber so empfindlich, daß sie diese Dinge nur in einem sehr dunkeln, mit Fensterläden und Vorhängen wohlverwahrtem Zimmer erkennen konnte. Wenn man bei ihren, obschon mit einer fünffach übereinander gelegten Binde verhüllten Augen mit einem angezündeten Lichte nur flüchtig vorüberfuhr, so fiel sie, wie vom Blitze gerührt, schnell zu Boden.[2]) Die erste menschliche Figur, die sie erblickte, war Herr Dr. Mesmer. Sie betrachtete ihn und die verschiedenen schwankenden Bewegungen seines Körpers, die er vor ihren Augen, sie zu prüfen, machte, mit vieler Aufmerksamkeit. Sie entsetzte sich einigermaßen darüber und sprach: „Das ist fürchterlich zu sehen! Ist das das Bild des Menschen?" Man führte ihr auf Verlangen einen großen Hund im Hause vor, der sehr zahm und immer ihr Liebling war. Sie besah ihn mit gleicher Aufmerksamkeit. „Dieser Hund," sagte sie hierauf, „gefällt mir besser als der Mensch; sein Anblick ist mir weit erträglicher." Vorzüglich waren ihr die Nasen in den Gesichtern, die sie sah, sehr anstößig. Sie konnte sich darüber des Lachens nicht enthalten. Sie äußerte sich darüber folgendermaßen: „Mir kommt es vor, als wenn sie mir entgegendroheten und meine Augen ausstechen wollten." — Seitdem sie mehrere Gesichter gesehen, gewöhnt sie sich besser daran. Die meiste Mühe kostet es, sie die Farben und Grade der Entfernung kennen zu lehren, da sie in Absicht auf den neugeschaffenen Sinn des Gesichtes ebenso unerfahren und ungeübt als ein neugeborenes Kind ist. Sie irret sich nie in dem Abstand einer Farbe gegen die andere, hingegen vermenget sie deren Benennungen, besonders, wenn man sie nicht auf die Spur führet, Vergleichungen mit Farben anzustellen, die sie schon kennen gelernt hat. Bei Erblickung der schwarzen Farbe erklärt sie, das sei das Bild ihrer vorigen Blindheit. Diese Farbe erreget auch immer bei ihr einen gewissen Hang zur Melancholie, der sie während der Kur oft ergeben war. Sie brach in dieser Zeit vielfältig in plötzliches Weinen aus. So hatte sie einmal einen so heftigen Anfall, daß sie sich auf einen Sofa warf, mit den Händen rang, die Binde abriß, alles von sich stieß und unter jämmerlichen Klagen und Schluchzen sich so verzweifelnd gebährdete, daß Madame Sano oder sonst jede berühmte andere Aktrice kein besseres Muster zur Vorstellung einer durch den äußersten Kummer geängstigten Person hätte abnehmen können. Nach wenigen Augenblicken war diese traurige Laune vorüber und sie nahm ihr voriges gefälliges und munteres Wesen gleich wieder an, obschon sie bald darauf in den nämlichen Rückfall aufs Neue geriet. Da in den ersten Tagen des sich verbreitenden Rufes von ihrem Wieder-Sehen ein starker Zulauf von Verwandten, Freunden und von den vornehmsten Standes-Persohnen geschah, so wurde sie sehr unwillig darüber. Sie äußerte in ihrem Unmuth sich einsmals wider mich: „Woher kommt es, daß ich mich jetzt weniger glücklich finde als vormals? Alles, was ich sehe, verursachet mir eine unangenehme Bewegung. Ach, in meiner Blindheit bin ich weit ruhiger gewesen!" — Ich tröstete sie mit der Vorstellung, daß ihre jetzige Bewegung allein von der Empfindung der fremden Sphäre herrühre, darinnen sie schwebe. Die neue Wesenheit, worin sie sich durch das wiedererhaltene Augenlicht

[1]) Kerner a. a. O. S. 62 ff.

[2]) Ganz genau dieselbe Empfindlichkeit gegen Licht zeigen die Besitzer des zweiten Gesichts während desselben.

versetzet fände, müsse notwendig eine niegefühlte Unruhe in ihr erregen. Sie werde aber so gelassen und so zufrieden als andere werden, sobald sie des Sehens mehr gewohnt sein würde. „Das ist gut," antwortete sie, „denn sollte ich immer bei Ansichtigwerdung neuer Dinge eine der jetzigen gleiche Unruhe empfinden, so wollte ich lieber an der Stelle zur vorigen Blindheit zurückkehren. Sie hatte verschiedene Male Anwandelungen von Ohnmachten, besonders, wenn ihr nahe Verwandte oder sonst vertraute Freundinnen vorgestellt wurden. Ein Gleiches geschah bei dem Anblick der Abbildung von ihren zwei Onkeln, die beide Königlich Kayserliche Offiziere sind und gegen welche sie immer die zärtlichste Neigung getragen hat. Sie fuhr mit der Hand über die Züge der Gesichtsbildung, zog aber selbe verwundert zurück, da die Hand am glatten Glase abglitschte. Sie glaubte nämlich, daß die gemalten Züge wirklich, wie an lebenden Personen, erhaben seien. Die hohen Modehauben der hiesigen Frauenzimmer, besonders die sogenannten à la Matignon, findet sie ganz und gar nicht nach ihrem Geschmack, obschon sie vormals in ihrer Blindheit diesen Kopfputz sehr gerne trug. Ihrer Meinung nach ist dieser neumodische Kopfputz unverhältnismäßig mit dem Gesicht, worin sie auch nicht ganz unrecht hat. Sie verlangte von einem anwesenden Frauenzimmer die Schleppe ihres Kleides zu sehen, wie sie im Gehen passe. Sie hatte aber ebensowenig Gefallen daran, als an den vorgenannten Modehauben. „Der Anblick dieser nachschweifenden Kleidung ist schwermüthig," sagte sie. So fremd sind überhaupt ihre Ausdrücke, wenn sie noch ungesehene Dinge zuerst betrachtet. Da der neuempfangene Sinn sie in den ersten Stand der Natur versetzet, so ist sie ganz vom Vorurteile frei, und benennt die Sachen bloß nach dem natürlichen Eindrucke, womit sie auf sie wirken. Sie urtheilet sehr wohl von den Gesichtszügen und schließet darauf auf die Gemüthseigenschaften. Die Vorweisung eines Spiegels brachte ihr viel Verwunderung; sie konnte sich gar nicht darin finden, wie es zuginge, daß die Fläche des Spiegelglases die Objekte auffangen und sie dem Auge wieder vorstellen könne. Man führte sie in ein prächtiges Zimmer, wo sich eine hohe Spiegelwand befand. Sie konnte sich darin nicht genug satt sehen. Sie machte die wunderlichsten Wendungen und Stellungen vor demselben, besonders aber mußte sie darüber lachen, daß das im Spiegel sich zeigende Bild bei Annäherung ihrer Person gegen sie trat, hingegen bei ihrer Entfernung ebenfalls zurückwich. Alle Objekte, die sie in einer gewissen Entfernung bemerket, kommen ihr klein vor, und sie vergrößern sich in ihrem Begriffe nach dem Maße, als sie ihr näher gerückt werden. Da sie mit offenen Augen einen Bissen gerösteten Brodes in ihre Chokolade tauchte und damit zum Munde fuhr, schien ihr solcher so groß, daß sie ihn nicht in den Mund bringen zu können glaubte."

„Man zeigte ihr an einem heitern Abend durch die Fenster den gestirnten Himmel. Sie drang darauf, denselben in dem Garten frei zu besehen. Man mußte ihr nachgeben und sie auf die vor dem Gebäude liegende Terrasse des Gartens führen. Hier nun zeigte sich allen Anwesenden ein beweglicher Anblick. Sie erhob stillschweigend die Hände hoch gegen den prächtig schimmernden Himmel, vermuthlich aus dem Innersten des Herzens ihm das feurigste stille Dankgebet zuzusenden. Nach einigen Augenblicken rief sie aus: „O wie ernsthaft diese Sterne auf mich herabblicken!" Prächtiger kann wohl nichts in der Natur sein". Wenn man nirgends eine feurige Regung zur wahren Andacht gegen das oberste Wesen empfindet, so muß es gewiß hier sein, hier unter dieser hellscheinenden Decke, wo ich jetzt stehe!" — Sie wurde darauf zu dem Bassin geführet, welches sie eine große Suppenschüssel nannte. Die Spaliergänge auf beiden Seiten schienen ihr nebenher zu gehen und auf dem Rückwege nach den Zimmern glaubte sie, das Gebäu käme ihr entgegen, woran ihr die beleuchteten Fenster besonders wohl gefielen. Des folgenden Tages mußte man, um sie zu befriedigen, sie bei Tageslichte in den Garten bringen. Sie besah alle Gegenstände wieder aufmerksam, aber nicht mit so viel Vergnügen als am vorigen Abend.

Sie nannte den vorbeifließenden Donaustrom einen langen und breiten weißen Streifen. Sie deutete genau die Orte an, wo sie den Anfang und das Ende des Flusses sah. Die in einer Entfernung von etwa tausend Schritten jenseits des Flusses stehenden Bäume der sogenannten Praterau glaubte sie mit ausgestreckten Händen berühren zu können. Da es ein heller Tag war, konnte sie das freie Sehen im Garten nicht lange aushalten. Sie selbst verlangte, ihre Augen wieder zu verbinden, weil die Empfindung des Lichtes ihrem schwachen Sinne noch zu scharf ist und ihr einen Schwindel verursachte. Ist sie nun wieder verbunden, so getraut sie sich ohne Führung keinen Schritt vorwärts zu thun, da sie doch vormals in ihrer Blindheit in dem ihr bekannten Wohnzimmer umhergegangen ist. Die neue Zerstreuung der Sinne verursacht, daß sie beim Klavier schon mehr Nachsinnen beobachten muß, um ein Stück zu spielen, da sie vordem die schwersten Konzerte mit der größten Richtigkeit fortspielte und zugleich mit den Umstehenden sich im Gespräche unterhielt. Mit offenen Augen wird es ihr jetzt schwer, ein Stück zu spielen. Sie beobachtet alsdann ihre Finger, wie sie über die Klaviere weggaukeln, verfehlt aber dabei die meisten Claves."

Soweit der eigenhändige Bericht des Vaters der Paradis über die, wie aus allen Einzelheiten hervorgeht, zweifellosen zeitweisen Heilung seiner Tochter. Die Wiener medizinische Fakultät sandte eine Deputation, an deren Spitze der berühmte Mediziner und Botaniker von Störck stand, um sich von der Thatsache zu überzeugen, welche sie auch anerkannte.[1]) Auch der Professor der Anatomie Barth untersuchte die Paradis zweimal und erklärte sie für sehend. Als aber der Vater der Paradis den Vorfall in den Zeitungen bekannt machte und Barth infolgedessen als renommierter Augenarzt die Konkurrenz zu fürchten begann, erklärte er, die Paradis sei noch als blind zu betrachten, „weil sie die Namen der ihr vorgelegten Dinge oft nicht wußte, oft verwechselte." Barth gesellte sich zu einem andern neidischen Arzt, Dr. Ingenhaus, und dem prinzipiellen Gegner Mesmers, weil dieser ihn in der magnetischen Heilmethode übertroffen hatte, dem Jesuitenpater Hell, welche nun Mesmer auf alle Weise schikanierten. Sie verhinderten, daß dieser seine geheilte Patientin der Kaiserin Maria Theresia vorstellen durfte und logen den geizigen Eltern der P. vor, daß die Kaiserin der Paradis die ausgesetzte Pension entziehen würde, wenn diese ihr Gesicht wieder erhalte, weshalb diese aussprengten, das sie wieder erblindet sei. Infolge dieser Hetzereien drang der Vater der Paradis sogar mit gezogenem Degen bei Mesmer ein, um seine Tochter gewaltsam wegzuholen, und die Mutter mißhandelte sie, als sie nicht folgen wollte, derartig, daß sie in Krämpfe verfiel, wieder erblindete, und, als Hell und Genossen einen Auslieferungsbefehl der Medizinalbehörde erschlichen hatten, nicht aus dem Hause geschafft werden konnte, sondern noch vier Wochen bei Mesmer verbleiben mußte, der die erneute Blindheit nach vierzehntägiger Behandlung wieder beseitigte.

Diese Vorfälle hatten Mesmer den Aufenthalt in Wien verleidet. Er siedelte nach München über, wo er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde, und reiste 1778 durch die Schweiz nach Paris.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Kerner a. a. O. S. 69 ff.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Wie erscheint das Dasein?

Das Sinnbild der Wiederkehr.

Von

Hübbe-Schleiden.

> Durchgängig und überall ist das echte Symbol der Natur der Kreis, weil er das Schema der Wiederkehr ist: diese ist in der That die allgemeinste Form in der Natur, welche sie in allem durchführt, vom Laufe der Gestirne an bis zum Tod und der Entstehung organischer Wesen, und wodurch allein in dem rastlosen Strom der Zeit und ihres Inhaltes doch ein bestehendes Dasein, d. i. eine Natur, möglich wird.
>
> Schopenhauer, Welt als W. & V. II, Kap. 41.

Einheitliche Gesetzmäßigkeit mit durchgehender Analogie beherrscht alles Dasein. Diese Thatsache gestattet uns, in vorsichtiger Weise manche Schlüsse zur Lösung des Welt- und Menschenrätsels von einer Daseins-Stufenform auf andere zu ziehen.

Jedes Individuum ist ein physisches Wesen; Individualität ist aber nur die metaphysische Wesenheit des Daseins, und ihre Entwickelung ist nur ein metaphysischer Vorgang. Einen solchen kann man sich natürlich nicht anders als sinnbildlich vorstellen. Wenn wir jedoch dabei den einheitlichen Grundzug in allen Perioden des Daseins erkennen und ihn in seinen verschiedenen Gestaltungen nachweisen können, so gewinnt dadurch unsere Anschauung an Halt und Festigkeit.

Das Ende jedes Daseins kehrt stets in das Wesen, aus dem es seinen Anfang nahm, zurück, aber nicht auf dem Wege, auf dem es entstand, sondern immer fortschreitend. Dies läßt uns darauf schließen, daß des Daseins Grundform wohl die Kreisgestalt sein dürfte; und diese Vermutung finden wir bei näherem Eingehen auf die Wesenserscheinung alles Daseins auch bestätigt, obwohl wir dabei sehr bald bemerken, daß der Kreis allein als sinnbildliche Darstellung des ganzen Daseins doch nicht ausreicht. Andrerseits aber drängt sich uns auch die Erkenntnis auf, daß die vollendete geometrische Gestalt des Kreises nicht die ursprünglichste Grundform der Daseins-Bewegung sein kann, sondern schon das Ergebnis einer vorgerückten Entwickelung ist.

Die „Wiederkehr“ ist der Grundzug alles Daseins schon um deswillen, weil dies sich erhält; aber deren einfachste Gestaltung ist Hin- und Herbewegung oder Auf- und Niederstreben. Dies sehen wir auch thatsächlich am häufigsten in der Natur, im Anorganischen wie im Organischen und im körperlichen wie im geistigen Leben; jeder Wirkung entspricht ihre Gegenwirkung, jedem Steigen folgt einmal das Fallen, jedem Werden das Vergehen. So muß ebenfalls im großen Ganzen jeder Evolution, jeder Entwickelung, eine Involution, eine Wieder-Einwickelung, ein Rückgang und Verfall nachfolgen. Dieses anerkennt die Naturwissenschaft sogar hinsichtlich der Entwickelung unseres Planeten und unseres Sonnensystems. Niemand ist darüber noch im Zweifel, daß das Leben auf der Erde einst erlöschen, und daß in sehr ferner Zeit auch das Dasein des Planetensystems enden wird.

Mit Recht hat sich in der neuesten Zeit besonders der Ausdruck „Evolution“ eingebürgert; er bringt besser als die Bezeichnungen „Entwickelung“ und „Développement“ die Thatsache zur Darstellung, daß im Fortschritt der lebendigen Wirklichkeit sich alle Hin- und Herbewegung, alles Steigen und Verfallen, gleichsam in einen Kreislauf umsetzt; denn volvere heißt: sich drehen, umrollen, umlaufen. Schopenhauer hat auch nicht unrecht, wenn er daran erinnert, daß uns hierfür die Bewegungen der Himmelskörper als die Grundform oder das „Urbild“ erscheinen.

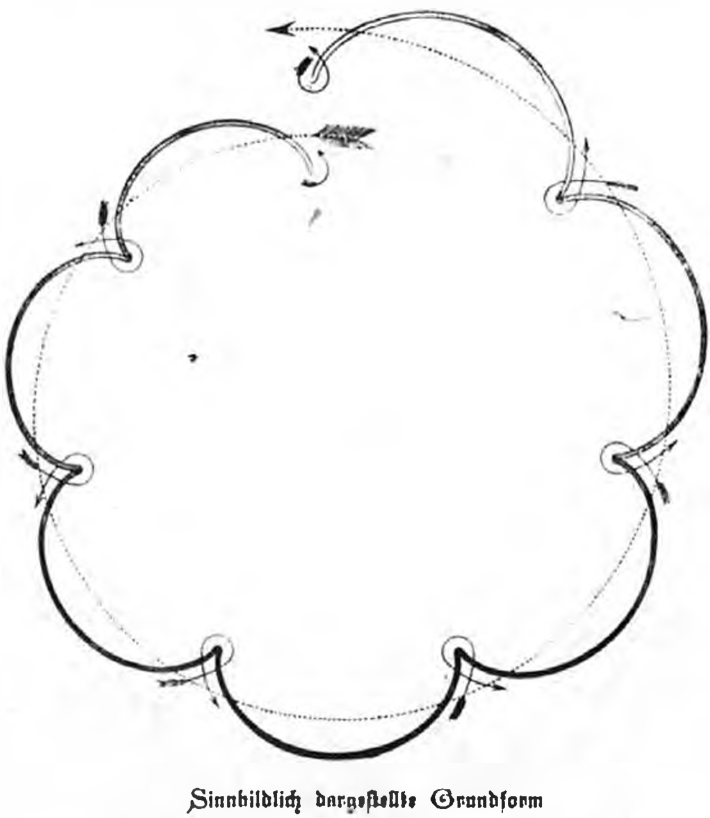
An die Kreisform sich annähernd, sehen wir die Weltkörper im Himmelsraume sich bewegen. Ebenso aber wie wir nicht bloß eine Rundbahn der Planeten um die Sonne, sondern um diese Planeten sich die Monde drehen sehen und wissen, daß auch unsre Sonne mit all diesen Planeten und Monden ihre eigene Bahn um eine Centralsonne durch das Weltall hin verfolgt, so sehen wir auch im Leben der Individualität jede größere Daseinsperiode aus kleineren Kreisläufen sich zusammensetzen, so das Jahr aus Tagen, unser Erdenleben aus den Jahren, unser Dasein als ein Lebewesen aus vielen irdischen und andern Leben; jedes persönliche Leben ist gleichsam nur ein Arbeitstag im individuellen Leben unserer kosmischen Wesenheit.

Wie nun physisch in der Sternenwelt (dem Makrokosmos) durch diese Abhängigkeit jeder kleineren Bewegung von der größeren, deren Teil sie ist, die wirkliche Laufbahn aller einzelnen Körper aufhört, eine einfache Rundbewegung zu sein, so stellt sich uns auch metaphysisch die Entwickelung aller Einzelwesen (Mikrokosmen) bildlich als eine unendlich verschlungene Linie dar. In Wirklichkeit kehrt niemals irgend eine Wesenheit im Fortschritt ihres Daseinslaufs genau an eine Stelle zurück, wo sie schon einmal war. Dies scheint nur so, wenn man von allen andern Drehungen absehend, eine volle Rundbewegung von deren Mittelpunkte aus betrachtet; in der Wirklichkeit erkennt man jedoch leicht, daß dies nicht eigentlich der Fall ist. Ähneln doch ein Tag, ein Jahr dem andern und der Herbst dem Frühling und die Abenddämmerung der Morgenröte, ohne daß sie ihnen gleichen. So wird auch der Greis, der seine letzten Tage in Befriedigung und Vereinfachung seines Lebens- und Anschauungskreises auslebt, nicht

wieder das spielende Kind seiner ersten Lebensjahre, wenn er auch subjektiv in seiner Erinnerung, sowie objektiv in seiner Erscheinung, viel mit ihm gemein haben mag.

Faßt man einen einzelnen vollständigen Bewegungsabschnitt als den einfachsten Grundtypus des Ganzen ins Auge, so gewinnt man das Bild eines Kreises; faßt man zwei solcher Kreisläufe zugleich ins Auge, das Bild einer Wellenlinie; und übersieht man noch eine dritte Fortbewegung als damit verbunden, so gestaltet sich das Gesamtbild etwa, wie es unsere Abbildung Figur 2 in einer solchen epicykloidischen Linie, analog (ähnlich, nicht gleich) der Bahn des Mondes, zu veranschaulichen sucht.[1])

Figur II.



Sinnbildlich dargestellte Grundform des **Weltkreislaufs der Individualität.**

[1]) Genauer hätte diese Zeichnung so gemacht sein können, daß statt der Doppellinie unsres Epicykloides auch dieses selbst wieder aus einer ähnlichen Wellenlinie gebildet worden wäre; doch hielten wir die obige vereinfachte Veranschaulichung hier für zweckmäßiger. Denn eigentlich sollten alle diese Linien überhaupt nicht planimetrisch, sondern stereometrisch als Spiralen, eine um die Bahn der andern laufend, gedacht werden; aber dieses läßt sich graphisch nicht wohl darstellen. — Über die Schattierung der Wellenlinie dieser Figur 2 giebt unsere nächste graphische Darstellung Aufschluß.

In diesem Bilde ist der Fortschritt der Individualität in ihrer sich stets mehr und mehr verschlingenden Entwickelung so zu verstehen, daß die Individualität anfänglich gleichsam im Mittelpunkte des allerkleinsten Kreises steht, in dem sich ihre immer wiederholte Selbstdarstellung als „Molekül" zu drehen scheint; diese ist etwa als die Umdrehung des hier in Bewegung gezeichneten Körpers um seine Achse aufzufassen. Während sich nun die unzählige Wiederkehr dieser und andrer immer zunehmender Darstellungs f o r m e n durch die Selbstdarstellung zahlloser solcher Individualitäten fortsetzt, überlassen diese e i n e solche Darstellungsform nach der anderen den nachrückenden Individualitäten; jede erweitert bei jeder ihrer Neuverkörperungen ganz allmählich den Umfang und Umkreis ihrer Selbstdarstellung, ihren Wahrnehmungs- und Wirkensbereich, bis sie damit den der nächst größeren Kreisbewegung umspannt, welche die nächst höhere Stufenordnung des Individualitäts-Begriffes veranschaulicht und in unsrer Zeichnung durch die epicykloidische Bewegung versinnbildlicht ist. Ebenso setzt sich die Entwickelung fort, bis die Individualität gleichsam in den Mittelpunkt der noch größeren Kreisbewegung, hier die der Spirale, eintritt und so weiter. Die Wesenheit der Individualität wechselt allerdings nicht e i g e n t l i c h den Mittelpunkt ihres wachsenden Kreislaufes, sondern sie steht j e d e r z e i t z u g l e i c h in a l l e n den verschiedenen Kreisläufen darin, wie wir ja auch Tage, Jahre, Lebensläufe, Individualitäts-Ordnungen und unsern ganzen Weltkreislauf z u g l e i c h durchmachen, nicht etwa erst nur Tage, dann nur Jahre, dann nur Lebensläufe u. s. f.; aber der U m f a n g der individuellen D a r s t e l l u n g, des Wahrnehmungs- und Wirkungskreises, steigert sich und damit wechselt scheinbar („gleichsam") auch das Wesens c e n t r u m.

Diese unsere graphische Veranschaulichung der Entwickelung durch kreisähnliche Bewegungen oder Umdrehungen und Umläufe soll den Überblick über das Ganze nur in gleich schematischer Weise darstellen, wie die Naturforschung die verschiedenen Arten, Gattungen und Ordnungen der Naturformen, und so auch die des Individualitäts-Begriffes, unterscheidet. In der Wirklichkeit finden sich keine scharf abgegrenzten Abstufungen, sondern alle sind durch Übergänge ausgeglichen; sind sie es auch nicht überall und jederzeit so waren sie es jedenfalls in der ersten Ausbildung aller Formen und müssen es jedesmal wieder da sein, wo Individualitäten niederer Ordnungen sich zu solchen höherer Ordnungen erheben sollen. Dies braucht n i c h t als überall und jederzeit möglich angenommen zu werden; wo es aber geschieht, kann es nur ganz allmählich sein, denn „die Natur macht keine Sprünge".

Ein vollständiger Überblick über den ganzen Entwickelungsgang der Individualität in allen ihren Einzelheiten wird uns hauptsächlich dadurch erschwert oder unmöglich gemacht, daß wir jederzeit nur einen Durchschnitt des Ganzen sehen, daß wir also, gleichsam an e i n e r Seite des Schraubengewindes der Spirale befindlich, wohl die ganze Reihe oder doch eine gute Strecke auf dem Spiralgewinde entlang zu den höheren Stufen hinauf und zu den tieferen hinunter sehen, aber nicht um die ganzen

Windungen herumschauen können. Dadurch wird es uns allerdings erleichtert, die Klassifikation der verschiedenen Arten und Unterarten zu bestimme , aber es fehlt uns der Nachweis der Übergänge von einem Punkte der Spiralbahn zu dem entsprechenden Punkte der nächst höheren Windung; und zwar sind in dieser Weise nicht allein die Form-Unterschiede der größten Hauptordnungen als durch Spiralwindungen getrennt zu veranschaulichen, sondern auch die kleineren (Arten-)Unterschiede. Jede Individualitäts-Ordnung muß nämlich nicht etwa nur als eine einzelne Spiralwindung, sondern vielmehr als je eine eigene, lang andauernde, vielmal umlaufende Spiralbewegung gedacht werden, und zwar räumlich ausgedehnt so, daß der Mittelpunkt jeder kleineren Spirale sich in der Bahn derjenigen der nächst höheren Ordnung fortbewegt.

Der Übergang einer Individualität von einer solchen Ordnung auf die Stufe der nächst höheren ist wohl kaum schwer sinnbildlich zu veranschaulichen. Es wäre unrichtig, sich irgend eine Entwickelungsperiode durch ein cylindrisches Schraubengewinde, etwa wie eine „Schraube ohne Ende" sich drehend, zu denken. Jede einzelne Windung solcher Periode muß mit einem größeren Umfang im Vergleich zur letzt vorhergehenden beginnen, weil die Individualität fortschreitend stets an Kraft zunimmt. Daher ist das richtige Sinnbild hier die langsam sich erweiternde Spirale, beginnend mit der kleinsten Kreisbewegung und sich bis zur größten steigernd. — Wenn nun die Individualität an Kraft und Umfang ihrer Darstellung schon den Mittelpunkt der Kreiswindungen oder der Spirale nächst höherer Ordnung mit umfaßt, so wird sie allmählich ihre Selbstdarstellung auf der niederen Linie aufgeben und bei einem ihrer Formwechsel (Tode) ganz in den Mittelpunkt, bezw. den Bewußtseins- und Darstellungskreis, der nächst höheren Ordnung eingehen können.

In dieser Weise geschieht der Fortschritt offenbar thatsächlich. Solcher Übergang von einer Individualitätsstufe auf die andere ist nicht mehr eine bloße Umbildung einer und derselben Organisationsform, sondern deren vollständiges Aufgehen in die eines größeren Ganzen, ein Nirwana. — Man wende mir hier nicht etwa ein, daß solche Fortentwickelung der Menschen-Individualität, „wenn überhaupt vorkommend", jedenfalls zu selten sei, um hier als Typus einer regelmäßigen Stufenfolge angegeben zu werden. Sehen wir ganz vom Morgenlande ab: weiß denn unsere „historisch geschwätzige Kulturwissenschaft" etwas davon, wie viele Menschen auch hier schon diese Stufe erreichten? und wie viele noch gegenwärtig dieser Schwelle nahe stehen? Kann sie überhaupt etwas davon wissen? — Daß solche Menschen dies nicht an die große Glocke hängen, ist ja selbstverständlich! Wozu auch? Sie würden nicht einmal verstanden werden, würden keinen Glauben finden; und sie wissen, daß ein jeder diesen Weg der innern Wesensreife nur durch sich allein finden und gehen kann. Wer dazu heranreift, lernt auf ganz dieselbe Weise, wie auch jene Weisen vor uns lernten. Den Prozeß des Reifens aber in anderen zu begünstigen, dazu kann allein das ethische Beispiel eines Weisheitslebens dienen, wie es jeder „Christus", jeder „Buddha" giebt. Doch seit dem ersten

„Christus" hat das Abendland fast jeden seiner wahren Nachfolger hingemartert; oder war Giordano Bruno etwa der einzige, der für sein Bekenntnis jenes Weltgeheimnisses verbrannt ward? Und ist es dabei ein Wunder, daß wir von den Männern, die im finstern Abendlande in die Lohe solches Lichtes eingingen, so wenig Spuren nachgelassen finden?

Bei solchem Übergange nun vergeht das Wesen nicht; die Individualität giebt bloß ihre bisherige Darstellungsweise in der niederen Form auf, die sie den Nachrückenden (den eigenen Nachkommen und anderen Nachwuchs) überläßt. Ihr Wahrnehmungs- und Wirkenskreis, der Umfang ihrer Selbstdarstellung, wächst in den der größeren hinein, wie denn überhaupt die ganze Individualitäts-Entwickelung im Weltdasein eine unausgesetzte Steigerung in der Kraftdarstellung ist sowohl intensiv als Ansammlung im Kraftcentrum, wie auch extensiv an Umfang der Kraftentfaltung.

Angesichts dieser letzterwähnten Beobachtung könnte man in Versuchung geraten, zu vermuten, daß somit das ganze Weltdasein doch wohl nur eine Evolution sei, und dann folglich — da nur ein einheitlicher Grundzug das Ganze beherrschen kann — dies auch im einzelnen so sein werde, mithin die Annahme von kleineren und größeren Evolutions- und Involutionsperioden eine Täuschung sein müsse. Dennoch findet solche Rückkehr in den Anfang thatsächlich statt, und zwar nicht nur in allen einzelnen Abschnitten und Perioden, sondern auch im großen Ganzen, nur stellt sich — wie wir sahen — das für die verschiedenen Stufen zutreffende „Sinnbild der Wiederkehr" (Evolution und Involution) ein wenig verändert dar.

In jedem einzelnen Darstellungskreise der Individualität, wie auch im ganzen Weltdasein derselben erkennen wir stets zuerst die Ausbildung und danach den Zerfall einer Form, sei es nun die eines Individuums auf irgend einer Ordnungsstufe dieses Begriffes, sei es die Steigerung der Organisation und Differentiation überhaupt bis zu ihrem Höhepunkt und darauf folgende Disintegration der Form oder das Wiederübergehen in weniger fein und intensiv gegliederte Gestaltungen, worauf wir noch sogleich zurückkommen.

Aus diesem Grunde bot sich uns auch als die Grundform zur Veranschaulichung dieses Gegensatzes der Evolution und Involution das Sinnbild des Kreises dar. Es kommt hier aber noch etwas anderes in Betracht zur Kennzeichnung dieses Gegensatzes in allen kleineren und größeren Entwickelungsabschnitten, die sich als ein einheitliches Ganze darstellen, namentlich in den verschiedenen Daseinsperioden, in denen sich die Individualität auf irgend einer besonderen Stufe dieses Begriffs durch zahllosen Wechsel in den dieser Ordnung angehörenden Individualformen von der niedrigsten bis zur Ausprägung der höchsten „Idee" dieser Stufe allmählich darstellt, und die wir uns als je eine eigene Spiralbewegung veranschaulichten. Es macht sich nämlich insbesondere auch hier der Grundzug jenes Gegensatzes geltend, der ihn überhaupt im Kleinsten wie im Größten charakterisiert. Dies ist das Streben zur Vielheit einerseits und zur Einheit andrerseits. In dieser Hinsicht stellt sich die Evolution

als Vervielfachung und als die Mannigfaltigkeit kleinerer Formen dar, die Involution dagegen als Vereinfachung und Auflösung der Mehrzahl kleinerer Einheiten in eine größere (Henosis).

Das Sinnbild solcher Spiralbewegung, die sich stetig fortschreitend auf einer und derselben Individualitätsstufe hält und deren Ende sich ihrem Anfang nähert, ohne daß sie in ihrem Laufe umkehrte, ist etwa die Bewegung eines Gegenstandes, der mit einer Schnur oder, besser noch, an einem Gummibande auf einen Stock gewickelt war, und sich durch Drehung des letzteren von demselben abschwingt, danach aber bei gleichmäßig fortgesetzter Bewegung seine Schnur ganz von selbst wieder aufwickelt. Der erste Teil der so von dem Gegenstande beschriebenen Spirale veranschaulicht die Evolution, der zweite die Involution.

Ganz ähnlich stellt sich dieser Gegensatz im ganzen Kreislaufe der Individualität dar, nur wird er hier noch in hohem Maße verschärft durch den Wendepunkt in der Bewußtseins-Entwickelung.

Den Höhepunkt in der Organisation und Differentiation ihrer Selbstdarstellung erreicht die Individualität wohl überall in der Form von Planetenbewohnern wie der Mensch, nur sittlich-geistig vollkommener, als wir „Kulturmenschen" der europäischen Rasse bisher sind. In solchen höchst entwickelten Planetenbewohnern ist das Einzel-Bewußtsein in der Vielheit offenbar am schärfsten ausgeprägt, nachdem es sich bis dahin durch die ganze Reihe aller niedreren Entwickelungsformen ausgebildet hat. Auch die Fortsetzung des Daseinslaufes der Individualität in höheren Einheiten kann man als eine Bewußtseins-Steigerung bezeichnen, nämlich in dem Sinne der extensiven Kraftzunahme der Individualität, bis ihr Wahrnehmungs- und Wirkungskreis zuletzt gleichsam in der Centralsonne ihres „Weltalls" seinen Mittelpunkt findet. Während also die größeren, umfassenderen Individualformen in ihrer Organisationsstufe niedriger stehen als der Mensch, dehnt sich in ihnen doch das weiter entwickelte „Bewußtsein" von dem Interessenkreise der Einzelmenschen auf den eines Volks, den der Menschheit, auf das ganze Planetenleben[1]) u. s. w. aus, bis es den eines „Weltalles" umfaßt. Hierbei ist „Bewußtsein" nur als die sinnvoll wollende und zweckmäßig wirkende Kraft zu verstehen, nicht als das, was wir Menschen persönliches „Selbstbewußtsein" nennen, mit seinem Gründe überlegenden, Ursachen und Wirkungen erwägenden Verstande. Das Bewußtsein nimmt vielmehr, der niedrern Organisation entsprechend, auch insofern ab, als es weniger das Einzelne und Mannigfaltige zum Gegenstande hat. Diese weitere Bewußtseinssteigerung ist recht eigentlich ein Verschwinden in dem „Unbewußten" (nach Eduard von Hartmanns allgemein verständlich gewordener Ausdrucksweise); und daß dies eine Involution ist im Vergleiche zu der Steigerung der „Selbstbewußtseins"-Entwickelung bis zum Menschen, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

[1]) Dies ist der Wahrheitskern von dem, was in der „okkulten Hierarchie" als „der Planetengeist" bezeichnet wird und was in Goethes „Faust" als „Erdgeist" auftritt. — Nach indischer Lehre stellen all diese „Bewußtseins"-Stufen sich im Menschen dar, der als „Vollendeter" sogar Organ des Allwillens („Gottes", des Ishwara) ist.

Schließlich ist noch ein letzter Gesichtspunkt für den Grund-Gegensatz der Evolution und Involution ins Auge zu fassen. Mehrfach schon mußten wir hervorheben, daß der ganze Weltkreislauf der Individualität eine beständige Kraft-Entwickelung, eine Zunahme von intensiver Ansammlung und von extensiver Entfaltung sei, bis sie am Ende ein ganzes „Weltall" umfaßt und mit dessen Zerfall ihr ganzes Dasein abschließt. Vom Standpunkte der Kraft betrachtet, ist dies Ganze zweifellos eine Evolution. Auch dieser nun entspricht eine Involution. Doch unterscheidet dieser Gegensatz sich freilich hier von den vorher erwähnten dadurch, daß er gleichzeitig stattfindet. Aber Zeit und Raum sind von Bedeutung ja nur als Erscheinungsformen für die Vorstellung der Weltdaseins-Bewegung; für das Grundwesen des Ganzen haben sie keine Geltung.

Dieser Gegensatz ist derjenige der objektiven und der subjektiven Anschauung. Objektiv stellt sich diese Kraftansammlung und -Entfaltung gleichsam dar als mit einer winzig kleinen Selbstumdrehung an der äußersten Peripherie des ganzen Darstellungskreises beginnend und als ein beständiges Wachsen des Bewegungsumfangs, also als zunehmende Beherrschung des Stoffes durch solche Kraftentwickelung, als Veräußerlichung und Verstofflichung; subjektiv aber erscheint es als ein immer tieferes Eindringen in den Mittelpunkt des „Weltalls", als eine Verinnerlichung und Vergeistigung.

Dies letztere ist eine Zunahme in der Erkenntnis der wahren Realität, die allem Dasein (dem Atom, der Individualität, dem All) zu Grunde liegt (immanent ist). Diese könnte man sich sinnbildlich vorstellen als die größte Centralsonne in dem Mittelpunkte eines „Weltalls", die vom Anfang bis zum Ende seines Daseins unbeweglich stehen bleibt. Dies wäre aber freilich nur eine sehr sinnliche Veranschaulichung; thatsächlich ist diese immanente Realität allein der ewig unenthüllte, nie sich offenbarende Mittelpunkt, um den alle oben gleichnisweise vorgestellten Kreise und Spiraldrehungen stattfindend gedacht wurden. Das wahre Wesen alles Daseins, das absolute Sein, ist stets nur dieser unmanifestierte und daher unwandelbare Mittelpunkt; und wenn wir sagten, daß die Individualität von einem Mittelpunkte eines kleinsten Kreises in den eines größeren und so fort bis in den des allergrößten einträte, so waren damit keine Wandlungen dieser ihrer inneren Realität gemeint, sondern lediglich das subjektive (geistige) Vordringen ihrer „Erkenntnis" oder ihres „Bewußtseins", bis in dieses letzte Centrum ihres eigentlichsten Wesens. Diese subjektive Anschauung von Kreisen, die sich „eng und immer enger" um die sinnbildlich gedachte Centralsonne unseres innersten Wesens zusammenziehen, legte Schiller seinem „Wallenstein" (Piccol. II, 6) in den Mund, als „von dem Seheraug' geschaut":

„Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubs
Bis in die Sternenwelt mit tausend Sprossen
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln, —
Die Kreise in den Kreisen, die sich eng
Und enger ziehn um die centralsche Sonne."

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Indiens Litteratur und Kultur.

Von

Adolf Graf von Spreti.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß in unseren Tagen das Interesse für die Kultur-Entwickelung unserer fernen Stammesbrüder in Indien in stetigem Wachsen begriffen ist. Haben die Aufschlüsse, welche uns durch die mehr und mehr fortschreitende Erforschung der so reichhaltigen Sanskrit-Litteratur bereits zu teil geworden sind, und durch den Fleiß ernster Forscher noch immer reichhaltiger zuzufließen versprechen, schon für jeden Gebildeten fesselnde Kraft, so sind sie insbesondere für den Mystiker von ganz hervorragender Bedeutung. Bei den Freunden und Lesern der „Sphinx" glaube ich ein Interesse für alle derartigen Forschungen voraussetzen zu dürfen; deshalb möchte ich dieselben auf Dr. Leopold von Schröders ausgezeichnete Vorlesungen[1]) aufmerksam machen, in welchen er uns vom alten Indien, dessen Litteratur und Kultur in historischer Entwickelung eine eingehende, höchst interessante Darstellung giebt. Nachstehend folgt eine kurze Skizze desselben.

Das naturgemäß ziemlich umfangreiche Buch zerfällt in drei Hauptabschnitte. Schon die Form von „Vorlesungen" scheint uns eine sehr glücklich gewählte zu sein, denn hierdurch ist sein Werk nicht nur sehr übersichtlich geworden, sondern es ist dem Verfasser auf diese Weise auch gelungen, selbst solche Gegenstände seiner Darstellung, welche naturgemäß etwas trocken und ermüdend sind, dem Leser in angenehmster Form vorzuführen. — Für den Forscher liegt ferner ein großer Vorzug dieses Werkes in der genauen Angabe des reichlichen Quellenmaterials; da diese Angaben jedoch sich fast ausschließlich in den Fußnoten finden, so sind dieselben für die Lektüre selbst keineswegs störend.

Abschnitt I (Vorlesung 1—16) behandelt das indische Altertum, oder die vedische Periode (bis cirka 600 v. Chr.).

Hier zeigt uns der Verfasser an der Hand der bisher erschlossenen Sanskrit-Litteratur, wie hoch hinauf in die graue Vorzeit die indische Geistesbildung reicht, belehrt uns über den Umfang und die Originalität

[1]) Indiens Litteratur und Kultur, in historischer Entwickelung von Dr. Leopold von Schröder (Dorpat), Leipzig, Verlag von H. Häffel, 1887. — Das Buch ist bei seinem überaus reichen Inhalte recht umfangreich (785 Seiten). In einem Bande ist dasselbe fest broschiert (so daß es ungebunden zu benutzen ist) für 18 Mark zu erwerben; um aber den Bezug desselben zu erleichtern, giebt die Verlagshandlung dasselbe auch in 6 Lieferungen zu 3 Mark ab. Das Buch ist ein wahrer Schatz von interessantestem Wissensmaterial für jeden, dessen Gesichtskreis über die Langweilerei der Alltäglichkeit hinausgeht. (Der Herausgeber.)

jener ältesten Litteratur, über das Kastenwesen, die Religion und Gottesverehrung der alten Indier, sowie über die mutmaßliche Entstehung ihrer heiligen Bücher, der Veden, Upanischads und Sutras, und die in denselben enthaltene tiefsinnige Philosophie.

Mit Staunen ersehen wir aus den Darstellungen des Verfassers, wie hochentwickelt schon in den frühesten Zeiten das philosophische Denken dieses Volkes nicht nur in vereinzelten, bevorzugten Gliedern desselben war, sondern wie dieses Denken und Suchen nach Wahrheit das Volk beherrschte und dessen gesamtes Thun beeinflußte. Ja, Dr. v. Schröder sieht sich eigens zu der Bemerkung veranlaßt:

„Was bei den ersten Regungen philosophischen Denkens und Suchens der Indier von vornherein charakteristisch erscheint, ist der Ernst, der unablässige Eifer, mit dem bald von dieser, bald von jener, bald von dritter Seite die Lösung der Frage nach dem Welt-Ursprunge, dem Zweck und Grunde unseres Daseins versucht wird. Was uns in der Philosophie der Upanishads als schönes tiefsinniges Resultat vorliegt, ist nicht das Verdienst einiger weniger hervorragender, erleuchteter Geister, nein, wir sehen schon seit alters das ganze indische Volk an der Lösung dieser Frage arbeiten."

Daß sich unter solchen Umständen bei diesem Volke eine ganz eigenartige Religion ausbilden mußte, welche sich mit keiner anderen Volksreligion in dieselbe Linie stellen läßt, ist natürlich. Der große Indologe Max Müller sah sich sogar genötigt, zur Bezeichnung der ersten indischen Gottes-Anschauung ein eigenes Wort zu bilden, da weder Monotheismus, noch Polytheismus, noch Pantheismus als passend erschienen. Max Müller bezeichnet diesen ursprünglichen Gottes-Begriff als Henotheismus, und Dr. von Schröder pflichtet ihm darin bei; denn nach ihrer Ansicht ist der älteste indische Gottes-Glaube ein Glaube an einzelne, abwechselnd als höchste betrachtete Götter. — Es dürfte hier übrigens wohl am Platze sein, darauf hinzuweisen, daß gerade bei Beurteilung indischer religionsphilosophischer Anschauungen, mehr vielleicht als bei irgend einem anderen Systeme, der esoterische Kern von der exoterischen Form streng getrennt zu halten ist, um sich einen annähernden Begriff von dem Denken und Vorstellen zu bilden, welches in diesem unserem Ideenkreise so ferne liegenden Gedankengange zu Tage tritt.[1]

Als die beiden Hauptwerke der indischen Litteratur des Altertums lernen wir den Rig-Veda und den Yajur-Veda kennen. Beide sind Sammelwerke. — „Die Lieder der ersteren Sammlung sind das älteste Denkmal nicht nur indischen, sondern überhaupt indogermanischen Geisteslebens." Sie zeichnen sich insbesondere durch Kraft, Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung aus,

[1]) Nach meinen Anschauungen ist in jeder Religion die Gestaltung der Götterlehre schon ein Wandel vom Esoterischen zum Exoterischen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, erachte ich, daß die im Rig-Veda angerufenen Götter keineswegs die ursprünglichen Vorstellungen der ältesten Weisen Indiens repräsentieren, sondern auch hier nur eine Degeneration des Grundgedankens verraten. Dieser leitende Gedanke aber war von jeher in der indischen Philosophie, und ist auch heute noch, daß „Atma allein ist"; dieses Atma ist nichts anderes als das wahre, aller Wesenheit zu Grunde liegende Selbst. Dessen Erkenntnis und Verwirklichung ist Erlösung, das einzige Mittel zur Befreiung aus dem sonst endlosen Kreislaufe des Wiedergeborenwerdens.

und reichen wohl bis gegen 2000 v. Chr. zurück, wenn auch ihre Sammlung zu einem Buche kaum vor dem Jahre 1000 n. Chr. stattgehabt haben wird. In ihnen ist die Philosophie des indischen Volkes niedergelegt, und wir ersehen aus ihnen, daß diesem Volke schon so frühe die Erkenntnis des Absoluten aufgegangen war.

Das zweite Sammelwerk, der Yajur-Veda, eine Sammlung von Opfersprüchen, ist offenbar viel späteren Ursprunges. Dasselbe ist von einem ganz anderen Geiste durchweht und zeigt schon mannigfaltige Umgestaltungen im Kultus ꝛc., was sich insbesondere durch das Steigen der Priestergewalt, in dem vermehrten Opferdienste, in der Verschärfung des Kastenunterschiedes u. s. f. geltend macht.

Im II. Abschnitte (Vorlesung 17—30) erhalten wir eine übersichtliche historische Skizze und ein allgemeines Kulturbild des indischen Mittelalters (600 v. Chr. — cirka 1500 n. Chr.).

Nicht große, welterschütternde Ereignisse, nicht politische oder soziale Umwälzungen bilden die Marksteine, an welchen wir den Übergang dieses merkwürdigen Volkes in eine neue Ära erkennen; sondern es sind lediglich geistige Wandlungen, welche den Eintritt eines neuen Zeitalters einleiten und vollbringen. Wir dürfen daher von der Schilderung des indischen Mittelalters keine Geschichte politischer Wirrnisse und religiöser Kämpfe erwarten, wie solche die Geschichte des europäischen Mittelalters aufweist, sondern müssen uns mit der Darstellung eines in aller Stille sich vollziehenden, allmählichen Wandels der philosophischen und religiösen Anschauungen dieses Volkes begnügen, welche freilich dann wieder auch ihre Rückwirkungen auf das äußere Leben der Gesamtheit ausübten, niemals aber zu blindem Verfolgungswahn oder blutigen Religionskriegen führten.

Den Anfang des indischen Mittelalters inauguriert das Auftreten Buddhas (600 v. Chr.). Seine Lehre basiert auf der tief innersten Überzeugung von dem Elende und dem Jammer dieses Lebens und unseres Daseins überhaupt; dem wir nur durch völlige Verneinung des Daseins für immer entrinnen können. Der Grundton dieser Weltanschauung drückt sich auch deutlich und immer lauter und eindringlicher in der ganzen mittelalterlichen Litteratur Indiens aus, und unterscheidet sich hierdurch wesentlich von jener des Altertums.

Eine der unmittelbarsten Folgen der raschen Verbreitung dieser Weltanschauung war das Auftreten der Mönchsorden und des Asketentums; und es ist klar, daß sich ihre Rückwirkungen auch auf die äußeren Verhältnisse, das Familien-, Gemeinde- und Staatswesen äußern mußten. Merkwürdig erscheint es hierbei, daß gerade in dieser Periode eine wesentliche Verschärfung der Kastenunterschiede zu Tage tritt.

Obwohl sich die Lehre von der Wiederverkörperung auch schon in der Litteratur des Altertums nachweisen läßt, so tritt sie doch erst jetzt in allen Werken mit größerer Entschiedenheit hervor. Daß aber die Überzeugung von der Notwendigkeit derselben schon damals als ein Axiom fest stand und im ganzen indischen Volke ganz und gar eingelebt

und mit ihm verwachsen war, ersehen wir daraus, daß trotz der immerwährenden Wiederholung dieser Lehre dennoch nirgends gefragt wird: „ob eine Wanderung der Seelen stattfinde", sondern immer nur: „wie es möglich sei, ihr zu entrinnen". Und die Lösung dieser Frage lautet durchweg gleich: Nur wer „von allem Begehren frei ist", wird zur endlichen Erlösung, zur unwandelbaren Seligkeit gelangen. Jedem anderen wird nach Maßgabe seines Thuns eine andere Existenz zu teil, und zwar geschieht dies nach dem Grundgesetze des „Karma".

Einen wohlthuenden Eindruck muß es auf jeden mit den indischen Religions-Anschauungen Vertrauteren machen, daß Dr. von Schröder einem alten, bei uns Europäern stereotyp gewordenen Irrtume bezüglich der Buddha-Lehre entschieden entgegentritt, indem er sagt:

„Man hat den Buddhismus völlig mißverstanden, wenn man ihm die Anschauung unterschiebt, daß das wahre Wesen alles dessen, was ist, das Nichts sei. Vom Nichts ist in der Lehre Buddhas nirgends die Rede. Nirvana ist keineswegs das Nichts oder die totale Vernichtung der Existenz, sondern, wie Max Müller trefflich nachweist, die höchste Vollendung."

Ist hiermit durch die bündige Erklärung zweier gründlicher Forscher — denen auch schon Arthur Schopenhauers Urteil längst vorangegangen war — eine alte, irrtümliche Ansicht korrigiert; so mag es ferner manchen fanatischen Christen eigentümlich berühren, in den Lehren dieser verachteten heidnischen Religion gerade auf die wahre Nächsten- und Feindesliebe ein großes Gewicht gelegt zu sehen. Eben dies ist die Grundlehre der Ethik und wird deshalb auch mit Vorliebe als ein Monopol des Christentums ausgegeben; nichtsdestoweniger finden wir in der alten Sanskrit-Litteratur eine Unmenge von Stellen, welche in klaren, unzweideutigen Worten zu erkennen geben, daß Güte und Freundlichkeit gegen alle Geschöpfe, selbst gegen böse, ja sogar gegen die eigenen Verfolger und Widersacher den Anhängern des Brahmanismus und Buddhismus schon viele Jahrhunderte vor Christus zur Pflicht gemacht wurde. Daß hiermit religiöse Duldsamkeit gegen Andersgläubige in engstem Zusammenhange stand, ist nicht nur ganz erklärlich, sondern erhellt auch aus vielen direkten Aussprüchen, von welchen ich nur jene vom König Ashoka (259—222 v. Chr.) herrührende Tempel-Aufschrift anführen will:

„Der von den Göttern geliebte, liebevolle König ehrt alle Religionen ... Man soll seinen eigenen Glauben ehren, man darf aber den der anderen nicht schelten. Nur Eintracht frommt. Möchten die Bekenner jedes Glaubens reich sein an Weisheit und glücklich durch Tugend."

Ingleichen ersehen wir aus Dr. v. Schröders Werk zugleich auch, daß wir sehr irren würden, wenn wir die indischen Frauen in der gleichen Stellung der Mißachtung vermuten würden, wie dies bei anderen Orientalen der Fall ist. Das eheliche Band wird allgemein heilig gehalten, und wenn auch die Frauen rechtlich den Männern untergeordnet sind, so ist doch ihre soziale Stellung durchaus keine unwürdige, und der ihnen willig eingeräumte Einfluß auf das Familienleben ein umfangreicher, wie aus einer Menge von Citaten aus Manus Gesetzbuch, den Sprichwörtern ꝛc. zu ersehen ist. So heißt es z. B. im Manu III, 56:

„Wo die Frauen geehrt werden, da freuen sich die Götter; aber wo jene nicht geehrt werden, da bleiben alle heiligen Werke fruchtlos." Und Mahabharata I, 3028: „Die Gattin ist die eine Hälfte des Menschen; die Gattin ist der beste Freund; die Gattin ist die Wurzel des Reichtums, der Annehmlichkeit und der Tugend." Ebendaselbst XII, 5508: „Kein Freund ist einer Gattin gleich; keine Zuflucht ist einer Gattin wert; kein Gehilfe beim Einsammeln guter Werke ist in der Welt einer Gattin gleich."

Wo Gesetzgeber und Dichter in solcher Weise für die Frauen eintreten, da dürfen wir sie wegen ihrer sozialen Stellung nicht bemitleiden.

Haben wir im zweiten Abschnitte die Ursachen des Überganges vom Altertum zum Mittelalter und die allgemeinen Wirkungen der herrschend gewordenen Ideen auf das Leben, Denken und Thun der Indier kennen gelernt, so führt uns nun der

III. Abschnitt (in Vorlesung 31—50) hauptsächlich in die Litteratur und Kultur des indischen Mittelalters ein.

Im Gegensatze zu der maßvollen Ruhe und Klarheit, welche die Litteratur des Altertums auszeichnet, sehen wir im Mittelalter ein fortwährendes Anwachsen des Phantastischen, eine ausgesprochene Neigung zum Wunderbaren, Überirdischen und Schwärmerischen. Hingebung, süße Innigkeit der Empfindung, Maß- und Formlosigkeit werden vorherrschend.

Unter den epischen Dichtungen nehmen besonders zwei eine hervorragende Stelle ein; es sind dies Mahabharata und Ramayana. Das erstgenannte Werk, von welchem die in europäischen Kreisen schon mehr bekannte Bhagavad-Gita einen kleinen Abschnitt bildet, ist ein großartiges, umfassendes Geschichtsbuch, welches in Form eines Heldengedichtes den Kampf zwischen den Kuru- und den Pandu-Söhnen darstellt, gleichzeitig aber „alle Dichtung und Kunde der Vorzeit und deren Weisheit in sich vereint"; die Ramayana ist die Lebensgeschichte des Rama und enthält einen großen Reichtum erhabener Gedanken und schwungvoller Beschreibungen früherer Sitten- und Kulturzustände.

Sehr stark entwickelt und in reicher Auswahl vertreten finden wir auch die Märchen- und Fabeldichtung; von dieser Art der Poesie ist besonders das Fabelbuch Hitopadesha zur größten Berühmtheit gelangt. Auch in der lyrischen Dichtung haben sich die indischen Poeten des Mittelalters versucht. Unter den Werken dieser Gattung sind die Schöpfungen des Kalidasa (600 v. Chr.) von besonderem Reize und hoher dichterischer Bedeutung.

Der Ursprung des indischen Dramas läßt sich bis jetzt noch nicht feststellen. Dasselbe reicht ins hohe Altertum hinauf und hatte sich im Mittelalter schon zu einem bedeutenden Grade der Vollendung emporgeschwungen. Wir finden dasselbe in reicher und mannigfaltiger Auswahl vor. Bei der Lektüre dieser Schöpfungen werden wir insbesondere erfreut durch die scharfen Charakterzeichnungen und die große Abwechslung in der Sprache, die nicht selten an Shakespeare erinnert. Auch in dieser Art des Dichtens nimmt Kalidasa einen hervorragenden Platz ein, ja seine Zeit kann als die Blüte-Epoche der dramatischen Schöpfungen bezeichnet werden.

Von ganz besonderem Reize und hervorragendem Werte ist die indische Spruch-Poesie mit ihren tiefsinnigen Reflexionen, und ich bedauere lebhaft, daß der Rahmen dieser Besprechung es nicht gestattet, hier eine kleine Blütenlese daraus anzufügen.

Das Gesetzbuch des Manu, dessen Zusammenstellung Dr. v. Schröder etwa um 500 n. Chr. angiebt, ist eine Mischung von religiösen und rechtlichen Anschauungen, und es giebt uns ein treues Bild, wie das ganze indische Rechtsleben aufs innigste mit den vedischen Anschauungen verwachsen war.

Die Musik fand in Indien schon frühzeitig eine Heimstätte, und wir wissen, daß schon in den ältesten Zeiten nicht nur die gottesdienstlichen Handlungen, sondern auch die dramatischen Vorstellungen daselbst mit Musik und Tanz verbunden waren. Es sind sogar Genien und Halbgötter der Musik bekannt, und es existiert auch eine Reihe indischer musiktheoretischer Werke aus dieser Zeit.

Weniger gepflegt war die Malerei, was jedoch nicht ausschließt, daß die Fresken verschiedener Tempel von hohem Interesse sind. Bedeutender sind die Leistungen in der Plastik, obgleich sie auch in diesem Kunstzweige das Ideal vollendeter Formen-Schönheit nicht zu erreichen vermochten. Am bedeutendsten sind ihre Leistungen in der Baukunst, welche sich in eine buddhistische und eine brahmanische scheidet. Erstere ist von einfachem und strengem Stile, wogegen letztere reicher in der Dekoration ist, hierbei aber nicht selten ins Überladene und Phantastische verfällt.

Daß bei den ernsten Lebensanschauungen, welche das indische Volk als Ganzes beherrschten, auch die Philosophie sich einer hohen Blüte erfreute, braucht nach allem Vorhererwähnten wohl kaum noch eigens betont zu werden. Wie natürlich entwickelte sich eine ganze Reihe von Systemen und Schulen, unter welchen allen jedoch das System des Vedanta nicht nur das älteste, sondern auch verbreitetste war und weitaus den ersten Rang einnimmt. Ihm ist „Erkenntnis des Selbst als Atma, d. h. als das einzig Reale" das höchste Ziel. Wer sich zur Realisation dieses Gedankens durch die lange Reihe von Wiedergeburten endlich hindurch gerungen hat, ist „der Erlöste".

Was das Interesse für Dr. v. Schröders Werk noch ganz wesentlich steigert, sind die, besonders im dritten Abschnitte so reichlichen und in vortrefflicher Auswahl beigefügten Auszüge aus den zur Besprechung gelangenden Sanskrit-Werken. Es ist dem Leser dadurch Gelegenheit gegeben, sich selbst ein Bild von der Auffassung und Ausdrucksweise jenes Volkes zu bilden, wenngleich jede Übersetzung ganz naturgemäß hinter dem Originale zurückbleibt. Auf alle Fälle bietet diese reichhaltige, schätzenswerte Beigabe dem Leser den großen Vorteil, sich auf einem so fremden Gebiete nicht blindlings dem Urteile des Autors überantwortet zu sehen, sondern er kann selbst lesen, selbst darüber nachdenken, und sich ein eigenes Urteil bilden. — Ich schließe diese Besprechung mit dem Wunsche, es mögen recht viele aus der Lektüre dieses Buches so viel Freude, so viel Belehrung und Nutzen schöpfen, als mir vergönnt war.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Okkultistische Merkwürdigkeiten

aus dem Orient und insbesondere Tibet.

Von
Dr. Johannes Baumgarten.

(Schluß.)

Je tiefer man in das okkultistische Gebiet, auf dem sich heute eine höchst bedeutende wissenschaftliche Neugestaltung zu vollziehen im Begriffe ist, vordringt, auf desto mehr Thatsachen, wiederholen wir, stößt man, die bisher, vereinzelt, als unglaublich erschienen sind, deren vergleichende Zusammenstellung jedoch zur Anerkennung ihrer Wirklichkeit führt, wenn auch die Wissenschaft dabei noch vor ungelösten Rätseln steht. Wir fahren mit den Belegen dazu fort.

Was die wandelnden Krüge betrifft, welche bei den Drusen im Libanon Wasser herbeischleppen und ausgießen, so erinnern sie auffallend an Berichte der Alten[1]) von laufenden Dreifüßen, von Bildsäulen, welche sich automatisch bewegen und an den Höfen der indischen Fürsten bei der Tafel aufwarten. Das Bewirken von Ortsveränderungen lebloser Gegenstände ohne Berührung und aus der Ferne bei Sitzungen mit Medien ist durch zahlreiche Experimente aus letzter Zeit eine so unzweifelhafte Thatsache geworden, daß selbst Vertreter der exakten Wissenschaften, wie Wallace, Crookes und neuerdings Paul Gibier, de Rochas und viele andere dieselbe anerkannt haben, obgleich ihnen, wie allen unbefangenen Forschern dabei zugestoßen ist, was der berühmte Foucault Jahrzehnte vorher prophetisch gesagt hatte: „Le jour où l'on ferait bouger un fétu de paille sous la seule action de ma volonté, j'en serais épouvanté.“ Die ungläubigsten Beobachter haben bei solchen Sitzungen sehr oft gesehen, wie ohne Berührung Stühle herbeihumpelten, Bücher und Instrumente durch die Luft flogen und Tische sich fußhoch über den Boden erhoben; Thatsachen, die zu derselben Kategorie gehören, wie die durch Berichte von russischen und deutschen Reisenden bekannten, ebenso unzweifelhaften fliegenden Tische der Schamanen.[2])

Es ließen sich aus Hindostan, Tibet und China noch eine Reihe ähnlicher, genugsam beglaubigter Vorkommnisse anführen; wir übergehen sie

[1]) Philostratus: vit. Apollon. 3, 5, 6; Lucius V. Macrob. Saturn 1, 5 — zu vergl. Julien: La déesse Syrienne; De Rochas: Origenes de la science ch. V.

[2]) Pallas: Voy. trad. par G. de la Peyronie T. IV. 103—4. — Wrangell: Le Nord de la Sibérie. Trad. par le prince Galitzin, I. 267—268. — Tscherepanoff: Nord. Biene, 27. April 1857. — Professor Dr. Bastian: In Sachen des Spiritismus. Berlin, 1886, S. 74. — Über Tischbewegungen ohne Berührung berichten Nees von Esenbeck, Gasparin, Thury, Bell, Hare, Güldenstubbe u. v. a.

und geben dafür aus neuester Zeit eine Mitteilung von **Horace Pelletier**, einem Schüler des Obersten de Rochas, welcher mit drei Sensitiven (magnetisch Begabten) okkultistische Experimente vornimmt, die ihn zu höchst interessanten Ergebnissen geführt haben.[1])

„Sie wissen," schreibt er an den Direktor der l'Initiation „daß dank der psychischen Kraft, welche aus dem Körper meiner Sensitiven ausgeht, leblose Gegenstände aus der Ferne und ohne jede Berührung bewegt werden und ihre Stelle verlassen. Diese Gegenstände bleiben nicht bei der bloßen Ortsveränderung, sie drehen sich, Kreise beschreibend, um sich selbst, laufen von einem Ende der Tischplatte bis zum andern, kehren selbst zu ihrem Ausgangspunkte zurück, um von neuem mit erstaunlicher Schnelligkeit wieder davon auszugehen: manchmal schnellen sie in die Höhe, springen über den Tischrand und fallen zur Erde.

Oft gehorchen sie dem Worte; ja, sie gehorchen wirklich, wenn man ihnen befiehlt. Bei allen meinen Sitzungen wiederholt sich diese merkwürdige Thatsache mehrmals, als wenn das Fluidum, welches ihnen die Bewegung mitteilt, mit Verstand begabt wäre.

Ich stelle zwei Korkstöpsel mitten auf die Tischplatte, 1½—2 Zoll von einander entfernt, und ich sage zu ihnen: „Küßt euch!" — Sofort drücken sie sich aneinander, nachdem jeder die Hälfte des Zwischenraumes zurückgelegt hat. Nun befehle ich ihnen, sich zu trennen, und jeder seines Weges zu gehen. Sie gehorchen pünktlich, trennen sich und, indem jeder eine entgegengesetzte Richtung einschlägt, bewegt er sich bis an den Rand der Tischplatte. — Ich befehle ihnen, sich zu vereinigen; sie kehren zu einander zurück und von neuem drückt der eine sich an den andern. — Hierauf sage ich zu dem einen: „Nimm einen Anlauf und springe!" Sofort läuft der treue Korkstöpsel, meinem Befehle gehorchend, an den Rand der Tischplatte; aber zuweilen hat er die Entfernung schlecht bemessen und bleibt am Rande stehen. Ich wiederhole meinen Befehl, und er kehrt zu seinem Ausgangspunkte zurück, aber besser berechnend, läuft er mit großer Schnelligkeit, springt wie eine Gemse über den Rand und fällt zu Boden. Ich weiß wohl, daß ich da sonderbare, unerhörte, unglaubliche Dinge erzähle, aber ich übertreibe nichts, ich behaupte nur, was genau wahr ist. Auch habe ich hierfür Zeugen. Bemerken will ich noch, daß meine Sensitiven, während diese Dinge vor sich gingen, sich drei Fuß vom Tischchen entfernt befanden und meistens, gelangweilt durch diese von mir unablässig wiederholten Experimente, wenig darauf achteten, plauderten und lachten, ohne sich um das Ergebnis zu kümmern."

Der Umstand, daß die vorstehend geschilderten Experimente mit ganz gewöhnlichen Krügen, Stöpseln u. dergl. gemacht wurden, kann dieselben weder lächerlich machen, noch deren Bedeutsamkeit für die Erkenntnis der ihnen zu Grunde liegenden, zum Teil noch unbekannten Naturgesetze im mindesten schmälern.

Dem gesammelten Thatsachenmaterial, welches in betreff der Fernwirkungen besonders Beiträge zur Lösung der Kapitalfrage bringt, ob dieselben mit oder ohne geistige Einwirkung stattfinden, wollen wir noch ein längst vergessenes, verblüffendes Experiment beifügen, welches zu Heidelberg im Jahre 1853 in dem Atelier eines Malers stattfand und von Professor Dr. **Mittermayer** als ein handgreiflicher Beweis der Existenz des magnetischen Fluidums den „kurzsichtigen Materialisten" gegenüber ausführlich besprochen wurde:

---

[1]) L'Initiation. Décembres 1890, p. 228 ff.

„Nach der Lektüre eines Artikels in einer Augsburger Zeitung über tanzende Tische, verfielen mehrere Lehrlinge auf den Gedanken, einen großen Gliedermann zu einem Experiment zu benutzen Sie stellten ihn auf seine Hände und Füße, legten ihre Hände auf denselben und verharrten dabei, selbst als nach Verlauf einer Viertelstunde der Gliedermann sich hin und her bewegte, sich aufbäumte und nach hinten ausschlug. Plötzlich richtete derselbe sich auf seine Füße empor, lief im Zimmer umher, verfolgte die jungen Leute, schlug auf sie los und versetzte einem eine Ohrfeige, deren Spuren er noch lange nachher im Gesichte trug Kurz darauf fiel er auf den Rücken, sein entlehntes Leben war aus ihm gewichen."

Relata refero!

Professor Mittermayer machte dazu eine Bemerkung, die aufgehoben zu werden verdient; er meint nämlich, da der Gliedermann durch die Magnetisierung die Fähigkeit erlange, sich, wenn auch äußerst unordentlich und launenhaft zu drehen und zu bewegen, als wenn seine Glieder mit Sehnen und Muskeln versehen wären, die Mechanik vielleicht dazu gelangen würde, Gliedermänner herzustellen, welche nach Handauflegung eines Musikers alle dessen musikalischen Eingebungen spielen würde. Die Möglichkeit wird keiner leugnen, der von den Vorkommnissen bei Sitzungen mit oder ohne Medien einige Kenntnis hat; und der amerikanische Spiritualist Edison, der Erfinder des Phonographen, ist ganz der Mann dazu, einen solchen Apparat zu ersinnen; jedenfalls sind die Amerikaner, bei deren Sitzungen mit musikalischen Medien bekanntlich weit seltsamere Dinge vorkommen, auf dem Wege dahin

Wohin?

Von

Menetos.

Willst du immer hier nur suchen,
Was dem Erdenaug' entrückt?
Liebe bar als „Haben" buchen,
Ist wohl keinem je geglückt.

In der Gegensätze Treiben,
In der Welt verworrnem Spiel
Sei für dich kein weitres Bleiben,
Mutig schreite du zum Ziel!

Wage! Wie vom Felsenpfade
Auf der Aar zur Sonne fliegt;
Sieh', wie dort im Ätherbade
Einsam er die Schwingen wiegt!

Reichtum, Freunde, Weib und Ehre
Laß für dich verloren sein! —
Still zur Gottheit hin dich kehre,
Liebe ist bei ihr allein!

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Sinnesverlegung,

berichtet nach Fontan und Ségard, mit kritischen Bemerkungen [1])

von

Karl Frank.

Fontan und Segard fügen ihren: „Elements de medecine suggestive" Berichte über eine Reihe von Beobachtungen an, welche ihr Verfahren in den einzelnen Fällen und die dabei erzielten Resultate erläutern sollen.

„Observation 7" handelt von einem Mann von 22 Jahren, der 2 Jahre lang Matrose gewesen und seit einigen Monaten krank war; er giebt an, seit einem Aufenthalt auf Madagaskar nervöse Zufälle gehabt zu haben, und ist auch von da, „weil er an Hysterie und Katalepsie leide", heimgeschickt worden.

Bei der Untersuchung erweist sich der Mann thatsächlich als hysterisch: er ist mit halbseitiger Anästhesie behaftet, die sich auf die Sinnesorgane derselben Seite ganz oder teilweise erstreckt, und hat hie und da hystero-epileptische Anfälle. Er ist unschwer hypnotisierbar und verfällt dabei leicht in das Stadium des „Somnambulismus".

Mit diesem Mann nun wurde eine Reihe von Versuchen angestellt über die Einwirkung von Metallen, Magneten, Heilmitteln in der Entfernung, über seine Suggestibilität und schließlich auch über „Sinnesverlegung".

Wir geben hier die Ausführungen der Verfasser über diese letzte Versuchsreihe möglichst wortgetreu in deutscher Übersetzung wieder.

„Wir kommen zu der Verlegung der Sinne. Wir sind an diese Reihe von Versuchen nicht ohne Mißtrauen gegen uns selbst, gegen die Versuchsperson und gegen die Umgebung herangetreten. Doch glaube ich, der modus faciendi wird aus dem Geist des Lesers jeden Verdacht entfernen, wie er es bei uns gethan hat. Bevor wir aber auf die Einzelheiten dieser Versuche eingehen, bemerken wir, daß wir, um uns gegen

[1]) Wir sind dem Einsender für diese Übersetzung und deren Kommentation zu Dank verpflichtet. „Sinnesverlegung" ist ein besserer Name für das, was die Amerikaner ungeeigneterweise „Psychometrie" genannt haben. Die Sache ist dieselbe, ein fernsinniges Sehen und Hören, angeregt durch das Tastgefühl, sei es mit den Fingern, sei es mit der Stirn oder andern in der Epidermis endenden Nerven. Es ist dies eine niedere Form des Hellsehens, die sich leicht zur telepathischen Wahrnehmung einer Suggestion mentale steigert. (Der Herausgeber.)

den Vorwurf der kritiklosen Leichtgläubigkeit und Voreingenommenheit sicher zu stellen, sie nie vor einem anderen Publikum als einigen Kollegen gemacht haben; wir haben nie Experimente vorgeführt, die wir schon früher gemacht hatten; unsere Versuche wurden stets improvisiert und ausgeführt vor approbierten Ärzten, welche oft ungläubigen Herzens gekommen waren und selbst eine Menge von neuen Versuchen ersannen.

Wenn ein Versuch geglückt war, und das war die Regel, machten wir sogleich einen anderen, zur Bestätigung oder Widerlegung, erdacht für den betreffenden Augenblick und ausgeführt unter Begleitumständen, die unserm Patienten völlig unbekannt waren.

Verlegung des Gehörs. B. wird in Hypnose versetzt; wir suggerieren ihm, daß er nichts mehr mit den Ohren hören wird, sondern daß er jetzt mit den Fingern der rechten Hand hören wird. Wir erwecken ihn alsdann und versichern uns nach einigen Augenblicken, daß er taub geworden ist: weder das Rufen seines Namens, noch fürchterlicher Lärm, noch sonst irgend etwas rührt ihn; indessen verfolgt er ruhig und mit aufmerksamer Miene, wie ein Tauber, mit dem Auge, was um ihn vorgeht. Nun lassen wir ihm die Ohren verstopfen, vereinigen die Finger seiner rechten Hand und bringen sie ganz nahe an unsere Lippen, ohne daß er es sehen kann. Alsdann sprechen wir so leise, daß keiner der Umstehenden es versteht, folgenden Satz: „Merkst du den Geruch der Pfeife?“ B. ist aufmerksam geblieben, betrachtet neugierig seine fünf Finger und nachdem er, einen Augenblick nachgedacht, murmelt er, wie wenn er zu jedem derselben spräche: „Merkst du den Geruch . . .“, dann hält er inne, ohne die Fortsetzung zu finden und zeigt uns, daß er nur fünf Finger habe, die Eindrücke empfangen hatten; er hat nur fünf Silben hören können. Nun werden seine beiden Hände zusammengebracht, die zehn Finger zusammengestellt und ein Satz von zehn Silben, in derselben Weise wie soeben ausgesprochen, wird von ihm sogleich aufgefaßt und wiederholt.

Nachdem dieser Versuch mehreremale wiederholt worden war, geschieht es, daß gewisse Worte schlecht wahrgenommen werden. B. gerät in Verlegenheit und um seine Empfindung zu prüfen, murmelt er gegen die Spitze des unzuverlässigen Fingers die vermutete Silbe; sagt er sie richtig, so zeigt er sich befriedigt, täuscht er sich, so wird er aufgebracht, beißt in seine Fingerspitzen und gerät schließlich in eine solche Aufregung, daß wir genötigt sind, ihn von neuem zu hypnotisieren, um ihn davon zu befreien.

Zuweilen scheint B. zu hören, was man an seine Fingerspitzen hingesprochen hat; er deutet an, daß er verstanden hat, will aber nicht wiederholen. Wie soll man sich nun vom Erfolg des Versuches überzeugen?

Wir suggerieren ihm, er solle uns auf einem Papier zeigen, was er hören wird, und da er kaum die Buchstaben kennt und nicht schreiben kann, nehmen wir eine Buchstabenskala, wie man sie zur Prüfung der Sehschärfe verwendet, wählen aufs Geratewohl einige Buchstaben und

sprechen sie gegen ihn aus. Die Tafel wird nun vor ihn hingestellt und B. giebt sich einem merkwürdigen Geduldspiel hin. Er sucht nach dem Buchstaben, der einem jeden seiner Finger entspricht, indem er die Reihenfolge beobachtet, in der sie ausgesprochen worden sind, und bedeckt ihn sofort mit der Spitze des beeindruckten Fingers. Wenn er unsicher ist, zögert er, betastet den Buchstaben mit dem Finger, wie um den Gehörseindruck durch den Gefühlseindruck zu bestätigen, und findet schließlich das Richtige.

Diese Einzelheiten könnten müßig erscheinen; sie haben uns aber lebhaft interessiert, und ohne schon jetzt und auf Grund einer einzigen Beobachtung Theorieen aufzubauen über die Schwingungen, durch welche Tast-, Gehörs- und Gesichtsempfindung vermittelt werden, können wir uns doch nicht versagen, die Aufmerksamkeit zu lenken auf die Thatsache der Verschmelzung verschiedenartiger Eindrücke in einem Organ, welches normalerweise nur Eindrücke des Tastsinnes empfängt.

Verlegung des Geschmacks- und Geruchssinnes. — Man suggeriert B., daß er nun Gerüche nicht mehr mit der Nase, sondern nur noch mit den Handtellern wahrnehmen wird. Gleich nach dem Erwachen überzeugen wir uns, daß Ammoniak keine Empfindung in der Nase hervorruft. Die Nase wird alsdann von einem Gehilfen zugehalten. Man bringt nun auf die bezeichnete Körperstelle (den Handteller) von verschiedenen flüssigen, riechenden Substanzen ein Tröpfchen und zwar so, daß es die Versuchsperson nicht sehen kann. Ein jedes bringt einen besonderen Eindruck hervor. B. erkennt so den Geruch von Wein, Tabak, Rum, Rosenwasser, Orangenblütenwasser; der Alkohol ist ihm angenehm, das reine Wasser ist ihm widerwärtig, der Ammoniak verursacht ihm heftiges Prickeln in der Nase.

Was den Versuch mit dem Geschmack betrifft, so gehen wir dabei nach analoger Suggestion mit Hilfe von Pulvern schmeckender Körper vor. Gewisse Pulver, wie Wismut, Kreide, Mehl verhalten sich indifferent; das Chinin ist sehr bitter; den Alaun erklärt er für herb und trocken und verzieht den Mund dabei; Zucker und Salz werden leicht erkannt.

Die Verlegung des Gesichtssinnes war der Gegenstand aufmerksamer Untersuchung, an deren Ausführung wir nicht gedacht hätten, wenn wir nicht durch die Tastbewegungen darauf gekommen wären, welchen sich B. hingab, um die in den weiter oben berichteten Versuchen ausgesprochenen Buchstaben zu finden.

Wir gingen natürlich in der Weise vor, daß wir dem Patienten suggerierten, er sei auf beiden Augen vollkommen blind und sehe dafür mit den Fingern. Dann, als uns die Blindheit vollständig erschien, stellten wir außerdem noch vor ihn eine starke Papptafel in Gestalt eines Lichtschirms, einige Centimeter von seinem Gesicht entfernt, und B. konnte so weder seine Hände, noch die Versuchsgegenstände, noch die Gebärden und das Gesicht der Experimentatoren sehen.

Wir haben soeben gesagt, daß die Blindheit uns eine vollständige schien. War sie es auch? Die sehr schwachen Bewegungen der Pupille

wiesen allerdings auf eine noch vorhandene gewisse Empfindlichkeit der Netzhaut hin. Aber das macht das Sehen nicht aus. Wenn man einen beliebigen Gegenstand, etwa eine Flamme, ein Messer, plötzlich bis auf wenige Millimeter seiner Hornhaut näherte, so hatte das weder ein Zurückfahren, noch Gebärden des Erschreckens zur Folge. Der Pupillarreflex hat mit den Organen der bewußten Wahrnehmung nichts zu thun, und was man in der hypnotischen oder suggerierten Blindheit der Versuchsperson nimmt, das ist offenbar das bewußte Sehen, oder, wenn man will, das Bewußtsein des Sehens. Der Reflex kommt auch jetzt noch in der Brücke des Gehirns zustande, aber die Erregung gelangt nicht bis in die Rindenschichten. Wir können also annehmen, daß unser Mann sich im Zustand wirklicher Blindheit befand, was die bewußte Wahrnehmung der Gegenstände betrifft, welche wir ihm vorlegen wollten. Übrigens machte die Aufstellung des Schirms jeden Betrug unmöglich.

Wir begannen mit den Probebuchstaben, und B. las mit Mühe zwei oder drei Buchstaben von 12 Millimeter Höhe: ein langsames, mühevolles und wenig beweisendes Experiment, da der Mann kaum lesen konnte.

Nachdem wir nun vor ihn eine Reihe von Strängen Strickwolle (welche er nie vorher gesehen) gelegt hatten, befahlen wir ihm, die roten auszusuchen; er thut es sogleich, indem er die Wollen betastet, die anderen Farben ohne Zögern beiseite wirft, bei Grau und Rosa zaudert, und schließlich die Skala der roten Farben hübsch zusammenstellt.

Wir machen denselben Versuch bezüglich des Grün, dann des Blau, und immer mit dem gleichen Erfolg.

Wir mischen alsdann alle Gebinde durcheinander und heißen ihn die roten zur Rechten, die grünen zur Linken zu legen. B. erkannte aber beinahe nichts mehr. Er bringt alles durcheinander; er ist träge; die Ermüdung ist eingetreten und wir müssen die Untersuchung auf den folgenden Tag verschieben.

Am folgenden Tage werden dieselben Versuche angestellt vor einer Anzahl Kollegen, welche durch die Neuheit unserer Untersuchungen angezogen wurden. Wir sorgen dafür, daß andere Wollproben genommen werden, welche auf Kartonstückchen gewickelt und der Versuchsperson unbekannt sind. Der Erfolg des Experimentes ist unbestreitbar.

Wir wollen untersuchen, ob die tastbaren Eigenschaften der gefärbten Wollen genügen, um sie erkennen zu lassen. Das ist in der That eine gerechtfertigte Hypothese, obgleich sie wenig Wert hat angesichts der Thatsache, daß die Wollen neu und B. niemals gezeigt worden waren. Wir stellten also in unserm Zimmer eine absolute Dunkelheit her, so daß niemand von uns irgend einen Gegenstand erkennen konnte und dann brachten wir B.s Hände in eine Schachtel, welche zahlreiche Wollproben enthielt, und trugen ihm auf, die blauen herauszusuchen. Sogleich wühlt er alles durcheinander, wirft wie närrisch allerhand Proben fort, stößt uns zurück und erscheint dermaßen erregt, daß wir den Versuch unterbrechen in dem Glauben, er sei mißglückt; aber, nachdem wir Licht hatten bringen lassen, bemerkten wir sogleich, daß er einen Gegenstand, der ihm

sehr kostbar zu sein schien, gegen seine Brust gedrückt hielt. Wenn man Miene machte, danach zu greifen, nahm er eine drohende Haltung an und wir waren genötigt, ihm sein Gebaren energisch zu verweisen, um den Gegenstand in die Hand zu bekommen.

Nun, er verbarg an seiner Brust vier Proben blauer Wolle, welche er in wenig Sekunden mitten aus der Masse anderer heraus richtig ergriffen und erkannt hatte.

Die Angabe der Farbe rief bei ihm mehrmals heftige Leidenschaft hervor und so etwas wie den unwiderstehlichen Wunsch, sie zu besitzen.

Eines Tages, als man ihm bezüglich der roten Farbe Suggestionen gegeben hatte, berührte er zufällig mit dem Finger das krapprote Beinkleid eines Kollegen vom Militär, der diesen Untersuchungen beiwohnte. Der bezaubernde Stoff wurde sofort von ihm ergriffen und mit solcher Heftigkeit gezerrt, daß es ohne sofortige Hypnotisierung um die Uniformshose unseres Kollegen geschehen gewesen wäre. Die bisher gemachten Erfahrungen scheinen zu beweisen, daß gefärbte Wollen allein durch ihre tastbaren Eigenschaften erkannt werden können, selbst wenn sie niemals vorher gesehen noch berührt wurden.

Die leuchtenden Eigenschaften der Farben, sollte man meinen, wären dabei nicht im Spiel gewesen, da die Dunkelheit für uns vollkommen war. Vielleicht aber sah B. mit seinen Fingern schärfer, als wir mit unseren Augen? Jedenfalls stellten wir, um dieses Element der Wahrnehmung auszuschließen (tastbare Eigenschaften, gegeben durch die Farbe), das folgende Experiment an.

Wir legen die gefärbten Wollen in bestimmter Reihenfolge auf einen Tisch und bedecken sie mit einer starken Glastafel, und B., dessen Gesichtssinn durch Suggestion und den Schirm unwirksam gemacht war, legt seine Hand auf die Tafel, nachdem er den Auftrag erhalten hat, die roten Stellen mit dem Finger anzugeben.

Er zeigt sich zunächst höchst ärgerlich und will das Glas in die Höhe heben; da man ihn aber daran verhindert und seinen Finger immer wieder auf die Oberfläche desselben zurückbringt, geht er endlich darauf ein, die roten Wollen zu suchen und bezeichnet den Ort, wo sie liegen, durch ein nicht mißzuverstehendes Klopfen.

Derselbe Versuch wird mehreremal mit Grün, Blau und Gelb gemacht und gelingt jedesmal ohne Ausnahme.

Ich erfinde alsdann einen letzten Versuch: ich werfe auf den Tisch vor ihm und stets unter dem Schutze des Schirms fünf Photographieen, welche ich aufs Geratewohl aus einem Album genommen habe und welche zwei Herren, zwei Damen und ein Kind vorstellten, und trage ihm auf, unter diesen Bildern das eines Kindes herauszusuchen. B. legt die Photographieen in eine Reihe, betastet die darauf befindlichen Gesichter, dreht diejenigen um, welche mit dem Kopf nach unten liegen, und nachdem er sie alle befühlt hat, kehrt er zu der des Kindes zurück, untersucht aufs eingehendste mit dem Finger das Gesicht, das Haar, den Körper, bezeichnet

dann, seiner Sache ganz gewiß, das Bild und übergiebt es mir mit einer Gebärde, welche keinen Zweifel übrig läßt.

Dieser Versuch, der vollständig improvisiert war, hatte zahlreiche Zeugen.

So hat also B., wenigstens nach entsprechender Suggestion, die Fähigkeit, mit den Fingern die Farbe eines Gegenstandes zu erkennen, sei es vermöge seiner tastbaren Eigenschaften (Versuch im dunkeln Zimmer), sei es vermöge der Eigenschaften der reflektierten farbigen Strahlen (Prüfung der Farben durch eine Glastafel hindurch); außerdem kann er mit Hilfe seiner Finger ein beliebiges, durch Druck oder Photographie auf einem Karton dargestelltes Bild finden und sich vorstellen."

Soweit handelt „Observation 7" von der Sinnesverlegung. Den Schluß dieses Kapitels bilden einige Bemerkungen der Verfasser zu den berichteten Thatsachen, wobei sich auf die Sinnesverlegung folgendes bezieht:

„Was nun die Verlegung der Sinne betrifft, so wäre es verfrüht, bestimmte Hypothesen darüber aufzustellen. Wir beschränken uns darauf, zu versichern, daß nach unserer Meinung diese Verlegung eine thatsächliche ist, das heißt, daß nicht nur von Betrug keine Rede sein kann, sondern auch nicht von Suggestion, außersinnlich oder nicht, bewußt oder unfreiwillig, welche die Antworten auf unsere Fragen hätte diktieren können. Diejenigen, welche den Bericht über unsere Experimente lesen, werden ohne Zweifel, wie diejenigen, welche Zeugen derselben waren, zu der Überzeugung kommen, daß sie mit der genügenden Strenge ausgeführt worden sind."

So interessant die Thatsache der Sinnesverlegung für denjenigen auch wäre, der die Überzeugung hegt, daß der Einblick, welchen die Menschheit und speziell die Wissenschaft bis jetzt in die Naturvorgänge gethan hat, nur ein beschränkter ist, so dringend ist es doch um der Wahrheit willen geboten, das Neue sorgfältig zu prüfen; von diesem Standpunkt aus haben wir zu dem Bericht Fontans und Ségards folgendes zu bemerken:

Fontan und Ségard haben, wie uns scheint, in ihrem Bericht die Bedingungen, unter welchen die Versuche stattfanden, und welche für die Beweiskraft derselben irgend von Belang sein konnten, nicht erschöpfend genug angegeben.

Sie haben ferner zu viel Gewicht auf die den Versuchen vorausgehenden Suggestionen (der posthypnotischen Taubheit, Blindheit u. s. w.) gelegt und zu wenig auf die Vorsichtsmaßregeln, welche die Wahrnehmungen auf den gewöhnlichen Wegen ausschließen sollten.

Sie ließen sich außerdem durch die gemachten Beobachtungen zu Schlußfolgerungen bewegen, welche nicht genügend gegründet sind, wenigstens nicht nach dem Bericht.

Bezüglich unserer oben angedeuteten Ansicht, daß die suggerierte Aufhebung von Sinneswahrnehmungen die Möglichkeit nicht ausschließt, daß doch auf normalem Wege Wahrnehmungen in das Bewußtsein der Versuchsperson gelangen, verweisen wir auf Bernheimes Werk „de la suggestion etc." (2. Aufl., S. 66 ff.) und auf andere hierher gehörige Beobachtungen, wie sie in Bernheims Werk (a. a. O.) und in anderen Werken über Hypnotismus und Suggestion in genügender Anzahl mitgeteilt sind.

Was die Möglichkeit betrifft, daß von B. auf normale Weise Wahrnehmungen gemacht worden sind, wo die Verfasser Sinnesverlegung konstatieren zu müssen glaubten,

so erinnern wir an die Hypersensibilität der Hysterischen, ihre gespannte Aufmerksamkeit bei solchen Gelegenheiten und den bewundernswerten Scharfsinn, welchen sie entwickeln, wenn es sich darum handelt, die Absicht des Experimentators zu erraten. Unscheinbare Bewegungen, das Mienenspiel, geflüsterte Worte der Experimentierenden und anderer Anwesenden und sonstige Dinge, welche der normale Mensch gar nicht bemerkt, werden von ihnen verwertet.

Wenn B. bei den Versuchen über Gehörsverlegung noch hören oder auf eine andere normale Weise zur Kenntnis des Gewünschten gelangen konnte, was uns nicht ausgeschlossen erscheint, so kann die Art und Weise, wie er mit seinen Fingern zu hören schien, ungezwungen als eine Wirkung der vorausgegangenen Suggestion betrachtet werden. Wir machen hierbei besonders darauf aufmerksam, daß B. auf den „furchtbaren Lärm" und den „Ruf seines Namens" nicht reagierte, welcher Umstand geeignet ist, das über die Wirkung der Suggestion Gesagte zu illustrieren, wenn man bedenkt, daß die bei dem Lärm und dem Namensruf entstandenen Schallwellen auch bis zu seinen Fingern gelangt sein müssen.

In dem Bericht über den Versuch, wobei B. die Buchstaben der Buchstabentafel mit den Fingern lesen sollte, vermissen wir eine genaue Angabe der Beschaffenheit der Buchstaben im Vergleich zu dem übrigen Teil der Tafel.

Bezüglich der Versuche über Gesichtsverlegung bemerken wir noch besonders, daß beim Betasten eines Gegenstandes der Finger selbst das Licht abhält, so daß auch keines reflektiert werden und hiermit von einer Einwirkung der von dem betasteten Punkt ausgehenden Lichtstrahlen auf die betastende Fingerspitze keine Rede sein kann.

Schließlich erwähnen wir noch, daß bei all diesen Versuchen Hellsehen seitens der Versuchsperson und „suggestion mentale" (Gedankenübertragung) seitens der Experimentatoren und Anwesenden im Spiel gewesen sein könnte, wenn überhaupt eine Wahrnehmung auf nicht gewöhnlichem Wege stattgefunden hat. Beispiele von suggestion mentale werden so viele von glaubwürdigen Beobachtern berichtet, daß man diesen Punkt wenigstens in Betracht ziehen muß, wenn es sich um die Erklärung einer so wunderbaren Thatsache wie diese scheinbare Sinnesverlegung handelt, wenn es auch nicht erlaubt ist, ohne weiteres alle von Fontan und Ségard berichteten Beobachtungen durch Hellsehen und suggestion mentale zu erklären.

Was Fontan und Ségard über die Unmöglichkeit der suggestion mentale in diesem Falle sagen, scheint uns nicht begründet zu sein. Das Hellsehen wird von dieser Verwahrung überhaupt nicht betroffen und auch für die suggestion mentale, wenn diese etwas vom Hellsehen so Grundverschiedenes sein sollte, gilt sie nicht. Denn ohne Zweifel haben die Experimentatoren und meistens wohl auch die außerdem Anwesenden gewußt, worum es sich handelte, was von der Versuchsperson verlangt worden war, und dieses Wissen begleitet von den Gefühlen gespannter Erwartung konnte für das Zustandekommen der suggestion mentale genügen, wenn auch von keinem der Anwesenden, was aus der Bemerkung der Verfasser hervorzugehen scheint, der Versuch gemacht wurde, dem B. die gewünschte Handlungsweise durch Konzentration des Gedankens und Willens zu suggerieren.

Wir überlassen dem Leser, bei Betrachtung der von uns nicht berührten Einzelheiten unsere im allgemeinen gemachten Einwände zu berücksichtigen.

Psychische Studien*)

von

D. P. Featherston-Haugh.

I. Automatisches Schreiben.

Gelegentlich meines ersten Besuchs bei einem Berufsmedium erhielt ich durch unwillkürliche Schrift von der sich manifestierenden Intelligenz das Versprechen, daß sie mir in meiner Wohnung einen Beweis für das Übersinnliche liefern werde, der jeden Verdacht eines vorhandenen Betrugs ausschlösse. Mehrere Wochen waren verstrichen, als eines Abends meine Hand, durch eine geheimnisvolle Kraft geführt, die Worte niederschrieb: „Die erste Empfindung des Todes ist endlose Freude. Edward P. Huntingdon." Dies war der Name eines längst verstorbenen Jugendkameraden, an den ich wohl volle 25 Jahre nicht mehr gedacht hatte. Es wurde dann in einer andern mir ganz fremden Handschrift folgendes geschrieben: „Gehe nächste Woche am Dienstag zur selben Person und du wirst ein Zeichen erhalten." „„Ein sichtbares oder ein hörbares?"" frug ich mit einer Anwandlung von Vergnügen über diese Unterhaltung zwischen mir selbst und meiner Hand. „Beiderlei, — antwortete die Hand — der Tisch wird sich ohne menschliche Berührung bewegen." Die beiden folgenden Tage war mein Handgelenk und der rechte Vorderarm auffallend steif und schmerzend, so daß ich weder schreiben, noch bei Tisch ein Messer halten konnte. Das Versprechen aber wurde bald darauf gewissenhaft erfüllt.

Diese Fähigkeit des „automatischen Schreibens" entwickelte sich nun weiterhin bei mir. Ich brauchte nur einen Bleistift lose zwischen Zeigefinger und Daumen zu nehmen und ohne Willens-Impuls meinerseits kamen die Antworten auf gedachte oder ausgesprochene Fragen über philosophische oder technische Probleme in sehr unterhaltender wunderlicher und anmaßender Form zum Vorschein. Oftmals riß mir die „schreibende Intelligenz", offenbar selbst mißmutig geworden über den produzierten Unsinn, den Bleistift aus der Hand, so daß er weit wegflog. Um das hier waltende Dunkel nach Möglichkeit aufzuhellen, ließ ich durch zufällige Besucher in Gedanken Fragen stellen. Die darauf gegebenen Antworten waren größtenteils dann korrekte, wenn die Fragen sich auf Verstorbene bezogen hatten. Bezogen sich letztere aber auf Lebende oder auf Dinge, von denen der Fragesteller keine Ahnung hatte, so erfolgten ungereimte,

*) Dieser hier in freier Übersetzung auszüglich wiedergegebene Artikel ist dem Religio-Philosophical Journal in Chicago vom 6.—13. und 20. Dezember 1890, Seite 436, 453 und 470 entnommen. L. D.

und aufs Geratewohl gegebene Antworten. Als ich diese Untersuchung gleichwohl hartnäckig fortsetzte, erhielt ich folgenden wohlverdienten Verweis: „Ungläubiger Junge, warum verlangst du noch mehr?" Gezeichnet mit dem Namen einer verstorbenen Person, an die ich gerade beim Fragestellen gedacht hatte, und für welche ich von Jugend auf immer der „Junge" geblieben war, selbst als ich zum grauhaarigen Manne geworden.

II. Bewegung von Gegenständen.

Solcher Bewegungen giebt es zwei Arten: die, welche mit, und die, welche ohne Berührung der sich bewegenden Gegenstände eintreten. Diese beiden Arten können in ihrer Beurteilung kaum getrennt werden, da man die Erfahrung macht, daß dieselbe Kraft einem Gegenstand Bewegung erteilt, ob derselbe berührt wird oder nicht. Durch Zittern der Muskeln kann natürlich ein leichtes Tischchen bewegt werden, wenn wir aber gewahr werden, daß sich schwere Tische, dem ausgeübten Druck entgegen, erheben, oder sich ohne Berührung bewegen, so ist die Möglichkeit eines Schiebens ein Faktor, den wir ruhig vernachlässigen können. Bei dieser Art von psychischen Experimenten haben wir es mit ganz und gar anderen Bedingungen zu thun, als bei dem oben betrachteten. Die uns bekannten physischen Agentien können unmöglich die betreffenden Bewegungs-Erscheinungen hervorrufen.

Es erscheint beinahe unmöglich, ein Experiment von einer solchen Beweiskraft anzuführen, das jene so konservativ denkende Menge zu überzeugen im stande wäre, welche gewohnt ist, sich denjenigen Autoritäten zu unterwerfen, die einmal nicht zugeben wollen, daß bei diesem Phänomen noch eine andere Kraft neben dem durch Muskeln ausgeübten Impuls in Frage kommt. Allein das Problem darf in keinem falschen Gewande auftreten. Es handelt sich nicht darum, zu prüfen, ob die Muskeln bei diesem Experimente nur mitbeteiligt sind, als vielmehr festzustellen, ob sie für das Ganze verantwortlich sind. Wir müssen uns also vor einem absprechenden Urteil über das ganze Phänomen hüten, solange wir es nur einseitig beobachtet haben; sonst begehen wir leicht eine Ungerechtigkeit gegen andere, — ohne der Sache auf den Grund zu kommen.

Eine mir bekannte Person sandte mir einst eine Nachricht, welche deren Hand automatisch niedergeschrieben hatte, des Inhaltes, daß, wenn ich ein gewisses Medium an einem bestimmten Tage besuche, ich Zeuge des Phänomens eines sich ohne menschliche Berührung bewegenden Tisches sein werde. Die außergewöhnlichen Umstände dieser Aufforderung bestimmten mich, ihr Folge zu leisten. Nachdem ich dort, ohne über den Zweck meines Besuches etwas verlauten zu lassen, eine halbe Stunde vergebens auf die genannte Erscheinung gewartet, fing ich an, in Gedanken lebhaft den Wunsch zu hegen, es möchte die Bewegung nun endlich eintreten. In demselben Moment, als dieser Wunsch in mir aufstieg, drehte sich der Tisch halbwegs herum. Die Hände und Füße des Mediums, der einzigen, außer mir im Zimmer befindlichen Persönlichkeit, waren dabei meinen Blicken vollkommen zugänglich. Sofort rückte ich das Medium zehn Fuß vom Tische weg, untersuchte den letzteren und ging zwischen

ihm und dem Medium einigemal hin und her; hierauf nahm ich neben dem Medium Platz und wartete gespannt auf eine Tischbewegung ohne menschliche Berührung. Nach etwa einer Minute hob sich der Tisch mit zwei Beinen in die Luft, arbeitete balancierend wie ein Schiff auf der See und stieß nach raschem Durchrutschen des Zwischenraums unsanft an meine Brust. Es erforderte eine ziemliche Kraftanstrengung, denselben wieder in seine alte Stellung zurückzubringen.

Wir haben aber bei diesem, vollständig ohne bewußten menschlichen Willen durchgeführten Experiment folgendes: Zunächst die Aufforderung, zu einer bestimmten Stunde eine Person zu besuchen, welche unter gewöhnlichen Umständen nur auf Verabredung sich sehen läßt, mit dem Versprechen, daß ein äußerst unglaubwürdiges Ereignis eintreten werde; dazu waren die Art der Aufforderung und des Versprechens solche, wie sie mir noch niemals vorgekommen; das letztere ging vollkommen in Erfüllung; endlich bildet dieses ganze Erlebnis den Inhalt einer, durch Klopftöne an einem unberührten Tisch wenige Wochen zuvor erhaltenen Mitteilung. Jenes Ereignis selbst war also kaum bemerkenswerter, als die Umstände, welche ihm vorhergingen.

In wiederholten Fällen war ich außer stande, einen Tisch seitlich zu heben, und gleich darauf wieder konnte ich ihn mit einem Finger heben, ohne die geringste Empfindung der Schwere. Eine der gewöhnlichsten Formen, unter welchen sich diese Kraft äußert, ist das Taktschlagen mit den Füßen eines Pianos zur darauf gespielten Musik, und zwar selbst zuweilen dann, wenn ein Kind darauf spielt; die dabei geleistete Arbeit entspricht etwa einem Äquivalent an Muskelkraft von 200 Pfund.

Es ist überflüssig, weitere Beispiele anzuführen. Tausende, die überhaupt von diesen Dingen etwas verstehen, haben unberührte Gegenstände sich in intelligenter Weise bewegen gesehen.

Wir möchten die motorische Kraft bei dieser Art von Phänomenen in drei Grade einteilen.

1. Grad: Die Kraft ist in ihrem ersten Entwickelungs-Stadium und äußert sich durch unwillkürliche Muskelbewegung.

2. Grad: Die bewegende Kraft äußert sich unabhängig von den Muskeln, bewegt und hebt schwere Gegenstände und erfordert nur eine Berührung mit zwei oder drei Fingern.

3. Grad: Es ist keinerlei Berührung erforderlich und die Kraft wirkt auf eine gewisse Distanz von der als Medium beteiligten Person aus.

Die Energie der in Rede stehenden Kraft ist verschieden und scheint von verschiedenen Umständen abhängig zu sein, von der Gesundheit und dem Willen der betreffenden Person, ferner von Temperatur, atmosphärischer Elektricität und Licht.

Diese die Bewegung von Gegenständen bewirkende Kraft stammt offenbar aus dem menschlichen Organismus. Eine besondere Sache für sich ist allerdings die jene Bewegungen leitende Intelligenz, für den Forscher das Wichtigere. Intelligente Bewegung von unberührten Gegenständen ist bekanntlich die erste Phase von psychischen Phänomenen, die mit der spiritualistischen Hypothese zusammenhängen.

Suggestion und Dichtung.*)

Von
Dr. Carl du Prel.

In der Zeitschrift „Deutsche Dichtung" hat jüngst Emil Franzos ein ästhetisches Problem aufgeworfen, welches auch für den Juristen von großem Interesse ist, dessen Lösung aber in erster Linie nicht dem Ästhetiker zusteht, sondern dem Physiologen. Es handelt sich um die dichterische Verwertung der hypnotischen Suggestion, und bei dieser Mehrzahl von Interessenten ist es sehr natürlich, daß die erregte Wellenbewegung sehr weite Kreise gezogen hat, so daß auch die Tagesblätter sich vielfach damit beschäftigt haben. Es handelt sich eben um eine Frage, die jeden Gebildeten interessieren muß.

Das ästhetische Problem, kurz zusammengezogen, lautet: die Poesie, insofern sie das menschliche Handeln zum Gegenstand nahm, ging früher entweder von der Annahme eines blinden Fatums aus, wovon unser Schicksal bestimmt würde, oder im geraden Gegensatz dazu, von der Annahme eines völlig freien Willens. Heute dagegen sind die Dichter darüber einig, daß der Lebenslauf eines Menschen gleichsam die Diagonale in einem Kräfteparallelogramm ist; daß er einerseits bestimmt wird durch die Situation, in die wir gestellt sind und die Motive, die wir daraus empfangen, andrerseits aber durch unseren eigenen Charakter, der je nach seiner individuellen Beschaffenheit auf die äußeren Motive höchst verschieden reagiert. Es giebt heute keinen Dramatiker, der nicht wenigstens in diesem Sinne die Selbstbestimmung unseres Schicksals annimmt, und darum bestrebt wäre, den Charakter seiner Personen und insbesondere seines Helden in einer Reihe von Handlungen auseinanderzulegen und das Schicksal aus dem Charakter selbst herauszuspinnen. Diese Art von Selbstbestimmung — die, nebenbei gesagt, dem eigentlichen Problem der Willensfreiheit gar nicht vorgreift — hat am besten Shakespeare geschildert, daher steht er auch als Dramatiker unerreicht da.

Diese Voraussetzung nun, die der moderne Poet als von selbst verständlich ansieht, ist in neuester Zeit wieder bedroht worden durch die Entdeckung des Hypnotismus und der Empfänglichkeit hypnotisierter Personen für Suggestion. Der Hypnotiseur behauptet nämlich, daß er seinen Versuchspersonen auch solche Suggestionen erteilen kann, wodurch sie zu Gedanken, Empfindungen und Handlungen bestimmt werden, die ihrem Charakter völlig widerstreiten, und die er sogar posthypnotisch verlängern, d. h. über den Zeitpunkt des Erwachens hinaus andauern lassen kann.

Daraus ergiebt sich zunächst die ästhetische Frage: kann es Sache der Poesie sein, einen Menschen darzustellen, dessen Gedanken, Gefühle und Handlungen nicht durch seinen Charakter bestimmt werden, sondern durch fremde Suggestion? Würde ein Dichterwerk dieser Art nicht aufhören, Charakterdarstellung genannt werden zu können? Die naturalistische Dichtung der neuesten Zeit hat dieser Frage zur Aktualität verholfen; sie hat sich an dem erwähnten Bedenken nicht gestoßen, und so hat

*) Ein erster Abdruck dieses Aufsatzes erschien in den diesjährigen Nummern 4 und 6 der „Gegenwart"; der hier vorliegende jedoch ist um wesentliche Zusätze vermehrt. (Der Herausgeber.)

denn die Suggestion zwar noch nicht in das Drama, wohl aber in den Roman schon seit geraumer Zeit ihren Einzug gehalten.

In dieser ästhetischen Verlegenheit wendete sich also Emil Franzos an eine Reihe hervorragender Physiologen und ersuchte sie um ihr Gutachten darüber, ob denn der Suggestion die ihr zugeschriebene Gewalt in der That zugesprochen werden muß, und ob sie insbesondere derart mißbraucht werden kann, daß sie sogar den Impuls zu verbrecherischen Handlungen verleiht. Das ist nämlich nicht bloß von naturalistischen Romanschriftstellern behauptet worden, sondern auch in den Tagesblättern findet man dann und wann Berichte dieser Art, die dem Leben entnommen zu sein vorgeben. Franzos greift aus diesen Berichten einige typische Beispiele heraus und knüpft daran die Bemerkung, daß, wenn diese Berichte wahr sein sollten, wir „vor der größten Umwälzung stehen, der bisher im Lauf der Zeiten das Verhältnis des Menschen zum Nebenmenschen, die gesamte Lebensanschauung jedes einzelnen und der Gesamtheit, die Rechtspflege, die Moral und damit auch das konzentrierte Spiegelbild alles Lebens, die Dichtung, unterworfen war."

Die Dichter, welche hypnotische Romane geschrieben haben, leiten aus der Thatsache der Suggestion ihr Recht ab, Fälle dieser Art zu schildern; Emil Franzos dagegen stellt sich vorerst auf den kritischen Standpunkt und fragt, ob denn die Thatsache selbst schon sicher gestellt sei. Die Antwort auf diese Frage erwartet er von den Physiologen, und er hat bisher zwölf eingelaufene Gutachten publiziert. Um es nun gleich hier zu sagen, so beging er dabei einen großen Fehler, den der Erfolg deutlich zu Tage treten ließ. Er glaubte am besten zu thun, sich an die Koryphäen der Wissenschaft zu wenden; das wäre aber nur dann das Beste gewesen, wenn der Hypnotismus von allen Physiologen schon eingehend studiert worden wäre. In der That ist er aber noch immer das Aschenbrödel der modernen Wissenschaft, und die Forscher, die sich damit gründlich beschäftigt haben, sind in der großen Minderzahl. Es liegt nun auf der Hand, daß Franzos sich an diese wenigen hätte wenden sollen, statt in seiner Zeitschrift große Namen paradieren zu lassen, deren Berühmtheit, mag sie auch unbestreitbar sein, doch durch Verdienste auf ganz anderem Felde erworben wurde.

Der Hypnotismus gehört eben zu jenen eigentümlichen Dingen, die man studiert haben muß, um zu einem Urteil berechtigt zu sein. Franzos hat das nicht bedacht, und indem er unterschiedslos an wissenschaftliche Männer überhaupt sich wandte, mußten die einlaufenden Gutachten höchst verschieden ausfallen. Fast könnte man sagen: So viel Köpfe, so viel Meinungen. Dadurch hat Franzos die Wissenschaft in den Verdacht heilloser Verwirrung gebracht, während thatsächlich nur ein schroffer Gegensatz der Meinungen zwischen den Orientierten und nicht Orientierten besteht. Ein solcher ist aber in dem so merkwürdigen Gebiete des Hypnotismus sehr begreiflich, kann jedoch den besonnenen Leser in keine Verlegenheit bringen, der nur auf das Urteil der Orientierten etwas geben wird.

Den Reigen der Gutachten eröffnet Professor Du Bois-Reymond mit den Worten: „Mein Verhältnis zu Hypnotismus und Suggestion ist sehr einfach." Und einfach in der That ist dasselbe. In Ermangelung genügender Erfahrungen giebt er kein definitives Urteil, sondern nur seine Meinung mit wenigen Worten dahin ab, daß nur „willensschwache und geistesarme" Subjekte, die sich leicht imponieren lassen, hypnotisiert und suggeriert werden können. Solche Subjekte weist er aber kurzweg dem Irrenarzte zu. „Der angebliche Zwang, wenn es wirklich einen solchen giebt, ist eine Form von Verrücktheit." Das heißt doch wahrlich der gestellten Frage ausweichen! Das wollte man ja eben wissen, ob es einen solchen Zwang gebe. In der ganzen Schule von Nancy giebt es keinen Professor, der nicht einen dicken Strich durch dieses ganze Gutachten machen würde, weil ihnen eben die Erfahrung in tausend Fällen das Gegenteil gelehrt hat. Zur Beantwortung der ästhetischen

Frage, ob Hypnotismus und Suggestion in die Dichtung einzuführen seien, will sich Professor Du Bois-Reymond nicht verleiten lassen — eine Bescheidenheit, wofür wir ihm in Erinnerung an seine ebenfalls sehr „einfache" Stellungnahme zum Gretchen-Problem, nur dankbar sein können.

Gehen wir nun — ohne Einhaltung der Reihenfolge — zu Professor Helmholtz über, so bieten die Eingangsworte seines Gutachtens wenigstens den Vorteil, die Eigentümlichkeit seines Standpunktes begreiflich erscheinen zu lassen. Er verzichtet auf eine imponierende Kathederhaltung, wenn er schreibt: „Wissenschaftliche Studien über die Frage, die Sie stellen, habe ich nie gemacht; was ich davon weiß, ist mir nur durch den Zufall zugetragen worden."

Als ich diese Worte las, ergänzte ich sie, den Augen vorauseilend, durch einen Nachsatz, der mir von so zwingender logischer Unvermeidlichkeit schien, daß ich sofort in einen bis zur positiven Hallucination gehenden autosuggestiven Zustand geriet und, als stände es vor meinen Augen, weiterlas: „— also enthalte ich mich eines Urteils." Freilich verschwand diese Hallucination alsbald; die Autosuggestion wurde verdrängt von dem wirklichen Nachsatze, der ganz anders lautet. Hat doch schon Kant gesagt, das Wort „Ich weiß nicht" werde auf Akademien nicht leicht gehört, und er hat wohl nur vergessen beizufügen, daß das auch ganz in der Ordnung sei, ja dem kategorischen Imperativ entspreche.

Immerhin gesteht Professor Helmholtz zu, daß ihm seine Kenntnisse in Sachen des Hypnotismus nur „durch den Zufall" zugetragen worden seien, und da versteht es sich denn ganz von selbst, daß er schlecht bedient wurde, wie eben jeder, der sich auf diesen launenhaften Zuträger verläßt. Zunächst hören wir allgemeine Bemerkungen über die Wundersucht des 19. Jahrhunderts und die verschiedenen Phasen dieser Geistesrichtung, zuerst als tierischer Magnetismus, und nun gar als Spiritismus. In der Taschenspielerei — so gesteht Professor Helmholtz — sei er jedoch nicht bewandert, darum sei er auch nicht imstande „alle magnetischen oder spiritistischen oder hypnotischen Wunder zu erklären". Wir brauchen aber dieses bescheidene Geständnis nicht gar so ernst zu nehmen. Ein kleiner Bellachini steckt vielleicht doch in unserem Akademiker; er gesteht es ja selbst, daß er zuweilen beim Tischrücken oder Gedankenlesen „mit Erfolg" die Rolle des Täuschenden, natürlich mit späterem Eingeständnis, übernommen habe. Ihn interessiert an den verschiedenen Phasen des modernen Aberglaubens nur die psychologische Seite; es habe ja auch jede derselben nur eine „beschränkte Lebensdauer".

In diesem Punkte möchte ich mir nun aber doch einige bescheidene Einwendungen erlauben. Professor Helmholtz unterschätzt diese Lebensdauer. Der Magnetismus, selbst wenn wir ihn erst von Mesmer an datieren wollten, wäre doch schon hundert Jahre alt; in der That wurde er aber schon im grauen Altertum von ägyptischen Priestern angewendet, und abgelaufen ist seine Lebensdauer noch immer nicht; denn erst jüngst hat ihn Geheimrat von Nußbaum, noch kurz vor seinem Tode, rückhaltlos anerkannt.[1]) Ebenso wurde auch die Suggestion schon im vergangenen Jahrhundert durch Pater Gaßner und die Schüler Mesmers angewendet, und wie der internationale hypnotische Kongreß in Paris bewiesen hat, zählt heute die Suggestionstherapie begeisterte Anhänger unter den Ärzten aus allen Ländern. Endlich ist auch die Nekromantie des modernen Spiritismus nur der letzte Ausläufer einer jahrtausendelangen Entwickelung. Alles kann man also diesen modernen Phasen des „Aberglaubens" nachsagen, nur das eine nicht, daß sie beschränkte Lebensdauer hätten. Um Vorstellungen zu finden, die in der That durch kurze Lebensdauer sich auszeichnen, müssen wir ein ganz anderes Feld betrachten, das der Physiologie. Professor Lotze sagt in der Vorrede zu seiner medizinischen Psychologie, er habe heimlich längst die statistische

[1]) Vergl. „Sphinx" X, 307.

Bemerkung gemacht, daß die großen positiven Entdeckungen der exakten Physiologie eine durchschnittliche Lebensdauer von — etwa vier Jahren haben. Schließlich erklärt Professor Helmholtz, daß er sich seinem Freunde und Kollegen Dubois-Reymond „ganz und voll“ anschließe. Damit ist uns aber leider wenig gedient; denn das Gutachten dieses seines Kollegen schwebt selbst in der Luft, ist nicht Resultat der Erfahrung, sondern reiner Apriorismus, und steht im geraden Widerspruch mit der Meinung aller derjenigen Ärzte, die den Hypnotismus eingehend studiert haben und seit Jahrzehnten mit unbestrittenem Erfolg anwenden. Wenn sich nun Professor Helmholtz, der über den Hypnotismus „nie Studien gemacht“ hat und nur „vom Zufall“ sich einige Kenntnisse zutragen ließ, sich der Meinung des Professors Du Bois-Reymond anschließt, so erfährt dadurch diese Meinung durchaus keine Verstärkung. Ich z. B., der Schreiber dieses, besitze keine Kenntnisse über chinesische Sprache, und habe einen Freund, der davon ebensowenig weiß, wie ich. Was ist nun damit gedient, wenn ich mich dem Urteile dieses Freundes „ganz und voll“ anschließe?

Ein weiteres Gutachten giebt Professor Exner in Wien ab. Er meint, daß die Suggestion im Grunde nichts Neues sei, und nur dem Grade nach verschieden von der Beeinflussung und Überredung eines unselbständigen und willensschwachen Menschen im normalen Zustand. Auch die posthypnotisch wirkende Suggestion sei nur dem Grade nach verschieden von dem dunkeln Drang, den ein ganz normaler Traum in uns zurückläßt, wie wenn z. B. jemand, der aus einem Frühlingstraum erwacht, nach dem Kaffee seinen Hut nimmt, weil er sich zu einem Morgenspaziergang angeregt fühlt. Nun scheint mir aber doch zwischen einem Morgenspaziergang und etwa einem Giftmord ein kleiner Unterschied zu sein. Was man von ihm wissen wollte, beantwortet Professor Exner gar nicht; auf den springenden Punkt des Problems geht er gar nicht ein, nämlich auf die Frage, ob wir durch posthypnotischen Befehl den unwiderstehlichen Drang zu Handlungen empfangen können, die unserem Charakter widerstreiten.

Kürzer noch faßt sich Professor Notnagel in Wien. Als ausübender Arzt nimmt er — desto schlimmer für seine Patienten — „entschieden gegen Hypnose und Suggestion Stellung“; als Naturforscher stellt er dieselben „an die Grenzen des Physiologischen und Pathologischen“, und darum kann er sie „als Grundlage dichterischen Schaffens“ — soll wohl heißen: als Objekt dichterischer Darstellung — nicht anerkennen. Die eigentliche Frage bleibt wiederum unbeantwortet.

Professor Jolly in Berlin begnügt sich zu sagen, daß bis jetzt, soviel er wisse, kein beglaubigter Fall einer verbrecherischen Suggestion vorliege; ob er ganz unmöglich wäre, vermag er nicht zu sagen. Sogleich aber führt er das folgenschwerste aller Verbrechen, die Erbsünde, auf Suggestion zurück, die schon zu Evas Zeiten bekannt gewesen sei. Im übrigen entschädigt er uns durch polemische Bemerkungen über den „Unsinn“ der Telepathie und die „plumpen Täuschungen des Spiritismus“.

Die schärfste Ablehnung finden wir bei Professor Fuchs in Bonn. Ihm ist die Hypnose eine „Komödie“. Was die Hypnotisierten unter dem angeblichen hypnotischen Einfluß thun, ist „Lug- und Gaukelspiel“ von Menschen, welche „die allgemeine Beachtung durch einen Akt der Selbsterniedrigung erkaufen“. Wie man sieht, paßt diese Definition besonders gut auf die Hunderte von Säuglingen und schlafenden Kinder, deren normalen Schlaf Professor Liébault in hypnotischen Schlaf verwandelte. Die Waffen strecken würde Professor Fuchs erst dann, wenn es gelänge, die Professoren Helmholtz und Du Bois-Reymond in Hypnose zu versetzen — ich meinerseits möchte den Papst und Bismarck vorschlagen; aber die Erfahrung zeige, daß nur „thörichte Weiber, junge Laffen und das große Geschlecht der dummen Kerle“ für Suggestionen zugänglich seien.

Endlich ist noch Professor Kahler in Wien zu erwähnen, der auch auf die Seite der Gegner tritt, aber — weil er wenigstens einige Erfahrungen gesammelt hat — weniger schroff urteilt als Professor Fuchs.

In den obigen Gutachten ist nun also die Suggestion, wenigstens in dem Umfang, wie sie hypothetisch aufgestellt war, abgelehnt, und damit ist auch das aufgeworfene ästhetische Problem negativ beantwortet. Nun werden wir aber im nachfolgenden weitere Gutachten kennen lernen, in welchen die Suggestion, sogar die verbrecherische Suggestion anerkannt ist, und zwar gehen diese Gutachten von Forschern aus, die sich ihre Kenntnisse nicht bloß „durch den Zufall" zutragen ließen, sondern sich eingehend mit dem Gegenstand beschäftigt haben. Wir stehen also den vorstehenden Ablehnungen zum Trotz nicht nur vor einem sehr ernsten juristischen Problem, sondern auch das aufgeworfene ästhetische Problem besteht zu Recht und erheischt eine Beantwortung.

Es scheint mir nun, daß jene Dichtungsart, deren ganz eigentliche Aufgabe die Charakterdarstellung ist, nur den sich selbst bestimmenden Willen zur Darstellung bringen darf. Aus dem Drama ist folglich die Suggestion zu verbannen. Der Dramatiker, weil er die ganze Handlungsweise seines Helden aus dem von den äußeren Motiven angeregten Charakter desselben herausspinnt, muß eben darum immer den Normalzustand des Helden voraussetzen. Ein Zustand, worin der Charakter desselben aufgehoben oder gar in sein Gegenteil verkehrt wäre, kann nicht Gegenstand des Dramas sein. Anders aber liegt die Sache im Roman. Mag es immerhin auch dem Romanschriftsteller um Darstellung von Charakteren zu thun sein, so fällt doch der Beleuchtungseffekt weniger ausschließlich auf einen besonderen Helden. Der Roman läßt ein größeres Stück der Wirklichkeit unter dem Einfluß äußerer Ursachen und innerer Motive zusammenrinnen, und wenn die Suggestion innerhalb der Wirklichkeit sich als Thatsache vorfindet, so hat der Dichter das Recht, ihr auch im Roman einen Platz anzuweisen. Freilich fällt auch der Romanheld aus seiner Rolle, wenn er unter dem Einfluß einer Suggestion handelt; aber die Charakteristik kommt alsdann dem Suggerierenden zu gute. Wenn der Romanschriftsteller den vor keinem Mittel zurückscheuenden Bösewicht schildern will, dem auch das Wissen nur Machtmittel ist und der seine wissenschaftlichen Kenntnisse in den Dienst seiner verwerflichen Zwecke zieht, so läßt sich dagegen nichts einwenden, daß ihn der Dichter auch die Suggestion anwenden läßt. Nun ist allerdings der Verbrecherroman keineswegs die höchste Romanspecies; aber leugnen läßt sich nicht, daß diese Species auf eine höhere Stufe gehoben wird, wenn der Verbrecher die Suggestion handhabt, statt des Prügels des Kain. Ist es auch eine dunkle Seite des Seelenlebens, die dabei aufgedeckt wird — dunkel sowohl im moralischen Sinn, wie im wissenschaftlichen, und dunkel sowohl in Bezug auf den Suggerierenden, wie den Suggerierten — so ist das Thema doch für den Seelenmaler ungemein verlockend. Ich selbst habe unter dem Einfluß der betreffenden Studien der Versuchung nicht widerstehen können, in einer der Erholung gewidmeten Zeit einen Roman dieser Art zu schreiben[1]), und wenn ich auch darin den Leser nicht ausschließlich in dieses Nachtgebiet getaucht habe, so wird doch, soweit es geschieht, die Kritik mir vielleicht die Berechtigung dieser hier kurz skizzierten Ansichten zuerkennen. Der Romanschriftsteller aber, der eine solche Aufgabe unternimmt, muß in Sachen des Hypnotismus und der Suggestion auch gründlich orientiert sein. Oberflächliche Kenntnisse, wie sie Samarow in seiner Erzählung „Unter fremden Willen" verrät — genügen dazu nicht. Claretie in seinem „Jean Mornas" und Belot in seiner „Alphonsine" sind viel gewissenhafter zu Werk gegangen. Ein Roman dieser Art muß ein psychologischer Roman sein. Bei Samarow ist die Suggestion eine Schablone, die unterschiedslos angewendet werden kann; in der That aber verlangt sie Individualisierung, sowohl auf seiten des Arztes, der sie zum Wohl der Menschheit anwendet, wie des Verbrechers, der sie in verwerflicher Weise mißbrauchen will. Darum eben ist auch dafür gesorgt, daß das hypnotische Verbrechen, d. h. die verbrecherische Suggestion, nie in den Himmel wachsen wird.

(Schluß folgt.)

[1]) Das Kreuz am Ferner. Stuttgart, Cotta.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

Der Phönix.[1]

Der Phönix zündet sich am Strahl des Sonnenlichts
Den Glutbrand, der sein Irdisches verzehrt;
Doch diese Brunst, die Himmels Glanz vermehrt,
Auf Erden scheint sie Rauch nur, — weiter nichts

An einem klaren Spiegel hier gebricht's,
Wo Dunst und Rauch des Feuers Anblick wehrt,
Der Glanz des Feuers, der sein Sterben ehrt,
Muß aufwärts sprühn zum Lebensquell des Lichts!

Die Seele so, — die für das Ewig-Schöne
Entbrannt ist, — ihre lichte Liebesbrunst,
Die herzverzehrend aufwärts sprüht und glüht,
Erfährt, daß sie vergeblich sich bemüht,
Sich Ausdruck zu verschaffen durch die Kunst;

Dem Rauch des Feuers gleichen nur die Töne,
Und statt zu schildern, kann doch all' der Schwall
Von Versen, die umsonst sich stolz befiedern,
Wie Erdendunst und Wolke, Rauch und Schall,
Das göttlichste Empfinden bloß erniedern!

Giordano Bruno, Eroici furori 45.

[1] Dieses von Dr. L. Kuhlenbeck übertragene Sonett entnehmen wir seinen kürzlich erschienenen „Lichtstrahlen aus Giordano Brunos Werken“, bei Rauert & Rocco in Leipzig (10 Bogen, 3 Mark). Wir empfehlen dies Buch unsern Lesern sehr.

Hypnotisches Hellsehen.

In der Nr. 9 des in München als Beilage des „Radfahr-Humor“ erscheinenden Radfahr-Sport- und Fachblattes „Radfahr-Chronik“ vom 1. Februar 1891 lesen wir S. 249 folgendes:

„Eine wunderbare Geschichte soll nach der Aussage glaubwürdiger Personen in Toulouse sich zugetragen haben. Dort erschien nämlich am 10. Dez. 1890 gegen 1 Uhr nachmittags im Geschäfte Metche & Cie. am Boulevard Saint Aubin ein Fremdling, entlieh sich ein Tricycle und ließ zum Pfande dafür seine Nickeluhr von unbestimmtem Werte zurück. Herr Eduard Metche, der mehrere Tage ohne Nachricht von dem rätselhaften Jüngling blieb, entschloß sich am 17. Dezember, seinen Mit-

bürger und Bruder im Rade, den Hypnotiseur Capbrulat, ins Vertrauen zu ziehen, damit dieser sein bekanntes und berühmtes hellsehendes Medium, Mademoiselle Mémé, in hypnotischen Zustand versetze und sie, die selbst vor dem Herrn und den Coulousanern eine große Radfahrerin ist, um Aufklärung über den geheimnisvollen Dreiradpumper angehe. In einer großartigen Sitzung von halbstündiger Dauer wurde unter Beihilfe von Madame und Monsieur Metche, Madame und Monsieur Pujol und Monsieur Montaut und in Gegenwart verschiedener Personen die Dame in Hypnose versetzt und begann alsbald, als man ihr den Wahn beigebracht hatte, als begleite sie den verschwundenen Tricyclisten, dessen Gestalt, Alter, Gesicht, Kleidung und so fort auf das genaueste zu schildern; sie folgte ihm auf seiner Fahrt über die Boulevards, sah ihn dann ein Glas Bier im Café Paget einnehmen, ein Journal mit Illustrationen lesen, — was sich später bestätigte, — seine Maschine endlich veräußern und per Eisenbahn abdampfen. — Drei Tage später wurde der interessante junge Mann in einer Stadt in der Nähe von Toulouse aufgegriffen und in Haft gesetzt. Für alle jene Radfahrer aber, welche geliehene Maschinen sich zu eigen machen möchten, ist dies ein Wink — so meint John Pantaleon, der das Geschichtchen im „Veloce-Sport" erzählt —, daß sie ihr Handwerk nicht in Toulouse ausüben sollen, da ihrer dort eine scharfäugige Entdeckerin harrt!" **A. W. K. H.**

Telepathische Beeinflussung durch Gesichtseindrücke.

Solche berichtet Grillparzer in seiner „Selbstbiographie" und in den „Beiträgen" zu derselben („Sämtliche Werke", J. G. Cotta, Stuttgart 1872, Band X, S. 438 ff. und 161 ff.). Von der Bedeutung dessen, was der Dichter berichtet, hat er selbst keine Ahnung. Seine „physiologische" Erklärung durch Hebung der Schwäche oder Steigerung der Kraft seiner Sehnerven mag für die materialistische Schulwissenschaft sehr erbaulich sein, uns kann sie nur ein Lächeln über ihre Kindlichkeit abnötigen. Seine anfängliche Bemerkung über Sinnesverlegung läßt uns vermuten, daß er besonders zur Psychometrie befähigt gewesen sein wird — ebenfalls ohne davon etwas zu ahnen. Er schreibt:

1816: Wenn mein Nervensystem gereizt ist, so zeigen sich oft die sonderbarsten Erscheinungen. So z. B. höre ich auch mit den Schläfen, wie sonst mit den Ohren. Es fängt nämlich die Empfindung des Hörens bei einer Schläfe (meistens bei der linken) an, und pflanzt sich durch das ganze Haupt bis zur entgegengesetzten fort. Etwas Ähnliches habe ich auch schon in der Mitte der Stirn, über den beiden Augenbrauen wahrgenommen. In solchen Augenblicken glaube ich oft das Denken wie eine mechanische Operation wahrzunehmen. Jeder Gedanke giebt gleichsam einen elektrischen Schlag, und die Ideen kommunizieren unter einander in wellenförmigen Bewegungen.

Ich habe zweimal in meinem Leben im Theater eine ähnliche, äußerst angreifende Empfindung gehabt. Vor mehreren Jahren, als ich zum erstenmal einen Kastraten (Velutti) singen hörte, und vor einigen Wochen, als ich dem (übrigens weniger als mittelmäßigen) Schauspiele: Die Waise und der Mörder, beiwohnte. Das erste Mal machte die Stimme des Sopransängers einen äußerst widerwärtigen Eindruck auf mich, der sich immer mehr verstärkte. Auf einmal änderte die Gestalt des Sängers sich vor meinen Augen aufs häßlichste, bis sie zu einer wahren Teufelsfratze ward, und jetzt durchflog mich ein unnennbares, entnervendes Gefühl, das beinahe wie ein heftiger, elektrischer Schlag auf mich wirkte. Ich habe oft versucht, dieses Gefühl mit Worten auszudrücken, und immer blieb ich in der Beschreibung dabei stehen, es

sei mir gewesen, als ob Feuer aus dem Körper des Sängers ausgehe. Das war es aber gewiß nicht, obschon ich nichts näher Bezeichnendes finden kann. — Nach Jahren geschah mir neulich etwas Ähnliches. Lotte Demmer spielte in dem genannten Drama die Rolle des Taubstummen mit hinreißender Lebhaftigkeit. Am Schluß des Stückes, als sie den Mörder ihres Vaters erkennt, wurden ihre Bewegungen mit jedem Moment immer heftiger, und ich war fast im Fieber. Endlich erblickt sie das verhaßte Antlitz und fährt entsetzt zurück. Da war's geschehen. Der Schlag ging durch meinen ganzen Körper, und ich war danach so ermattet, daß ich mich mühsam aus dem Theater schleppen mußte. Auch hier war meine Empfindung gleichsam mit einem schimmernden Lichte begleitet, das aus dem Körper der Schauspielerin auszugehen schien. Wohlgemerkt, das letzte Mal war ich kurz von einer Krankheit aufgestanden.

. . . Ein paar Jahre darauf kam Ludwig Devrient nach Wien . . . eine physiologische Erscheinung muß ich als merkwürdig anführen. Er gab den Franz Moor im Theater an der Wien, und ich befand mich in einer der ersten Seitenlogen. Er und alle andern gaben mir bei meinem höchst schwachen Gesichte nur ziemlich nebelhafte Bilder. Da, bei der Scene, wo der Vater ohnmächtig hinsinkt, und der Sohn, weil er ihn tot glaubt, das Gesicht mit teuflischer Freude emporhebt, fuhr ich zurück, weil ich glaubte, Devrient springe in die Loge hinein. so bis ins einzelne sah ich plötzlich jeden seiner Züge, und die Deutlichkeit des Sehens verkehrte sich in das Gefühl der Annäherung.

Auch ein viertes Mal erinnere ich mich einer ähnlichen Erscheinung. Mich interessierte eine sehr schöne Frau, die in Wien auf dem sogenannten Stock-am-Eisen-Platze im dritten Stocke wohnte. Eines Tages, als ich im Vorübergehen mich am Ende des Stephansplatzes, daher noch in ziemlicher Entfernung befand, erblickte ich an einem Fenster des mir wichtigen Hauses und dritten Stockwerks etwas Weißes, das, ebenso gut ein Mann, als eine Frau, oder wohl gar ein Stück angehängte Wäsche sein konnte. Im nächsten Augenblick aber sah ich die Züge der Frau mit einer solchen Porträtähnlichkeit, daß ich sie unmittelbar auf Elfenbein oder Leinwand hätte bringen können. Das hat in mir die Vermutung hervorgebracht, daß meine Kurzsichtigkeit nicht von einer Beschaffenheit der Linse, sondern von einer Schwäche des Augennervs herrühre, die sich durch Aufregung und Zuströmen des Blutes für Momente verliert. Die Schwäche eines Auges, dem schwache Gläser nicht helfen, und das scharfe nicht verträgt, hat beigetragen, mich vom Besuche des Theaters immer mehr und mehr, und endlich ganz zu entwöhnen. Seit mehr als 10 Jahren besuche ich keines mehr. G. B.

Ein hellsehender Lotse.

Das 11. Kapitel seiner Beschreibung des „Lebens auf dem Mississippi" [1]) schließt Samuel Clemens mit folgender Erzählung:

Ich glaubte schon dieses Kapitel beendigt zu haben; aber da fällt mir soeben eine Merkwürdigkeit ein, die ich hinzufügen möchte, solange dieselbe noch in meinem Gedächtnis ist. Die Geschichte gehört um so mehr hierher, weil sie mit dem Lotsenwesen im Zusammenhang steht.

Es war damals ein vorzüglicher Lotse auf dem Mississippi, dessen Name freilich mir nicht mehr gegenwärtig ist, und den ich daher X. nennen will. Dieser war

[1]) „Life on the Mississippi" by Mark Twain (Samuel Langhorne Clemens) Chatto & Windus, London 1883, S. 110—114. Tauchnitz, Leipzig 1883, Vol. 2143, S. 107—110.

somnambul veranlagt. Man sagte von ihm, daß, wenn eine gefährliche Stelle des Flusses seine Gedanken beschäftige, er nachts aufstehe und ganz wunderliche Dinge thue. Einst war er Lotse für ein oder zwei Reisen mit George Iler zusammen auf einem großen New-Orleans-Passagierdampfer. In der ersten Zeit der Reise fühlte sich George unbehaglich, aber nach und nach verließ ihn dieses Gefühl, da X., wenn er schlief, immer ruhig in seinem Bett verharrte. — Spät in der Nacht näherte sich das Schiff der Stadt Helena in Arkansas. Das Wasser war niedrig und die Fahrstraße oberhalb der Stadt war sehr zweifelhaft und schwierig. X. hatte erst kürzlicher als Iler sich die Wasserstraße zeigen lassen, und weil die Nacht ganz besonders neblig und unheimlich dunkel war, überlegte Iler gerade, ob er nicht besser thäte, X. rufen zu lassen, damit ihm dieser beistehe, über die Schwierigkeiten hinweg zu kommen, als sich die Thüre öffnete und X. hereintrat.

In sehr dunkeln Nächten ist Licht ein Todfeind der Lotsen. Jeder weiß, daß man in einer solchen Nacht von einem erleuchteten Raume aus die draußen befindlichen Gegenstände fast gar nicht erkennen kann, daß aber, sobald das Licht gelöscht ist und man selbst in der Dunkelheit steht, die Gegenstände um einen her weit deutlicher hervortreten. Daher rauchen Lotsen in sehr dunkeln Nächten niemals. Auch gestatten sie kein Feuer im Steuerhaus-Ofen, falls derselbe auch nur den geringsten Sprung hat, durch den sich Licht bemerkbar machen könnte. Die Dampfkesselfeuer werden mit großen Teertüchern umhängt und die Oberlichter durch Blenden vollständig verschlossen. Auf diese Weise giebt dann das Schiff nicht mehr den geringsten Lichtschein von sich.

Die unkenntliche Figur, welche jetzt im Steuerhaus erschienen war, hatte Herrn X. Stimme. Letzterer sagte: „Laß mich das Steuer nehmen, George, ich habe diese Durchfahrt später gesehen als du; sie ist so verzwickt, daß ich glaube, es ist besser, daß ich selbst steuere, als daß ich dir sage, wie du es machen sollst." — „„Das ist freundlich von dir, erwiderte Iler, und ich schwöre, daß ich einverstanden bin. Ich habe keinen Tropfen Schweiß mehr in mir; ich habe das Rad hin und her gewirbelt wie eine Eichkatze; es ist so finster, daß ich nicht eher sehe, ob ich herum komme, bis sich das Schiff dreht wie ein Kreisel."" — Damit nahm Iler auf der Bank Platz, erschöpft und atemlos.

Ohne etwas zu erwidern, bemächtigte sich die dunkle Gestalt des Rades, stetigte den hin und her schwingenden Dampfer mit wenigen Drehungen und stand alsdann gemächlich da, indem er das Schiff so leicht und zierlich, bald ein wenig nach dieser, bald nach jener Seite hin lenkte, als wäre es heller Mittag gewesen. — Als Iler dieses wunderbare Steuern sah, bereute er, sich vorhin so offen ausgesprochen zu haben. Er staunte das Wunder an und sagte: „Ich glaubte, ich könnte ein Dampfschiff steuern, aber das war einmal ein Irrtum von mir." — X. sagte nichts, sondern fuhr ruhig in seiner Arbeit fort. Er signalisierte zu loten; er signalisierte den Dampfdruck herunter zu setzen, und führte das Schiff vorsichtig und geschickt durch die unsichtbaren Stromzeichen der engen Wasserbahn. Dabei stand er mitten am Rad, schaute vorwärts und rückwärts hinaus in die Finsternis und überzeugte sich so fortwährend, wo er war. Als das Senkblei mehr und mehr Untiefe anzeigte, ließ er die Maschinen anhalten. Totenstille folgte; einen Augenblick trieb das Schiff sachte vorwärts; das flachste Wasser war erreicht. Da plötzlich gab er vollen Dampf und ließ so mit ganzer Kraft das gewaltige Fahrzeug geschickt über die Untiefe hinweg gleiten. Sofort aber machte er sich auch wieder daran, dasselbe behutsam zwischen die nächsten Fahrzeichen, welche die zweite Untiefe anzeigten, hindurchzusteuern. Dieselbe Geduld und dieselbe achtsame Benutzung des Senkbleis und der Maschinen folgten. Das Schiff glitt hindurch ohne den Grund zu berühren und näherte sich der dritten und letzten Untiefe dieser Strecke. Unbemerkbar bewegte sich das Fahrzeug durch die

Finsternis, kroch Zoll um Zoll in seine Bahn, trieb sachte, bis das seichteste Wasser ausgerufen wurde, und schwang sich alsdann unter einem ungeheuren Dampfdruck über das Riff hinweg, in tiefes Wasser hinein und in Sicherheit

Iler stieß seinen lange zurückgehaltenen Atem in einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Das ist das vortrefflichste Stück Arbeit, was jemals ein Lotse auf dem Strome ausgeführt hat! Ich würde es nicht für möglich gehalten haben, hätte ich es nicht selbst gesehen." — Er erhielt keine Antwort und fügte hinzu: „Bitte, halte das Rad nur noch fünf Minuten länger, ich will hinunterlaufen und eine Tasse Kaffee trinken." — Eine Minute später war Iler unten, ließ sich seinen Pai schmecken und stärkte sich mit Kaffee.

Zufällig kam jetzt auch der Schiffsoffizier, welcher die Nachtwache hatte, her in und war auch schon im Begriff wieder hinauszugehen, als er Iler bemerkte ausrief: „Wer ist denn am Steuer?" fuhr er diesen an. — „„X."" — „Fort zum Steuerhaus, rascher als der Blitz!"

Im nächsten Moment flogen beide Männer über den Verbindungsgang hinauf zum Steuerhaus, drei Schritte mit jedem Sprung messend. — Niemand war dort! — Der große Dampfer sauste seinem eignen Willen folgend, mitten im Fluß hinunter! Der Wachtoffizier stürzte wieder fort; Iler griff sofort in das Rad, ließ mit aller Gewalt die Maschine zurück und hielt den Atem an, während der Schiffskoloß wie unwillig vor einem kleinen Schleppdampfer abschwenkte, den er gerade zu zermalmen im Begriffe war.

Alsbald kam der Schiffsoffizier zurück, indem er fragte: „Hat Ihnen denn der Mondsüchtige nicht gesagt, daß er schlief, als er herauf kam?" — „„Nein."" — „Er schlief aber; ich fand ihn oben auf dem Schiffsgeländer herumspazierend, so gleichmütig, wie ein anderer auf dem Straßenpflaster geht. Ich brachte ihn wieder ins Bett; jetzt in diesem Augenblick aber war er wieder da vorne und machte dieselben Teufelsversuche wie vorhin." — „„Gut, ich werde das nächste Mal bei ihm bleiben, wenn er einen solchen Unfall hat. Aber ich hoffe, es passiert ihm öfter. Sie hätten ihn nur sehen sollen, wie er mit diesem Schiff die Untiefen von Helena durchfahren hat. Ich habe so etwas Prachtvolles noch nie gesehen. Wenn er aber ein so vortrefflicher Lotse im festen Schlafe ist, was müßte er nicht erst thun können, wenn er tot wäre?""

Telepathische Erscheinung.

Folgender als Nr. 30 in den Phantasms of the Living (I, 214—16) berichtete Fall ist besonders merkwürdig, weil dabei diejenigen beiden Personen, durch welche die telepathische Verbindung veranlaßt worden, äußerlich ganz unbeteiligt zu sein scheinen. Eine dritte Person sieht die Mutter einer Sterbenden, welchen beiden letzteren davon nichts zum Bewußtsein kommt, und doch ist wohl die einzig mögliche Erklärung die, daß die Seele der schlafenden Mutter das nahende Ende der kranken Tochter hellsehend wahrgenommen und dann sich fernwirkend im Sterbezimmer der Tochter der um diese liebevoll bemühten Pflegerin derselben sichtbar macht, mit welcher letzteren sie durch die gemeinsame Sorge um die Tochter unbewußterweise auch direkt telepathisch verbunden gewesen sein wird.

Berichtet wird dieser Fall von der Empfängerin des Eindrucks der telepathischen Erscheinung, Frances Reddell, welche Kammermädchen in dem Hause war, in welchem der Vorgang statthatte. Die Sterbende war das Kammermädchen von Lady Waldegrave, welche der Dame des Hauses,

Frau Pole-Carew, befreundet war, und bei dieser ihr am Typhus erkranktes Kammermädchen, Fräulein Alexander zurückgelassen hatte, weil die Krankheit so leicht aufgetreten war, daß kein ernstlicher Ausgang zu befürchten schien. Die Erscheinung, welche Frl. Reddell sah, fand ihre bis ins einzelne gehende Bestätigung. Vor dem aber sich diese Bestätigung verwirklichte, hat Frl. Reddell alle Einzelheiten ihres Erlebnisses ihrer Herrin, Frau Pole-Carew, mitgeteilt, und diese fügt dem Berichte des Frl. Reddell ihre eingehende Darstellung des ganzen Vorgangs bei, wie derselbe in allen Einzelheiten sofort zu ihrer Kenntnis gekommen war. Frl. Reddell berichtet also aus

Antony, Torpoint, am 14 Dezember 1882.

Helene Alexander, das Kammermädchen der Lady Waldegrave, lag schwer am Typhus erkrankt zu Bett und wurde von mir gepflegt. Ungefähr 4 Uhr morgens am 1. Oktober 1880 stand ich an einem Tisch seitwärts von ihrem Bett und goß Arznei ein. Ich hörte die Hausglocke für ankommenden Besuch ertönen — (was in derselben Woche bei Nacht schon zweimal der Fall war), danach wurde weiter meine Aufmerksamkeit gefesselt, als sich die Thür des Zimmers öffnete und ich eine Person eintreten sah; ich hatte sofort die Empfindung, dies müsse die Mutter der Kranken sein. Sie hatte einen messingenen Armleuchter in der Hand, einen roten Shawl über ihre Schultern geworfen und einen Flanell-Unterrock an, welcher auf der Vorderseite ein Loch hatte. Ich sah sie an mit einem Blick, der sagen sollte: Ich freue mich über Ihr Kommen. Die Frau aber schaute mich ernst an, wie wenn sie fragen wollte: „Warum wurde nicht eher nach mir geschickt?" Ich gab nunmehr Helene Alexander die Medizin und wandte mich dann um, in der Absicht, die Hereingekommene anzusprechen; aber niemand war da. Sie war weg. Es war eine kleine, dunkle, korpulente Person. Ungefähr um 8 Uhr desselben Morgens starb Helene Alexander. Zwei Tage darauf in der Frühe zwischen 1 und 2 Uhr kamen ihre Eltern und eine Schwester; ich und ein anderes Mädchen ließen sie ein; es verblüffte mich geradezu, als ich das lebende Original jener Erscheinung sah, die ich zwei Nächte vorher gehabt hatte. Ich sprach der Schwester gegenüber davon, welche mir sagte, die Beschreibung des Anzugs entspräche genau demjenigen ihrer Mutter und daß sie auch zu Hause messingene Armleuchter von der beschriebenen Form hätten. Mutter und Tochter hatten übrigens nicht die geringste Ähnlichkeit miteinander. **Frances Reddell.**

Die Beschreibung der Erscheinung wurde von Frl. Reddell genau der Frau Pole-Carew beschrieben, ehe sie die entsprechende Person lebend zu Gesicht bekam. Letztere, die Mutter, hat nach einem andern Bericht an dem Abende vor jener Nacht, in welcher die Tochter starb, vorm Zubettgehen geäußert: „Ich bin sicher, Helene befindet sich sehr schlecht."

Unaufgeklärt,

aber bekannten okkulten Vorgängen entsprechend und daher möglicherweise auf einen solchen zurückzuführen, ist folgendes vom „Allgemeinen Anzeiger" in Erfurt am 17. Februar 1891 (3. Beilage) berichtete Begebnis:

Eine Durchsuchung der Augustinerkirche hat am verflossenen Donnerstag abend stattgefunden. Wie uns von authentischer Seite mitgeteilt wird, nahm man kurz nach 9 Uhr vom Martinsstifte her ein Licht wahr, welches sich im Innern der Kirche hin und her bewegte, desgleichen hörte man unterdrückte Stimmen. Die auf Veranlassung des Herrn Pastor Scheibe unter polizeilicher Assistenz vorgenommene Revision der Kirche hatte ebensowenig wie die nach Mitternacht stattgefundene nochmalige Durchsuchung ein positives Resultat. **J. M.**

Die protestantische Geistlichkeit
in Amerika

geht der europäischen mit gutem Beispiel voran. Dem „Evening Star“ in Washington vom 10. Februar 1891 entnehmen wir die Nachricht, daß sich in Boston ein Komitee von Männern aus den höchsten Kreisen dort gebildet hat zur Untersuchung psychischer (spiritistischer) Thatsachen. Der Prospekt dieses Komitees ist u. a. auch von den angesehensten Geistlichen verschiedener Richtungen unterzeichnet, so von Rev. M. J. Savage, Rev. E. A. Horton in Boston, Rev. Heber Newton in New York, Rev. E. E. Hale in Boston und Rev. T. E. Allen in Providence. In diesem Prospekt heißt es:

Wir werden unsere Untersuchungen zunächst auf das engere Gebiet des eigentlichen Spiritismus beschränken. Daß dieser in allen Teilen unseres Landes Anhänger hat, und deren Gedanken und Handlungen mächtig beeinflußt, sind unbestreitbare Thatsachen. Gründet sich nun diese Bewegung auf wirkliche Thatsachen oder auf Einbildungen? Weiß die Welt dies? und wenn sie es nicht weiß, ist es dann nicht Zeit für alle Freunde der Wahrheit, diesem Gegenstande ernstlich näher zu treten und ihn nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu untersuchen? Fordert nicht das Interesse der Menschheit, daß diese Frage ein für allemal erledigt werde? Sollte hier Täuschung vorliegen, so ist es hohe Zeit, denn deren Ansteckung hat sich dann schon weit genug verbreitet und hinreichend Schaden verursacht. Haben wir es aber hier mit einer Wahrheit zu thun, so sollte deren Segen in der Welt verbreitet werden. In diesem Sinne fordern die Unterzeichneten auf, sich ihnen anzuschließen und mitzuarbeiten an den Aufgaben der Psychic Investigation Association. Dr. Th. H.

Noch einmal das Grab der Seherin von Prevorst.

In unserm vorigen Novemberheft gönnten wir einem Aufruf Raum, welcher zu Beiträgen für die Errichtung eines würdigen Denkmals auf dem Grabe der „Seherin von Prevorst“ (der Frau Friedrike Hauffe) auf dem Friedhofe zu Löwenstein (unweit Weinsberg) aufforderte. Eine eingehende Kenntnis von der kulturgeschichtlichen Bedeutung, welche die sympathische Persönlichkeit dieser merkwürdigen Kranken durch Justinus Kerners Verherrlichung derselben gewonnen hat, dürfen wir gewiß bei unsern Lesern voraussetzen. Andernfalls empfehlen wir aufs wärmste, Kerners Buch, in dem er sie als „Seherin von Prevorst“ feiert, nachzulesen. — Wir möchten hier unsrerseits noch einmal diesen Aufruf wiederholen, da die bisher eingegangenen Beiträge noch nicht einmal den bescheidensten Ansprüchen genügen können. Weitere Beisteuern bitten wir zu senden an den Sohn Justinus Kerners, Herrn Hofrat Dr. Theobald Kerner in Weinsberg. H. S.

Hartmanns Jakob Boehme.

Allen unsern Lesern, welche der englischen Sprache mächtig sind und für die Mystik Jakob Boehmes Sinn und Verständnis haben, empfehlen wir auf das wärmste die neueste Schrift des bekannten Okkultisten Dr. med. Franz Hartmann: The Life and Doctrines of Jakob Boehme, the God-taught philosopher; an introduction to the study of his works.[1])

[1]) London 1891 bei Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., XII und 338 S.

Seiner Lebensbeschreibung Boehmes und einer Einleitung folgen noch 14 Kapitel, in denen vortrefflich gegliedert der in Boehmes Werken zerstreute Lehrstoff dargestellt ist; und zwar geschieht dies in vorzüglich gelungener Weise so, daß stets die eigenen Worte und Sätze Boehmes angeführt und nur durch den Gedankengang des Verfassers verbunden werden. Die zum Teil überaus schwierige Übersetzung der Gedanken Boehmes in das Englische scheint uns sehr geglückt zu sein; und wir empfinden es zugleich als eine zwar nur äußerliche, aber höchst wertvolle und beruhigende Ausstattung des Buches, daß zu jedem Satze Boehmes genau der Fundort desselben nach Band und Seitenzahl der Amsterdamer Ausgabe von 1682 angegeben ist. Wir beglückwünschen das englische Sprachgebiet, daß in demselben solche Bücher veröffentlicht werden können, für die in Deutschland und Österreich sich gegenwärtig noch wohl schwerlich ein Verleger finden würde. H. S.

Richard Wagner über innere Anschauung.

Die tiefste Erkenntnis läßt uns begreifen, daß im eignen innern Grunde des Gemütes, nicht aber aus der nur von außen uns vorgestellten Welt die wahre Beruhigung uns kommen kann: unsere Wahrnehmungsorgane für die äußere Welt sind nur zur Auffindung der Mittel der Befriedigung für das Bedürfnis des dieser Welt gegenüber eben sich so vereinzelt und bedürftig vorkommenden Individuums bestimmt; unmöglich können wir mit denselben Organen den Grund der Einheit aller Wesen erkennen, sondern dies gestaltet sich uns einzig durch das neue Erkenntnisvermögen, welches uns plötzlich wie durch Gnade erweckt wird, sobald die Eitelkeit der Welt sich uns selbst auf irgend welchem Wege zum innigen Bewußtsein bringt. Der wahrhaft Religiöse weiß daher auch, daß er der Welt nicht eigentlich auf theoretischem Wege, oder gar durch Disputation und Kontroverse, seine innere, tief beseligende Anschauung mitteilen und sie von der Wahrhaftigkeit derselben überzeugen kann: er kann dies nur auf praktischem Wege durch das Beispiel, durch die That der Entsagung, der Aufopferung, durch unerschütterliche Sanftmut, durch die erhabene Heiterkeit des Ernstes, der sich über all sein Thun verbreitet. Der Heilige, der Märtyrer ist daher der wahre Vermittler des Heiles; an ihm erkennt das Volk auf die ihm einzig begreifliche Weise, von welchem Inhalte die Anschauung sein müsse, deren es selbst nur durch Glauben, noch nicht aber durch eigene unmittelbare Erkenntnis teilhaftig werden kann. Richard Wagner, „Ges. Schriften", VIII, S. 32.

Der Spiegel.

Ehe du es wagst, den unbekannten Raum, der zum Ewigen führt, zu durchschreiten, blicke vorher in den Spiegel deines Herzens; dort wirst du die Grundzüge des Ewigen entdecken; dann wird dich die Heftigkeit der Liebe trunken machen. Persischer Spruch.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

XI, 65. Mai 1891.

Erscheinungen Lebender.*)

Von
Charles Richet,
Professor der Physiologie in Paris.

Wir haben sicherlich das Recht, stolz auf die Wissenschaft von 1890 zu sein. Wenn wir unser Wissen mit dem unserer Vorfahren von 1490 vergleichen, so bewundern wir den Eroberungszug, den der Mensch in diesen vier Jahrhunderten gemacht. Vier Jahrhunderte genügten, um Wissenschaften hervorzurufen, die nicht einmal dem Namen nach existierten, von der Astronomie und Mechanik bis zur Chemie und Physiologie. Doch was sind vier Jahrhunderte im Vergleich zu der Zukunft, die sich dem Menschen eröffnet. Ist es statthaft anzunehmen, daß wir in der kurzen Zeit alles erschöpft haben, was wir jemals wissen können? Werden in weiteren vierhundert Jahren, also 2290, Ururenkel nicht mit Verwunderung auf unsere heutige Unwissenheit zurückschauen? Und noch mehr sich verwundern über unsere Anmaßung, ohne weitere Prüfung abzulehnen, was wir nicht verstehen!

Ja! Unsere Wissenschaft ist zu jung, um das Recht zu haben, sich für absolut zu halten in dem, was sie verneint; es ist absurd zu sagen: „Wir werden nicht weiter vorwärts kommen. Hier sind Thatsachen gegeben, die der Mensch nie erklären wird. Hier sind Erscheinungen, die ungereimt sind, und man soll keinen Versuch machen, sie zu verstehen, weil sie die Grenzen unserer Vernunft überschreiten.“ Ein solcher Ausspruch bedeutet, sich auf die kleine Summe der schon erforschten Naturgesetze, auf die schon bekannten Thatsachen beschränken, das heißt sich zur Unthätigkeit verdammen, den Fortschritt ableugnen, im voraus sich auch den fundamentalen Entdeckungen verschließen, die uns eine unbekannte Bahn eröffnen, eine neue Welt erschaffen, das heißt das Hergebrachte an Stelle des Fortschritts setzen.

*) Diese Mitteilung der „Gesellschaft für Experimental-Psychologie“ in Berlin ist eine Übersetzung der Vorrede des berühmten Pariser Physiologen zur französischen Ausgabe des bahnbrechenden Werkes „Phantasms of the Living“, welches unter den Auspicien der Londoner Society for Psychical Research erschien.

(Der Herausgeber.)

In Asien hat ein sehr großes Volk seit länger als zwanzig Jahrhunderten in Stillstand verharrt, weil es so gedacht hat. In China leben sehr gelehrte, wissenschaftlich hoch gebildete Mandarinen, die äußerst schwierige Examina bestanden, in denen sie die genaueste Kenntnis von den Wahrheiten des Konfucius und seiner Schüler bekunden mußten. Aber es fällt ihnen nicht ein, darüber hinauszugehen und vorwärts zu schreiten. Konfucius ist ihr ganzer Horizont; und sie sind selbst so vernagelt, daß sie nicht einmal verstehen können, daß es noch anderes Wissenswertes giebt.

Nun wohl! In unserer Civilisation, die dem Fortschritt vertrauter ist, herrscht etwas vom gleichen Geiste; wir gleichen alle mehr oder weniger solchen Mandarinen, wir möchten den Kreislauf unserer wissenschaftlichen Vernunft in klassischen Büchern festsetzen mit dem Gebot, denselben nicht zu verlassen. Man verehrt die Wissenschaft, man erweist ihr, nicht ohne Grund, die höchsten Ehren; aber man erlaubt ihr nicht, den alten Schlendrian aufzugeben und von der breitgetretenen Bahn der Meister abzuweichen, so daß jede neue Wahrheit die größte Gefahr läuft, für unwissenschaftlich zu gelten. Und dennoch giebt es neue Wahrheiten; und so seltsam es unserer gewohnheitsmäßigen Erfahrung auch erscheinen mag, eines Tages werden sie wissenschaftlich bewiesen. — Daran ist nicht zu zweifeln. Es ist tausendmal gewiß, daß wir, ohne sie zu sehen, neben auffallenden Phänomänen hinschreiten, die wir weder beobachten noch hervorrufen können.

Die wirklichen Vorgängen entsprechenden Erscheinungen Lebender und Sterbender sind der Hauptgegenstand eines wissenschaftlichen Buches dreier englischer Gelehrten, Gurney, Myers und Podmore.[1]) Solche „wahrhaften Hallucinationen" zählen aber wohl vor allen zu jenen schwer zu erkennenden Phänomenen, weil unsere Aufmerksamkeit nicht genügend auf sie gerichtet ist. Wir sind nicht geneigt, diese Phänomene zuzugeben, weil wir Furcht vor allem Neuen haben, weil die Neuerungsfurcht die alten glänzenden Kulturentwickelungen beherrscht; weil wir nicht aus unserer faulen Ruhe durch einen wissenschaftlichen Umsturz aufgejagt sein wollen, der die banalen Ideen und schulwissenschaftlichen Begriffe stört.

Der größte Teil dieser Forschungen dankt sein Entstehen Edmund Gurney, dessen frühzeitiger Tod ein unersetzlicher Verlust ist. Dieser und seine beiden Mitarbeiter haben hier versucht zu vereinen, was unvereinbar schien, erstens durch strengste Genauigkeit in der Beweisführung, dann durch ungewöhnliche Kühnheit in der Hypothese. Dadurch aber ist das Werk wahrhaft wissenschaftlich, so wunderbar auch das Endresultat denen erscheinen mag, die das Monopol des wissenschaftlichen Geistes für sich beanspruchen.

Nehmen wir an, es handle sich darum, zu beweisen, daß es gewisse Hallucinationen giebt, die nicht bloß aus der Einbildung entspringen, sondern einen engen Zusammenhang erkennen lassen mit einem wirklichen,

---

[1]) Phantasms of the Living, London 1886 bei Trübner & Co.

entfernten Ereignisse, dessen Kenntnis durch unsere Sinne unmöglich war[1]), wie kann man dann zur Beweisführung solchen Zusammenhanges schreiten?

Ich sehe nur drei Mittel: 1. die Schlußfolgerung, 2. die Beobachtung, 3 das Experiment. — Nun denn, nehmen wir diese drei Hilfsmittel nach einander und sehen wir, wie viel ein jedes wert ist.

Schlußfolgerung ist ungenügend; das ist klar. Niemals kann man durch A + B beweisen, daß es auf der Welt Geister oder Gespenster giebt; doch, will man die Wahrheit gestehen, so kann man ebensowenig durch Schlußfolgerung das Gegenteil daraus ableiten. Schlußfolgerung, Ableitung, Syllogismus, Paralogismus, Berechnung der Wahrscheinlichkeiten oder Integralberechnung, dieser ganze Apparat nützt hier nichts zum Beweise; wir müssen bessere Beweismittel suchen.

Die Beobachtung ist eine wichtige Hilfsquelle; aber diese Beobachtung hat empirischen Charakter, und rechnet mit Zufälligkeiten, die eine absolut unwiderlegbare Demonstration nicht zulassen. Immerhin sind in dem erwähnten Buche mit Geduld und Ausdauer einige vollständige, gut zu beweisende Fälle gesammelt, denen positive Ereignisse zu Grunde liegen. Die Interpretation ist ersichtlich sehr heikel; aber nach meiner Ansicht ist es hiergegen nicht mehr zulässig, sich auf die Unredlichkeit der Beobachter oder auf die Möglichkeit eines zufälligen Zusammentreffens zu berufen.

Dann drängt sich uns der Schluß auf: Es giebt einen Zusammenhang zwischen der Hallucination des A und dem Tode des B, — ein Zusammenhang, der uns gänzlich verborgen ist, und wir müssen uns darauf beschränken, ihn nur zu konstatieren. Stellen wir also diesen Thatbestand fest: thun wir es freimütig, entschlossen und geben wir zu, daß es eine Verbindung zwischen den beiden Phänomänen giebt.

In Wahrheit ist diese Beobachtung ein empirisch Gegebenes. Das wiederholt sich nicht auf unsern Wunsch. Es ist eine Thatsache, kein Gesetz; es ist eine beobachtete Erscheinung, kein erforschtes Phänomen. Ähnlich war die Kenntnis der Elektrizität vor Franklin und Galvani! Man wußte, daß Häuser, Heuschober, Menschen vom Blitze getroffen wurden; aber man begnügte sich, diese verheerenden Wirkungen zu konstatieren. Man kannte weder die Bedingungen des elektrischen Funkens, noch die Ursachen, durch welche er entsteht. Mit einem Wort, es war der roheste Empirismus; denn die beobachtende Wissenschaft kann über den Empirismus nicht hinaus.

Jedenfalls sind einige Beobachtungen, die in diesem Buche berichtet werden, so gut angestellt, so vollständig, daß es schwer ist, sich durch solche Beweise nicht erschüttert zu fühlen.

Wenn es mir gestattet wäre, von meinen eigenen Empfindungen zu reden, so könnte ich von den Eindrücken sprechen, die ich der Reihe nach

[1]) Um ein genaues Beispiel anzuführen, A, der in Indien ist, sieht am 12. Januar, 8 Uhr abends, die Erscheinung, das Phantom seines Bruders B, der in England ist, und von dem er allen Grund hat anzunehmen, daß es ihm gut geht. Nun ist B gerade am 12. Januar durch einen Unfall einige Stunden früher gestorben, was A nicht wissen kann. Folglich beruht die Hallucination des A auf Wahrheit und steht in Beziehung zu B.s Tod, der ein wirkliches Ereignis war.

durchmachte, als ich gewisse Berichte las, die in dem Buche der „Phantasms of the Living“ niedergelegt sind. Ich bin an diese Lektüre nicht ohne spöttische Ungläubigkeit herangetreten; doch nach und nach, da ich keinerlei Abgötterei mit der Schulwissenschaft treibe, habe ich die Überzeugung gewonnen, daß die Mehrzahl der Berichte wahr seien, daß all die vielfachen Vorsichtsmaßregeln, welche nötig waren, um durch exakte Zeugnisse die Echtheit der Thatsachen festzustellen, getroffen worden waren, und daß man dem Endresultat zustimmen muß, so ungewöhnlich es auch immer ist.

Aber — und hier liegt der Fehler der Wissenschaft, die sich auf Empirismus und nicht auf Experimente stützt — die Überzeugung, welche uns solche Berichte geben, ist gebrechlich.

Sobald es sich um eine Thatsache handelt, die jeden Augenblick kontrolliert werden kann, wie die Zusammensetzung des Wassers aus Wasserstoff und Sauerstoff, ist dem Zweifel kein Raum mehr gelassen. Die Zusammensetzung des Wassers ist ein Faktum von unzweifelhafter Gewißheit, während die Echtheit und die scharfe Beobachtung einer Hallucination von höchst relativer und fraglicher Sicherheit sind.

Das schadet jedoch wenig: denn, falls man nicht jeden Wert des menschlichen Zeugnisses negiert, sind diese Geschichten wahr und exakt. Die lange und mühselige Arbeit der Herren Gurney, Myers und Podmore bestand, genau gesagt, im Sammeln von Zeugnissen, in der Prüfung des angeführten Thatbestandes, der Feststellung der Daten, Stunden und der Orte durch amtliche Dokumente. Man kann sich vorstellen, welche ungeheure Korrespondenz diese Genauigkeit erforderte. Dennoch darf man diese Anstrengungen nicht bedauern, denn das Resultat war glänzend. Ganz genaue, unanfechtbare Thatsachen sind berichtet. Kurz, soweit ein Beweis durch Zeugen erbracht werden konnte, ist der Beweis geschafft, und wenn die Gewißheit nicht größer ist, kommt es daher, weil die Methode selbst keiner solcher Vollkommenheit, solcher einwandfreien Präcision fähig ist, wie das Experiment.

Untersuchen wir nun, was in solchen Fällen das Experimentieren ergiebt. Ich scheue mich nicht, es zu gestehen: nur sehr wenig. Trotz aller unserer Anstrengungen konnten weder die einen noch die andern streng wissenschaftlich erweisen, daß es eine Suggestion mentale, übersinnliche Gedankenübertragung, Hellsehen, Einschläfern aus der Entfernung giebt. Die erschöpfende Demonstration fehlt uns; denn wenn wir sie hätten, wäre sie so glänzend, daß sie auch nicht *einen* Ungläubigen und Zweifler übrig ließe. Leider sind die experimentellen Demonstrationen aber so schwach, daß es nur zu sehr erlaubt ist, ungläubig zu sein. Zweifelsohne traf man hier oder dort auf sehr schöne Resultate, die ich für mich beweisend finde, ohne damit behaupten zu wollen, daß sie entscheidend seien. Die Alchymisten sprachen mit Begeisterung von dem letzten Experimentum crucis, das sie als die Krönung ihrer Mühe betrachteten. Nun wohl, dieses Experimentum crucis konnte noch niemand hervorrufen. Es gab bedeutende Forschungen, Versuche, die beinahe geglückt wären, aber die, trotz ihres Erfolges immer noch dem Skepticismus

und der Ungläubigkeit einigen Spielraum ließen, ein caput mortuum, um den Ausdruck der Alchymisten zu gebrauchen, welches den Zweifel erlaubte und die uneingeschränkte Überzeugung verhinderte.

Sicherlich ist das sehr schade, denn die experimentelle Beweisführung hat den Vorteil, sobald sie geführt wird — und daß sie bald geführt wird, glaube ich — dem Zweifel keinen Schlupfwinkel mehr zu lassen. Von dem Tage an, an welchen man einen experimentellen Beweis der Telepathie erbracht hat, wird nicht mehr über Telepathie diskutiert, man wird sie zugeben, wie ein natürliches Phänomen, das ebenso augenscheinlich ist wie die Umdrehung der Erde um ihre Achse oder wie die Ansteckung der Tuberkulose.

Denken wir einmal zurück, was mit dem tierischen Magnetismus und dem Hypnotismus vorgegangen ist. Anfangs wollte ihn niemand zugeben, er war wie eine Fabel, eine lächerliche Legende. Seit 18 Jahren beschäftige ich mich damit (und mit großem Eifer), ich war beinahe gezwungen mich zu verbergen, um nicht den Spott zu erregen, oder gar Verachtung und Mitleid hervorzurufen. Man sagte mir, es hieße mich zu Grunde richten, ich würde ins Bereich der Charlatane und Schwärmer gerathen. Und nun! Sind nicht in dem kurzen Zeitraum von 1873—1890 die Ideen über den Hypnotismus einer seltsamen Umwandlung unterlegen?

Omnia jam fient, fieri quæ posse negabam.

Ich glaube auch, daß wir mit der Telepathie eine ähnliche Umwandlung erleben werden, daß unser Heldenmut von heute in einigen Jahren wie eine fast kindliche Banalität aussehen wird.

Das kommt daher, daß bis jetzt wenige Experimentatoren sich wissenschaftlich der Telepathie näherten. Sei es Trägheit des Geistes, sei es Furcht vor dem Neuen, sei es Skepticismus; dies große Problem blieb beinahe unbeachtet. Man vergleiche nur die kleine Zahl derer, welche dies Problem studierte, mit der ungeheuren Anzahl derjenigen Forscher, welche z. B. die Zusammensetzung des Pyridins und seiner Derivate studierte. Gewiß ist die Geschichte des Pyridins sehr interessant, und gerade auf diesem begrenzten Gebiete der Chemie hat man sehr wichtige Entdeckungen gemacht; aber vielleicht ist im ganzen die tiefe Kenntnis dieser Substanz weniger wichtig für das Menschengeschick als die Analyse; die Verbindungen der Kohlenstoffe untereinander sind ein sehr schönes Studium, aber man soll eine Reihe von Experimenten nicht verachten, die uns — vielleicht zum erstenmale — eine bis jetzt gänzlich unbekannte Fähigkeit des Geistes eröffnet, eins der Probleme des Transcendenten, an dem seit mehr als 20 Jahrhunderten die größten Geister des Abendlandes sich ohne Erfolg versucht haben. Nun wohl! ohne Mühe findet man 500 Chemiker, die Memoiren über das Pyridin und seine Derivate geschrieben haben, außerordentliche, geistvolle Werke, gegründet auf mühselige, schwierige Forschungen; aber man findet nicht 20 Psychologen, die mit wissenschaftlicher Methode die Telepathie, ihre Ursachen, Bedingungen und die Vorgänge, die zu verfolgen sind, um sie zu beweisen, analysiert haben.

Vielleicht ist die Ziffer 20 noch zu hoch gegriffen. Nein, es sind nicht einmal 20, fünf oder sechs sollte man sagen. Aber trotzdem es sehr wenige sind, haben sie doch verschiedene und sehr wichtige Resultate gewonnen. Welche reiche Ernte von neuen Thatsachen steht uns bevor, wenn sie erst Hilfe und Nachahmer gefunden haben werden! Man kann, wie ich meine, auf 1000 Stunden Arbeit, die dem Studium des Pyridins gewidmet waren, eine rechnen, die dem Studium der Telepathie geweiht war.

Doch zurück zu jenem Buche! Vielleicht wird der Gedanke, daß an Geistern und Gespenstern etwas Wahres sein soll, mehr als einem unserer Leser noch ein Lächeln abzwingen. Doch dies Lächeln rührt uns wenig, wenn wir dadurch auch nur e i n e n Mitarbeiter gewinnen, der an unsern Unternehmen teilnehmen will. Die Thatbestände der auf Wahrheit beruhenden Hallucinationen sind hauptsächlich in England und Amerika gefunden. Zweifellos werden sich auch viele in andern Länder finden. Wir wollen das Feld unserer Forschung erweitern und deshalb rufen wir den guten Willen aller zu Hilfe.

Wir brauchen Beobachtungen; wir brauchen Experimente. Was die Beobachtungen betrifft, so sieht man aus dem Buche, wie sie gemacht werden sollen. Unerläßlich sind die Berichte aus erster Hand. Es ist nötig, daß derjenige, der eine Hallucination hatte, diese selbst erzählt mit allen Einzelheiten, allen Nebenumständen, welche die Erscheinung begleiteten, selbst der scheinbar nichtigsten. Die Beobachtung muß unparteiisch, selbst mehr skeptisch als gläubig gehalten sein. Der Erzähler sollte seine Meinung nicht aussprechen; er soll erzählen, was er sah, und die Beweise, die Dokumente sammeln, die seinen Bericht bestätigen.

Was nun die Experimente betrifft, so sind dieselben schwerer zu machen, als die Beobachtungen. Zeit gehört dazu; vor allem aber eine Geduld die weder Ermattung noch Entmutigung kennt, und allen, immer neuen Hindernissen Trotz bietet. Ebenso bedarf es ständigen Fleißes und einer streng experimentellen Methode. Aber so schwer auch diese vielen Bedingungen sind, so ist es nicht unmöglich, sie anzutreffen. Unter den zahlreichen hypnotischen Subjekten, die thatsächlich in Frankreich existieren, giebt es viele, die einer Art von Erziehung fähig sind auf dem Gebiete jener Fähigkeiten, die man übersinnliche nennt. Möchte man sie studieren und sie üben, wo immer man sie sieht. Zum Beispiel könnte man Nutzen ziehen aus dem, was den Scharfsinn der Magnetiseure um die Mitte dieses Jahrhunderts so erregt hat, nämlich der seltsamen Befähigung, Krankheiten zu erkennen, wenn die Fähigkeit nämlich existiert: oder auch, versuche man die Einschläferung aus der Entfernung, was wohl eine wirkliche Thatsache zu sein scheint, obgleich sie äußerst selten ist.

Es ist wahrlich an der Zeit, diese vornehmen Probleme in das Auge zu fassen. Wir fürchten keineswegs die Kritik. Wenn sie nur anständig und aufrichtig ist, nehmen wir sie dankbar an. Nein, was uns erschrecken würde, wäre das Stillschweigen. Die Masse des Publikums läßt sich nur durch praktische Wertschätzung beeinflussen. Sie ist geneigt, sich für eine neue mechanische Erfindung zu interessieren, oder für eine Reform in der

Hygieine. Gewiß ist nichts gerechtfertigter als das, aber warum nicht auch das betrachten, was so äußerst wichtig ist und helles Licht auf den menschlichen Geist werfen kann, dieses Geheimnis aller Geheimnisse? Gewiß erleben wir nicht den sofortigen praktischen Aufschwung der Untersuchungen auf diesem Gebiete, aber sind sie darum weniger interessant?

Hier zum erstenmal wagt man es, „den Tag nach dem Tode“ wissenschaftlich zu untersuchen. Wer aber darf sagen, ohne einen Blick in jenes Buch der englischen Gelehrten gethan zu haben, das sei Thorheit?

Wir hoffen, daß alle Leser dieses Buches verstehen, daß es sich um Großes handelt. Es ist der erste Schritt in ein gänzlich neues Leben. Daher die Notwendigkeit der Nachsicht. Das Werk ist nicht vollkommen, es hat Lücken, es bleibt dem Publikum übrig, dasselbe durch Ratschläge zu vervollständigen, durch Beobachtungen, durch Experimente uns zu helfen, unsere erleuchteten Mitarbeiter zu werden und eifrig für unser Unternehmen zu wirken. Ohne das Publikum können wir nichts. Mit ihm können wir im Gegenteil — wenigstens ist das unsere feste Hoffnung — den Grund zu einer positiven metaphysischen Wissenschaft legen, die sich anstatt auf unklare, nebelhafte Dissertationen auf Thatsachen, Phänomene, Experimente stützt.

Telepathische Träume.

Einige Fälle, gesammelt von der

Society for Psychical Research

in London.

Aus einer großen Anzahl solcher gut beglaubigten Fälle, welche sich in den Phantasms of the Living aufgeführt finden, mögen hier die nachfolgenden sechs herausgehoben werden (aus dem ersten Bande, S. 315 bis 336).

Der erste dieser Fälle (Nr. 90) rührt von Frau Fielding in der Yarlington Rectory bei Bath her. Von dort schreibt dieselbe

im November 1885.

Kürzlich hatten mein Gatte und ich zur selben Stunde denselben Traum, an dessen Gegenstand keines von uns seit Monaten gedacht hatte; wir wanderten beide im Traum an unserem früheren Wohnort umher und sahen dabei beide auf dieselbe Stelle. Jane E. Fielding.

Frau Fielding setzt auf Befragen hinzu:

Ich kann mich nichts weiteres erinnern bezüglich des erwähnten Traumes. Es sind 17 Jahre verflossen, seit wir Linacre Court, bei Dover, verließen, jenen Platz, von dem mein Gatte und ich zur selben Stunde träumten. Wir träumten beide von einem Spaziergang in dem alten Orte und von dem alten Förster, kurz ehe wir aufwachten; und keines von uns hatte in der letzten Zeit daran gedacht.

Mein Gatte lacht über alle derartigen Dinge und hält sie für wenig belangreich, schrieb aber mir zu Gefallen das Beigeschlossene.

Die Einlage lautete:

Ich erinnere mich, daß vor etwa drei Wochen morgens beim Erwachen meine Frau zu mir sagte, sie hätte einen langen Traum gehabt, der sich auf unsere erste eheliche Wohnung bezöge. Ich sagte: Wie merkwürdig, ich hatte selbst den gleichen Traum, gerade ehe ich erwachte. J. M. Fielding.

Der zweite Fall (Nr. 94) wird von Fräulein Constanze Bevan aus 74 Lancaster Gate in London W. berichtet: Den 18. Februar 1884.

Am 10. Juni 1883 hatte ich folgenden Traum: Jemand sagte mir, daß Fräulein Elliott gestorben sei. Im Traume stürzte ich sofort in ihr Zimmer, trat ein, ging zu ihrem Bett und deckte ihr Gesicht auf. Sie war ganz kalt; ihre Augen standen weit offen und starrten nach der Decke. Dies erschreckte mich dermaßen, daß ich am Fuße ihres Bettes zusammenbrach und nichts mehr von mir wußte, bis ich in meinem eigenen Zimmer halb aus dem Bette und ganz erwacht war. Es war gerade 5 Uhr früh. Bevor ich mein Zimmer verließ, erzählte ich den Traum wegen seiner besonderen Widerwärtigkeit meiner Schwester. Constanze S. Bevan.

Fräulein Elliott schreibt: Februar 1884.

Ich erwachte am 10. Juni früh, auf dem Rücken im Bett liegend, meine Augen nach der Decke gerichtet, als ich die Thüre sich öffnen hörte und das Gefühl hatte, jemand komme herein und beuge sich über mich, jedoch nicht weit genug, um zwischen meine Augen und die Decke des Zimmers zu kommen; da ich wußte, daß es nur Constanze war, rührte ich mich nicht; jene aber, anstatt mich zu küssen, zog sich plötzlich zurück, ging unten an mein Bett und duckte sich dort. Ich fand dies sehr sonderbar; um mich von meinem Wachsein zu überzeugen, schloß und öffnete ich ein paarmal die Augen, wandte dann meinen Kopf, um zu sehen, ob sie die Thüre offen gelassen, fand sie aber geschlossen. Jetzt kam eine Art Schrecken über mich, und ich wagte nicht nach der Gestalt hinzusehen, die noch in derselben gebückten Stellung kauerte und meine Betttücher sachte von meinen Füßen wegzog. Ich versuchte meine Tante aus dem Nebenzimmer herbeizurufen, jedoch meine Stimme versagte; in diesem Augenblicke fühlte ich eine Berührung meines nackten Fußes; ein kalter Schauer durchrieselte mich und ich wußte nichts mehr von mir, bis ich mich außerhalb des Bettes wiederfand, nach Constanze suchend, welche nach meinem Gefühl noch immer im im Zimmer sich befinden mußte. Ich zweifelte auch nicht daran, daß sie wirklich dort war, bis ich beide Thüren von innen verschlossen vorgefunden. Ein Blick auf meine Uhr belehrte mich, daß es wenige Minuten nach 5 Uhr war. E. Elliott.

Die Schwestern von Fräulein Constanze Bevan bestätigen beide, daß ihnen diese Träume sogleich am anderen Morgen mitgeteilt worden seien. Fräulein Bevan selbst fügt hinzu:

Dies ist mein erstes Erlebnis dieser Art; ich bin in meinem Leben nicht mehr als dreimal im Schlafe gewandelt, das letzte Mal ungefähr vor einem Jahre; bei keiner dieser Gelegenheiten verließ ich das Zimmer. Als ich erwachte, schlug die Uhr fünf.

Fräulein Elliott dagegen sagte auf Befragen ferner aus:

Obgleich ich sehr lebhaft zu träumen gewohnt bin, hatte ich niemals einen Traum dieser Art. Ich bin meines Wissens niemals in meinem Leben schlafgewandelt.

Der dritte und vierte Fall (Nr. 95 und 96) rühren von Frau Crellin in London N, 62 Hilldrop Crescent, her. Diese schreibt im Januar 1884:

Mein Mann und ich finden häufig unsere Gedanken mit dem gleichen Gegenstand beschäftigt, auch dann, wenn denselben durch die Umgebung nicht etwa eine bestimmte Richtung gegeben und wenn jener Gegenstand unserer Gedanken räumlich und zeitlich von uns entfernt ist. Ein eigentümlicher Vorfall dieser Art ereignete sich vor 12 Jahren. Mitten in der Nacht wachte ich auf und versuchte nun, wach bleibend, mich auf ein Tennyson'sches Gedicht zu besinnen; ich kam dabei in Zweifel über das erste Wort. Hieß es: „Home they brought", oder „Back they brought her warrior dead?" Mein Mann hatte fest geschlafen, drehte sich aber plötzlich herum und als ich ihn frug: „Bist du wach?" antwortete er: „„Ja, und ich erwachte mit den Worten auf meinen Lippen: Home they brought her warrior dead."" Da wir das Gedicht nicht zusammen gelesen hatten, so schien dies ein sonderbarer Fall von Sympathie. Ich bin ganz sicher, daß ich nicht ein Wort von dem Gedicht laut ausgesprochen habe, denn ich war sehr besorgt, die Ruhe meines Mannes bei seiner ziemlich zarten Gesundheit nicht zu stören.

Herr Philipp Crellin bestätigt diesen Vorfall vollkommen. — Dieselbe Dame gewann offenbar durch die Korrespondenz mit den Verfassern für Telepathie ein lebhafteres Interesse; denn sie berichtete ein halbes Jahr später noch folgendes Erlebnis (Nr. 96):

August 1884.

Vor drei Wochen konnte ich in den ersten Nachtstunden durchaus nicht einschlafen. Ich dachte unter anderen an ein ziemlich komisches Gedicht, welches mein Mann vor Jahren gern citierte. Ich blieb aber an einem Punkte stecken und konnte mich des Fortganges nicht wieder entsinnen. Endlich schlief ich ein, und nach drei oder vier Stunden erwachte ich wieder, als es Zeit zum Aufstehen war. Mein Mann erwachte nach guter, weder durch Poesie noch durch Prosa gestörter Nachtruhe ebenfalls; er streckte seine Hand nach mir aus, und citierte die Stelle, auf die ich mich während der Nacht nicht besinnen konnte, die aber meine Gedanken, als ich morgens erwachte, durchaus nicht beschäftigte. Es schien mir dies eine sonderbare Verzögerung.

Der Gatte bestätigt diesen Bericht vollinhaltlich mit dem Bemerken, daß er lange Zeit nicht mehr an jene komischen Verse gedacht habe.

Den nächsten Fall (Nr. 101), welcher von Frau Montgomery in Beaulieu, Co. Louth berichtet wird, könnte man fast für ein eigentliches Hellsehen nehmen, wenn dabei nicht doch wahrscheinlich der heimkehrende Gatte als der Urheber angenommen werden müßte, welches seinen frisch empfangenen Eindruck auf seine träumende Frau übertrug. Diese sagte folgendes aus:

Februar 1884.

Vor etwa 30 Jahren verlor ich eine Schwester. Da der Ort, wo sie starb, in einiger Entfernung lag, so ging mein Mann ohne mich zum Begräbnis. Ich begab mich bald zu Bett und hatte einen furchtbaren Traum über das Leichenbegängnis. Ich sah meinen Bruder während der Feierlichkeit ohnmächtig werden und ins Grab stürzen. Ich erwachte mit dem Entsetzen, das der Traum hervorgerufen, gerade als mein Gatte das Zimmer betrat bei seiner Rückkehr vom Leichenbegängnis, das mindestens acht Stunden vorher stattgefunden hatte. Ich bat ihn, mir zu sagen, ob irgend etwas ungewöhnliches vorgefallen sei, da ich einen schrecklichen Traum gehabt und erzählte denselben. Er sagte darauf: „Wer in aller Welt hat dir das gesagt? Ich wollte dir es niemals mitteilen!" Ich erwiderte: „„Ich habe es nur geträumt. Gerade, als du hereintratest, erwachte ich!""

Herr Montgomery, der Gatte bestätigte mündlich dieses Vorkommnis, welches damals auf ihn, sowie auf seine Frau einen sehr tiefen Eindruck gemacht hatte.

Der letzte Fall, den wir hier anführen wollen (Nr. 107) ist ein Beispiel der in England sehr zahlreichen Wahrträume, welche mit gleichzeitig stattfindenden Unglücksfällen oder Notlagen zur See zusammentreffen und bei welchen die Verunglückenden oder Bedrängten als die Urheber zu betrachten sind, welche ihre auf die Träume gerichteten Gedanken auf diese übertragen. So berichtet Herr Ashby von Nr. 34 Windmill Road, Croydon in Surrey:

Den 17. Oktober 1882.

Der folgende Vorfall ereignete sich ungefähr im Jahre 1870. Ich erwachte eines Morgens und sagte zu meiner Frau: „Ich war mit unserem Sohne Alexander zusammen." (Derselbe war Oberfeuermann eines Schiffes auf der Reise nach Port Natal in Südafrika.) Mit großem Interesse hörte sie auf meinen Traumbericht. „Nun — sagte ich —, er scheint gerade in keiner sehr angenehmen Lage zu sein. Der Kapitän ist auf seine Kabine angewiesen, unfähig auf Deck zu kommen, die Mannschaft mit Ausnahme eines Matrosen und eines Jungen gleichfalls krank; er hat die ganze Arbeit auf dem Schiffe auszuführen, Koch, Matrose und alles zu sein. Außendienste nehmen auch einen wesentlichen Teil seiner Arbeit in Anspruch! Wenn ich mich recht besinne, war das Schiff mit 400 oder 500 Tonnen geladen. Ich träume sehr selten; aber mehreremale wurden meine Träume durch kommende Ereignisse bestätigt.

Wir erhielten nach entsprechender Zeit von meinem Sohne Nachricht und wenn ich an Bord gewesen wäre und mich dort umgesehen hätte, wäre ich nicht imstande gewesen, die Sachlage dort besser zu beschreiben; glücklicherweise war Wetter und Wind günstig (was ich auch geträumt hatte), andernfalls würde die Verwickelung dieser ungünstigen Umstände ein schlimmes Ende haben nehmen können. A. Ashby.

Auf weitere Anfragen erklärt Herr Ashby noch folgendes:

Den 29. November 1882.

Ich legte damals dem Traume durchaus keine Wichtigkeit bei und machte keine Aufzeichnung darüber, wie ich es jetzt thun würde. Ich dachte darüber, wie über andere Träume, es sei eben einfach nur ein Traum. Erst ein Brief meines Sohnes, datiert von Port Natal in Südafrika, brachte mir jenen Traum in Erinnerung, und machte mich darauf aufmerksam, wie genau derselbe mit dem wirklichen Stand der Dinge an Bord des Schiffes übereinstimmte. Meine Frau und Tochter erinnern sich ebenfalls genau meiner Erzählung des Traumes am darauffolgenden Morgen. Die ganze Szene ist in unserm Gedächtnis so frisch, wie wenn sie gestern geschehen wäre.

Der Bericht wurde durch Frau und Tochter des Schreibers vollkommen bestätigt. Diese erklärten außerdem, daß ihnen jener Traum am Morgen unmittelbar, nachdem er stattgehabt hatte, erzählt worden sei und daß derselbe erst nachher durch den Brief des Sohnes seine Bestätigung erhalten habe. Der Darstellung des Vaters hatten sie nichts hinzuzufügen.

Aus der Zahl vieler Hundert Fälle von Telepathie mit Sterbenden, welche den eigentlichen Gegenstand des oben genannten Werkes bilden, mag hier zum Schlusse wenigstens als ein Beispiel der folgende (Nr. 73 in den Phantasms of the Living I, 276 f.) mitgeteilt werden. Derselbe wird von dem Herausgeber einer bekannten Zeitung im Norden Englands und früherem auswärtigen Korrespondenten eines Londoner Blattes berichtet. Er schreibt am:

11. Dezember 1884.

Am 3. Mai 1882 saß meine Frau mit meiner Tochter beim Thee, als die erstere plötzlich einen Anfall von Epilepsie bekam, schwer auf den Boden stürzte und mit der Stirn auf den metallenen Ofenvorsetzer aufschlug; sie kam nicht mehr zum Bewußtsein,

sondern starb am nächsten Tage. Der Unfall trat ein zwischen drei und vier Uhr nachmittags. Meine Frau hatte fünf Jahre lang intermittierend an Epilepsie gelitten, sie schien sich jedoch drei Monate vor ihrem Tode wieder vollständig erholt zu haben, eine augenscheinliche Thatsache, welche in unserer kleinen Familie große Freude erregte, da die Arme sehr viel zu leiden hatte. Ich bemerke dies ausdrücklich, um zu beweisen, daß ihr Tod oder eine schwere Erkrankung damals unsrerseits nicht erwartet werden konnte.

Am Morgen des 3. Mai ging ich von Hause weg, um nach der City zu fahren, und als meine Frau mir vom Fenster aus mit einem Handkuß nachwinkte, dachte ich noch, wie wohl und wie ganz wiederum die alte sie zu sein schien. Ich ging guten Mutes in das Geschäft und verließ sie augenscheinlich ebenso. Aber etwa um die Zeit herum, als sie fiel — weder meine Tochter noch ich waren imstande, diesen Zeitpunkt auf eine Stunde hin genau festzustellen — überkam mich plötzlich eine solche Schwermut, daß ich unfähig war, fortzuarbeiten, und nur mit dem Gesicht zwischen den Händen dasitzen konnte, kaum imstande, mit meinen Kollegen in demselben Bureau zu sprechen, welche sich über meine traurige Stimmung, in der sie mich nie gesehen, ganz beunruhigten. Ich gab damals das „England“ heraus, und als ein Freund nach dem andern in mein Zimmer kam und wissen wollte, was mir fehle, konnte ich meine Empfindungen nur immer wieder in dem Satz ausdrücken — dessen sie und ich mich noch wohl entsinnen —: „Ich habe das schauerliche Gefühl, als stünde mir ein Unglück bevor.“ Soviel ich weiß, waren dabei meine Gedanken nicht nach Hause gerichtet. Wenn doch, so hätte ich gewiß nicht eine Einladung eines Freundes angenommen, wie ich wirklich that, eine Aufforderung zum Mittagessen in einem Restaurant am Strand, welche absichtlich an mich erging, um mich wieder aufzurichten. Es langte dann auf unserm Bureau am Strand eine Depesche für mich an, die aber aus Versehen nicht nach Whitefriars Street in mein Redaktionszimmer weiter befördert wurde, so daß ich meine Frau erst nach zwölf Uhr nachts wieder sah und dann erst über den Grund der entsetzlichen Gemütsverstimmung, die mich so plötzlich befallen hatte, aufgeklärt wurde. Ich möchte noch hinzufügen, daß ich von Natur sehr leichtblütigen Temperamentes bin und zwar weit über das gewöhnliche Durchschnittsmaß, und daß ich meines Wissens niemals so plötzlich oder ähnlich in deprimierte Gemütsverfassung verfiel. Meine Frau war, wie ich noch hervorheben möchte, als der Anfall von Verstimmung bei mir eintrat, nicht tot, sondern nur bewußtlos.

Verschiedene Zeugen können für diese Thatsachen einstehen; denn als der Tod meiner Frau im Bureau bekannt wurde, bildete dort das genaue Zusammentreffen des Fallens mit dem Eintritt meiner seltsamen Verstimmung den Gegenstand des Gespräches. Ich brauche nur noch beizufügen, daß wir, meine Frau und ich, fünfundzwanzig Jahre lang verheiratet waren, uns gegenseitig sehr liebten und vielleicht in ungewöhnlichem Grade verwandten Temperamentes waren. Coriolanus.

Wie dies stets von den Verfassern der Phantasms of the Living mit allen Fällen, welche sie veröffentlichten, geschah, so wurde auch dieser von ihnen nach Möglichkeit auf seine Wahrheit und Genauigkeit des Berichtes untersucht. Herr Podmore begab sich zu der Familie hin, ließ sich von dem Sohn und der Tochter des Berichterstatters erzählen, was sie von den Umständen wußten, und erhielt weiter auch eine vollständige Bestätigung des Berichtes von einem Kollegen des Vaters, einem Herrn C. E. Green, welche mit abgedruckt ist. H. S.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Suggestion vor Gericht.

Von

Dr. Carl du Prel.

Daß die Monatschrift „Deutsche Dichtung" die Beachtung eines weiteren Leserkreises auf sich ziehen wollte, war ihr gutes Recht, und daß sie zu diesem Behufe die Frage der Suggestion zur Diskussion stellte, war in Anbetracht des damit in Verbindung stehenden ästhetischen Problems eine geschickte Wahl. Nun ergeht es ihr aber wie dem Zauberlehrling Goethes: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!" Sie stößt bereits einen Schmerzensschrei aus. Auf dem Redaktionstische wachsen die einlaufenden Briefe zu kleinen Bergen an und immer wieder wird aufgefordert: „Wirken Sie dahin, daß wir ein klares, unzweideutiges Ergebnis erhalten." Es wird den Lesern zu bunt, daß durch die Reihenfolge der Gutachten die Sache immer unklarer und verwickelter wird.

Ich aber, als Referent über die Sache, bin naturgemäß genötigt, auch dem Leser hier die gleiche Verlegenheit zu bereiten. Sieben Gutachten hat er bereits vernommen, die wie die Katze um den Brei herumgehen, um schließlich die Suggestion abzulehnen; zur Klarheit aber wird kein Leser durch diese Gutachten gekommen sein. Nun muß ich aber noch über fünf weitere berichten, welche die Thatsache der hypnotischen Suggestion einstimmig zugeben und dadurch in schroffen Widerspruch mit ihren Vorgängern treten. Diese Gutachten unterscheiden sich von den früheren schon durch das äußerliche Merkmal der Ausführlichkeit, und gewissermaßen liegt schon darin das Geständnis, daß es sich um eine ernste Thatsache handelt, die sich nicht mit bloßen Aufklärungsphrasen beseitigen läßt.

Es sind die Professoren Eulenburg (Berlin), Preyer (Berlin), Forel (Burghölzli bei Zürich), Hirth (Breslau) und Krafft-Ebing (Wien), die wir nun sprechen lassen müssen.

Professor Eulenburg giebt rückhaltlos die medizinische, die pädagogische und die kriminalistische Bedeutung der Suggestion mit den Worten zu: „Es ist auch für den zu vorsichtiger Skepsis geneigten ärztlichen Beobachter wohl unzweifelhaft, daß der Hypnotisierende (Suggerierende) unter begünstigenden Verhältnissen einen fast unbegrenzten Einfluß auf das Seelenleben einer der Suggestion unterworfenen Person zu gewinnen vermag; einen Einfluß, der nicht bloß hinreicht, um durch die erweckten Vorstellungen Krankheitssymptome der verschiedensten Art vorübergehend oder dauernd zum Verschwinden zu bringen, sondern der unter Umständen auch erzieherisch sittliche Einwirkungen zu erzielen und die früheren Empfindungen, Stimmungen, Neigungen der Versuchsperson zu verändern, ja in ihr absolutes Gegenteil zu verkehren imstande ist." Die Logik erfordere, zuzugeben, daß die Suggestion wie zu guten, so auch zu verwerflichen Zwecken benutzt werden kann und insofern giebt

Professor Eulenburg auch die abstrakte Möglichkeit des posthypnotischen Verbrechens zu, nur hält er die der Gesellschaft drohende Gefahr nicht für groß, weil das Hypnotisieren Kenntnisse und Geschicklichkeiten erfordere, die in der Verbrecherklasse nicht wohl zu finden seien, und die Gunst äußerer Umstände, die nicht immer vorliege. In interessanten Erörterungen nimmt sodann Professor Eulenburg die psychologische Analyse der Hypnose und Suggestion vor, weist ihnen ihren Platz im Kreise verwandter Phänomene an und verweist bezüglich der kriminalistischen Bedeutung der Suggestion auf einige sogar in Massenerscheinungen gegebene historische Vorläufer.

Da haben wir es nun: Bei Du Bois-Reymond ist die Hypnose und Suggestibilität eine künstlich erzeugte „Verrücktheit“, bei Eulenburg dagegen ein sehr wichtiges therapeutisches Mittel; bei Fuchs ist sie „Lug und Gaukelspiel“, bei Eulenburg dagegen „eine künstliche Erregung bestimmter Vorstellungen, die mit der zwingenden Gewalt einer Naturmacht, mit einer wahren force majeure, sich dem Bewußtsein der Versuchsperson aufdrängen“.

Ebenso sagt Professor Preyer: „Wenn es möglich ist, einen Menschen ohne seine Einwilligung zu hypnotisieren, so kann man ihn auch, ohne daß er es selbst weiß, durch Einprägung bestimmter Vorstellungen zu posthypnotischen, oft erst nach langer Zeit ausgeführten Handlungen bringen, die ihn mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt bringen; nur ist es durchaus nicht leicht, ohne seine eigene Einwilligung einen Menschen zu hypnotisieren, so schnell es auch mit derselben gelingt..... Unter allen Thatsachen, zu welchen bisher die Untersuchung des Hypnotismus geführt hat, ist keine von so großer Tragweite, wie die der Suggestion, und zwar ist sie deshalb so wichtig, weil sie auch außerhalb des Gebietes der Lehre vom Hypnotismus eine hervorragende Rolle in der menschlichen Gesellschaft gespielt hat und noch spielt. In medizinischen Kreisen wird sie in der Zukunft eine Bedeutung erlangen, von der wir jetzt kaum eine Ahnung haben.“

Was den Professor Forel betrifft, der seit Jahren in der von ihm geleiteten Anstalt den Hypnotismus und die Suggestion praktisch mit bestem Erfolge anwendet, und das in Fällen, wo — nach dem beliebten Ausdruck — „die Kunst des Arztes vergeblich ist,“ so war es vorweg zu erwarten, daß er die Thatsache der Suggestion zugeben würde, darum aber auch die kriminalistische Bedeutung derselben. Für ihn ist zwar der Hypnotisierte kein einfacher Automat, aber „nichtsdestoweniger muß ich im Gegensatze zu Delboeuf und Gilles de la Tourette darauf bestehen, daß Verbrechen suggeriert werden können“. Damit spricht Forel natürlich auch dem Dichter das Recht zu, Vorgänge von solcher Art zu schildern; aber er wirft den naturalistischen Dichtern vor, nichts weniger als naturalistisch zu sein, sondern vielmehr Kunstwerke ohne innere Wahrheit zu schaffen. Ibsen findet vor ihm keine Gnade. Sein „Oswald“, der einen paralytischen Irrsinnigen vorstellen soll, sei so falsch geschildert, daß jeder Wärter einer Irrenanstalt zur Kritik befähigt sei. Vielleicht wirkt diese Bemerkung Forels beruhigend auf den Wahnsinn des Ibsenkultus, und der grassierenden Verherrlichung eines Dichters entgegen, der einem seiner Stücke einen Titel gegeben hat, der auf alle paßt: Gespenster.

Professor Hirth in Breslau und Professor Krafft-Ebing in Wien — weil sie sich eben eingehend mit dem Hypnotismus beschäftigt haben — geben die hohe Bedeutung der Suggestion zu und der letztere sagt — was sich Professor Fuchs merken möge — geradezu: „Es ist sehr zu bedauern, daß es heutzutage noch hervorragende Ärzte giebt, welche aus Unwissenheit oder Vorurteil die Thatsachen der Suggestion ignorieren und damit auf eine Heilpotenz von großer Bedeutung zu ihrem Schaden und derer, welche bei ihnen Hilfe suchen, verzichten.“

In Kürze skizziert hat nun der Leser das Resultat der ganzen Diskussion von Augen: Entschiedene Ablehnung in den ersteren Gutachten, vollständige Anerkennung

in den letzteren. Die Lösung des Rätsels habe ich aber bereits angedeutet: Die scheinbar heillose Verwirrung der Wissenschaft in dieser Frage löst sich auf in einen allerdings schroffen Gegensatz der Meinungen jener Professoren, die den Gegenstand nicht studiert haben und von der ganzen Höhe ihrer Inkompetenz aus urteilen, und jener anderen, die nach sorgfältigem Studium die medizinische, pädagogische und kriminalistische Bedeutung der Suggestion zugeben.

Nun wird aber der Leser allerdings sagen, für die Beseitigung der einen Verlegenheit sei ihm eine noch größere zugeschoben. Was soll denn aus der menschlichen Gesellschaft werden, wenn in der That das suggerierte posthypnotische Verbrechen möglich ist? Wie um die Dringlichkeit einer Antwort erst recht zu beweisen, fiel mitten in die Diskussion der Pariser Prozeß Eyraud-Bompard, in welchem der gleiche schroffe Gegensatz der Meinungen aufeinander platzte. Es handelt sich um die Ermordung des Gerichtsvollziehers Gouffé durch die Angeklagte Gabriele Bompard. Die Verteidigung machte geltend, die Bompard sei — was auch sie selbst behauptet — durch ihren Geliebten Eyraud hypnotisiert und vermöge der Suggestion zu dem Verbrechen verleitet worden; die Anklage dagegen behauptete, verbrecherische Suggestionen seien nicht möglich. Als Sachverständige wurden Professoren herangezogen und — sie widersprachen sich in ihren Gutachten ebenso sehr, wie die genannten deutschen Professoren. Professor Brouardel giebt die posthypnotische Suggestion zu, aber nur die belanglose Handlungen betreffende, nicht die dem Charakter der Versuchsperson widersprechende. Professor Motet sagt ebenfalls, die Wissenschaft wisse nichts von suggerierten Verbrechen. Dr. Sacresta, der Arzt der Familie Bompard, giebt an, Gabriele sei ungemein sensitiv; er habe sie wiederholt in Hypnose versetzt, und es genüge, sie zu fixieren, um sie in Katalepsie zu bringen, also in einen suggestionsfähigen Zustand. Der Mitangeklagte Eyraud gesteht seinen Versuch zu, Gabriele zu hypnotisieren, er sei aber mißlungen. Der Gerichtshof citiert als weiteren Sachverständigen den Professor Bernheim von Nancy. Derselbe ist durch Beinbruch verhindert zu kommen; statt seiner erscheint Professor Liégeois aus Nancy, spricht seine Überzeugung aus, daß Gabriele unter dem Einfluß der ihr von Eyraud erteilten Suggestion den Mord beging, und führt mehrere Beispiele von suggerierten Verbrechen an.

Der Gegensatz dieser Meinungen kam nicht zum Austrag. Das Gericht verurteilte Eyraud zum Tode, Gabriele zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit. Der schroffe Gegensatz unter den Professoren führt also bereits zur Alternative: Justizmord oder Gerechtigkeit. Ich enthalte mich eines Urteils über diesen Fall; eine Darstellung des Prozesses von genügender Ausführlichkeit ist mir nicht zugekommen. Aber das Urteil eines Liégeois, welcher Jurist und Hypnotiseur zugleich ist, fällt für mich immerhin schwerer ins Gewicht, als das eines ganzen Kollegiums von Geschworenen, die in dem Streit der Meinungen, der sich vor Gericht abspielte, vermutlich so wenig zur Klarheit kamen, wie die Leser der „Deutschen Dichtung".

Um so intensiver werden nun aber meine Leser ihre Frage wiederholen: Was soll aus der Gesellschaft werden, wenn Verbrechen suggeriert werden können? Diese Frage ist sehr berechtigt. Als Professor Liégeois mit seiner Theorie des suggerierten Verbrechens zum erstenmal auftrat, entstand unter den Gelehrten eine förmliche Panik. Die Suggestion wurde für die Juristen ein Schrecken, und man warf Liégeois vor, daß er die Verfolgung des Verbrechens unmöglich mache.

So gefährlich ist nun aber die Sache nicht. Professor Eulenburg hat es bereits angedeutet, daß in der Praxis sich für verbrecherische Suggestionen große Schwierigkeiten ergeben, indem es sich nicht bloß um das technische Verfahren handelt, sondern auch die psychologische Feinfühligkeit, um die Suggestion individualisierend anzuwenden. Zudem wird die Aussicht, eine verbrecherische Suggestion mit Erfolg anwenden zu können, mit jedem Tage geringer. Heute nämlich, da die Wissenschaft noch nicht

einmal bezüglich der Thatsachen einstimmig ist, hat sie natürlich noch weniger Zeit gefunden, in der Verschiebung der kriminalistischen Verhältnisse auf Gegenmaßregeln zu sinnen. Deren giebt es nun aber genug, und der Verbrecher giebt sich einer Illusion hin, wenn er meint, ein ausführendes Werkzeug seiner Pläne vorschieben zu können, während er selbst im sicheren Versteck bleibe. Ihn daraus hervorzuholen fällt nicht schwer und wäre er noch so raffiniert zu Werk gegangen. Ich will hier nicht wiederholen, was ich in der Schrift „Das hypnotische Verbrechen und seine Entdeckung" schon ausgeführt habe und bemerke nur, daß diese Gegenmaßregeln nicht bloß das suggerierte Verbrechen betreffen, sondern auch zur Aufdeckung des aus eigener Initiative begangenen dienen. Was also heute noch der Schrecken des Staatsanwalts ist, wird sich in Bälde zu einem Schrecken für den Verbrecher gestalten. Durch die Aufdeckung der Nachtseite des Seelenlebens wird eine Verschiebung in der Kriminalistik eintreten, aber nicht zu gunsten des Verbrechers, sondern des Untersuchungsrichters.

Daß die Behörde diesen Dingen sobald ihre Aufmerksamkeit schenken wird, erwarte ich keineswegs; geschähe es aber, so würden die Gutachten der „Sachverständigen" doch nur dieselbe Zerfahrenheit zeigen, wie die in der „Deutschen Dichtung" bezüglich der Suggestion.

Für die wenigen Leser aber, welche die Vorschläge in meiner erwähnten Schrift doch für beachtenswert halten sollten, will ich auszugsweise noch einen Brief beifügen, der mir von einem Juristen in sehr hoher Beamtenstellung zukam, nachdem er meine Schrift gelesen hatte, und der mir aus seiner eigenen gerichtlichen Erfahrung Fälle mitteilt, die sich zu meinen Vorschlägen verhalten wie die Praxis zur Theorie. Ich bin leider nicht autorisiert, seinen Namen zu nennen, aber gern bereit, von dem Brief Einsicht nehmen zu lassen.

Den ersten der berichteten Fälle will ich nur kurz zusammenziehen: Eine Somnambule Ch. in C... gab im magnetischen Schlaf an, daß ihr vor mehreren Jahren an einem rätselhaften Leiden verstorbener kleiner Bruder das Opfer einer alten Höferin geworden, die ihm in Eßwaren einige Köpfe von Schuhnägeln beibrachte. Ihre Aussagen waren von solchen Umständen begleitet und traten mit solcher Bestimmtheit auf, daß Anzeige beim Strafgericht gemacht wurde. Man unterzog die Somnambule einem Verhör unter Mitwirkung ihres Magnetiseurs, der sie einschläferte. Bei gepflogener Nachforschung bestätigten sich ihre Angaben. Sie bezeichnete in einem Vororte von C... das Grab ihres Bruders, in dem man 13 Stück verrostete Nägelköpfe finden würde. Das Grab wurde durch eine gerichtliche Kommission geöffnet; man fand das Skelett eines Knaben im bezeichneten Alter und die angegebene Anzahl von Nägelköpfen. Die Höferin wurde verhaftet, starb aber noch während der Untersuchung.

Es scheint, daß damals — vor 35 Jahren — die Behörden noch nicht so „aufgeklärt" waren als heute; denn es wurden mit dieser Somnambule Ch. wiederholte Versuche von seiten des Gerichts angestellt, deren einem mein Gewährsmann in amtlicher Eigenschaft beiwohnte. Die Somnambule wurde in einer Wohnung, die aus einer Flucht von Zimmern bestand, magnetisiert, worauf ihr der Magnetiseur befahl, seine Gedanken zu lesen, und sich darauf in ein entlegenes Zimmer verfügte, wobei die Zwischenthüren geschlossen waren. Bei ihm wie bei der Somnambule befanden sich Herren des Gerichts, um das Experiment zu überwachen. Der Oberstaatsanwalt befahl nun dem Magnetiseur, an die durch Umfang und Röte ausgezeichnete Nase des Bürgermeisters C. zu denken und gleich darauf begann die Somnambule im entfernten Zimmer zu lachen und sprach: „Ich sehe eine große Nase." Mein Gewährsmann bemerkt, daß die Akten dieses Falls wohl schon eingestampft seien, daß aber damals ein anwesender Medizinalrat in einer medizinischen Zeitschrift darüber Bericht erstattete.

In Bezug auf einen zweiten Fall will ich den Schreiber des erwähnten Briefes selbst reden lassen: „Am 23. . . . 18 . . wurde außerhalb J. bei Einbruch der Dunkelheit ein Fuhrmann H. räuberisch ermordet. Nachdem längere Zeit verging, ohne daß man eine Spur des Thäters erhielt, wurde mir die Angelegenheit übertragen und es gelang mir nach einiger Zeit, sichere Verdachtsmomente gegen ein sehr verkommenes und höchst gefährliches Individuum aus der Gegend von B zu erbringen, der, wie sich dann herausstellte, dem Ermordeten von dort aus nachgegangen war, bis er eine passende Stelle fand. Er wurde in P. verhaftet und in die Arreste von M. gebracht, wo er ein paar Wochen verblieb, wobei ich bemerke, daß er in der Untersuchung sowohl, als bei der Vernehmung vollständig leugnend sich verhielt. Im Arreste hatte er einen Zellengenossen, welcher beobachtete, daß K. im Schlafe sprach und ihm auf seine Fragen vollständig Antwort gab, während er nach dem Erwachen nichts davon wußte. Der Zellengenosse war nun hoch überrascht, als K. ihm im Traume den Mord erzählte und sich als Thäter angab, während er nach dem Erwachen vom ganzen Vorfall selbst nichts gehört haben wollte. Der Zellengenosse machte die Meldung und als mir das Protokoll hierüber zukam, nahm ich Anlaß, um auf diese Weise einen völlig rätselhaft gebliebenen Umstand aufzuklären. Es zeigte nämlich bei der Sektion des Ermordeten der Schußkanal eine Richtung, die mir völlig unerklärlich war, da ich mir nicht denken konnte, daß der Mörder die Pistole fast in gerader Richtung von unten nach oben abgeschossen haben sollte. Ich veranlaßte nun, daß der Zellengenosse den K. im Schlafe um die näheren Details des Mordes befrug, und K. erzählte, daß er den Schuß auf den Ermordeten, den er angeschlichen hatte, im nämlichen Moment abfeuerte, als sich derselbe bückte, um die rückwärts angebrachte Bremsenvorrichtung zu drehen, womit eben die Schußrichtung erklärt war. K. wurde übrigens, da dieses im Schlafe abgegebene Geständnis strafrechtlich nicht zu verwerten war . . . vom Verbrechen des Raubmordes losgesprochen . . . und ich erfuhr, daß er einige Jahre darauf im Zuchthause, wiewohl er sich stets leugnend verhielt und auch jeden religiösen Trost abwies, unter den gräßlichsten Visionen als völlig Verzweifelter gestorben sei."

In der erwähnten Schrift habe ich einige Dutzend Fälle ähnlicher Art zusammengestellt, die, mit den vorstehenden zusammengehalten, vielleicht doch den einen oder anderen Rechtsgelehrten dahin bringen könnten, der Sache seine Aufmerksamkeit zu widmen. Die jüngst mir zugekommene Schrift des Polizeirates Kusmanek „Der Hypnotismus im Dienste der Staaten und der Menschheit"[1]) kann wohl als Symptom eines Umschwunges der Meinungen gelten. Ein Buch, worin auf Grund sorgfältiger Experimente die kriminalistischen Vorteile der Suggestion dargestellt würden, wäre ein interessantes Gegenstück zu dem Werke von Liégeois, worin er die Gefahren der verbrecherischen Suggestion schildert. In der Natur liegen eben Gift und Gegengift häufig unmittelbar nebeneinander. In derselben Nachtseite des Seelenlebens, wo die verbrecherische Suggestion entdeckt wurde, lassen sich auch noch andere Dinge entdecken, die ganz geeignet sind, übertriebene Befürchtungen über künftige kriminalistische Zustände zu zerstreuen.

Schon jetzt aber werden meine Leser mir zugeben, daß der Gegensatz der Gelehrten kein unauflöslicher ist. Es versteht sich ja ganz von selbst, daß ein Gelehrter, der über Suggestion „niemals wissenschaftliche Studien gemacht und nur vom Zufall sich Kenntnisse zutragen ließ", darüber ganz anders urteilen wird, als wer die Sache gründlich geprüft hat. Das Verdienst der „Deutschen Dichtung" besteht eben darin diesen schroffen Gegensatz der Meinungen aufgedeckt zu haben. Gerade dadurch ist das Publikum auf die Untersuchungsbedürftigkeit der Sache aufmerksam gemacht worden, und zwar mehr, als wenn bloß die Herren Eulenburg, Preyer, Forel, Hirth und Kraff,

[1]) Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Ebing ihre Gutachten abgegeben hätten. Hätte jene Zeitschrift freilich mehr die Aufklärung als das Bewußtsein des Problems fördern wollen, so hätte sie es anders anstellen müssen. Wenn es sich nämlich um Gegenstände handelt, die noch nicht spruchreif sind, müssen die an die „Sachverständigen" gerichteten Fragen in bedingter Form gestellt werden. Man vermeidet dadurch Diskussionen, die — wie im vorliegenden Fall — um so größere Verwirrung bringen, je länger sie dauern. In dieser Weise bedingt lautet z. B. die für den juristischen Staatskonkurs vorgeschlagene Frage aus der Polizeiwissenschaft: Giebt es in Bayern Gendarme; wenn ja, wie viele und wie heißen sie? So hätte man hier auch bedingt fragen sollen: Haben Sie den Hypnotismus studiert; wenn ja, was halten Sie von der Suggestion?

Meine Leser aber werden gewiß damit einverstanden sein, wenn ich ihnen rate, sich nicht an Autoritäten anzulehnen, sondern auf Grund, wenn nicht eigener Experimente, so doch eigener Lektüre sich ein Urteil zu bilden. Bezüglich der Lektüre aber genügen Ratschläge, die dem Leser keinen sonderlichen Zeitaufwand zumuten. Für die medizinische Bedeutung der Suggestion genügt Bernheim: De la suggestion; für die kriminalistische Liégeois: De la suggestion, und Lilienthal: Der Hypnotismus in Bezug auf Strafrecht. Die pädagogische Bedeutung der Suggestion ist umfassend noch nicht behandelt worden und das Nötige findet sich in der schon sehr umfangreichen Litteratur zerstreut. Wer endlich über Hypnotismus im allgemeinen auf dem Laufenden gehalten werden will, der sei auf die von Dr. Bérillon in Paris redigierte „Revue de l'hypnotisme" verwiesen.

Die Lilie.

Von

Menetos.

Gleichwie ein rechter Held
Stehst du in stiller Pracht
Im weiten, sonnigen Feld,
Preist den, der dich gemacht.

Dein Schweigen ist dein Preis
Zugleich und dein Gebet;
Es grüßt den Herren leis,
Wenn er vorübergeht.

Aus Lüften hoch und weit
Der Vogel kommt herbei
Im leichten Federkleid,
Daß er dir Bote sei.

Du taubes Menschenkind!
Wann hörst du einmal nur,
Was überall dich umspinnt —
Den Hymnus der Natur?

17. I. 91.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Franz Anton Mesmers Leben.

Von

Carl Kiesewetter.

II.

Erster Aufenthalt in Paris und der Streit über seine Entdeckung.

Mesmer beabsichtigte in Paris die Akademie der Wissenschaften wie die Ärzte überhaupt für seine Entdeckung zu gewinnen. Bereits im Jahre 1775 hatte er nämlich ein dieselbe betreffendes Sendschreiben an die berühmtesten Akademien abgesandt, ohne von einer andern als der Berliner einer Antwort gewürdigt zu werden. Und auch die Antwort der **Berliner** Akademie konnte Mesmer nicht befriedigen, denn dieselbe verwechselte den animalischen Magnetismus mit dem mineralischen und orakelte, daß die Erscheinungen bei nervenkranken Personen sehr zweifelhafte Beweise für die magnetische Kraft gäben; daß der Verdacht gegen den tierischen Magnetismus noch durch den Umstand verstärkt werde, daß die Empfänglichkeit für dieses Agens mit der Krankheit aufhören solle, und daß es allen bekannten Gesetzen der Natur widerspreche, wenn sich die magnetische Kraft allen Körpern mitteilen lasse.[1]) Der Prager Professor der Medizin Jos. Thadd. **Klinkosch** meinte dagegen, wenn die Thatsachen richtig seien, so müsse man eher auf die Mitteilung einer elektrischen als magnetischen Kraft schließen, und bemühte sich, diese seine Meinung durch Versuche mit dem Voltaschen Elektrophor darzuthun.[2]) — Diesem ablehnenden Verhalten der deutschen Akademien hoffte Mesmer nun dadurch zu begegnen, daß er die damals tonangebende Pariser Akademie für sich zu stimmen gedachte.

In München überzeugte Mesmer den Kurfürsten **Maximilian III Joseph** durch seine Experimente von der Thatsächlichkeit des animalischen Magnetismus und heilte den Direktor der Akademie, von Osterwald, von einer nach einem Schlagfluß zurückgebliebenen Lähmung.[3]) Von dort begab er sich, wie bereits gesagt, nach Paris, woselbst er im Februar 1778 ankam.

---

[1]) Histoire de l'acad. roy. des sciences à Berlin, a. 1776, p. 33 ff. — Allgemeine deutsche Bibliothek. B. 26, S. 190 ff.

[2]) „Abhandlung einer Privatgesellschaft in Böhmen." Bd. 2, S. 171.

[3]) Vgl. **Mesmer**: Mémoire sur la découverte du magnetisme animal. 1779. S. 38.

Hier gedachte sich Mesmer anfänglich nicht mit Kurieren zu befassen, weil die Ärzte wenig Verständnis für seine Lehren zeigten und der Professor Charles Leroy (1726—1779) alle magnetische Einwirkung auf Leidende deren Einbildungskraft zuschrieb. Auch soll es an Kranken gefehlt haben, welche sich der magnetischen Behandlung unterwarfen. Die medizinische Fakultät und medizinische Gesellschaft wollten eine Kommission ernennen, um Mesmers System und Methode zu untersuchen; allein derselbe lehnte jede Kommission ab, damit es nicht den Anschein gewinne, als sei er ein mit Arcanen kramender Charlatan. Auch sprach er — und das wohl mit Recht — den Pariser Gelehrten alle Fähigkeit ab, sein System zu beurteilen, weil es gegen deren hergebrachten Meinungen verstoße. Doch zog er im Mai 1778 nach Creteuil bei Paris und lud die Ärzte ein, Zeugen seiner mit einer Mademoiselle L. vorgenommenen Operationen zu sein, verbat sich aber jedes schiedsrichterliche Urteil und jede kommissarische Untersuchung, weil die Kranke durch die Unterhaltung mit den Kommissären — Daubenton, Poissonier, Desperrières, Mauduyt, Andry, Tessier und Vicq d'Azyr waren dazu ernannt worden — zu sehr aufgeregt würde.[1])

Im September des gleichen Jahres lernte Mesmer Charles d'Eslon, Leibarzt des Grafen von Artois und Mitglied der medizinischen Fakultät, kennen, bei welchem er große Empfänglichkeit für seine Lehren fand. Er schloß intime Freundschaft mit demselben, teilte ihm seine Theorie und therapeutische Methode mit und veröffentlichte sein „Mémoire de Mr. Mesmer sur la découverte du magnétisme animal“, worin er u. a. in 27 Lehrsätzen, auf die wir zurückkommen werden, sein System darstellt.

Während dieser Zeit erhielt Mesmer mehr Patienten, und d'Eslon trat nun für ihn in die Schranken. Derselbe lud zwölf Pariser Ärzte ein, um ihnen Mesmers Theorie mitzuteilen und sie zu Zeugen der magnetischen Kuren zu machen. Allein nur drei folgten seinem Ruf, nämlich die Ärzte Malloët, Bertrand und Sollier de la Romillais, welche sich den erzielten Resultaten gegenüber sehr skeptisch verhielten. Im folgenden Jahre gab d'Eslon seine „Observations sur le magnétisme animal“ heraus, worin er die Resultate von Mesmers mündlichem Unterricht bekannt macht und im Sinne von Paracelsus und Maxwell über den Magnetismus als Universalheilmittel sagt:

„Wie es nur eine Natur, ein Leben und eine Gesundheit giebt, so giebt es auch nur eine Krankheit, ein Heilmittel und eine Heilung. Wenn die Aktion der Natur regelmäßig ist, so ist der Mensch gesund; setzen sich dieser Aktion Hindernisse entgegen, so strengt sich die Natur an, sie zu überwinden. Deshalb erfolgen Krisen, die bald heilsam, bald schädlich sind, je nachdem der Erfolg glücklich oder unglücklich für die Natur ausfällt. Jedem dieser Zufälle haben die Ärzte einen eigenen Namen gegeben und sie als ebenso viele Krankheiten erklärt. Der Wirkungen giebt es unzählige, aber die Ursache ist immer dieselbe; alle, auch noch so verschiedenen Heilmittel bewirken dasselbe, und man kann nicht anders als durch Erregung von Krisen heilen. Deshalb muß man bei Epileptischen die Anfälle erwecken, um sie zu kurieren.

[1]) Lettre de Mr. Mesmer à Mr. Vicq-d'Azyr et à M. M. les auteurs du Journal de Paris, Bruxelles 1784, 8⁰. p. 16 ff.

Der größte Vorteil des animalischen Magnetismus besteht in der Beschleunigung der Krisen, ohne daß daraus Gefahr entspringt."

Die Akademie fühlte sich durch d'Eslons Stellungnahme auf das höchste beleidigt, und deren Mitglied Roussel de Vauzesmes verlas am 18. September 1780 eine Anklageschrift gegen d'Eslon. Allein dieser verteidigte sich und teilte Mesmers Vorschlag mit, die Fakultät möge eine gewisse Anzahl Kranke wählen, deren eine Hälfte sie selbst kurieren, deren andere aber Mesmer zur Heilung übergeben werden sollte, um aus dem Vergleich der Erfolge über den Wert der Mesmerschen Entdeckung zu urteilen. Die Fakultät verwarf diesen Vorschlag, entzog d'Eslon auf ein Jahr das Stimmrecht und drohte mit Ausschluß, falls er in dieser Zeit nicht seine Ansichten über das Mesmersche Heilsystem widerrufe.[1]).

Während dieser Vorgänge suchten Mesmer und d'Eslon durch den Leibarzt de Lasône mit dem Hofe Verbindungen anzuknüpfen, und Mesmer bat aufs neue um Zeugen seiner Kuren, verwarf aber die von de Lasône aufgestellten und wollte am 15. April 1781 Frankreich verlassen. Allein Maria Antoinette, welche durch die Gemahlin des königlichen Intendanten de la Porte mit Mesmer bekannt geworden war, bat ihn um sein Bleiben. Die Unterhandlungen begannen von neuem, und der Minister Breteuil sicherte Mesmer einen Jahresgehalt von 40000 Livres zu, wenn er bleibe und drei von der Regierung zu ernennende Ärzte in seiner Heilmethode unterrichte. Doch Mesmer ließ sich auch auf diesen Vorschlag nicht ein[2]), und d'Eslon trennte sich von seinem Lehrer, weil er genug gelernt zu haben glaubte, um unabhängig magnetische Kuren ausführen zu können.

Diese Handlung d'Eslons führte bittere Feindschaft zwischen ihm und Mesmer herbei, welcher aus Verdruß Paris verließ und sich eine Zeit lang in Spaa aufhielt. Unterdessen erließen Mesmers Freunde, einen gewissen Bergasse an der Spitze, durch ganz Frankreich einen Aufruf zu einer Subskription für die Errichtung einer magnetischen Heilanstalt. In einem in Mesmers Nachlaß vorgefundenen Exemplar dieses Aufrufes wird gesagt, derselbe sei erlassen worden, um einen schändlich verfolgten Mann vor dem Schicksal zu schützen, das ihm der blinde Haß seiner Feinde vorbereitet habe. Es wird zur Bildung von Vereinen aufgefordert, welche sich der Lehre Mesmers durch ihre Ausübung annehmen sollten u. s. w. — Der Aufruf war von solchem Erfolg begleitet, daß zu den genannten Zwecken mehr als eine halbe Million Francs gezeichnet wurden, welche Mesmer zur Errichtung von magnetischen Heil- und Lehranstalten verwendete, worin die Kranken unentgeltliche Pflege genossen und Anhänger Mesmers theoretischen und praktischen Unterricht in Mesmerischen System erhielten. Zuerst vereinigten sich in Paris 48 Personen, darunter vier Ärzte, deren jede hundert Louisdor für den Unterricht bezahlte und heiliges Stillschweigen versprach. Als sich die Mitgliederzahl auf 103 vermehrt hatte, gab sich die Gesellschaft den Namen des „Ordens der Harmonie"

[1]) Mesmer: Kurze Geschichte des tierischen Magnetismus. Karlsruhe 1783 8°. S. 351.

[2]) Mesmer: Kurze Geschichte des tier. Magn., S. 389 ff.

und konstituierte sich nach den Grundsätzen der von den spätern Rosenkreuzern beeinflußten Maurer von der strikten Observanz. — Nach und nach entstanden über zwanzig dieser Gesellschaften für Harmonie in Frankreich, deren wichtigste die Straßburger wurde, auf welche aber Mesmer, wie wir noch sehen werden, nicht gut zu sprechen ist.[1])

Nun begann Mesmer mit der Einrichtung seines bekannten Baquets, um welches die Kranken eine Kette bildeten, indem sie sich an Daumen und Zeigefinger hielten und die Konduktoren des Baquets auf die leidenden Teile richteten, während durch Klavierspiel eine harmonische Stimmung hervorgerufen wurde. Auch d'Eslon richtete ein Baquet ein, und beide hatten einen solchen Zulauf, daß Mesmer binnen kurzem 400000 Francs einnahm, wozu der Anschluß der beiden an die Rosenkreuzer, Maurer von der strikten Observanz und ähnliche Geheimbünde nicht wenig beitrug.[2])

Noch mehr stieg Mesmers Ruhm, als der königliche Censor und und Präsident des Pariser Museums Court de Gebelin eine Schrift herausgab, in welcher er sich als von Mesmer geheilt erklärte.[3]) Allerdings starb Gebelin nicht lange darauf, was als ein Beweis für Mesmers Charlatanerie ausgegeben wurde. Da aber die Sektion eine hochgradige Desorganisation der Nieren ergab, so wird in Wahrheit Mesmer wohl die schnellen Fortschritte der Krankheit haben hemmen, aber an Stelle des zerstörten Organes kein neues haben einsetzen können.[4])

Auf Befehl Ludwigs XVI wurde 1784 von der Akademie der Wissenschaften und der medizinischen Gesellschaft je eine Komission zur Untersuchung des animalischen Magnetismus und der magnetischen Kuren ernannt, welche sich von seiten der Akademie aus deren Mitgliedern Franklin, Leroy, Bailly, de Bory und Lavoisier, seitens der medizinischen Fakultät aus den Ärzten Bovie, Majault, Sallin, d'Arcet und Guillotin, seitens der medizinischen Gesellschaft endlich aus den Ärzten Poisonnier, Desperrières, Caille, Mauduyt, Andry und Jussieu zusammensetzten. Anstatt daß nun die Kommissäre mit Mesmer und dessen Kranken operiert hätten, fingen sie im April 1784 am Baquet d'Eslons zu manövrieren an, und verließen auch dieses, um mit isolierten Kranken Versuche zu machen. Sie sagen darüber selbst![5])

„Die Kommissäre kamen bald zu dem Urteil, daß die öffentliche Behandlung nicht der Ort ihrer Erfahrungen werden konnte. Die Vielheit der Wirkungen ist ein Hindernis ersten Ranges; man sieht zu viel Dinge auf einmal, um ein besonderes genau zu sehen. Außerdem könnten distinguierte Kranke, welche zur Behandlung kommen, durch die Fragen belästigt werden. Ihre aufmerksame Beobachtung könnte sie genieren oder ihnen mißfallen, und auch die Kommissäre selbst würden durch ihre

---

[1]) Kerner a. a. O. S. 74; Sprengel: Geschichte d. Medizin, Bd. 5, S. 659.

[2]) Sprengel a. a O. S. 660.

[3]) Der Titel dieser Schrift ist: Lettre de l'auteur du monde primitif à MM. ses souscripteurs sur le magnétisme animal. Ed. Paris 1784, 4⁰.

[4]) Vgl. Sprengel a. a. O. S. 661.

[5]) Rapport des commissaires, chargés par le Roy, de l'examen du magnétisme animal. Paris, 1784, 8⁰, p. 7 u. 8.

(zu beobachtende) Diskretion geniert. Sie haben also festgestellt, daß ihre beständige Anwesenheit bei der Behandlung nicht nötig sei, daß es genüge, wenn einige von Zeit zu Zeit kämen, um die ersten allgemeinen Beobachtungen zu bestätigen, um neue zu machen, wenn es am Platze sei, und der versammelten Kommission Rechenschaft abzulegen."

Was bei dieser Art Untersuchung herauskam, liegt auf der Hand, und da die Kommission ohnehin schon mit einem ungünstigen Vorurteil an die Arbeit ging, mußte das Gutachten natürlich gegen Mesmer ausfallen. Trotzdem heißt es im Rapport der Akademie.[1])

„Nichts ist erstaunlicher als das Schauspiel ihrer Konvulsionen. Wenn man sie noch nicht gesehen hat, so kann man sich keinen Begriff davon machen, und wenn man sie sieht, so ist man gleichmäßig erstaunt sowohl über die tiefe Ruhe eines Teiles der Kranken, als über die Aufregung, welche die anderen belebt, über die verschiedenen Zufälle, welche sich wiederholen und die Sympathien, welche sich geltend machen. Man sieht Kranke, welche einander beständig aufsuchen und sich anlächeln, indem sie von dem einen zum andern stürzen, welche mit großer Bestimmtheit sprechen und deren Krisen sich eventuell mildern. Alle sind dem unterworfen, welcher sie magnetisiert; sie führen ein schönes Dasein in einem scheinbaren Schlummer, aber seine Stimme, ein Blick, ein Zeichen entreißt sie demselben. Man kann sich nicht enthalten, in diesen beständigen Wirkungen eine große Gewalt anzuerkennen, welche die Kranken bewegt, sie beherrscht, und deren Verwahrer der Magnetiseur zu sein scheint."

Nachdem die Kommissäre diese heute allbekannten Erscheinungen bongré malgré anerkannt haben, leugnen sie die Existenz eines allgemein verbreiteten Fluidums, weil man sich durch keinen Sinn unmittelbar davon überzeugen könne. Der glückliche Erfolg der magnetischen Kuren könne, wie Mesmer selbst anerkenne, ebensowenig davon zeugen. Sie wollten also die Wirkungen des Magnetismus auf den menschlichen Körper zuerst an sich selbst erproben, nähmen sich aber dabei vor, nicht zu aufmerksam auf sich zu sein, weil auch der gesundeste Mensch anormale Empfindungen habe, wenn er anhaltend an seinen innern Zustand denke.

Sie richteten sich also bei d'Eslon ein eigenes Zimmer und Baquet ein, worin sie wöchentlich einmal $2^1/_2$ Stunde lang von d'Eslon oder einem seiner Schüler magnetisiert wurden und alsdann versicherten, nie auch nur das mindeste empfunden zu haben; auch sei die Migräne eines Kommissärs in keiner Weise gebessert worden. Endlich schließen sie sehr voreilig, daß die Imagination die Ursache etwa beobachteter Wirkungen sei, aus dem Umstand, weil die Kranken angeblich das Gleiche wie bei wirklichen Manipulationen fühlten, wenn man ihnen die Augen verband und ihnen vorspiegelte, daß sie magnetisiert würden. Weil d'Eslon u. a. behauptete, daß magnetisierte Bäume gleich dem Baquet auf die Kranken wirkten, so führte man einen jungen Menschen mit verbundenen Augen zu nicht magnetisierten Bäumen, von denen er jedoch glaubte, daß sie magnetisiert wären, und derselbe verfiel in Krisen. Obschon nun längst bekannt war, daß die Einbildung auf die Entstehung und Heilung von Krankheiten wirkt und dieser Umstand nicht das mindeste für oder gegen

[1]) A. a. O. S. 8.

den animalischen Magnetismus beweist, so waren obige Erfahrungen doch für die Kommission der Akademie hinreichend, denselben auf Einbildung und Nachahmungstrieb zu reduzieren, sowie den auch gegen den Hypnotismus neuzeitlich hervorgesuchten Einwand zu erheben, daß die Art der Berührung, des Reibens und Drückens sehr empfindlicher Stellen von großer Wichtigkeit sei, und endlich den Magnetismus für ein Unding, die magnetischen Kuren für Wirkungen der Imagination, für sehr bedenklich und auch gefährlich zu erklären.

Dieser Art ist das berühmte Gutachten der akademischen Kommission, welches noch jetzt Professor Mendel als Trumpf gegen den animalischen Magnetismus ausspielte! Wenn Professor Mendel endlich Franklins angebliche kommissarische Thätigkeit hervorhebt, so ist dagegen einzuwenden, daß der damals schon sehr leidende berühmte Amerikaner so gut wie keinen Anteil an den Arbeiten nahm, wie der Mesmer keineswegs freundlich gesinnte Sprengel in seiner Geschichte der Medizin [1]) selbst zugiebt.

Auf gleicher Stufe wie das Gutachten der Akademie steht das der Kommission der medizinischen Gesellschaft [2]), welches durch folgende Stelle [3]) charakterisiert sein mag:

„Wir haben diejenigen Thatsachen vernachlässigt, welche selten, ungewöhnlich und wunderbar sind; solche, bei denen der Wiedereintritt konvulsivischer Bewegungen durch die Richtung des Fingers oder eines Konduktors gegen die Lehne eines dick gepolsterten Sessels, durch eine Thür, eine Mauer, hervorgerufen wurden; Empfindungen, welche durch Annäherung an einen Baum, ein Bassin, einen Körper oder vorher magnetisiertes Terrain erzeugt wurden. — Wir haben unsere Aufmerksamkeit nicht auf solche seltene, ungewöhnliche, extraordinäre Fälle richten zu müssen geglaubt, welche allen physikalischen Gesetzen zu widersprechen scheinen, weil diese Fälle immer Resultate komplicierter, veränderlicher, verborgener, unentwirrbarer Ursachen oder solcher sind, die von den Umständen des Augenblicks, des Ortes und der Moral oft mehr als von denen der Physik abhängen, infolgedessen man nichts über diese Fakta beschließen kann, und es unmöglich ist, ein endgültiges Urteil über ihre Realität und Ursachen zu fällen."

Gegen diese Gutachten erhob zuerst d'Eslon seine Stimme und tadelte in seiner Kritik der Berichte [4]) zuerst, daß die Kommissionen physikalische Beweise für die Existenz eines magnetischen Fluidums erwartet hätten, während kein einfaches Naturprinzip den Sinnen wahrnehmbar dargestellt werden könne; dann erhebt er, einen Unterschied zwischen seiner und Mesmers Methode machend, den Vorwurf, daß die Kommissäre die genaue Beobachtung der von ihnen selbst ihm übergebenen Kranken nicht lange genug fortgesetzt hätten. Sie hätten selbst bezeugt, daß mehrere Kranke durch sein Verfahren geheilt worden seien und kämen nun nachträglich mit der Ausflucht, daß die Natur oft allein die Krankheiten heile; aber

---

[1]) Bd. V, S. 662.

[2]) Rapport des commissaires de la soc. roy de médecine nommés par le Roi pour faire l'examen du magnétisme animal, Paris 1784, 4⁰.

[3]) A. a. O., S. 21.

[4]) Observations sur les deux rapports de 1919. les commissaires, nommes par S. 19 pour l'examen du magnetisme animal. 1784, 4⁰.

durch diesen Gemeinplatz könne man auch alle Kuren der Schulmedizin als nichtig darstellen. Die Kommissäre versicherten mit Unrecht, daß sie nichts empfunden hätten, weil sie erstens gesund gewesen wären, und der Magnetismus nur bei Kranken seine volle Wirkung äußere; zweitens aber hätten sie es an der nötigen Aufmerksamkeit fehlen lassen, und vier Mitglieder hätten widerwillig zugestehen müssen, daß sie doch etwas gefühlt hätten. Wenn man endlich zur Einbildungskraft seine Zuflucht nehme, so frage es sich, wodurch diese wirke, und es sei nicht unmöglich, daß ihre Wirkung durch die Strömung eines magnetischen Fluidums erzeugt werde. Zum Schluß beschuldigt d'Eslon die Kommissäre der medizinischen Gesellschaft eines offenen Widerspruchs, weil nämlich im Jahre 1783 sich die Ärzte Andry und Thouret im Namen eben dieser Gesellschaft sich für die Existenz eines magnetischen Fluidums ausgesprochen hätten.[1])

Auch ein anonymer Schriftsteller griff die Kommissionen wegen ihrer ungenauen Beobachtung, unrichtiger Darstellung und Widersprüche an. Die beste Gegenschrift ist jedoch die genaue und gründliche Zergliederung der Berichte durch Jean Baptiste Bonnefroy (gestorben als Wundarzt zu Lyon 1790), worin eine Anzahl Widersprüche, Irrtümer und Folgewidrigkeiten der Kommissäre aufgedeckt und 111 Certifikate von d'Eslon geheilter Kranker beigebracht werden.[2]) — Auch der Arzt Jean Louis Varnier tadelte in einer besondern Schrift die Schrift die Gewissenslosigkeit der Kommissionen bitter.[3])

Mesmer selbst begnügte sich damit gegen die Folgerungen zu protestieren, welche aus dem Urteil der Kommissäre über d'Eslons Verfahren auf den Wert seines eigenen Systems gezogen werden könnten,[4]) wobei er von dem Doktor der Sorbonne Harvier unterstützt wurde, den Mesmer von einer gefährlichen Krankheit geheilt hatte.[5])

Die medizinische Fakultät ging nun energisch gegen die dem Mesmerismus anhängenden Ärzte vor; forderte 21 ihrer Mitglieder, die sich von d'Eslon hatten unterrichten lassen, vor ihren Richterstuhl und ließ sich unter Androhung der Entziehung der Erlaubnis zu paktizieren angeloben, sich des Magnetisierens zu enthalten. Dies Gelöbnis legten 17 der 21 Ärzte ab, und nur Dr. Thomas d'Onglée hatte den Mut, gegen diese Ketzerrichterei zu protestieren.[6])

Der Hauptgegner der Akademie und medizinischen Fakultät erstand aber in einem Mitglied der Kommissionen, in de Jussieu, bei welchem wir länger verweilen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Dies geschah jedoch schon 1776 in den Mémoires de la société de médecine.

[2]) Analyse raisonnée des rapports des commissaires etc., Lyon 1784, 8⁰.

[3]) Mémoire pour M. Ch. L. Varnier contre les doyens et docteurs etc. 1785.

[4]) Lettre de Mr. Mesmer à Mr. Vicq-d'Azyr et à MM. les commissaires etc. Amsterd. 1784, 4⁰.

[5]) Lettre à Mr. Court de Gebelin sur la découverte du magnétisme animal, Peckin 1784, 4⁰.

[6]) Rapport au public de quelques abus, auxquels le magnétisme animal a donné lieu, par Thom. d'Onglée, Dr. de la Faculté, Paris 1785, 8⁰.

Künstlerweihe.

Von

Charles Buttgerald.

In der Hütte nah' dem Strande,
Jugendschön, doch blaß und hager,
In den Augen düstre Blitze,
Ruht ein Geiger auf dem Lager.

Durch die Nacht ziehn tief die Wolken,
Brandend rauschen rings die Wogen,
Prasselnd schlagen Regenschauer
An die morschen Fensterbogen.

Sieh', er nestelt aus der Hülle
Einen Schmuck mit einem Bilde,
Neigt sein wirres, bleiches Antlitz
Seinem Talisman und Schilde.

Weh, was schaut er? Seiner Liebsten
Locken ringeln bunt wie Schlangen;
Drohend blitzen ihrer Augen
Flammen ihm nach Stirn und Wangen.

Totenglocken hört er läuten,
Blut und Thränen sieht er fließen.
Liebe! Kann dein Walten nimmer
Frieden in das Herz ihm gießen? —

Da im Schein der Kerze sieht er
Schatten lautlos gleitend schweben
Und mit ihren Geisterhänden
Schleier um das Haupt ihm weben.

Nebelhafte, dunkle Schemen
Still zu seinen Füßen lauern,
Voller Sucht, die Menschenseele
Zu berücken, zu umlauern.

Schnell fährt er empor vom Pfühle,
Schlägt ein Kreuz: „Verruchter Reigen!
„Schwindet! schwindet Irrgestalten!
„Bergt euch in des Hades Schweigen!“

Aber die Dämonen huschen,
Spöttisch grinsend, längs den Wänden;
Und schon greifen sie verwegen
Nach ihm hin mit list'gen Händen.

Schon packt ihn Entsetzen; aber
Zornig reißt er jetzt die Geige
Von der Wand, und mit dem Trotze
Des Bewußtseins letzter Neige

Läßt er rasch die Saiten schwirren,
Daß sie ächzen, daß sie klagen,
Daß sie qualvoll wimmernd stöhnen,
Wie im Sturm einander jagen.

Dichter wallen jetzt die Schatten
Im Gemach herauf, herunter,
Drehn sich um ihn her im Kreise
Immer wilder, immer bunter.

Doch er zwingt den Geisterreigen
Mit der Geige vollen Tönen
In den Bannkreis seines Willens,
Seinem Joch sich zu gewöhnen.

Alle Schauer, alle Schrecken
Zwischen Himmelsrund und Erden
Tönt der Geistermund der Saiten,
Die geheim lebendig werden.

Und so geigt er weiter, weiter,
Geigt bis er sie ganz gezwungen
Unter seinen Meisterwillen —
Bis die Saiten sind zersprungen.

Alle bis auf eine sprangen; —
Und aus dieser letzten einen
Strömen süße Melodieen,
Halb wie Jauchzen, halb wie Weinen.

Still den rätselhaften Tönen
Lauscht sein Herz im Freudenscheine:
„Meine Geige! Bist du lebend?
„Sei's auf ewig! bin der Deine!“

Aus gebrochenen Accorden
Hört er's säuseln wundertönig:
„Zieh von dannen, wilder Spielmann,
„Gottbeseelter Geigerkönig!“

„Zaubrer! Wandre durch die Lande
„Als ein Meister wunderselten,
„Bis das Saitenspiel des Herzens
„Dir zerbricht der Herr der Welten!“

Wie verklärt steht Paganini,
Träumend schüttelt er die Locken; —
Leis entschwindet fern die Stimme
In dem Klang der Morgenglocken.

Langsam tritt er an das Fenster
Drückt hinaus die engen Flügel:
Strahlend liegt im Morgenscheine
Vor ihm Meer und Dorf und Hügel.

Alle düstern schwarzen Wolken
Waren längst davon gezogen —
Und im Osten steigt die Sonne
Sieghaft aus den dunkeln Wogen.

Bekehrung eines Skeptikers

mitgeteilt von

Ludwig Deinhard.

Eine anziehende Schilderung eines Ereignisses, das ihn von der Existenz einer übersinnlichen Welt überzeugte, entwirft ein Correspondent des Religio-Philosophical Journal in dessen Nummer vom 13. December 1890 (S. 458). Wir geben dieselbe hier in freier Übersetzung wieder:

Im Jahre 1859 starb in Olney (Illinois) Morris B. Snyder, der langjährige Gerichtsschreiber am Richlander Kreisgericht, mit Hinterlassung eines Sohnes, — damals eines Burschen von 15 Jahren. Letzterer hatte sich mir als sehr geeignet erwiesen zu allerlei psychologischen Versuchen, die ich damals zum Studium des Hypnotismus an ihm und andern anstellte. Als ich „Sam" — so hieß der Junge — eines Abends hypnotisierte, bekam ich plötzlich den Eindruck, wie wenn er aus meiner Kontrolle in die seines verstorbenen Vaters übergegangen sei; denn er schrieb eine Mitteilung in der mir wohlbekannten Handschrift seines Vaters, deren eigenartig kühne und sehr leserliche Züge von dem fast unlesbaren Gekritzel seines Sohnes, welcher auch bei normalen Bewußtsein die Züge des alten Mannes nicht nachahmen konnte, sich sehr wesentlich unterschieden. Nach Beendigung der schriftlichen Mitteilung sprach der sogenannte Tote durch den Organismus seines Sohnes, und zwar machte es mir den Eindruck, wie wenn die Stimme des Jungen vollständig in die des Alten — Snyder war bei seinem Tod zwischen 60 und 70 — übergegangen wäre; ich vernahm dabei die gebildete Ausdrucksweise des alten Herrn, sehr verschieden von derjenigen des jungen Mediums, welcher in dieser Hinsicht unsern Niggern auffallend glich, ohne jedoch durch den Witz zu glänzen, welcher dieser Menschenklasse eigentümlich ist.

Nun war für mich aber auch kein Zweifel mehr vorhanden, daß die Intelligenz, welche durch den Jungen sich offenbarte, identisch war mit derjenigen unseres alten Gerichtsschreibers. Ich werde niemals die Worte vergessen, die er zu mir sprach. Zunächst führte er aus, wie er im Leben als charakterfester Christ wohl auf ein Fortleben nach dem Tode gehofft, wie aber alle Tröstungen der Kirche nicht verhindern konnten, daß zuweilen Zweifel in ihm aufstiegen, daß ihn oft Befürchtungen, die er nicht los werden konnte, quälten, und daß er demzufolge, als sich die Schatten des Todes über ihn lagerten, sich danach sehnte, in Bewußtlosigkeit und Selbstvergessenheit zu versinken. — Meine Bitte, mir doch sein Erwachen im „Jenseits" zu schildern, erfüllte er in sehr anschaulicher Form:

„Du weißt, lieber Livingston, — sagte er — daß unser Gerichtshof damals im Begriff war, seine Sitzungen wieder aufzunehmen, und wirst es begreiflich finden, daß ich während meiner Krankheit oft an meine Vorbereitungsarbeiten dachte. Das Verzeichnis der Richter hatte ich zusammengestellt, die Advokatenliste dagegen noch

nicht begonnen. Als ich nun zum neuen Bewußtsein erwachte, fühlte ich mich in einem Zustand von wohlthuender entzückender Ruhe, den zu unterbrechen ich kein Verlangen empfand. Das wieder beginnende Bewußtsein rief in mir bald die Erinnerung an meine frühere Persönlichkeit, meine Familie und mein Amt wach. Es fiel mir ein, daß ich krank gewesen war; ich fühlte mich aber jetzt wohl und freute mich im voraus in dem Gedanken, an die Vorbereitungsarbeiten zu den Gerichtsverhandlungen, die ich noch fertig zu stellen hoffte. Demnach beschloß ich auf einmal aufzustehen und an die Arbeit zu gehen. Als ich nun scheinbar gerade mitten im Aufstehen war, trat plötzlich das volle Bewußtwerden meines eigentlichen Zustandes ein; ich gewahrte, daß ich die Grenze einer andern Welt überschritten. Nun erkannte ich auch zum erstenmal meine weinende Familie, und meinen alten, durch Krankheit zerstörten Körper in seiner kalten Todesstarre; der Anblick meiner weinenden Familie brachte mich selbst zum Weinen, gleichzeitig jedoch erfüllte mich eine unbeschreibliche Freude darüber, daß meine Persönlichkeit die Schauer des Todes siegreich überwunden hatte. Ich geleitete meine sterbliche Hülle zum Grabe, das sie einzuschließen bestimmt war, kehrte dann mit den Meinigen zu unserm alten Heim zurück und sah dort zum erstenmal die Geister meiner mir vorausgegangenen Freunde."

Auf meine hier eingeworfene Frage erklärte mir die Stimme dieses Morris B. Snyder die Art der Fortbewegung der „Geister". Er sagte:

„Wir bewegen uns durch einen Willensimpuls von einem Orte zum andern. Selbstredend müssen wir immer genau wissen, nach welchem Orte wir hinwollen, um sicher dahin gelangen zu können: die magnetische Anziehung bedingt ein positives, festes Anhaften an einem bestimmten Orte. Ein zielloses Herumschweifen giebt es demnach hier nicht. Unser Wille ist die einzige motorische Kraft, die an Stelle euerer Pferde- und Dampfwagen, Segel- und Dampfschiffe u. s. w. tritt."

Auf meine Frage, ob er schon die Sonne und die Planeten besucht habe, antwortete er: „Nein", auf die weitere Frage, ob er dahin gelangen könne: „Noch nicht, doch, hoffe ich, bald." — Ich frug ihn hierauf, wo die Geisterwelt sei, worauf er antwortete:

„Sie ist auf dieser Erde für die meisten von uns, wenigstens für diejenigen, welche unvollendet gelassene Arbeit zu vollbringen haben; gelegentlich aber kehren wir in unserm himmlischen Heim ein, um bald darauf durch den stillen Wunsch eines unsrer Lieben wieder auf die Erde zurückgerufen zu werden aus Entfernungen, die nach euerer Auffassung unmeßbar sind. Die Wirkung der Gedanken reicht ins Unendliche, sie treffen die sensitive Natur eines Geistes im unsterblichen Leben, und es entsteht ein Rapport zwischen diesen und dem sterblichen Denker, dem ersteren bewußt, dem letzteren unbewußt."

Hier endigte die Sitzung, aber auch mein ungläubiger Materialismus, gebrochen unter dem Eindrucke des Gehörten. Wie sollte es für diesen jungen unwissenden Knaben möglich sein, eine Intelligenz zu entwickeln, die die meinige um so viel überragte? Als der Junge aus seinem Traume erwachte, stellte ich mit aller Vorsicht Fragen über das Gehörte, aber — wie zu erwarten — er wußte von all' dem, was gesprochen worden war, nichts. Er hatte keine Ahnung davon, daß sein Vater die Advokatenliste vor seinem Tode zusammenzustellen versäumt hatte, er wußte nicht einmal, was das ist. Und ich wußte von dieser Versäumnis des Verstorbenen ebensowenig, erfuhr aber später von seinem Nachfolger, daß sich die Sache in der That so verhielt.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die Lebendigen und die Toten.

Von

Alfons Louis Constant.*)

Zu jener Zeit ging Christus durch das Feld der Gräber, und fand dort vor einem Kreuze einen Jüngling weinend auf den Knieen. Von diesem Anblicke gerührt, trat Jesus zu ihm und fragte: Warum weinest du?

Der Klagende wendete sich um und die Arme ausbreitend erwiderte er: Hier liegt meine Mutter seit drei Tagen.

Jesus erwiderte ihm: Glaube mir, mein Sohn, deine Mutter ist nicht hier. Das letzte Kleid nur, das sie ausgezogen, hat man hier niedergelegt; weshalb beweinst du diese empfindungslose Hülle? Steh auf, und geh', deine Mutter erwartet dich.

Traurig schüttelte der Jüngling den Kopf und sagte: Ich will mich nicht mehr erheben, nicht mehr gehen, den Tod zu suchen; hier will ich ihn erwarten und er wird kommen, und ich weiß, daß ich dann mit meiner Mutter vereint sein werde.

Darauf sprach Jesus: Der Tod wartet auf den Tod, und das Leben sucht das Leben! Betrübe nicht durch einen selbstsüchtigen und unfruchtbaren Schmerz die Seele derjenigen, die dir vorangegangen; verzögere nicht ihren Gang zu Gott durch deine Hoffnungslosigkeit und deinen Widerstand. Denn ihre Liebe lebt noch in deinem Herzen, und du wirst sie nicht verloren haben, wenn du ihr eine würdige Stätte in dir selbst bereitest. Anstatt sie zu beweinen, erwecke sie wieder! — Blicke mich nicht mit solchem Erstaunen an, und denke nicht, daß ich mir ein Spiel mit deinem Schmerze gestatte! Die du vermissest ist bei dir. Die eine von den Hüllen, welche eure Seelen trennten, ist begraben, eine andere noch übrig; und nur durch diese Hülle getrennt müßt ihr eines für das andere leben; du wirst für sie arbeiten, und sie wird für dich beten.

Wie soll ich für sie arbeiten? erwiderte der Verwaiste, sie hat nichts mehr nötig, jetzt, da sie in der Erde liegt.

Du irrst, mein Sohn! Sie hat mehr als je Kenntnisse und Liebe in der Welt der Geister nötig. Wohlan! Du bist das Leben ihres Herzens, du der Augpunkt ihres Geistes und von dir begehrt sie Hilfe. Darum ist es nötig, daß du Gutes thuend durch das Leben gehst, damit, wenn

*) Entnommen aus Eliphas Lévi: La science des esprits. Epiloge.

Gott euch vereinigen wird, du mit vollen Händen zu ihr kommest. Man muß arbeiten, will man ein Recht haben, sich auszuruhen. Wenn du nicht arbeitest für deine Mutter, wirst du sie in Bedrängnis bringen. Deshalb sagte ich dir: „Steh' auf und gehe"; denn die Seele deiner Mutter wird sich mit dir erheben und fortgehen, und du wirst sie in dir wiedererwecken, wenn du ihr Denken und ihre Liebe fruchtbringend machst. Sie hat einen Leib über der Erde, es ist der deine; du hast eine Seele im Himmel, es ist die ihrige. Wenn diese Seele und dieser Leib miteinander gehen, wird deine Mutter wieder leben.

Glaube mir, mein Sohn! Der Gedanke und die Liebe sterben niemals, und jene, welche ihr für gestorben glaubt, sind lebendiger als ihr, sei es, daß sie mehr denken oder mehr lieben.

Wenn der Gedanke an den Tod dich betrübt und erschreckt, so fliehe an die Brust des Lebens, dort wirst du alle jene finden, die du liebst.

Tot sind jene, welche nicht denken und nicht lieben, denn sie arbeiten für die Verwesung und diese hinwiederum arbeitet an ihnen. Lasset doch die Toten ihre Toten beweinen, und lebet mit den Lebenden! Die Liebe ist das Band der Seelen, und wenn sie rein ist, ist es unzerreißbar.

Deine Mutter ist dir vorausgegangen; aber noch ist sie an dich gebunden, und wenn du sie in Betäubung oder in selbstsüchtigen Kummer versetzest, wird sie um dich sorgen und wird — leiden.

Aber ich sage dir wahrhaftig: Alles Gute, was du thun wirst, wird ihrer Seele zugeschrieben sein; und was du Böses thust, davon wird sie aus freien Stücken Pein empfinden. Darum sage ich dir dieses: Wenn du sie liebst, lebe für sie.

Darauf erhob sich der Jüngling, und seine Thränen hörten auf zu fließen; er betrachtete das Antlitz des Herrn mit Staunen, denn es erglänzte von Geist und Liebe, und die Unsterblichkeit leuchtete aus seinen Augen.

Hierauf nahm er den Jüngling an der Hand und sprach: Komm'! Und er führte ihn auf einen Hügel, welcher die Stadt vollkommen beherrschte, und sprach: Hier liegt das wirkliche Feld der Gräber! In jenen Palästen, welche den Horizont verdüstern, dort sind die Toten, welche man viel mehr beweinen muß, als jene, deren Reste dort liegen, denn diese haben keine Ruhe. Sie bewegen sich in der Verderbnis und kämpfen für ihren Fraß, und sind dem Manne vergleichbar, der lebendig begraben wurde. Ihre Brust entbehrt die Himmelsluft und die Erde drückt auf sie. Sie sind eingekerkert von ihren beschränkten und elenden Einrichtungen, die sie sich selbst geben, gleichwie in einem Sarge.

Jüngling, der du weintest und dessen Thränen durch mein Wort getrocknet wurden, jetzt weine und seufze über die Toten, welche noch leiden; über jene, welche sich für lebendig halten und welche nur gequälte Leichname sind! Diese gilt es wachzurufen mit mächtiger Stimme: Erhebet euch aus euren Gräbern! O, wann einmal wird die Posaune des Engels ertönen!

Der Engel, welcher die Welt erwecken muß, das ist der Engel der Vernunft; der Engel, welcher die Welt erretten muß, das ist der Engel

der Liebe. Und es wird ein Leuchten sein vom Aufgang bis zum Niedergang, und bei seiner Stimme wird der Leib Christi, welcher ist das Brudermahl, allen enthüllt sein; aber die Adler werden sich um das Fleisch versammeln, das ihnen zur Speise bestimmt ist.

Dann wird das menschliche Wort, frei von eigensüchtigen Interessen, sich mit dem göttlichen Worte vereinigen, und das vereinigende Wort, das in die innerste Welt erklingt, wird die Posaune des Engels sein, dann werden die Lebendigen auferstehn, die Lebenden, welche man für tot geglaubt, und welche litten, indem sie auf ihre Befreiung harrten.

Dann wird jeder, der nicht tot ist, sich aufmachen, um vor den Herrn zu treten; die Asche jener aber, welche nicht mehr sind, wird zuletzt in den Wind verstreut werden.

Weine über jene, welche nicht an dich denken, und welche dich nicht lieben. Denn wahrlich, ich sage dir, die Menschheit hat nur einen Körper und eine Seele, und sie lebt überall, wo sie sich mühend und leidend findet. Ein Glied, das kein Empfinden mehr hat für das Wohlergehen oder den Schmerz der andern Glieder, wird alsbald abgetrennt.

Der Himmel, welcher die Erde umgiebt, verliert sich in der Unermeßlichkeit, wie unsere Seele sich in Gott selbst verliert; und jene, welche in dem gleichen Gedanken und in der gleichen Liebe leben, können nie getrennt sein!

O klage nicht!

Von

Marg. Halm.

O klage nicht, wie alles so vergänglich!
Das Hiersein ist ja nur ein Glied der Kette
Des ew'gen Daseins, bunt und überschwenglich.
Das Herz ist da, damit es uns errette,
Wenn sich verzagend unser Geist umdüstert
Und dunkle Dämonmacht uns Zweifel flüstert!

Vergänglich ist der Leib, das Blut, das Leben,
Doch ewig währt im Wandel unser Wesen,
Das uns durch Zeit und Raum im All gegeben —
Nur, was wir heute scheinen, wird verwesen.
Es kommt für uns der Tag, um das zu werden,
Wonach das Herz in Sehnsucht strebt auf Erden.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Warum ist das Dasein?

Lust, Leid und Liebe.

Von

Hübbe-Schleiden.

> Aus Lust und aus Liebe wird Leid. Doch wer sich von jenen befreit hat, von dem fällt das Leid ab, wie Wassertropfen vom Blatte der Lotos.
>
> Dhammapada, 212. 213. 336.

> Die Liebe höret nimmer auf. — Es bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen.
>
> 1. Korinther XIII, 8. 13.

Wenn wir in der heute bestverständlichen Ausdrucksweise Antwort geben sollen auf die Frage: *Warum ist überhaupt etwas da?* — so sagen wir zunächst: *aus Lust!*

Dies ist eine jedermann geläufige Thatsache. Schon der alte *Meister Eckhart* (1320) sagt[1]:

„Etwas ist so *lustlich*, das macht alle Dinge laufend, daß sie wieder kommen in das, von dem sie kommen sind; und bleibet es doch unbeweglich an ihm selbst. So je denn jegelich Ding edeler ist, je *lustlicher* es laufet."

Auch der trübsinnigste Mensch, ja sogar der Selbstmörder und dieser mehr als irgend ein anderer, lebt und stirbt nur „aus Lust"; denn warum ist er *seines* Lebens überdrüssig? Weil dies sein *Gelüste*, seine Lust zum Dasein, nicht befriedigt. Beherrschte ihn nicht diese Lust zum Leben, so würde dieses ihm gleichgültig sein; er würde es so hinnehmen, wie es eben ist, und nicht sich grämen, daß es *nicht* so ist, *wie* er es gerade wünscht.

Freilich zum „Bewußtsein" kommt es weder der jubelnden Lerche, noch dem spielenden Kinde, daß Grund und Ursache ihres Daseins eben diese Lust ist, welche sich in ihrem Dasein ausprägt. Die *Erkenntnis* dieser Thatsache entsteht erst aus dem Kontrast der oftmaligen Nicht-Erfüllung des Gelüstes; denn dessen Erkenntnis als die *Ursache* des Daseins ist erst das Ergebnis des *bewußten* Nachdenkens, das langsam nur aus der Erfahrung des beständig sich uns darbietenden Kontrastes von Lust und ihrem Gegenteil hervorgehen kann.

---

[1]) „Sprüche", Nr. 57 in *Pfeiffers* Ausgabe der „Deutschen Mystiker des 14. Jahrhunderts". Band 2, Leipzig und Stuttgart 1857. S. 620.



LUST

Am deutlichsten erkennbar und verständlich ist uns diese „Lust" im Menschen. Sie ist das, was wir in uns als die beständige Triebfeder unsres Daseins fühlen; und sie ist daher in ihren tausendfachen Formen stets der Gegenstand der Kunst und Dichtung. Diesen unersättlichen Lebenstrieb hat auch der uns nahe stehende Künstler Fidus in einem Idealkopf dargestellt. Da in dem Bilde das, was wir als „Lust" bezeichnen, uns besonders gut zum Ausdrucke gelangt zu sein scheint, geben wir ihn unsern Lesern hier in photographischer Verkleinerung bei.

Die Indier bezeichnen diese Ursache, den Grund des Daseins in ihrer phantastisch sinnbildlichen Weise als den „Durst" (nach Dasein: trischna, tanha). Schopenhauer nannte es „Wille zum Leben" — mit annähernd gleichem Rechte, wie wir von der „Lust" zum Leben reden.

Ist nicht aber „Lust" für unsern Daseinstrieb ein treffenderes Wort als Schopenhauers „Wille"? Ist es nicht schon durch den allgemeinen Sprachgebrauch gegeben? So im Worte „Lebenslust" und überhaupt „zu etwas Lust haben". Von „Willen" redet man gewöhnlich doch erst da, wo schon der Trieb dem Menschen zum Bewußtsein kommt; Lust aber nennt man auch den unbewußten Trieb. Warum sollten wir uns denn nicht an dies allgemein verständliche Wort halten?!

Dieses Wort hat auch den Vorzug, daß es beide Seiten dessen ausdrückt, als was Schopenhauer die „Welt" kennzeichnete. Als Lusttrieb ist Lust der „Wille", als Empfindung ist die Lust eine „Vorstellung" von der Welt.

Überdies besteht ja alles Dasein stets nur in und durch die Unterschiedlichkeit und Gegensätzlichkeit; der Begriff der „Lust" nun hat seine allgemein anerkannten Gegensätze, der Begriff des Willens nicht.

Wir sind weit davon entfernt zu behaupten, daß das Dasein nur Lust sei; wir sagen nur, daß sein erster Grund und seine bleibende Ursache die „Lust zum Dasein" ist. Und daraus folgt auch wieder, daß das Dasein nur eben deshalb und dadurch da sein kann, daß es die Gegensätze dieser Ursache einschließt. Würde diese Werdelust, dies Streben nach der ganzen „Lust des Daseins" sofort voll verwirklicht, so würden eben Lust und Dasein wieder aufhören. Dieses kann also nur dadurch bestehen, daß es nicht völlig verwirklicht wird, und es kann so lange nur bestehen, bis es diese endliche Verwirklichung ganz findet.

Den Gegensatz von Lust im Sinne der Lustempfindung kennzeichnet am allgemeinsten das Wort „Leid". Nur deshalb also, weil der innere individuelle Trieb der Daseinslust keine Genüge, d. i. „Leid" im allerweitesten Sinne des Wortes, findet, nur deshalb wirkt er fort, bis er zuletzt diese Vollendung erlangt.

„Leid" aber ist der Gegensatz von Lust allein in deren Sinn der Lustempfindung. Leid ist keineswegs der Gegensatz des Lusttriebes; und doch kann sich das Dasein auch gerade erst durch den Gegensatz zu letzterem verwirklichen. Dies ist in so durchgreifendem Maße der Fall, daß man durchaus nicht sagen kann, der „Wille" oder die „Lust zum Dasein" sei die ganze oder einzige Ursache des Daseins. Allerdings ist Lust eben

die erste Ursache; aber wie wir schon aus der Physik wissen „entspricht jeder Wirkung eine ihr gleichwertige Gegenwirkung", und da wir nicht daran zweifeln, daß die Grundgesetze der Natur das Dasein einheitlich beherrschen, so muß auch dem Grundtriebe des Daseins, der auf Sonderdasein (Individualität) gerichteten Lust, die gleichwertige Gegenwirkung, das Rückstreben zur Wieder-Einigung, entsprechen. Diesen Einigungstrieb auf allen Daseinsstufen nennen wir die „Liebe".

Lust, Leid und Liebe sind die drei ursächlichen Zustände der Individualität in ihrem Weltkreislaufe. Lust treibt sie voran; Leid hält sie in ihrer Bahn; Liebe führt sie zum Ziel.

Betrachten wir zunächst das Weltdasein der Individualität vom Standpunkte des Gegensatzes der verschiedenen Strebensrichtungen:

1. Der Weltkreislauf als Lust und Liebe.

> Wer recht thun will, immer und mit Lust,
> Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust!
>
> Goethe, „Sprichwörtlich" (Sprüche in Reimen).

Die Lust (zum Dasein) ist der aus der Einheit des Alls (in dem Atom) heraustretende Sondertrieb, der also auf Vielheit gerichtet ist (extensiv und intensiv), auf extensive Vielheit als ein Sonderdasein unter einer unendlichen Anzahl andrer Einzelwesen und auf intensive Vielheit, insofern die Daseinslust zugleich Werdelust ist und sich auf Steigerung der eigenen Wesensentwicklung richtet. Dem Wesen nach ist es derselbe Lusttrieb, welchen wir im Dasein und im Werden schon der unbewußten Natur erkennen, der in uns zur Menschen-Individualität geworden ist.

Durch die Vielheit der gleichstrebenden Individualitäten, welche alle die Sättigung ihrer Lust zum Dasein nur in dessen völliger Erschöpfung finden wollen und können, ist von selbst ein Kampf, ein Wettstreit aller dieser Einzelwesen mit einander gegeben; und in diesem Sinne hat auch Heraklit „der Dunkle" recht, wenn er sagte: „Der Streit ist der Vater aller Dinge", — wissen wir doch auch, daß alle Formentwicklung nur durch denjenigen Vorgang geschieht, den wir in der belebten Welt „Kampf ums Dasein" nennen, und dessen Begriff wir analog auch überall in der unbelebten Welt wiederfinden.

Aber wie doch, in dem Heraklitschen Bilde gesprochen, nicht der Vater allein die Fortzeugung des Daseins gestaltet, so würde auch durch Streit und Kampf allein nichts „werden". Nur dadurch, daß der Wirkung ihre Gegenwirkung entspricht und das Gleichgewicht wieder herzustellen strebt, setzt sich die Kausalität des Werdeprozesses fort.

Ebenso wie in der anorganischen Natur der Abstoßung die Anziehung entspricht, so in der organischen und besonders in der bewußt belebten Natur der Lust die Liebe. Die abstoßende, sondernde Kraft der „Lust" würde, wenn allein für sich fortstrebend, gleichsam geradlinig voranschreiten, soweit sie nicht Widerstände findet, und aus dem bloßen Streite solcher Widerstände würde nur Zerstörung, Chaos entstehen. Erst die jene anfängliche Strebensrichtung naturgemäß ergänzende Gegenwirkung,

die anziehende, einigende Kraft der „Liebe“, wendet die in der Tangente fortstrebende „Lust“ zum Kreisbogen und leitet so die Individualität in ihre kreisähnliche Bahn hinein, auf der allein sie ihr Ziel der Vollendung erreichen kann.

Will man sich eine Vorstellung von dem Verhältnis dieser Strebensgegensätze Lust und Liebe im Entwicklungslaufe der Individualität machen, so bietet sich dazu als einfachste, wenn auch vielleicht nicht gerade schönste Art der Veranschaulichung wieder ein Stück Gummiband. Während dessen eines Ende an dem Ausgangspunkt des Kreislaufes befestigt bleibt, soll das andere Ende die Kreisbahn durchlaufen. Dazu muß es sich mehr und mehr ausdehnen. Die Spannung der Individualität im Verhältnis zum Anfangs- und Endpunkte ihres Weltkreislaufes steigert sich so bis zum äußersten (diametral) entgegengesetzten Punkte dieser Kreisbahn und zwar vermöge eben dessen, was wir als die „Lust“ zum Dasein bezeichneten. Polarisch entgegengesetzt wirkt die sie zur Wieder-Einigung in ihrem Endziel hinziehende Strebensrichtung (Kraft) der „Liebe“.

Die Lust ist die unifugale, die Einheit fliehende, der Vielheit zustrebende Richtung, die Liebe ist das unipetale, der Einheit zugewendete, die Vielheit fliehende Streben. Die Lust zur Vielheit, welche die Spannung bewirkt, ist der Evolutionstrieb; die Liebe zur Einheit, welche die Spannung wieder auszugleichen und aufzuheben strebt, ist der Involutionstrieb. Anfänglich, auf seiten der Evolutionshälfte des Weltkreislaufes, überwiegt die Lust zur Vielheit; auf der zweiten, der Involutionshälfte, siegt die Liebe zur Einheit, in Vollendung endend.

Will man nun mit Heraklit den durch die Lust hervorgerufenen Streit den „Vater“ der Dinge nennen, so kann man die durch die Liebe bewirkte Wieder-Einigung als deren „Mutter“ bezeichnen, und zwar dies in ganz besonders zutreffendem Sinne. Die Lust ist das Bewegende, die Liebe das Gestaltende. Die Lust ist das blind (geradeaus und rücksichtslos) Voranstürmende, die Liebe das bestimmend (suchend) Zielstrebende. Da das Sonderdasein nicht anders aus der Vielheit zur Einheit zurückgeführt werden kann, als indem es durch den Weltkreislauf hindurchgetrieben wird, so muß die Liebe es zunächst dem Höhepunkt der Spannung, der Individuation und Vielheit zuführen und erst die Organisations- und Bewußtseins-Steigerung bis zur menschlichen Persönlichkeit gestalten ebenso, wie sie danach deren Wieder-Auflösung bewirkt.

Ist dieses nicht das Wesen aller Liebe?

In jeder Bedeutung und Zusammensetzung dieses Wortes — sei es als Geschlechtsliebe, als Elternliebe, als Kinderliebe, als Freundesliebe, als Menschenliebe, als Gottesliebe oder wie auch immer — stets ist Liebe das Sich-hin-geben an ein Ideal, welches, wenn es auch noch nicht das letzte Ziel der Vollendung selbst ist, so doch für die liebende Wesenheit in ihrer Richtung nach dieser Vervollkommnung hin liegt, mithin das Streben zur Verwirklichung dieses Ideals und zur Vereinigung mit demselben. Zugleich ist sie der Trieb der Wesenheit nach

Ergänzung, die sie während ihrer Evolutionsperiode irrtümlich in den Sonderformen der Vielheit sucht, und erst während ihrer Involution mehr und mehr als allein in der Einheit des Alls erreichbar erkennt.

Um so höher steht die Liebe und um so viel reiner (idealer) ist sie, je weniger sie es auf die Form, je mehr nur auf das Wesen absieht. Stets aber sieht der Liebende im Gegenstande seiner Liebe etwas, das ihm selbst noch zu seiner Entwicklung, Ergänzung und Vollendung fehlt. Auch mit sinnlicher Begierde ist, von einigen Ausnahmsfällen etwa abgesehen, Liebe verbunden; auch in der geschlechtlichen Lust stellt sich naturgemäß ein Trieb nach der Vervollkommnung des eignen Wesens dar. Ist nicht schon bei den Tieren der auswählende Geschlechtstrieb der hauptsächlichste Bildungsfaktor für den Fortschritt der Entwicklung?

Auch soweit Freundschaft Liebe enthält, und ebenfalls soweit das Verhältnis der Kinder zu den Eltern nicht bloß Dankbarkeit, sondern Liebe ist, kennzeichnet sich darin dasselbe Streben nach Ergänzung und Vervollkommnung, nach Verwirklichung eines idealen Vorbildes und Vereinigung mit demselben. In erster Linie sieht man, wenn auch unbewußt, in seinem Freunde einen Teil des Alls, dessen Teil man selber ist (tat twam asi); daß man sich aber gerade zu diesem Freunde hingezogen fühlt, mehr als zu einem anderen, beweist, daß man in ihm besonders die Ergänzung findet, die man für sich selber zu verwirklichen strebt.

Ähnlich ist auch das Wesen der Kinderliebe; selbst die Mutter verehrt, wenn auch meistens unbewußt, in ihren Kindern ein Ideal, dessen Verwirklichung sie als über ihr eigenes Wesen hinausgehend erhofft. Wo dies nicht der Fall ist, mag sie ihren Kindern gegenüber ein Gefühl der Elternpflicht oder des Mitleids hegen, aber ihre „Liebe" ist dabei dann nicht dem Kindes-Individuum, sondern mehr dem größern Ganzen, dem sie angehören, gewidmet.

Der Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Begriff der „Liebe" und dem Wohlwollen besteht eigentlich nur darin, daß die „Liebe" ihren Gegenstand von unten, das Wohlwollen ihn von oben ansieht. Daher ist die „Liebe" leidenschaftlicher und unverständiger, das Wohlwollen überlegender und überlegener, daher von größerem Nutzen auch für ihren Gegenstand. Das Wohlwollen jedoch ist auch immer nur der Wiederschein einer Liebe zu dem größeren Ganzen.

Auch allgemeine Menschenliebe ist nur das Gefühl zu nennen, was in seinem Gegenstande irgendwie ein Ideal sieht. Nur aus solcher Stimmung handelt ein „barmherziger Samariter" — seinem „Nächsten" gegenüber mit Wohlwollen, doch mit warmer Liebe für das Ideal des Menschenbildes, welches er in ihm verunstaltet sieht. Dessen jammert es ihn; mag daher der Elende persönlich seiner Hilfe noch so unwürdig erscheinen: das, was diesen in des „Samariters" Augen seiner Hilfe würdig macht, ist jener Keim des „Ebenbildes Gottes". Unbewußt oder bewußt fühlt er, daß das, was in dem „Nächsten" Hilfe ruft, ein Teil von ihm, er selbst, der Wesenskern des Alls ist, der in jedem lebt.

Daß hiermit auch das Wesen dessen, was der religiöse Sprach-

gebrauch die „Gottesliebe" nennt, gekennzeichnet ist, das bedarf hier wohl nicht weiterer Ausführung; denn diese ist nichts anderes als eben jenes Streben nach dem höchsten Ideale der Vollendung, das zugleich nach unten hin zurückstrahlt als ein unpersönliches, unterschiedloses, sinnvoll sich beweisendes Wohlwollen.

Insofern nun Liebe, unbewußt oder bewußt, stets einem Ideale zustrebt und sich anpaßt, ist sie im Entwicklungslauf der Individualität das gestaltende Element, während die Lust nur die bewegende Kraft ist. — Nannten wir aber sinnbildlich diese den „Vater" und jene die „Mutter" dieser Entwickelung, so rechtfertigt sich auch dies, wie schon gesagt, noch in besonderm Sinne und zwar nicht bloß deshalb, weil wie Jean Paul sagt:

„Die Liebe des Weibes Leben ist, aber nur eine Episode im Leben des Mannes"[1]);

wogegen nach Goethes Ausspruch in der „Achilleis":

„Unbefriedigte Lust nie welkt in dem Busen des Mannes."

Man kann nämlich sehr weitgehend den hier aufgestellten Unterschied von Lust und Liebe in dem männlichen und weiblichen Wesen veranschaulicht finden. Nur darf man dabei allerdings nicht übersehen, daß in manchen Männern mehr als in vielen Weibern die besten derjenigen Eigenschaften ausgeprägt sind, welche wir als die Vorzüge des Weibes preisen (sowie umgekehrt desgleichen). Solche Charaktereigenschaften aber, die dem „Durchschnittsmenschen" meist vor allem noch zu seiner Vollendung fehlen und die wir bei unsern höchsten ethischen Idealen, einem Christus, einem Buddha, ganz besonders ausgeprägt finden, also: Milde, Sanftmut, Güte, Geduld, Keuschheit, Reinheit und vornehmlich die selbstlose, sich aufopfernde Liebe, — sind bekanntlich eben diejenigen Eigenschaften, welche den Begriff der „Weiblichkeit" ausmachen und die wir deshalb auch mehr oder weniger in jedem Weibe vermuten. Sehen wir uns in dieser Annahme getäuscht, finden wir bei einem Weibe diese Eigenschaften nicht, so nennen wir sie deshalb „unweiblich". In diesem Sinne des Gegensatzes der Begriffe männlich und weiblich kann man wohl den Mann als den Vertreter des Prinzips der Lust, das Weib als die desjenigen der Liebe in dem hier gekennzeichneten, weiteren Sinne bezeichnen. Männlich ist, auch wenn es uns im Weibe begegnet, alles in die Welt Hineinstrebende, sowie das vorwiegend Selbstische und Individualistische, die Ausprägung des kämpfenden Sonderwillens. Der Mann ist centrifugal nach außen wirkend, das Weib centripetal an der Heimstatt haftend. Das Weib behält, mehr als der Mann, Fühlung mit der Einheit.

Die „Liebe" ist in unserm Sinne beides, anfänglich das gestaltende Element und später die erlösende Kraft. In beiderlei Bedeutung ward für sie von jeher auch das Weib als Sinnbild anerkannt. So wird schon in der uralten assyrisch-chaldäischen Allegorie, die im 3. Kapitel der Genesis (1. Buch Mosis) wiedergegeben ist, die bis zum Menschen-

[1]) Ebenso Chamisso in seinen „Lebensliedern", 19.

tum in ihrer Entwickelung vorgerückte Individualität durch das Weib zum „Sündenfall“, d. h. zur immer weiteren Verstofflichung, „verführt“. Ebendaselbst wird auch schon in der an die Folgen des „Sündenfalls“ geknüpften Verheißung die Erlösung durch das Weib und dessen „Samen“ in Aussicht gestellt[1]), was eine Hinweisung nicht, wie die Kirche sinnenfällig lehrt, auf die Person Jesu ist, sondern vielmehr auf die für uns nächsthöhere Entwicklungsstufe eines „Christus“, d. h. diejenige Daseinsstufe, auf der die Erlösung der Individualität vom bloßen Menschentum bereits im inneren Bewußtsein voll verwirklicht ist. — Die „Liebe“, das weibliche Element in diesem Sinne ist allein diejenige Kraft, welche die Individualität aus ihrer Lust zur Vielheit wieder hinzieht zu dem Ziele der Vollendung in der Ureinheit. Das ist es auch, was Goethe ausdrückt mit dem Schlußvers seines „Faust“:

„Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!'

Betrachten wir nunmehr noch kurz den andern Gegensatz von „Lust“ im Sinne der Lustempfindung:

2. Der Weltkreislauf als Lust und Leid.

„Quälend, betrübend, aufreibend, verderbend, die gehoffte Lust in Leid verkehrend, waltet die unerbittliche Notwendigkeit des Geschehens über allem Leben.“ Majjhima Nikâya.[2])

Daß das Leben nicht nur Lust, sondern auch Leid bringt, weiß ein jeder; und das sogenannte „Kulturleben“ der europäischen Rasse hat sich so sehr in die Thorheiten unnatürlicher Begierden und Bedürfnisse und in die selbstische Sucht nach dem Vielerlei des Wissens und Könnens verrannt, daß demgemäß sich ein erdrückender Pessimismus in gesteigertem Maße bei uns geltend macht und wie ein Meltau sich auf alles selbständige Denken derer legt, welche den einzig möglichen Ausweg richtiger Erkenntnis nicht gefunden haben.

Es ist nicht etwa die „Lust“ allein, die sich in Leid verkehrt, auch das Liebesstreben, sogar in seiner edelsten Gestaltung, kann zur Leidempfindung führen, wenn auch freilich dieses stets den Balsam in sich trägt, der schließlich alle geistigen Wunden heilt.

Leid muß sein, denn Liebe
Ist nicht ohne Leid,
Ohne Liebe bliebe
Rings die Welt im Streit.

Lieb im Streit auch lieget,
Darum hat sie Leid;
Aber weil sie sieget,
Ist sie Seligkeit.[3])

Beide polarisch entgegengesetzten Strebensrichtungen Lust und Liebe führen stets, sobald sie über das für sie derzeit „natürliche“ Maß ihrer Spannung hinausschreiten, zum Leide. Im Kreislaufe der Individualität

[1]) 1. Mose III, 15.
[2]) Oldenberg: „Buddha“, S. 222, nach dem Mahâdukkhakkhanda Suttanta.
[3]) H. Schleiden: „Liederbuch &c.“, Leipzig 1875 (Brockhaus), S. 309.

ist daher Leid (im weitesten Sinne des Wortes) das, was sie in ihrer Bahn erhält.

Diese Thatsache zeigt sich in der anorganischen, unbelebten Welt so gut wie in dem höchsten Geistesleben. Jede sich äußernde Kraft stößt auf Widerstand und hat in ihrer Bethätigung Widerstände zu überwinden.

Die blinde, selbstische und rücksichtslose Lust muß schon deswegen, weil ihr ganzes Vordringen dem Frieden der Einheit zuwider strebt, von vornherein unausgesetzt Widerstände zu überwinden und somit Leid im Gefolge haben; ja, man könnte sagen, ihr Ergebnis müßte nur Leid sein, wenn eben nicht der Lusttrieb selbst schon in seiner Bethätigung als Lust empfunden und vom Lustgefühl der Hoffnung immerfort getragen würde. Nur durch solche Übermacht der Lust wird überhaupt das Dasein möglich.

Auch die Liebe freilich sucht die Schäden des verursachten Leides wieder gut zu machen; doch solange sie (auf der Evolutionsbahn) sich nur auf die äußere Vereinigung, Ergänzung und Ausgleichung richtet, wird sie überwältigt von der Lust; und wieder ist das Ende Leid.

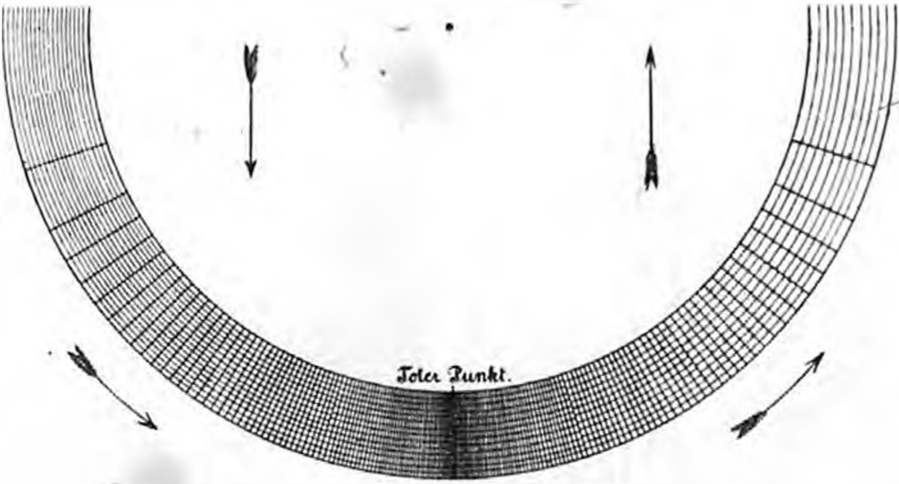
Der Lusttrieb zielt als Keim und Sproß der Allmacht auf Besitz, Beherrschung und Umfassung alles Daseins hin; und ihn zu diesem Ziele hinzuleiten, ist die Liebe schließlich auch imstande; aber es wird nur erreicht durch die Vollendung, die zugleich das Wiederaufhören des Daseins ist. Auf allen Zwischenstufen des gesamten Weltkreislaufes kann „Ergänzung" nicht mit völliger Befriedigung gefunden werden. Deshalb führt selbst dieses Liebesstreben zunächst immer auch zum Leide; und erst mit Beendigung des Daseins hört das Leid ganz auf.

Den hauptsächlichsten Wendepunkt zu diesem Ziele bildet für den Lusttrieb eben die Erkenntnis, daß er selbst, sein Dasein, die alleinige Ursache alles Leides ist; und dies erkennt er erst als menschliches Bewußtsein — wieder nur als Frucht des Leides. Ja, selbst das Bewußtsein wächst erst im Verhältnis zu seinen Erfahrungen des Leides. Dessen Höhepunkt ist eben jene Kreislaufwende.

Bei der einheitlichen Gesetzmäßigkeit des ganzen Weltdaseins und bei der universellen Gültigkeit selbst der einfachsten mechanischen Prinzipien kann man sich die Bedeutung und die Wirksamkeit (Funktion) des Leides wohl am besten klar machen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie wir oben das Weltdasein der Individualität als einen Kreis veranschaulichten, dessen Bahn der Mittelpunkt einer Spiralbewegung ist, die selbst aus kleineren Spiralbahnen (den Gattungen) besteht, welche durch wieder kleinere Umdrehungen (den Arten) gebildet wird und so fort. Diesen vielfachen Kreisbewegungen liegt in allen Fällen jene Hin- und Herbewegung von Lust und Liebe, von Evolution und Involution, zu Grunde. Leid nun ist dasjenige, was in allen kleineren wie größeren Kreisbewegungen den Übergang von einer Strebensrichtung zu der anderen kennzeichnet, sowohl von der Lust zur Liebe, wie auch von der Liebe wiederum zur Lust.

Will man sich das Wesen dieses Vorgangs möglichst einfach klar machen, so bietet dazu die Mechanik das durch alle Arten von Maschinen allgemein bekannte Bild der Umsetzung einer seitlich wirkenden, sich hin und her bewegenden Kraft in eine Kreisbewegung. Wenn durch eine Kolbenstange ein Rad gedreht wird, so hat sie bekanntlich da, wo ihre Bewegung umkehrt, also zweimal während jeder Radumdrehung, einen Punkt zu überwinden, an dem ihre wirkende Kraft stille stehen würde und auch nicht wieder zurückwirken könnte, wenn nicht der dem Rade gegebene Schwung ihr über diese Stellen hinweghülfe. Jede solche Stelle nennt man deshalb einen „toten Punkt“. Die Überwindung eines solchen ist der Grundtypus alles Leidens, subjektiv wie objektiv.

Figur 3.



Mechanische Veranschaulichung
des Übergangs zwischen
Evolution und Involution
in allen Kreisläufen der Individualität.

Diese den Gesetzen der Mechanik gemäß (nach dem Kosinus) berechnete Schwierigkeit der Hindernis-Überwindung stellt unsere Figur 3 dar. Die (radialen) Querstriche bezeichnen hiernach erst durch ihre Zunahme, dann durch ihre Abnahme die zeitweilige Schwierigkeit für die seitlich wirkende Triebkraft, den „toten Punkt“ zu überwinden; die (konzentrischen) Längsstriche geben durch ihre von links nach rechts abnehmende Zahl die vermöge des Schwunges wachsende Geschwindigkeit der Bewegung an, und zwar im Verhältnisse von 1:2 auf den Halbkreis berechnet und ausgedrückt durch die Abnahme dieser mit dem Kreise laufenden Linien von 20 auf 10. Somit veranschaulicht die Dunkelheit der Schattierung, bezw. das Licht in dieser Zeichnung, das Verhältnis der

Schwierigkeit (und Langsamkeit), bezw. Leichtigkeit (und Schnelligkeit) des Fortschritts auf der Laufbahn.[1])

Die einheitliche Weltgestaltung läßt uns nun hier von den niedersten Kraftpotenzen analog auf alle höheren und höchsten schließen, wenn es uns gelingt, in jedem uns gegebenen Falle dazu die richtige Anwendung der Analogie zu finden und die Parallelen recht zu ziehen.

Am größten ist nicht nur der zu überwindende Widerstand und am stärksten die dazu aufzuwendende Kraftanstrengung, sondern gleichzeitig auch am heftigsten und schwersten die Empfindung des Leides an derjenigen Mitte des gesamten Weltkreislaufes, wo der „tote Punkt“ aller kleineren in den immer größeren Umläufen zusammenfällt und mithin die Schwierigkeit der Wendung von der Evolution zu der entgegengesetzten Strebensrichtung der Involution innerhalb *aller* dieser Kreisumläufe durch solche unendlich vielfache Kumulation enorm gesteigert wird. *Empfunden* aber wird *hier* diese Schwierigkeit um so mehr, weil sie nur *überwunden* werden *kann*, nachdem sie uns zum Bewußtsein gekommen, also vorerst voll *empfunden* worden ist; und vor eben solcher Schwierigkeit stehen jetzt die Besten der Kulturmenschheit.

An dieser Kreislaufwende erreicht die Lust in ihrem Streben nach der *Vielheit* ihren Höhepunkt, wo sie zugleich unter dem größen Leide zum Tode erschöpft zusammenbricht, um fernerhin unter der siegreichen Führung der Liebe einer schnell sich steigernden Glückseligkeit entgegen zu gehen. Durch das bewußt empfundene Leid und die sich daraus ergebende Erkenntnis werden Lust und Liebe mehr und mehr zu Macht und Weisheit. Je mehr diese zunehmen, je mehr die Unweisheit der richtigen Erkenntnis weicht, je mehr die Individualität sich dem Ziele der Vollendung nähert, desto mehr wird auch das Leid vermieden und gemindert. Freilich bleibt trotzdem der Vorgang einer zu überwindenden Schwierigkeit und Leidempfindung bei jedem neuen, kleineren und größeren der noch durchzumachenden Kreisumläufe doch ein ähnlicher auch auf der Seite der Involution, mag selbst die *Lust* hier noch so sehr geläutert sein durch *Leid* und *Liebe* als die „*Lust der Weisheit*“.

(Schluß folgt.)

[1]) Zugleich giebt diese Abbildung näheren Aufschluß über die Schattierung unsrer *Figur* 2 zum vorigen Abschnitte.

„Das Licht scheinet in der Finsternis."

Von
Dr. Raphael von Koeber.

Wir haben seiner Zeit[1]) unsere Leser auf Paul Deussens didaktisches, neuerdings in zweiter Auflage erschienenes Meisterwerk: „Die Elemente der Metaphysik" aufmerksam gemacht und den großen Wert dieses Buches für alle, die in gründlichster und leichtester Art in die geistverwandten tiefsinnigen Anschauungen der indischen Philosophie, Platos, Kants und Schopenhauers eingeführt sein wollen, hervorgehoben. Eine vortreffliche kleine Schrift desselben Verfassers über den „kategorischen Imperativ"[2]) darf insofern eine Ergänzung oder vielmehr eine partielle Ausführung jenes Werkes genannt werden, als sie sich mit einem Problem beschäftigt, welches nur vom Standpunkt des in den „Elementen der Metaphysik" interpretierten Weltanschauung aus begriffen und gelöst werden kann, und ebenfalls — nur auf einem engeren Gebiete, dem der Ethik — die wesentliche Identität der Kantischen und Schopenhauerschen Philosophie und die Identität beider mit dem Herzpunkt der christlichen Lehre darlegt. Daß Deussen diesmal darauf verzichtet hat, Plato und die Inder in den Kreis seiner Betrachtung aufzunehmen und auch die prinzipielle Verwandtschaft ihrer ethischen Anschauungen mit denen des Christentums und der großen deutschen Denker nachzuweisen, erklären wir uns nur daraus, daß er die Einheitlichkeit der patriotischen Stimmung seiner Gelegenheitsschrift zum Kaisergeburtstage bewahren und, zweitens, die Grenzen einer akademischen Rede überhaupt nicht überschreiten wollte.

Der Gegenstand, um den es sich handelt, ist der von Schopenhauer bekanntlich angegriffene „kategorische Imperativ" Kants. Deussen zeigt nun, daß durch Schopenhauers verneinende Kritik allein die Form und die Ableitung oder Begründung des Kantschen Moralprinzips, nicht aber dessen Inhalt betroffen wird, welcher, im richtigen Lichte betrachtet, in genauer Übereinstimmung mit der Schopenhauerschen und christlichen Moral steht und zu den tiefsten metaphysischen Wahrheiten aller Zeiten gehört.

In unserer Rede lassen sich deutlich zwei Teile unterscheiden. Der erste (bis S. 17), den wir den psychologischen oder phänomenologischen nennen möchten, beantwortet die Fragen: Was ist der kategorische Imperativ? Wo ist sein nächster Ursprung? Was gebietet er? Der zweite Teil, der metaphysische, untersucht den letzten Grund des Sittengesetzes, beleuchtet in trefflichster Weise die religiös-ethische Tragweite des Kant-Schopenhauerschen Idealismus, erklärt aus ihm — gegen Kant selbst — das notwendige, d. h. metaphysische „Zusammenbestehen von Selbstverleugnung und Neigung" in jeder moralischen Handlung

---

[1]) „Sphinx" Juniheft 1888, V. 30, S. 389—95.

[2]) Paul Deussen, Der kategorische Imperativ. Rede zur Feier des Geburtstages des deutschen Kaisers, gehalten an der Christian-Albrechts-Universität am 27. Januar 1891, Kiel 1891.

und weist zum Schluß auf die Einheit der religiösen und philosophischen Wahrheit hin.

Auf wenigen Seiten eine Fülle von Gedanken, Ausblicken und Andeutungen — ein Stoff für mehr als eine umfangreiche philosophische Arbeit! In einer halben Stunde liest man Deussens Rede und lernt aus ihr mehr, als aus den sämtlichen Schriften sämtlicher Neukantianer und Kant-Philologen.

Es giebt, wie jeder weiß, gewisse Klugheitsregeln oder Maximen, die man befolgen muß, wenn man seine Wohlfahrt befördern will. Allen solchen Regeln ist die imperative, gebietende Form eigen: du mußt dies und jenes thun, und dies und jenes meiden, wenn du dies und jenes erreichen willst. Aber diese Gebote haben, wie man sieht, nur unter der Bedingung Sinn, daß ich den durch ein gewisses Verhalten erreichbaren Zweck auch wirklich will: sie sind bedingte Gebote, oder, in Kants Sprache, „hypothetische Imperative".

Ganz anders lautet der unbedingte, „kategorische" Imperativ. Er ruft uns zu: Du sollst das Gute thun und das Böse meiden! Du sollst es, nicht um etwas zu erreichen, nicht aus Furcht vor Strafe oder aus Hoffnung auf Lohn im Diesseits oder Jenseits, sondern schlechthin; selbst dann, wenn diese Forderung deinen egoistischen Interessen, deiner Glückseligkeit widerstreitet. Während der von den hypothetischen Imperativen regierte Wille seine Gesetze von der Sinnlichkeit, also von einem andern, empfängt, demnach in der „Heteronomie" sich befindet, folgt der dem kategorischen Imperativ gehorchende Wille seinem eigenen Gesetz, d. h. handelt autonom.

In demselben Verhältnis steht das alttestamentliche Gesetz zum neuen Geist, von dem der Apostel (Röm. 8, 15) sagt: „Denn ihr habt nicht einen knechtlichen Geist empfangen, daß ihr euch abermal fürchten müßtet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater." Der Widerstreit zwischen der apostolischen und Kantschen Fassung des Sittengesetzes, daß nämlich in jener das Sittliche auf Gott, in dieser auf die „metaphysischen Tiefen des eigenen Selbstes" zurückgeführt wird, ist, wie Deussen weiter zeigt, ein bloß scheinbarer.

In der Ausführung seiner Lehre vom kategorischen Imperativ begeht Kant namentlich zwei irreführende Fehler, die von Schopenhauer aufgedeckt worden sind und beseitigt werden müssen; wodurch jedoch diese ganze Lehre nur modifiziert, nicht aber, wie Schopenhauer meinte, umgestoßen wird. Kant geht nämlich von der unbewiesenen Voraussetzung aus, daß es ein allgemein verbindliches Moralgesetz geben müsse, und erklärt dann dieses Gesetz für ein Faktum der reinen Vernunft, das sich vor aller Erfahrung in unserem Bewußtsein vorfinden soll. Ein Faktum aber, sagt Deussen (S. 10), deduziert man nicht, sondern man stellt es fest, beobachtet, beschreibt und ergründet es. Ungeachtet aller scharfsinnigen Auseinandersetzungen Kants wäre es um den kategorischen Imperativ „übel bestellt, fände er sich nicht als Thatsache in unserem

Innern vor". Durch die nachträgliche Erklärung, daß das Moralgesetz doch eine Thatsache sei, wird freilich der Fehler verbessert, aber Kant hätte diese Erklärung gleich zu Anfang abgeben und sich aller Deduktion des Moralgesetzes als einer ganz unnötigen und irreführenden enthalten sollen, wie es Schopenhauer gethan hat, der ja auch, in seinen „Grundproblemen der Ethik" .(S. 173 f., 2. Aufl.), das moralische Bewußtsein als ein Faktum anerkennt.

Der zweite und schlimmere Fehler Kants war, den Ursprung des kategorischen Imperativs in die Vernunft a priori zu verlegen, während doch die Vernunft offenbar nichts als das bloß formale, von Hause aus leere, ihren Stoff allein von der Außenwelt empfangende Vermögen der Abstraktion oder der Begriffsbildung ist, was Schopenhauer so oft und so deutlich auseinandergesetzt hat. Daß die Vernunft der ursprüngliche Sitz des Moralgesetzes sei, ist eine Täuschung, welche naturgemäß verursacht wird, indem schlechterdings jede Thatsache unseres Bewußtseins, der äußeren und inneren Erfahrung, notwendig durch das Medium der Vernunft hindurchgeht, sich uns im Lichte der letzteren, demnach in der Form von Begriffen, als ein abstrakter Satz darstellt. Hat man aber diese Täuschung durchschaut, so ist es nicht schwer zu erkennen, daß die Wurzel des kategorischen Imperativs viel tiefer als das Apriori der Vernunft liegt, nämlich in dem, was Deussen (S. 13) sehr gut das „Apriori des Apriori" nennt, das heißt in unserem dem Intellekt zu Grunde liegenden Wesen an sich, im „Wollen und seinen unergründlichen Verhältnissen".

„Hier, in den metaphysischen Abgründen unseres eigenen Wesens, sprudelt der göttliche Quell des kategorischen Imperativs; er kann zwar, an das Licht der Vernunft emporgezogen, zu einem Vernunftgesetz in Kantscher Form sich gestalten, aber er kann ebenso gut ohne deutliches Bewußtsein erscheinen als der sittliche Takt, welcher unser Handeln regiert, als die Entsagung, welche wir uns auferlegen im dunkeln Gefühle der Sündlichkeit unseres natürlichen Strebens, als die Liebe, welche, zuwider aller Vernunftberechnung, sich selbst im andern findet und fühlt, um unsern Nächsten zu lieben wie uns selbst." (S. 13.)

Den Inhalt des kategorischen Imperativs drückt Kant in der berühmten Formel aus: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne." Deussen giebt dieser Formel folgende Deutung:

„Handle nicht als Individuum mit individuellen Interessen, sondern handle überindividuell; handle, als wenn das große Ganze dein eigenes Ich wäre; handle, wie der handeln würde, welcher als der moralische Gesetzgeber des Weltalls vor deiner Seele steht."

Diese Deutung ist, wie man sieht, konkreter als die Kantsche, entbehrt aber dennoch „des rechten positiven Inhalts", den wir erst herausfinden, wenn wir das „überindividuelle" Handeln, das heißt die höchste sittliche Forderung, im Lichte des Christentums und der diesem am nächsten stehenden Schopenhauerschen Lehre betrachten, im Sinne Jesu und Schopenhauers fassen. „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst", hat Jesus zu seinen Jüngern gesagt, und in diesen Worten,

welche ihre „großartigste Ausführung" in der Paulinischen Lehre von der Wiedergeburt und der Schopenhauerschen von der „Verneinung des Willens zum Leben" gefunden haben, das Wesen der Moralität ausgesprochen.

„Wer," sagt Deussen (S. 16), „hieran noch zweifelt, daß das Wesen der Moralität in der Verleugnung des eigenen Selbstes, Vernichtung des natürlichen Menschen, Verneinung des Willens zum Leben besteht, der nehme irgend eine tugendhafte That, . . . irgend eine jener Handlungen, welchen unser unmittelbares Gefühl einen moralischen Wert beilegt, so wird eine Prüfung dieser Handlung lehren, daß dasjenige, welches ihr jenen moralischen Wert giebt, keineswegs der äußere Erfolg, sondern lediglich und allein der Grad der Selbstverleugnung ist, der sich in ihr bethätigt. Überhaupt giebt es und kann es nur geben zwei Richtungen in der Moral: die heidnische und die christliche; die erstere schreibt auf ihre Fahne das Wort Glückseligkeit, die andere das Wort Selbstverleugnung. Auf dem Boden der letzteren, christlichen Richtung steht der erhabene Schopenhauer und so auch schon sein Vorläufer Kant mit seiner Lehre vom kategorischen Imperativ . . . .; aber in der Kantschen Formulierung kommt die, aller Moralität wesentliche, asketische Tendenz nicht deutlich zum Ausdruck."

Die letzte und schwierigste Frage, welche uns zu beantworten übrig bleibt, ist die nach der metaphysischen Natur oder dem An-sich des Moralgesetzes. Die Lösung ergiebt sich aus der Grundanschauung der Kantschen Philosophie, daß die Gesamtheit der Dinge, die wir sinnliche Welt nennen, nicht die „ewige, in sich beruhende Ordnung des Seienden" ist, sondern bloße Erscheinung desselben in unserem Bewußtsein; daß im Menschen — als einem integrierenden Teil der Weltordnung — ebenfalls das unwandelbare Wesen und das flüchtige Phänomen zu unterscheiden sind, und daß der Mensch demnach im strengsten Sinne des Wortes Bürger zweier Welten ist, einer „himmlischen" und einer irdischen.

Die Tragweite dieses Gedankens, der „aller Philosophie als solcher zu Grunde liegt" und von Kant nur zuerst bewiesen, nicht aber ausgesprochen worden ist, erhellt, sagt Deussen (S. 20), am besten, wenn wir zeigen, „daß alle Religion mit dieser Lehre steht und fällt", und daß „jede religiöse Auffassung des Daseins von jeher stillschweigend und unbewußt das voraussetzte, was in Kants Lehre deutlich entwickelt und wissenschaftlich begründet vorliegt".

Keine Religion, also auch keine Moral, ohne Gott, Unsterblichkeit und Freiheit. In der Erscheinungswelt sucht man vergeblich nach diesen drei höchsten Gütern des Menschen. Ja, die räumlich-zeitliche und kausale Ordnung der Dinge schließt ihr Dasein als ein völlig unmögliches aus. Dies ist so augenscheinlich, daß es keines Beweises bedarf. Über den Materialismus, welcher „als empirische Anschauung vollkommen zu Rechte besteht", „führt allein die Kantsche Lehre hinaus":

Sie zeigt uns, erstlich, „daß der ganze unendliche Raum und alles, was er enthält, nur Erscheinung ist, gleichsam ein Traumbild, in welchem wir unser ganzes Leben durch befangen bleiben, und aus dem es ein Erwachen giebt zur ewigen, göttlichen Realität"; zweitens, „daß wir als Erscheinung in der Zeit liegen, folglich einen Anfang und ein Ende haben, als Ding an sich aber zeitlos sind,

folglich einer Ordnung der Dinge angehören, für welche alle Zeitbestimmungen, alles Anfangen und Endigen keine Bedeutung haben"; drittens, „daß wir zwar als Erscheinung der Kausalität und ihrer Notwendigkeit unterworfen, als Ding an sich hingegen kausalitätslos und folglich frei sind".

Die Freiheit wäre also — wenn wir sie erkennten — der Erkenntnisgrund der übersinnlichen Welt überhaupt, demnach Gottes und der Unsterblichkeit. Giebt es aber, muß man weiter fragen, einen Erkenntnisgrund der Freiheit, das heißt etwas, das unzweideutig für die Thatsache unserer intelligiblen Freiheit spräche, einen Punkt, „wo wir unserer ewigen, an sich seienden göttlichen Natur inne werden" könnten? Dieser Punkt ist der kategorische Imperativ, „der einzige Impuls, der, aus unserem an-sich-seienden Wesen entspringend, durchbricht in die Erscheinungswelt und sich verwirklicht als das moralische Handeln; er ist, wie Kant sagt, das Gesetz, welches der Mensch als Ding an sich dem Menschen als Erscheinung giebt"; es ist der „Lichtschimmer einer anderen Welt, welcher in die Nacht unseres Daseins hereinscheint", jenes „Licht in der Finsternis", von welchem das Evangelium Johannis spricht.

Indem der kategorische Imperativ die Bürgschaft für unsere intelligible Freiheit ist, liegt in ihm auch der Beweis des Zusammenbestehens von Freiheit und Notwendigkeit und von Selbstverleugnung und Neigung in jeder moralischen Handlung.

„An sich ist jede moralische Handlung ein Akt der Selbstverleugnung, das heißt eine freie und darum unbegreifliche Aufhebung des Egoismus, welcher im natürlichen Menschen verkörpert ist; in der Erscheinung hingegen unterliegt sie (als das notwendige Produkt der Motive und des durch sie bestimmten Charakters, das heißt Willens) der Kausalität, und darum erscheint auch sie als hervorgehend aus einem Egoismus, weil dieser mit dem Schema der Kausalität untrennbar verbunden ist." (S. 27.)

Man kann also unbedenklich zugeben, daß auch der moralische Mensch als ein Egoist das Gute thut, insofern er Lust am Guten und im Bösen keine Befriedigung findet; nur darf man diesen moralischen Egoismus offenbar nicht mit dem gewöhnlichen, individuellen verwechseln, mit welchem er nichts als das „Kausalitätsschema" gemeinsam hat. Thatsächlich ist er der absolute Gegensatz jenes den Grundtrieb des natürlichen Menschen bildenden Egoismus und der Ausdruck der „Unterwerfung des Ich unter das Vernunftgesetz", oder — nach der Schopenhauerschen, von den Indern überkommenen Anschauungsweise — der „Erweiterung des Ich über die Außenwelt" durch Liebe.

Auf diesem zweiten Weg tritt der kategorische Imperativ viel häufiger in die Erscheinung.

Hier wird die „Zerbrechung des individuellen Ich" allmählich erreicht und der Mensch durch die instinktive Liebe-ἔρως und φιλία hindurch zur ἀγάπη geführt, das heißt „zur christlichen Liebe, die alles Lebende und Leidende umfaßt, sich selbst im andern findet und fühlt, und somit die fremden Leiden empfindet als die eigenen. Das ist das Mitleid, aus dem alle echte Gerechtigkeit und Nächstenliebe quillt, das ist die zweite Form, in der der kategorische Imperativ empirisch, durch die Brille der Kausalität angeschaut, erscheint, — das ist die Einheit der Moral Kants und Schopenhauers".

Aber auch die Einheit der religiösen und philosophischen Wahrheit! Es liegt nicht der mindeste Widerspruch darin, daß für die Religion die Quelle des Guten Gott, für die Philosophie aber unser eigenes Wesen an sich ist. Denn diese nicht verkörperte, im Fleische leidende und sündigende Hälfte unseres Wesens „ruht in den geheimnisvollen Tiefen der Gottheit, von der der Apostel sagt: „in ihm leben, weben und sind wir." Das Gute ist freilich die ureigene That des Menschen, „aber nicht des Menschen, welcher irdisch und aus Erde gemacht ist, sondern des andern, des göttlichen Menschen, welcher (nach 1. Cor. 15, 17) vom Himmel, göttlichen Ursprungs, ja Gott selbst ist".

So kommt in Kant und Schopenhauer der Streit der Jahrhunderte zwischen Philosophie und Religion zur endlichen Versöhnung.

Wirf alles hinter dich!

Von

August Butscher.

Wenn du es kannst, dann bist du reich an Sternen,
Mehr als ein König — denn er kann es nicht.
Kannst du es nicht, so mußt du's eben lernen,
Dann steigt dir auf ein gottgebornes Licht.
Wirf alles hinter dich! —

Laß Freund und Feind und such dein eignes Wesen,
O — Freund und Feind kannst du dir selber sein —
Hast aus dem Tand die Perle du gelesen,
So bist du reich — denn du gehörest dein!
Wirf alles hinter dich! —

Was Schlacken sind, o lerne sie erkennen,
Und wie man schmilzt und läutert, lerne gut,
Wohl wird es dich bis in die Seele brennen,
Doch harre aus — dein Gut ist nur dein Mut!
Wirf alles hinter dich! —

Such die Natur, doch erstlich such die deine,
Denn nur in ihr siehst spiegelnd du die Welt,
Sie siegt allein dem Wechsel und dem Scheine,
Weil beides bald an deinem Fels zerschellt.
Wirf alles hinter dich! —

Kürzere Bemerkungen.

Mysterium.[1])

Von

Johannes Wedde.

Daß Freiheit ist das Erste
Und ihr Geschöpf der Zwang;
Daß heim das Kind muß kehren
Zur Mutter, der's entsprang;

Daß es in Lieb' ergeben
An sie, in sie geht ein;
Daß also alle Sklaven
Erfahren ihr Befrei'n;

Daß so der Untergänge
Unabgeschlossne Reih'n
Als Ingredienz sich deutet
Im ew'gen Wonnesein,

Durch dessen Nichtempfinden
Der Schein des Leids erscheint,
Der Schein, der, nicht verscheinend,
Dem Sein als Lust sich eint:

Das ist ein Denkgebilde,
Das etwa dem entspricht,
Was mir in meinen Nächten
Ging auf als rettend Licht.

Ein Wahrtraum.

Im Jahre 1883 war ich in München in einer sehr gedrückten Lage. In schwersten materiellen Sorgen begann unter diesen auch meine Gesundheit zu wanken, um so mehr, als ich durchaus keinen Ausweg

[1]) Entnommen aus „Johannes Wedde, Gedenkblätter von seiner Schwester Theodora". Mit 2 Lichtdruckbildern, Hamburg 1891 (Herm. Grüning). M. 1,20; geb. M. 1,80; vergl. unsere Besprechung im Februarhefte 1891, S. 119. Diese hier mitgeteilten fünf Strophen sind der Anfang eines längeren Gedichtes, das sich in Weddes „Grüßen des Werdenden" S. 282 ff. vollständig abgedruckt findet.

ersah und erhoffen durfte, unsern traurigen Verhältnissen eine Änderung zu verschaffen. Da träumte ich in einer Nacht gegen Mitte März, ein mir einst sehr teurer Jugendfreund E. H. käme plötzlich, mich zu besuchen. Der Traum war ganz kurz, ich hörte an die Thüre klopfen und als ich dieselbe öffnete, stand der Betreffende vor mir; im Erstaunen darüber erwachte ich.

Die zweite und dritte Nacht darauf wiederholte sich ganz derselbe Traum, genau in derselben Form und mit demselben Verlauf. Ich erzählte dies meinem Manne und wir wunderten uns darüber, denn seit 13 Jahren hatte ich von diesem Freunde nichts mehr gehört, ich wußte nicht einmal, wo er sich befand und ob er noch lebte, und erwartete überhaupt alles andere eher, als eben seinen Besuch.

Drei oder vier Tage (ich entsinne mich dessen nicht mehr genau) vergingen danach, und ich hatte im Drange der Verhältnisse und der täglichen Arbeit die Träume ganz vergessen. Da, um die Mittagsstunde, klopfte es an meine Zimmerthüre, und als ich öffnete, stand eben dieser Freund vor mir, durchaus ebenso, wie ich von ihm geträumt hatte und, ganz wie im Traume, benahm mir im ersten Augenblicke das Erstaunen die Sprache.

Nun muß ich noch hinzufügen, was sodann der Betreffende mir erzählte, da dies, meines Erachtens, meine Träume zum großen Teile erklärt. Er sagte, er sei kürzlich schwer krank gewesen, da sei die Erinnerung an mich ganz plötzlich und so stark über ihn gekommen, daß er sich gedrungen fühlte, vor langer Zeit von mir erhaltene Briefe wieder zu lesen; es habe ihn dann eine große Unruhe befallen und er fühlte sich innerlich mächtig gedrängt, mich zu sehen und aufzusuchen; mit jedem Tage wuchs dieser Wunsch, so daß er gar keine Ruhe mehr fand. Als er soweit genesen, daß er aufstehen konnte, war sein erster Gang, meinen Aufenthalt zu erfragen, und sein zweiter, mich aufzusuchen.

Sein ganz unerwartetes Kommen und sein darauf folgendes Eingreifen in einer mir wichtigen Sache führten damals wirklich eine günstigere Wendung meines Geschickes herbei. Luise Walter.

*

Erfüllung eines prophetischen Traumes.

Dem „Lahrer Anzeiger" No. 28, vom 5. März 1891 entnehmen wir die folgende Mitteilung:

Hofweier, den 1. März.

Eine hiesige Familie will bauen und es muß darum Bauholz aus dem Diersburger Wald herbeigeschafft werden. Gestern, morgens 4 Uhr, füttert David Bauert die Pferde und rüstet den Wagen, während die Frau gerade um dieselbe Zeit träumte, die Bauholzfuhrleute brächten einen toten Mann auf dem Wagen heim. Vom Traume erwacht, steht die Frau auf, erzählt ihrem Mann den Traum und bittet und beschwört ihn, heute nicht fortzufahren. Träume sind nichts, erwiderte lächelnd David, wir sind genug (vier) Leute. Die Pferde sind fromm, wir sind alle vorsichtig, es kann nichts passieren. Das Fuhrwerk fährt Diersburg zu. Dort wird aufgeladen, der Rückweg angetreten; schon sind die gefährlichsten Stellen zurückgelegt. Die Mutter hat umsonst Angst gehabt, meinte David, jetzt kann nichts mehr passieren. Kaum

gesagt, kommen sie an einen Rank beim „Muggensturm", bereits in Diersburg. David dirigiert mittelst Deichsel den Hinterwagen, rutscht auf einem Eispflaster infolge des Manöverierens aus, fällt unter den Wagen und wird überfahren. Er lebte wohl noch, man brachte ihn ins nächstgelegene Wirtshaus, der Herr Pfarrer wurde eilends gerufen; allein als dieser kam, war es zu spät. David war tot. Heute abend brachten die Bauholzfuhrleute den toten Mann auf einem Wagen heim. Gott gebe David Bauert die ewige Ruhe. K. R.

Der Traum im Dienste der Wissenschaft.

Vor einiger Zeit redeten die Tagesblätter viel von einem in der Troas (Troja) eröffneten Tumulus, in welchem, dem „Taril" zufolge, ein Porträt der Königin Hekuba gefunden worden sei. Herr Frank Calvert giebt über die Ausgrabung im „Lev. Herald" folgende Auskunft. Es handelt sich um den Tchoban Tepee genannten Tumulus, dem am meisten nach Westen liegenden auf dem Höhenzug von Balli Dag auf dem Wege zwischen Bunarbarschi und Ezineh.

Suleiman Effendi, Imam von Ezineh, hatte geträumt, daß hier ein Schatz verborgen sei, und in vier aufeinander folgenden Nächten mit Hilfe von Hirten den Tumulus eröffnet. Man stieß auf eine aus vierzölligen Steinquadern erbaute Grabkammer, in welcher sich zahlreiche Schmuckgegenstände aus Goldblech vorfanden. Die Sache wurde den Behörden bekannt, und es gelang, noch eine gewisse Anzahl der Fundobjekte den Besitzern zu entreißen; dieselben wurden ins Palais geschickt. Herr Frank Calvert sah die Gegenstände, bevor sie nach der Hauptstadt kamen. Es waren 1) ein ziemlich solide gearbeitetes Diadem, bestehend aus goldnen Eichenblättern und kleinen Eicheln, die an einem goldnen Draht befestigt waren; in der Mitte des Diadems war eine Art von Gelenk angebracht, so daß dasselbe eng anschließend angelegt werden konnte. Das Diadem wog 36 Drachmen = 100 Gramm. 2) Mehrere Fragmente eines goldnen Bandes (2 Fuß lang, 3 Zoll breit), auf welchem in einzelnen Vierecken die Figur einer Zitherspielerin eingedrückt war. 3) Stücke eines Bronzespiegels und 4) eine Alabaster-Urne. Augenscheinlich entstammen die Objekte nicht der heroischen Epoche, sondern einer mehrere Jahrhunderte späteren Zeit, so daß Herr Calvert meint, daß das Grabmal der bekannten Manias oder Midias Manias, die vom Satrapen Pharnakacos mit der Herrschaft über Gerais und die Troas betraut wurde, möglicherweise angehören könne.

Entdeckungen aller Art durch Thätigkeit des somnambulen Bewußtseins im Traume sind allgemein bekannt. Im Interesse der wissenschaftlichen Anerkennung dieser Thatsache aber erscheint es wünschenswert, alle in die Öffentlichkeit gelangenden Fälle der Art festzuhalten. Während nun in dem vorstehenden Beispiele der Traum des Suleiman Effendi nur sehr wider dessen Willen der archäologischen Wissenschaft einen Dienst leistete, kam einst Agassiz ein solcher somnambuler Traum sehr erwünscht, als er sich im Jahre 1832 noch in Paris aufhielt. Er selbst berichtet darüber im vierten Bande seiner berühmten „Recherches sur les poissons fossiles"[1]) und seine Biographie[2]) giebt diesen Vorgang kurz folgendermaßen wieder:

---

[1]) Neuchâtel 1833—1842.

[2]) Louis Agassiz, his life and correspondence, edited by El. C. Agassiz. 2 Bände, bei Houghton, Mifflin & Co., Boston 1885.

Seit vierzehn Tagen war Agassiz bemüht gewesen, den undeutlichen Abdruck eines fossilen Fisches aus einer Versteinerung zu entziffern. Da dies ihm nicht gelang, schob er zuletzt die Steinplatte beiseite und versuchte, die Arbeit aus seinen Gedanken zu verbannen. Bald nachher wachte er in einer Nacht mit der Überzeugung auf, daß er im Schlaf seinen Fisch ganz deutlich mit allen fehlenden Kennzeichen gesehen habe, vermochte jedoch das Traumbild nicht festzuhalten. Am andern Morgen eilte er in den Jardin des Plantes in der Hoffnung, daß der erneute Anblick des Abdrucks ihn auf die Spur der verschwundenen Vision bringen würde; aber vergeblich, denn die Sache blieb ebenso dunkel wie zuvor. In der nächsten Nacht sah er den Fisch wieder, der beim Erwachen seinem Gedächtnis schnell verschwand, wie das erste Mal. In der Erwartung, daß dieselbe Erfahrung sich wiederholen möchte, legte er die dritte Nacht vor dem Schlafengehen Papier und Bleistift auf den Tisch, der neben seinem Bette stand. Wirklich erschien ihm gegen Morgen der Fisch wieder im Traum, zuerst undeutlich, aber nachher mit solcher Klarheit, daß ihm kein Zweifel über die zoologische Stellung desselben blieb. Noch halb im Traum und in vollständiger Dunkelheit zeichnete er die Hauptmerkmale auf das neben ihm zurechtgelegte Papier. Am Morgen war er sehr erstaunt, in seiner nächtlichen Skizze Züge zu finden, welche er bei dem Fischabdrucke durchaus nicht beachtet und für ganz unmöglich gehalten hatte. Er begab sich wieder nach dem Museum des Jardin des Plantes, und, von seiner Zeichnung geleitet, gelang es ihm, die Oberfläche des Steines, unter welcher Teile des Fisches verborgen waren, wegzumeißeln. Als der Fisch ganz frei lag, stimmte er mit der Zeichnung des Traumbildes vollständig überein, und es wurde Agassiz nicht schwer, denselben genau zu bestimmen. Er erhielt den Namen Cyclopona spinosum.

H. S.

Suggerierte Träume.

Mein zehnjähriges Töchterchen war eine Zeit lang diesen Winter besonders häufig von schweren Träumen gequält. Sie fürchtete sich vor denselben schon, ehe sie schlafen ging und frug dann wohl: „Mutter, träumt mir heute wieder so bös?"

Eines Abends kam's auf diese Frage über mich, plötzlich, schnell und mit großem Ernste zu antworten: „Nein, sondern du wirst von Wiese und Wald und schönen Blumen träumen." Ich sah das Kind fest dabei an und konzentrierte einen Augenblick meine Willenskraft auf die Worte.

Beim Erwachen andern Morgens waren ihre ersten Worte: „Wirklich, Mutter, du hast recht gehabt. Ich habe heute so schön und von vielen Blumen geträumt."

Bemerken muß ich hierzu, daß es mir nicht jedesmal in gleicher Art gelingt, des Kindes Träume zu bestimmen. Umgiebt mich Unruhe, habe ich Körperschmerzen oder stellt das Kind öfter das Ansinnen an mich, so kann ich's nicht; nur wenn ich so etwas in plötzlicher Eingebung thue, hat mein Wille Wirkungskraft.

9. III. 91. L. W.

Suggestive Willensbeeinflussung.

In der Lebensbeschreibung des heiligen Philippus Neri von Kardinal Capecelatro[1]) begegnen wir einem schönen Beispiele von Willens

[1]) Deutsch bearbeitet von Dr. Lager, Divisionspfarrer in Metz. Freiburg i. B. 1886. Herders Verlag.

übertragung, beziehungsweise Willensbeeinflussung. Philipp hatte einen jungen Freund, Namens Gabriele Tana, aus Modena. Dieser verfiel in eine Krankheit und Philipp erkannte vermöge seiner sehr starken Gabe der Intuition, daß sein junger Freund derselben erliegen werde. Da er ihn aber von dem zu lebhaften Wunsche nach Genesung beseelt sah und gewahr wurde, daß den jungen Tana der Gedanke an den Tod mit Entsetzen erfüllte, so wurde er davon aufs schmerzlichste bewegt und darauf bedacht, ihm das Sterben zu erleichtern. Er fragte daher den Kranken mit größter Liebe: „Willst du mir deinen Willen schenken, mein Sohn?" — Auf dessen bejahende Antwort fuhr er fort: „Nun wohl, deinen Willen, den du mir gegeben, werde ich Gott in der heiligen Messe für dich aufopfern, damit, wenn er dich zu sich rufen sollte, du jeder Versuchung des bösen Feindes widerstehen kannst, indem du ergeben sprichst: Ich habe keinen Willen mehr, meinen Willen habe ich Christo gegeben." Hierauf begab er sich zur Feier der hl. Messe nach St. Pietro in Montorio.

Als Philipp zurückkehrte, fand er Tana auf die wunderbarste Weise verändert; denn hatte derselbe vorher nur von Genesung gesprochen, so sprach er jetzt unter Thränen und mit Ergebung: „Ich wünsche aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein." Zugleich ermahnte er die umstehenden Freunde, der Eitelkeit der Welt zu entsagen. „Dieses Leben," sprach er, „glaubt es mir, ist mir zum Ekel geworden, sterben möchte ich, um zu Gott zu kommen. Bis jetzt habe ich nur inständig um meine Gesundheit gebeten, aber jetzt verlange ich nichts andres, denn sobald als möglich diese arme Welt zu verlassen."

Philipp, welcher nun besorgte, daß dies lebhafte Verlangen, zu sterben, das richtige Maß übersteigen könnte, war auf seiner Hut und fragte, sich zum Fortgehen anschickend, den Kranken, welcher ihm abermals auf das lebhafteste versicherte, daß er zu sterben wünsche: „Und wenn es nun der Wille Gottes wäre, daß du noch lange dies Leiden zu ertragen hättest, würdest du dich dann nicht dem Willen des Herrn unterwerfen, mein Sohn?" — „Ach, mein Vater", versetzte der Kranke, „habe ich dir denn nicht so oft gesagt, daß ich zu Gott gehen möchte, und ich nicht länger leben mag? Bete also zu Gott, daß er mich noch diese Nacht zu sich nehme." — „Nun, zweifle nicht", sprach Philipp, „daß Gott dich trösten wird, aber halte dich bereit, tapfer zu kämpfen, denn der böse Feind wird dir noch viele Versuchungen bereiten. Erinnere dich stets, daß du Christo deinen Willen zum Opfer gebracht hast. Sei darum überzeugt, daß er für dich streiten wird." Zugleich sagte er ihm, welcher Art die kommenden Versuchungen sein würden. Beim Weggehen empfahl er den Kranken der Sorgfalt seiner Umgebung, mit dem Auftrage, ihn sofort zu benachrichtigen, wenn sich etwas Besonderes ereignen sollte.

Kaum war er fort, so kamen die inneren Kämpfe und Versuchungen mit verstärkter Gewalt wieder. Sein körperlicher Zustand verschlimmerte sich dabei zusehends und der Angstschweiß rieselte an ihm herab. Man schickte nach Philipp, der sogleich erschien. Schon bei seinem Anblicke

kehrte dem Kranken die Heiterkeit und Ruhe der Seele zurück. Gleichwohl erhoben sich die inneren Stürme aufs neue und sein Zustand bot ein trauriges Bild der Verzweiflung. Er zitterte vor Furcht und Entsetzen am ganzen Leibe und rief: „Barmherzigkeit! Verjage doch, o Vater Philipp, die schwarzen Hunde, die um mich herum stehen. Weh mir, wie groß ist doch die Menge meiner Sünden!“ Da legte ihm Philipp die Hand aufs Haupt und sprach, als ob er sich an den Dämon wende: „Ist deine Kraft groß genug, um der Gnade Gottes Widerstand zu leisten? Meine Hände haben diesen Morgen Christum berührt, darum gebiete ich dir in seinem Namen, dich hinwegzuheben und dieses Geschöpf Gottes in Frieden zu lassen. Und du, mein Sohn Gabriel, ermanne dich und sprich: „Weichet von mir alle, die ihr Böses thut“ und fürchte dich nicht, kämpfe wacker und bald wirst du siegen.“ Nach diesen Worten kniete er am Bette nieder, und während er betete, kam eine große Ruhe über den Sterbenden. Heiteren Antlitzes rief er aus: „Freuet euch, Brüder, die Hunde entfernen sich; Vater Philipp vertreibt sie, seht, wie sie eilends die Flucht ergreifen! Wir haben gesiegt, und nun können wir ungehindert den Namen Jesus aussprechen.“[1]) Mit großer Bewegung forderte er dann die Anwesenden auf, alle ihre Liebe Gott zu geben und mit dem Namen Jesu auf den Lippen ging er in Frieden hinüber.

*

Subjektive Telepathie oder objektive Erscheinung?

Unsern Lesern wird das Matterhorn, an der Walliser Grenze der Schweiz gegen Italien hin, als der schwerst zu erklimmende Berg Europas bekannt sein. Bis zum Jahre 1865 war seine Besteigung vielfach, aber immer nur vergeblich versucht worden; dann endlich gelang dies nutzlose Wagestück einigen Mitgliedern des englischen Alpenklubs, Herrn E. Wymper, Lord F. Douglas, Rev. Ch. Hudson und Herrn Hadow mit den Führern Peter Taugwalder aus Zermatt, Michel Croz aus Chamounix und den beiden Söhnen des ersteren als Trägern. Alle gelangten wohlbehalten hinauf, aber nur Wymper und die Taugwalders kamen wieder lebend herunter; der erstere erzählt[2]) die Ereignisse dieses schauerlichen Abstieges von der Vorbereitung zu demselben auf dem Gipfel an in folgender Weise:

„Einige Minuten später (etwa 1 Uhr 45 nachmittags) band ich mich an den jungen Peter Taugwalder an (der jüngere Bruder war am Vortage vom Lagerplatze aus zurückgesandt worden), lief den andern nach und erreichte sie, als sie eben das Hinabsteigen der schwierigen Stelle begannen. Es wurde die größte Vorsicht gebraucht. Immer bewegte sich bloß einer und erst, wenn er sicheren Fuß gefaßt hatte folgte der nächste. Ein Seil war nicht um die Felsen geschlungen worden und niemand sprach davon. Ich hatte den Vorschlag um meinetwillen nicht gemacht und weiß nicht, ob er mir jetzt wieder in den Sinn kam. Wir beiden folgten den übrigen

[1]) Der Kranke beklagte sich nämlich im Anfange der Agonie, daß es ihm unmöglich sei, den Namen Jesus auszusprechen.

[2]) Wieder abgedruckt im „Schweiz. Sonntagsblatt“ No. 52 vom 23. Sept. 1888, Wiedikon-Zürich.

in geringer Entfernung und waren von ihnen getrennt, bis Lord Douglas mich etwa um 3 Uhr bat, daß ich mich an den alten Peter anbinden möchte. Er fürchtete nämlich, wie er sagte, daß der alte Taugwalder, wenn ein Ausgleiten vorkomme, nicht fest auf den Füßen bleiben werde.

Einige Minuten später eilte ein Bursche, der ein scharfes Auge hatte, zu Seiler ins Monte Rosa-Hotel und erzählte, daß er vom Gipfel des Matterhorns eine Lawine gegen den Matterhorngletscher hin habe fallen sehen. Dem Jungen wurde verwiesen, daß er müßige Geschichten erzähle; aber er sprach die Wahrheit und hatte folgendes gesehen:

Michel Croz hatte sein Beil beiseite gelegt und beschäftigte sich mit dem Herrn Hadow, um demselben größere Sicherheit zu geben. Er hatte ihn an den Beinen gefaßt und brachte seine Füße, einen nach dem anderen, in die richtige Lage. So viel ich weiß, war keiner im eigentlichen Hinabsteigen begriffen. Mit Gewißheit kann ich nicht sprechen, weil ich die beiden Vordersten wegen einer dazwischen liegenden Felsmasse zum Teil nicht sehen konnte; aber aus den Bewegungen ihrer Schultern muß ich schließen, daß Croz, nachdem er das eben Erwähnte gethan hatte, sich umdrehen wollte, um einen oder zwei Schritte weiterzugehen, als Hadow ausglitt, gegen ihn fiel und ihn umwarf. Ich hörte von Croz einen Ausruf des Schreckens und sah ihn und Hadow niederwärts fliegen. Im nächsten Moment wurden Hudson und unmittelbar darauf auch Lord Douglas die Füße unter dem Leibe weggerissen. Dies war das Werk eines Augenblicks. Sobald wir Croz aufschreien hörten, pflanzten der alte Peter und ich uns so fest auf, als das Gestein uns gestattete. Das Seil war zwischen uns straff angezogen und der Ruck traf uns, als wenn wir bloß einer wären. Wir erhielten uns, aber zwischen Taugwalder und Lord Douglas riß das Seil. Einige Sekunden lang sahen wir unsere unglücklichen Gefährten auf dem Rücken niedergleiten und mit ausgestreckten Händen nach einem Halt suchen. Noch unverletzt kamen sie uns aus dem Gesichte, verschwanden einer nach dem andern und stürzten von Felswand zu Felswand auf den Matterhorngletscher in eine Tiefe von beinahe viertausend Fuß hinunter. Von dem Augenblick an, wo das Seil riß, war ihnen nicht mehr zu helfen.

So starben unsere Gefährten! Wohl eine halbe Stunde lang blieben wir an Ort und Stelle, ohne einen einzigen Schritt zu thun. Die beiden Führer, vom Schreck gelähmt, weinten wie Kinder und zitterten so, daß uns das Schicksal der anderen drohte. . . ."

Wymper erzählt dann die Schrecken der nächsten Stunden, in denen sie jeden Augenblick abzustürzen meinten. Um sechs Uhr abends endlich standen sie auf dem Schnee des nach Zermatt hinunterführenden Grates und außer Gefahr.

„Da zeigte sich ein mächtiger Regenbogen, der sich über den Lyskamm erhob. Bleich und farblos aber mit Ausnahme der Stelle, wo die Wolken sich eindrängten, vollständig scharf abgegrenzt, machte diese Erscheinung auf uns den Eindruck wie ein Zeichen aus einer andern Welt. Wir erschraken aber, als zu beiden Seiten zwei ungeheure Kreuze hervortraten, deren allmähliche Entwickelung wir mit Staunen beobachteten. Wenn die Taugwalders sie nicht zuerst gesehen hätten, so würde ich meinen Sinnen nicht getraut haben. Sie glaubten, daß die Kreuze in einer gewissen Beziehung zu dem Unfall ständen. Ich verfiel nach einiger Zeit auf die Meinung, daß wir auf sie einwirkten; unsere Bewegungen äußerten aber gar keinen Einfluß auf die Nebelformen, welche unverändert blieben. Es war ein entsetzlicher und wunderbarer Anblick, der in einem solchen Momente für uns etwas Erschütterndes hatte. . . .

Es wurde Nacht und eine Stunde lang stiegen wir noch im Dunklen hinunter. Um halb zehn Uhr zeigte sich ein Ruheplatz und auf einer elenden Felsplatte, die kaum für uns drei Platz bot, verbrachten wir sechs traurige Stunden. Bei Tagesanbruch stiegen wir weiter hinab und eilten vom Hörnbigrat zu den Sennhütten von Brühl und nach Zermatt."

Die Leichen wurden mit Gefahr vom Matterhorngletscher heruntergebracht, diejenige des Lord Douglas jedoch erst viel später hoch am Felsen hängend gefunden. E. L.-S.

Ein Totenlicht.

Als ich bis vor einem Jahre mich in Wörgl aufhielt, wohnte ich daselbst in einem Hause, welches eine weite Rundsicht auf die umliegenden Wiesen, Wälder und Berge gewährte. Im Spätherbst nun, wenn ich oft abends am Fenster stand, bemerkte ich stets um dieselbe Stunde, ungefähr um die Zeit des Gebetläutens, ein kleines Licht, welches sich etwa drei bis vier Meter hoch über dem Erdboden schwebend, oder besser wie getragen, fortbewegte. Es kam von weit außerhalb des Dorfes her und bewegte sich dicht am Rande der Waldungen, welche die Berge hinanstiegen, die unserm Hause gegenüberlagen. Zeitweise nahm es eine rötliche Färbung an; oft erlosch es auch plötzlich und schien wie in einem Baum verschwunden. Ein Fußpfad war dort oben nicht, das wußte ich; Irrlichter konnten dort auch nicht sein, und die Bewegungen einer etwa getragenen Laterne wären ganz andere gewesen; auch war das Licht weit über Menschenhöhe über dem Boden.

Einmal führte mich ein Spaziergang außerhalb des Dorfes in die Richtung, von wo regelmäßig jene Flamme herkam, aber ich dachte damals nicht daran. Da bemerkte ich dort eine Gedenktafel, welche meldete, daß an jenem Orte vor so und soviel Jahren — ich entsinne mich der Jahreszahl und des Namens nicht mehr — der Pfarrer N. N. ganz plötzlich am Herzschlag verstorben sei.

Heimkommend sprach ich mit andern Hauseinwohnern auch von diesem Gedenkstein, den ich früher nie bemerkt hatte. „Ja", hieß es, „der Herr ist ganz unerwartet und ganz „unversorgt" — damit meinte man ohne Sterbesakramente — gestorben. Das wird vielleicht der Grund sein, warum man zu seiner Sterbezeit immer das „Licht wandern sieht."

Nun fiel mir plötzlich ein, was ich schon zwei Jahre hindurch so oft beobachtet hatte, und ich glaubte, eine Erklärung hierfür zu haben, freilich nicht in dem dogmatischen Sinne, wie die Leute dort diese Erscheinung deuteten. Ich meine aber, manche Menschenseele könnte wohl, wenn sie so plötzlich, ahnungslos und unvorbereitet aus ihrer irdischen Laufbahn herausgerissen wird, stärker und länger, als es sonst vielleicht der Fall gewesen sein würde, durch ungelöste Bande an den Ort ihres Lebens oder ihres Todes gefesselt sein.

Kössen, den 9. März 1891. Bertha Mutschlechner.

Die Wiederverkörperung.

Rabbiner Dr. Rothschild

war einer von denjenigen, welche eine Arbeit über die Lehre der Wiederverkörperung zur Bewerbung um den Preis der August-Jenny-Stiftung in Dresden (1888) eingereicht hatten. Dieselbe ist seitdem im zehnten Jahrgang (1890) der von Dr. Adolf Brüll in Frankfurt a. M. herausgegebenen „Populär-wissenschaftlichen Monatsblätter zur Belehrung über das Judentum" abgedruckt worden. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit dem alt-testamentlichen Gedankenkreise, geht jedoch in einigen wesentlichen Punkten über denselben hinaus. Wir heben hier den Grundzug des Gedankenganges hervor, soweit er für uns sachliches Interesse hat, und empfehlen, das weitere a. a. O. nachzulesen:

Unter „Wiedergeburt des Menschen" (Palingenesie) versteht man die Idee oder den Glauben, daß mit dem Tode das Leben des Menschen nicht aufhöre, sondern ein zweites Leben folge ....

Die Seele des Menschen hat einen eigenen leitenden und beherrschenden Willen und kann sich die Natur des Menschen unterthänig machen; ja soll dies ....

Der Stoff, das Physische, geht nicht unter; er wechselt nur seine Formen, aber verloren geht nichts von ihm! Wie sollte, könnte die Seele, das Geistige, unter- und verloren gehen? ....

Die Seele jedes Einzelnen wird individuell fortleben; denn sie kommt nicht in ihrer geistigen und sittlichen Vollendung auf die Welt; sie trägt nur die Keime und Fähigkeit zur höheren und höchsten Vollendung in sich und muß höhere Vollkommenheit erst erstreben. Es handelt sich demnach nicht nur um allgemeine Errungenschaften, sondern auch um individuelle Fähigkeiten. Auch diese müssen beim Fortleben erhalten bleiben, um auf dieser Unterlage weiter zu bauen. Wer in diesem Leben auf der untersten Stufe geistiger Bildung und sittlicher Vollendung stehen geblieben ist, kann im zukünftigen Dasein eine vollkommene und vollendete Seligkeit nicht erwarten. Aber zum Untergang, zur „ewigen Verdammnis" ist keine Menschenseele bestimmt; die unvollkommen geblieben ist, hat der weiteren Vollendung nachzustreben ....

Unser Leben bietet sinnliche und geistige Genüsse; der Mensch ist auf beide hingewiesen. Die sinnlichen verlieren ihren Reiz, ja erfüllen mit Ekel beim Voll- und Übergenuß; die geistigen steigern den Reiz noch immer mehr zu höheren Genüssen. Wo werden diese befriedigt? ....

Die Stürme der natürlichen Welt, sie sind notwendig, aber finden ihre Ausgleichung; und die Stürme der moralischen Welt, so notwendig sie auch sein mögen, sollten sie nicht finden? Für niemand bleiben solche Stürme aus, und beim Rückblick auf die hinter uns liegende Vergangenheit, beim Abschluß unseres Lebens sollten wir, sollte jeder rufen müssen: Alles umsonst, alles vergebens? — Nimmermehr! .....

Die biblische Auferstehung ist sowohl Ausdruck für ein persönliches Fortleben der Individualität, wie sie auch gegen die Ansicht gerichtet ist, daß die Bestimmung und das Streben des einzelnen Menschen nur den Interessen der Gesamtheit zu dienen habe. Das Ganze besteht nur durch die Individuen; die Individualität muß daher erhalten bleiben. In der Familie hat jedes Individuum sein Recht und seine Bestimmung, in der Gesamtheit jede Familie, jeder Staat, jedes Volk. Das Einzelne strebt durch sich für das Ganze, und dieses Streben hört erst auf, wenn die Vollkommenheit erreicht ist.

Hiernach sind auch Lessings Schlußparagraphen (93—100) in seiner „Erziehung

des Menschengeschlechtes" zu deuten; und dies Bewußtsein der Wiedergeburt geht durch die ganze Geschichte der menschlichen Entwickelung, durch die Geschichte der Religion wie der Philosophie, und findet sich im Altertum wie in der Gegenwart .... Auch Lessing spricht den Gedanken und den Glauben aus, daß die Menschheit einst die höchste Stufe der Entwickelung erreichen werde. Er sagt aber, die Menschheit im ganzen kann die Stufe der Vollkommenheit nur erreichen, wenn diese jedem Einzelnen zu eigen wird ....

Die Idee der Wiedergeburt ist demnach trotz aller Anzweiflung eine wahre; sie ist auf das geistige Wesen und die sittliche Bestimmung des Menschen gegründet. Wer dieses Wesen und diese Bestimmung des Menschen nicht leugnet, muß auch die Idee der Wiedergeburt anerkennen .... Der Mensch erreicht die Vollkommenheit in diesem Leben nicht, auch der strebsamste nicht. — Wo ist nun der Raum dafür?

Mit Bezug auf Herder spricht dann Dr. Rothschild sich für eine Fortentwickelung unseres Lebens auf andern Sternen aus. Wir halten diese Phantasie für einen Irrtum, schon deshalb, weil „die Natur keine Sprünge macht". Aber auch aus dem Grunde, welchen Lessing treffend in seinem Paragraph 98 zusammenfaßt: „Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich hier neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet?" **W. D.**

Neuer Leitfaden der Philosophie des Spiritismus.

Ein gut geschriebenes und in seiner Art nützliches Buch ist das Exposé der spiritistischen Lehre von Léon Denis.[1]) Es bringt zwar nichts wesentlich Neues, stellt aber seinen Stoff in einer so anziehenden Form, oft in schwungvoller, poetischer und immer edler Sprache dar, daß es in gebildeten spiritistischen Kreisen und selbst über diese hinaus sicherlich auf Leser rechnen darf. Man mag über den eigentlichen Spiritismus urteilen, wie man will, die Reinheit seiner Moral und die Wahrheit seines metaphysischen Grundgedankens, daß es eine Geisterwelt überhaupt gebe, deren Bürger wir schon auf Erden sind, läßt sich nicht leugnen. Für die der Menschheit gewiß zu gute kommende Befolgung der alten Regel: *δὶς καὶ τρὶς τὸ καλὸν* — zwei- und dreimal das Gute — zumal wenn, wie hier, die Wiederholung nicht als ein bloßes Nachsprechen, sondern als eine freie und geistvolle Reproduktion erscheint, muß man dem Verfasser dankbar sein.

Licht fürs Leben.

Unter diesem Titel liegt uns ein in Graz am 15. November 1890 von Professor Josef Schlesinger (Wien) gehaltener Vortrag im Drucke vor[2]), worin der Autor die wissenschaftliche Welt auffordert, den wissenschaftlichen Materialismus zu bekämpfen, und die Schmach zu sühnen, trotz allen Fortschrittes unsers Jahrhunderts in die Anbetung des goldenen Kalbes zurückgesunken zu sein. Der wissenschaftlichen Hypo-

---

[1]) **Léon Denis**, Après la mort; Exposé de la philosophie des esprits, Paris 1891.

[2]) Wien 1890 bei Kreisel & Gröger, 33 S.

these, daß der Körperstoff ein Starres, in sich unverschiebbares Etwas sei, setzt er den Begriff der Kraft gegenüber, ein Etwas, als dessen Wirkung dasjenige erscheint, was wir Stoff oder Materie nennen.

Das Innerste eines Stoffatomes ist nichts Starres, sondern ein Geistiges, eine Kraft. Den Stoffatomen und Stoffmolekülen setzt er Kraftatome und Kraftmoleküle gegenüber, welche er schlechthin als Kräfte bezeichnet, thätige Wesenheiten, welche verschwindend kleine Räume einnehmen. So gelangt er zur Annahme einer Kraftsphäre, die sich der unmittelbaren Wahrnehmung entzieht und sich auf unbekannte Entfernung hinaus erweitert. Demgemäß hören z. B. die Grenzen der Erde nicht dort auf, wo unser Auge sie sieht, sondern dieser Weltkörper hat noch eine Kraftsphäre, welche durch das ganze Sonnensystem hindurch reicht und deren Grenzen wir überhaupt nicht kennen. Nicht von den Körpermassen geht die Attraktion aus, sondern diese Kraftsphären sind vielmehr die Ursachen der vermeintlichen Anziehung der Körpermassen.[1]) Mit anderen Worten: nicht die Körper wirken in die Ferne, sondern die Kraftsphären der Körper. Den mechanischen und chemischen Kräften, den elektrischen und magnetischen Kräften fügt er Lebenskräfte hinzu, und nennt sie solche Kraftmoleküle, durch deren stoffbewegendes Wirken die Lebewesen entstehen. Alle Materie besteht aus Kräften und alle Kräfte sind fähig, ineinander durch Veränderung in der Menge der sie zusammensetzenden Kraftatome umgewandelt zu werden.

Als Weltschöpfer erklärt er das geistige Wesen des Raumes und betrachtet das Kausalgesetz als ein Thun in den Kräften, wodurch die Gesetzesbefolgung erzielt werde. Wenn alle Kraftmoleküle des Weltalls von einem Prinzip durchdrungen sind, welches sie alle zu gesetzlichem gegenseitigen Wirken zwingt, so muß das kausalgesetzliche Wirken aller Kräfte im Weltall nur dann entstehen können, wenn der unendliche ewige Raum durch und durch eine geistige, einheitliche und thätige Wesenheit ist, welche nicht als Sache, sondern als eine weise sich vollbewußte Allmacht angesehen werden muß.

Wie sich der Verfasser die Entstehung des Moleküls aus dem Atom denkt, hat er veranschaulicht in einer zu Leipzig 1888 bei Oswald Mutze erschienenen Schrift: „Die geistige Mechanik der Natur.“ Engelbach.

*

Dr. von Schrencks neueste Schriften.

Der Name des Münchener Arztes Dr. Freiherrn von Schrenck-Notzing ist unsern Lesern wohlbekannt. Seit der Begründung dieser Zeitschrift hat er nicht nur in ihr eine große Anzahl wertvoller Beiträge veröffentlicht, sondern auch in medizinischen Fachblättern und in eigenen Büchern das Gebiet des abnormen Seelenlebens behandelt. Er hat als praktischer Arzt vielfach die Gelegenheit gehabt und benutzt, die Hypnose therapeutisch

[1]) Man könnte hier an die Äthertheorie des P. Secchi in seinem Buche „Die Einheit der Naturkräfte“ erinnert werden.

zu verwerten, und er ist schließlich als Träger der „Psychologischen Gesellschaft" seit etwa fünf Jahren mit schönem Erfolge für eine wissenschaftliche, aufklärende Thätigkeit auf dem Felde des Hypnotismus und verwandter Erscheinungen eingetreten.

Wenn man den Entwickelungsgang Schrencks verfolgt, so übersieht man leicht, daß er auch durch jenes gefährliche Stadium des Enthusiasmus geführt hat, das so vielen klugen Köpfen und damit der von ihnen vertretenen Sache seit Jahrhunderten unermeßlichen Schaden bringt. Aber für unsern Autor bedeutete jenes Stadium bloß eine kurze Durchgangszeit, über die er jetzt mit einer seltenen und darum geradezu bewundernswerten Offenheit Rechenschaft ablegt.[1]) Er gesteht, daß die von ihm selbst 1886 über telepathische Versuche mit der bekannten „Lina" veröffentlichten Berichte nicht einwandsfrei genug sind, um zur Beurteilung der Frage mitverwertet zu werden. Indessen behauptet er auch noch heute auf Grund des von ihm in der erwähnten Vorrede übersichtlich zusammengestellten Materials die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit einer psychischen Fernwirkung. Herr von Schrenck erwägt sorgsam die entgegenstehenden Anschauungen — von denen übrigens die Stanley Hall's nicht hätten übergangen werden sollen —, bespricht die möglichen Fehlerquellen und giebt einige Bemerkungen über die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Phänomene der Gedankenübertragung und des Hellsehens. In letzterem Punkte hätte ich — ungeachtet der Richetschen Ausführungen hierüber — freilich eine größere Ausführlichkeit gewünscht. Die Übertragung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf psychische Erscheinungen überhaupt ist ein so viel umstrittenes Problem, daß es wohl eingehendere Untersuchung verdient hätte.

Die zweite, ganz selbständige und umfassende Arbeit des Dr. von Schrenck, über die wir berichten wollen, steht im ersten Heft der „Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung".[2]) Bekanntlich haben sich seit Ende vorigen Jahres die Berliner Gesellschaft für Experimental-Psychologie und die Münchener psychologische Gesellschaft zu einem Verbande mit dem eben erwähnten Namen zusammengethan. Sie geben zusammen eine Reihe von Heften heraus, die als erweiterte Fortsetzung der bisher bloß aus Berlin veröffentlichten Arbeiten gelten kann.

Den Reigen eröffnet Baron Schrencks Schrift in würdiger Weise. Der Verfasser kritisiert zunächst die Suggestionslehre, die ihm nur eine Teilwahrheit zu sein scheint und versucht, zwischen den Ansichten der Nancyer und

[1]) Experimentelle Studien auf dem Gebiete der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens von Charles Richet, Professor der Physiologie an der medizinischen Fakultät in Paris. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. Albert Freiherrn von Schrenck-Notzing, prakt. Arzt in München. Vorrede des Übersetzers S. 14 f. Stuttgart, Enke, 1891. gr. 8⁰, 264 S. Preis 6 M.

[2]) Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung. Heft 1. Inhalt: Dr. Freiherr von Schrenck-Notzing, Die Bedeutung narkotischer Mittel für den Hypnotismus. — Prof. Dr. August Forel. Ein Gutachten über einen Fall von spontanem Somnambulismus mit angeblicher Wahrsagerei und Hellseherei. Leipzig, Verlag von Ambr. Abel, 1891. gr. 8⁰, 90 S. 3 M.

der Pariser Schule eine Brücke zu schlagen. Er hält für das wesentlichste Moment aller spezifisch hypnotischen Erscheinungen das Rapportverhältnis zwischen Operator und Versuchsperson, die Abhängigkeitsbeziehung, gleichgültig ob sie durch psychische, physikalische Mittel oder durch Substitutionszustände (Schlaf und Narkose) herbeigeführt wird. Gegen die ausschließliche Suggestionstheorie sprechen ferner folgende Thatsachen. 1) Es giebt leicht hypnotisierbare, aber schwer suggestible Personen. 2) Die ideoplastische Fähigkeit des Körpers, bestehend in der Durchführung einer angenommenen Idee, kann gehemmt sein, entweder total oder für bestimmte Akte, oder sie kann fehlerhaft funktionieren. 3) Der Grad der Suggestibilität korrespondiert nicht immer mit der Tiefe der Hypnose. — Diese Einwendungen Schrencks, welche durch eine Untersuchung über den Begriff „Suggestion" und den Begriff „Hypnose" vertieft werden könnten, geben zu denken. Leider werden sie nicht weiter ausgesponnen und sogar später zu gunsten der Bernheimschen Auffassung ganz zurückgedrängt.

Aus eigenen und fremden Beobachtungen zieht nun der Verfasser zunächst folgende allgemeinere Schlüsse. Narkotische Mittel wie Äther, Alkohol, Chloroform, Morphium u. s. w. schwächen die kontrollierenden Funktionen des Gehirns, den bewußten Intellekt, den Eigenwillen ab und erzeugen durch Herrorrufung von Müdigkeitsempfindungen, Betäubungszuständen u. s. w. eine günstige Prädisposition zur Aufnahme von Suggestionen oder für den Eintritt des hypnotischen Zustandes. Die aus Narkosen u. s. w. transformierten Hypnosen sind in der Regel tiefer, als die bei demselben Individuum im wachen Zustande durch alleinige Anwendung psychischer Mittel erzeugten Grade der Hypnose. — Im besonderen wird nun der indische Hanf behandelt: seine ethnologische Bedeutung und Dosierung, seine Folgen und Gefahren. Wir erfahren wichtige Einzelheiten über die psychischen Veränderungen, vornehmlich über die Suggestibilität bei der Haschischintoxikation. An der Hand gut gewählter Beispiele verfolgen wir die Beziehungen zwischen der Narkose und der Hypnose. Indessen darf nicht verschwiegen werden, daß es diesen Untersuchungen an einem wirklichen Abschluß und auch ein wenig an der psychologischen Vertiefung fehlt: das Ganze hält sich mehr in dem Rahmen einer vorläufigen Skizze, als in dem einer ausgeführten und bis zum Ende durchdachten Abhandlung, ist aber als rein empirische Studie glücklicher Weise auch von allen spekulativen Elementen frei.

Das wissenschaftliche Verdienst beider hier angezeigten Schrenckschen Schriften besteht in dem kühnen Angriff auf neue Probleme und in der Unermüdlichkeit, mit der die Erfahrungen von dem Verfasser angesammelt werden. Die Wissenschaft kann viel von Dr. von Schrenck erwarten, wenn er zu diesen schätzenswerten Eigenschaften sich noch die Gabe erwirbt, auch die rein theoretischen Fragen mit geduldiger Konsequenz zu durchforschen.

Rolle.

Neue Schopenhauer-Schriften.

Schopenhauer ist frei. Dank unserm Urhebergesetz werden alle litterarischen und künstlerischen Werke nach Ablauf von 30 Jahren nach dem Tode des Verfassers Gemeingut der Kulturwelt. Diese Zeit ist mit dem Anfang dieses Jahrs für Schopenhauer angebrochen; und wir sehen nunmehr billigeren Ausgaben als die vortreffliche Original-Ausgabe Schopenhauers von Frauenstädt bei Brockhaus (Leipzig) entgegen. Unter anderm hat Reklams Verlagshandlung eine solche begonnen.

Ferner aber giebt jetzt die Verlagshandlung von Boas in Berlin eine besonders gut ausgestattete Ausgabe von Schopenhauers „Parerga und Paralipomena" in zehn Lieferungen (zu 60 Pfg.) heraus, die wir unsern Lesern nachdrücklichst empfehlen. Sie wird von unserm sehr geschätzten Mitarbeiter Dr. Raphael von Koeber besorgt und ist von diesem nicht nur mit erläuternden Anmerkungen, sondern auch mit einer wertvollen Einleitung über „Schopenhauers Leben und kulturhistorische Bedeutung" versehen. Für letztere hebt Koeber ganz besonders zwei Gesichtspunkte hervor: Schopenhauers Darstellungskraft seiner tiefen Erkenntnis und seines umfassenden Wissens und ferner die Grundlage seines wahrhaft religiösen Sinnes:

„Unter den Faktoren — sagt Koeber —, welche zur Beschleunigung der Wiedergeburt des philosophischen und religiösen Geistes in der Gegenwart beitrugen, nimmt Schopenhauer eine der ersten Stellen ein. . . .

Das Credo aller Gerechten und Guten ist, wie er mit Recht sagte: „ich glaube an eine Metaphysik"? Indem die Welt dies Credo vergaß, ging sie ihrem geistigen und moralischen Ruin entgegen. Nur Eins konnte sie retten. . . . . Es mußte ein Denker auftreten, ... in dessen Lehre alles, was die größten Geister aller Zeiten gedacht, vereinigt, in der angemessendsten, durchsichtigsten und schönsten Form ausgedrückt und dadurch zum Gemeingut aller Welt gemacht ward.

Ein solcher Denker war Schopenhauer . . . .

„Das eigentlich Wesentliche einer Religion," sagt ferner Schopenhauer (Parerga I, 137 Anm.), „besteht in der Überzeugung, die sie uns giebt, daß unser eigentliches Dasein nicht auf unser Leben beschränkt, sondern unendlich ist." . . .

Durch die spekulative Begründung dieser tiefsinnigsten Lehre, die den Kern aller höheren Religionen bildet und zu den Glaubenssätzen der großen Denker aller Zeiten gehört, hat Schopenhauer der Religion als solcher eine allen Angriffen trotzende Stütze gegeben, unseren Glauben an ihre Kardinallehren und Verheißungen gerechtfertigt, den alten Streit zwischen Philosophie und Religion geschlichtet und möglich gemacht, daß in Zukunft ein Mensch religiös und aufgeklärt zugleich sei."

H. S.

Der Geist des Christentums und des Buddhismus.

Drei Fundamentalgedanken liegen der christlichen und indischen, beziehungsweise buddhistischen Weltanschauung zu Grunde. Nämlich der Gedanke der Erlösung, der des unbegrenzten Mitleidens und der Gedanke der Selbstverläugnung, der Askese. Um nun die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehre deutlich zu machen, hat es Dr. Neumann unternommen nebeneinander, ein Traktat des alten

christlichen Mystikers Meister Eckharts und zwei buddhistische Suttas, deren Texte authentisch sind und deren Abfassung in das fünfte Jahrhundert vor Christi Geburt fällt, dem Leser in deutscher Sprache vorzuführen. Das eine derselben handelt von der Frucht des Asketentums, das andere von der Fülle des Leidens.[1])

Während die erstere Abhandlung die „sichtbaren Vorteile des geistlichen Lebens“ aufzeigt, führt das andere gleichsam als Gegensatz „die sichtbare Fülle des Leidens und Jammers der Welt“ in anschaulicher Weise vor Augen, beide aber ergänzen sich gegenseitig. Das letztere Sutta ist von dem Verfasser zum erstenmale in eine europäische Sprache übertragen worden. Die innere Geistesverwandtschaft beider Schriften mit echt christlichem Sinne ist unverkennbar. Dies aber tritt in der That in vielen Punkten ganz besonders scharf hervor durch einen Vergleich mit dem von Neumann angeschlossenen IX. Traktat des Meisters Eckhart „Von der Abgeschiedenheit“ (ins Hochdeutsche übersetzt). In seinen Schlußbetrachtungen kommt der Verfasser zu dem Ergebnisse, daß auch heutzutage in Europa, trotz aller Maschinen und Erfindungen, der Geist der Askese (Selbstübung) nicht ganz verflüchtigt ist. Beispiel hierfür die Trappistenklöster mit ihren echten entsagungsfreudigen Mönchen, deren Leben und Streben von dem der „Kulturmenschen“ ebenso weit entfernt sind, wie das der Asketen des fernen Indiens.

Wir brauchen denen unter unsern Lesern, welche unseres Sinnes sind, diese Schrift nicht erst besonders zu empfehlen. Für die Wißbegierigen aber, welche sich schon an die Redaktion der „Sphinx“ bezüglich der Erlernung der (weißen) Magie gewendet haben oder noch wenden möchten, sei bemerkt, daß sie in jenem Sutta „von der Frucht des Asketentums“ einige wünschenswerte Belehrung erhalten können.

A. E.

Buddhistische Scholastik.

Die Interessenten derselben machen wir auf Dr. Neumanns Textausgabe und Übersetzung des Sârasangaho[2]) aufmerksam. Sehr mit Recht sagt derselbe in seinem Vorwort:

„Daß einer solchen (scholastischen) Kompilation bedeutender innerer Wert nicht zugeschrieben werden kann, ist einleuchtend; gleichwohl ist die Veröffentlichung dieses Werkes wünschenswert, weil es in mehr als einer Beziehung eine reiche Fundgrube wichtiger Aufschlüsse darbietet: viele bisher unbekannte oder zweifelhafte Wort- und Sacherklärungen werden durchgängig mit großer Gewissenhaftigkeit gegeben, manche dunkle oder noch ganz unverständliche Punkte werden in ein verhältnismäßig helles Licht gestellt, kurz, es wird uns hier ohne Zweifel ein reiches . . . Material zum Verständnisse und zur richtigeren Auslegung älterer Texte geboten.“

---

[1]) Dr. Karl Eugen Neumann: Die innere Verwandtschaft buddhistischer und christlicher Lehren. Zwei buddhistische Suttas und ein Traktat Meister Eckharts, aus den Originaltexten übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben. Leipzig 1891, Verlag von Max Spohr, 109 Seiten.

[2]) Leipzig 1891, bei Max Spohr. 1. Lieferung: Erstes Kapitel, 32 Seiten, 1 Mark.

Wir können dieses Urteil nur bestätigen. Wer in den Geist des Buddhismus noch nicht eingedrungen ist, der wird ihn nicht wohl hieraus schöpfen können [1]); aber für die kulturgeschichtliche Erforschung der scholastischen Ausarbeitung buddhistischer Denkformen verspricht dies Werk wertvolle Aufschlüsse. W. H.

Das Suchen.

Dualnue Alrefadel, der Sufi, sagte einst zu einem Gelehrten, der Tag und Nacht in wissenschaftlichem Forschen zubrachte: Warum bist du in dies Land gekommen, und was ist deine Absicht? Arbeitest du nur deshalb, um alle schon in dieser Welt vergangenen Dinge kennen zu lernen? Warum bemühst du dich so unnützer Weise? Vergeblich wendest du so viele Mühe auf und findest nicht einmal den rechten Weg des Wissens! Ist nicht alles in dem Ewigen gegenwärtig? — Antwortest du mir nun, daß du dies Ewige eben suchest, so wisse: es ist überall und bei dem ersten Schritte, den du thust, bist du in ihm. Suchst du das Ewige jedoch nicht in dir selbst, so bleibt dein Suchen eitel und vergeblich. Persisch.

Das Königreich des Friedens.

Alle auf der Erde befindlichen Dinge verursachen nur Geräusch und bringen Verwirrung. Fliehe, und ziehe dich in das Königreich des Ewigen zurück, so wirst du Ruhe finden. Foûzoûll.

Gut und weise.

Wir leben im Zeitpunkt der Disziplinierung, Kultur und Civilisierung; aber noch lange nicht im Zeitpunkt der Moralisierung. Bei dem jetzigen Zustande der Menschen kann man sagen, daß das Glück der Staaten mit dem Elende der Menschen wachse, und es ist noch die Frage, ob wir im rohen Zustande, da alle diese Kultur bei uns nicht stattfände, nicht glücklicher als in unserem jetzigen Zustande sein würden? Denn wie kann man Menschen glücklich machen, wenn man sie nicht gut und weise macht. Die Quantität des Bösen wird dann nicht vermindert.

Kant (pädag. Schriften).

Die Weltsinnigkeit.

Man wird endlich zu dem selbst, was man treibt und von dem man lebt; und da man eigentlich nur das hat und geben kann, was man ist, so ist es kein Wunder, wenn wir jenen Menschen, der unaufhörlich seine ewige Liebe und seine ewigen Kräfte dem zeitlichen Unwesen (jener horrible mondanité) hingiebt, den Charakter der Zeitlichkeit — innere Bestandlosigkeit und Entzweiung — allem aufdrücken sehen, was er bildet und schafft. Franz Baader.

---

[1]) Dazu würden wir als erste Anleitung vielmehr den Buddhistischen Katechismus" von Subhadra Bhikshu, bei Schwetschke in Braunschweig. 2. Aufl. 1890 (1 M.) empfehlen.

Wahrer Wert.

Der Wert eines Menschen entspricht den Dingen, die er schätzt. Achtet er die Welt, so ist er nicht schätzenswert, weil die Welt keinen Wert hat. Achtet er das andere Leben, so ist der Himmel sein Wert. Achtet er das Ewige über alles, so ist er über allen Wert erhaben.

Gülschen Ras (persisch).

Der Mystiker.

Was ist es, das die Schwingen mir verliehn,
Mein Herz entflammt, der Ketten frei, verlachen
Mich Schicksal heißt und Tod, mir los zu machen
Des Kerkers Thor, aus dem so Wen'ge fliehn?

Zeitalter, Jahre, Monde, Stunden ziehn
Vorüber mir; — Zeit, deine Waffen machen
Zu nichte Stahl und Eisen: — deinem Rachen
Entronnen, ist mein Geist zur Seligkeit gediehn!

Die Schwingen darf ich selbstbewußt entfalten,
Nicht fürcht' ich ein Gewölbe von Krystall,
Wenn ich des Äthers blauen Duft zerteile

Und nun empor zu Sternenwelten eile,
Tief unten lassend diesen Erdenball
Und all' die niedren Triebe, die hier walten!

Giordano Bruno.
Del infinito universo e mondi, Einl.[1])

---

[1]) Übersetzt von Dr. L. Kuhlenbeck in dessen „Lichtstrahlen aus Giord. Brunos Werken", bei Rauert & Rocco in Leipzig, 1891.

Empfehlenswerte Zeitschriften.

Der Vegetarier (früher „**Thalysia**"). Zeitschrift für harmonische Lebensweise. Vierzehntägig. (Berlin, C. 22, Hermann Zeidler; jährlich Mk. 4.) — 24. Jahrgang. — Inhalt des Heftes vom 1. April 1891:

Weltanschauung und Lebensgestaltung. Von Dr. Eduard Reich. II. — Gift und Arznei. — Dr. von Gossler. Von Argus Panoptes. — Festgefahren. Erzählung von Anna Wilhelmsen (Fortsetzung). — Vereinsnachrichten. — Verschiedenes.

Prof. Dr. G. Jägers Monatsblatt. Organ für Gesundheitspflege und Lebenslehre (Stuttgart, W. Kohlhammer; jährlich M. 3.—). 10. Jahrgang. — Inhalt des Aprilheftes 1891:

Der Thierversuch. — Volksmittel gegen Tuberkulose. — Die Krankheitsverpflanzung. — Wolle in den Tropen. — Zur Bekleidungsfrage. — Zur Erklärung der Vererbungserscheinungen. — Kleinere Mitteilungen: Benetzbarkeit von Wolle und Pflanzenfaser. Ein Taschentücherdieb. Zucker und Biene. — Eingelaufene Schriften.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Komm.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

SPHINX

XI, 66. Juni 1891.

Fechners Universalbewußtsein.

Von
Eduard von Hartmann.

Fechners Versuch, den Theismus auf naturphilosophischer Grundlage neu zu begründen, ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Erstens tritt in ihm zum erstenmal die Absicht zu Tage, den Spinozistischen Parallelismus von Denken und Ausdehnung, Innerlichkeit und Äußerlichkeit, Bewußtsein und Dasein, geistigem Leben und materieller Verkörperung, Vorstellung und räumlicher Bewegung von dem Boden des Pantheismus auf denjenigen des Theismus zu übertragen. Zweitens zeigt er zum erstenmal das Bestreben, die Verschmelzung der Leibnizischen Monadologie mit dem Spinozistischen Monismus in naturphilosophischer Durchführung zu vollziehen und die bewußte Centralmonade auf dem Stufenbau der natürlichen Individualitäten verschiedenster Ordnungen thronen zu lassen. Drittens scheut er vor dem Wagnis nicht zurück, die Gestirne in diesen Stufenbau bewußtgeistiger Individualitäten einzugliedern, und unternimmt damit die Restitution der alten Lehre, daß die Gestirne Götter oder Engel seien, einer Lehre, welche zu dem festesten Besitzstande nicht nur aller griechischen Philosophen, mit Ausnahme der reinen Materialisten, sondern auch zu demjenigen der Gnostiker und vieler christlichen, jüdischen und muhammedanischen Philosophen des Mittelalters gehört.

Nicht minder beachtenswert sind die beiden ganz modernen Mittel, durch welche er diese drei schwierigen Aufgaben zu lösen sucht. Es ist dies einerseits der psychologische Begriff des Kollektivbewußtseins oder Samtbewußtseins höherer Individualitätsstufe, welches eine Menge Sonderbewußtseine nächstniederer Individualitätsstufen ebenso unter sich befaßt, wie der materielle Organismus höherer Individualitätsstufe die materiellen Organismen der von ihm umfaßten Individuen nächstniederen Stufe in sich einschließt. Es ist andererseits der psychologische Begriff der Bewußtseinsschwelle, welcher die Möglichkeit offen läßt, daß die zu schwachen Bewegungsreize, welche in einem Samtbewußtsein von bestimmter Individualitätsstufe keine entsprechende Empfindung oder Vorstellung mehr auslösen, doch in anderen Bewußtseinen anderer Individualitätsstufen, die zu demselben materiellen Organismus Bezug haben, Empfindung oder Vorstellung auslösen können.

Der Grundsatz des unbedingten Parallelismus von Vorstellungsprozessen und räumlichen Vorgängen fordert gebieterisch, daß jedem Maß von Bewegung in der Welt irgendwo oder irgendwie ein analoges Maß von Empfindung oder Vorstellung entsprechen müsse, mit andern Worten, daß Bewegungen, die für ein bestimmtes Bewußtsein bestimmter Individualitätsstufe unterhalb der Reizschwelle liegen, für irgend ein anderes Bewußtsein anderer Individualitätsstufe oberhalb der Reizschwelle liegen müssen, oder noch anders ausgedrückt, daß die mathematisch-imaginären Empfindungswerte (negativen γ's) der logarithmischen Grundformel Fechners nur für das Bewußtsein dieser bestimmten Individualitätsstufe, das diese Reizschwelle hat, imaginär sind, für Bewußtseine irgend welcher anderen Individualitätsstufe aber, die eine niedrigere Reizschwelle haben, mathematisch reell sein müssen. Fechner ging in seinem Zendavesta von der Ansicht aus, daß die Reizschwelle um so niedriger sein müsse, einer je höheren Individualitätsstufe das bezügliche Samtbewußtsein angehöre. Danach wäre also die Schwelle für das Uratom am allerhöchsten und für die dem Universum entsprechende absolute Centralmonade oder Gott am tiefsten belegen. Die Schwelle der Uratome läge vielleicht so hoch, daß keiner von den höchsten Teilwellengipfeln der psychophysischen Wellenbewegung des Weltprozesses sie erreicht. Die Schwelle für das Bewußtsein Gottes dagegen läge so niedrig, daß alle psychophysische Bewegung des Weltprozesses sich in seinem Bewußtsein abspiegelt.[1]) Für die Atome wäre demgemäß *alles* unbewußt, für Gott *nichts*. Soll der Parallelismus des inneren Vorstellungslebens mit dem äußeren Bewegungsprozeß kein bloß annähernder, sondern ein unbedingter sein, so muß für irgend eine Individualitätsstufe des Bewußtseins die Schwelle auf Null sinken; das kann aber nach Fechners Voraussetzungen nur für Gottes Bewußtsein der Fall sein, dessen Schwelle ohnehin schon die allerniedrigste sein soll. Die Schwelle der Gestirnbewußtseine muß höher liegen als die Schwelle des Gottesbewußtseins, weil jedes Gestirnbewußtsein nur einen Teil der Oberwellen als Ausschnitt der psychophysischen Gesamtwelle des Weltprozesses in sich schließt und den Rest außer sich läßt, der vom Gottesbewußtsein auch noch mit umspannt wird; die Schwelle jedes Gestirnbewußtseins muß aber tiefer liegen als die Schwellen aller Individuen niederer Ordnung, die zu diesem Gestirn gehören und sein kontinuierliches Gesamtbewußtsein zusammensetzen.

Man sieht, die Fechnersche Lösung der Probleme, sowohl des Kollektivbewußtseins jeden Gestirnes, als auch des Kollektivbewußtseins Gottes, auf Grund der Kontinuität der psychophysischen Wellenbewegung in tieferen Schichten ist nur unter der Voraussetzung möglich, daß die Schwelle *um so niedriger* liegt, *je höheren* Individualitätsstufen die Bewußtseine angehören. Anders ausgedrückt: die für ein Bewußtsein nter Individualitätsstufe imaginären Empfindungswerte dürfen nur für Bewußtseine n + mter Individualitätsstufe reell werden, aber nicht für solche

[1]) Vgl. Psychophysik, II, S. 540–543.

n — mter Stufe. Wäre dem nicht so, so würde der Stufenbau der Individuation nur insoweit für das Zustandekommen eines Kollektiv-Bewußtseins höherer Ordnung etwas nützen können, als mit der Individualitätsstufe zugleich die Güte der Leitungsbahnen für die psychophysische Bewegung steigt. Die beiden Gehirnhälften des Menschen denken mit einem Samtbewußtsein, weil sie durch eine Brücke bestleitender Nervenmasse verbunden sind und diese Güte der Leitung ausreicht, um die von einer Hälfte zur andern übertragene psychophysische Bewegung über der Reizschwelle zu erhalten. Die beiden Gehirnhälften würden aber mit zwei getrennten Bewußtseinen fortbestehen, wenn zwei getrennte Menschenhälften überhaupt noch lebensfähig wären, wie die Hälften niederer Tiere es sind.[1]) Die Bewußtseine der getrennten Hirnhälften würden deshalb getrennt sein, weil die Güte der Leitung durch die Erde, feuchte Luft und Äther, die zwischen ihnen liegen, nicht ausreicht, um die psychophysische Bewegung der einen Hälfte in einem Stärkegrade in die andere zu übertragen, der sie über der Schwelle hält. Für die Gestirnbewußtseine, deren Schwelle so viel tiefer liegt, sollen dagegen diese die psychophysische Bewegung abschwächenden Leitungsmittel noch genügen, und erst recht für das Gottesbewußtsein mit seinem Schwellenminimum, das sich der Null annähert, wenn es nicht mit ihr zusammenfällt.

Fechner trägt dem Materialismus, der kein Bewußtsein ohne korrespondierende materielle Vorgänge gelten läßt, so weit Rechnung, daß er auch das Gottesbewußtsein an materielle Bewegungsvorgänge knüpft. Wenn man den organisierten Stoff, dessen Bewegungsvorgänge den Bewußtseinsvorgängen parallel gehen, mit Newton das Sensorium eines Bewußtseins nennt, so löst Fechner die Frage nach dem Sensorium des göttlichen Bewußtseins dadurch, daß er auf den materiellen Makrokosmos hinweist, daß dieser als einheitlicher Organismus aufzufassen sei, und daß die Weltluft oder der Äther in ihm eine Leitung für Übertragung der psychophysischen Bewegungen seiner Teile auf einander darstelle. Aber auch Fechner bestreitet nicht, daß die höheren Empfindungen und Vorstellungen sich nur an den höher organisierten Punkten des materiellen Mikrokosmos, speziell in den Gehirnen bilden, und nicht in dem möglichst unorganischen Äther als solchen, und daß die einzuräumende Leitung der Gehirnbewegungen von einem Gehirn zum andern unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht ausreicht, um die Vorgänge in einem Gehirn für das Bewußtsein eines andern über die Schwelle zu erheben. Soll also trotzdem diese Ätherleitung ausreichen, um alle diese Hirnbewußtseine der verschiedenen Tiere und Menschen zunächst in ein Gestirnbewußtsein, und dann alle diese Gestirnbewußtseine in ein Universalbewußtsein oder Gottesbewußtsein zusammenzufassen, so kommt alles darauf an, daß die Reizschwelle der Gestirnbewußtseine sehr viel tiefer liegt als die der Menschengehirne, und die des Gottesbewußtseins wieder sehr viel tiefer als die der Gestirnbewußtseine.

[1]) Psychophysik, II, S. 536—537.

Wenn die entgegengesetzte Annahme gälte, d. h. wenn die Schwelle der Atombewußtseine der Null nahe läge oder mit ihr zusammenfiele, die Schwelle jeden Bewußtseins höherer Individualitätsstufe aber proportional der Individualitätsstufe wüchse, so wäre den Fechnerschen Gestirngeistern ebenso wie seinem Universalbewußtsein der Boden entzogen. Mit anderen Worten: wenn die imaginären Empfindungswerte, die den unterhalb der Schwelle liegenden psychophysischen Bewegungsgrößen mathematisch entsprechen, ihre mathematische Realität nicht, wie Fechner annimmt, in Samtbewußtseinen höherer Individualitätsstufen, sondern in Bewußtseinen niederer Individualitätsstufen haben, dann fällt Fechners Theismus samt seinen Gestirnengeln in sich zusammen.

Das hat Fechner auch sehr wohl gefühlt und deshalb hat er sich auf das äußerste gesträubt, diese letztere Annahme gelten zu lassen, als sie ihm brieflich von Preyer unter Hinweis auf meine anonyme Schrift „Das Unbewußte vom Standpunkt der Physiologie und Descendenztheorie" (Philos. des Unbew., 10. Aufl., III, 108—109) entgegengehalten wurde.[1]) Das Merkwürdige an Fechners Widerstreben gegen meine, von Preyer acceptierte und verteidigte Annahme ist nicht, daß Fechner sie als eine sein ganzes System umstürzende bekämpft, sondern daß er es nicht mehr wagt, ihr seine eigene entgegengesetzte Annahme, auf der sein ganzes System beruht, entgegenzustellen, und sich darauf beschränkt, die Unwirklichkeit und Nichtexistenz der imaginären Empfindungswerte in dem der Schwelle zugehörigen Bewußtsein zu verteidigen, obwohl über diese gar kein Streit ist. Er fühlt offenbar die Überlegenheit meiner Annahme gegenüber seiner eigenen, und wagt deshalb nicht mehr, seine frühere Ansicht der überlegenen Nebenbuhlerin gegenüber festzuhalten und ins Gefecht zu führen; er ignoriert bei seinem Briefwechsel mit Preyer entweder die Abhängigkeit seines philosophischen Systems von seiner früheren Annahme, oder hat mit dieser Annahme auch sein philosophisches System stillschweigend fallen gelassen, zufrieden mit dem Ausbau der Psychophysik in seinem Greisenalter.

Nun ist es aber zweifellos, daß man nur zwischen der Fechnerschen Annahme und der meinigen zu wählen hat, wenn man überhaupt den Schwellenbegriff und den Stufenbau der Individualitäten ebensowohl für die Seite des Bewußtseins, wie für diejenige der Leiblichkeit gelten läßt. Denn wenn es übergeordnete Bewußtseine verschiedener Stufen giebt, so muß die Schwelle entweder in allen gleich sein oder gesetzmäßige Verschiedenheiten zeigen. Die Gleichheit der Schwelle in allen Bewußtseinsstufen wäre sowohl a priori höchst auffallend, als auch an dem Maßstabe der Erfahrung nicht zu rechtfertigen. Eine gesetzmäßige Verschiedenheit der Schwelle in den Bewußtseinen der verschiedenen Individualitätsstufen muß aber entweder direkte oder umgekehrte Proportionalität mit der Individualitätsstufe zeigen, wobei in beiden Fällen die Art und Schnelligkeit der Progression noch dahingestellt bleibt. Zwischen der Fechnerschen An-

[1]) „Briefwechsel zwischen Fechner und Preyer." Hamburg und Leipzig, 1890.

nahme einer umgekehrten Proportionalität und meiner Annahme einer direkten Proportionalität kann nur die Erfahrung den Ausschlag geben; wir müssen untersuchen, welche der beiden Annahmen in dem uns zugänglichen Beobachtungsgebiet Gültigkeit hat, und dürfen dann die Vermutung wagen, daß dieselbe Gesetzmäßigkeit auch in den unserer Beobachtung bis jetzt unzugänglichen Teilen der Schöpfung Geltung haben wird.

Betrachten wir die aufsteigende Organisation des Lebens vom einfachsten Schleimklümpchen aufwärts durch die einzelligen und mehrzelligen Organismen hindurch bis zu den höchstorganisierten Geschöpfen, so tritt uns unzweifelhaft die Thatsache entgegen, daß jede Steigerung in der Zusammenfassung und Centralisation bedingt ist durch Verbesserung der Leitungsbahnen zwischen den organisch verbundenen Individuen niederer Ordnung. Die höchstorganisierten Pflanzen bringen es zu keinem Samtbewußtsein, weil ihren Zellen die dazu erforderlichen Leitungsbahnen von hinreichender Leitungsfähigkeit fehlen; trotzdem zweifelt Fechner wenigstens nicht daran, daß sie Zellenbewußtseine gleich den Tieren haben und daß diese Zellenbewußtseine sich in Zellen und Organen von gesteigerter Lebensthätigkeit zu einer gewissen Feinheit und Stärke steigern. Die tierischen Kolonien und Stöcke zeigen ein fast ebenso unvollkommenes Samtbewußtsein wie die Pflanzen, offenbar aus demselben Grunde, weil ihnen geeignete Leitungsbahnen fehlen. Je feiner das tierische Nervensystem ausgebildet ist, desto mehr steigt die Centralisation, desto mehr erhebt sich das Kollektivbewußtsein über die Organbewußtseine und Zellenbewußtseine. Daraus ist doch zu schließen, daß mit steigender Individualitätsstufe auch die Schwelle steigt, weil andernfalls keine gesteigerte Leitungsfähigkeit erforderlich wäre, um die dem Kollektivbewußtsein zugeführten Reize über die Schwelle zu erheben.

Das Kollektivbewußtsein braucht schon teleologisch eine höhere Schwelle, um nicht von der Masse des zugeführten Empfindungsstoffes verwirrt und erdrückt zu werden; es muß sich den Kopf frei halten von all den kleinlichen Leiden und Freuden der Organe und Zellen seines Organismus und darf sich nur das Wichtigste nahe kommen lassen, wenn es fähig bleiben will, seinen höheren Aufgaben und den Pflichten der Centralleitung zu genügen. Die Erfahrungen des Somnambulismus und Hypnotismus zeigen uns auf das deutlichste die Hyperästhesie der mittleren Hirnteile bei Funktionssuspension des obersten Bewußtseinscentrums; Hyperästhesie ist aber nichts als Erniedrigung der Schwelle. Je tiefer die Hypnose wird, d. h. je weiter die Funktionshemmung im Gehirn fortschreitet und je tiefer belegene Hirnteile mit ihren Funktionen selbständig hervortreten, desto größer wird diese Hyperästhesie, desto stärker die Empfänglichkeit für telepathische Einwirkungen, d. h. für schwächste Reize, die durch Ätherschwingungen von anderen Gehirnen her übermittelt werden, desto größer auch die Fähigkeit, die sonst unter der Schwelle bleibenden organischen Reize der niederen Bestandteile des eigenen Leibes wahrzunehmen. Das alles deutet doch offenbar darauf hin, daß die Schwelle

um so tiefer liegt, in je tiefere Unterbewußtseine wir vom höchsten Oberbewußtsein im Menschen hinuntersteigen. Das nämliche zeigt sich, wenn wir die tiefliegende Schwelle des Gemeingefühls für elektrische und sonstige atmosphärische Einflüsse bei Tieren mit derjenigen beim Menschen vergleichen. Je feiner die Sinnesorgane differenziert sind und je besser ihre Einrichtung dazu dient, die Äther- und Luftreize zu konzentrieren und zu potenzieren, desto höher steigt die Schwelle und desto unempfänglicher wird das Gemeingefühl des Centrums für unmittelbare Erregungen durch Bewegungen des umgebenden Mittels. Wo sich bei höheren Tieren oder gar bei Menschen hochgradige Sensitivität für Luft- und Ätherbewegungen, die nicht durch spezifische Sinnesorgane aufgefangen und multipliziert werden, herausstellt, da erklärt man dieselbe wohl nicht mit Unrecht aus niederen, mit tieferer Schwelle versehenen Nervencentren, die ihrerseits erst die umgewandelte und potenzierte Erregung als dumpfe Ahnung oder symbolische Sinnesanschauung in die Großhirnrinde projizieren.

Nach alledem scheint meine Annahme, daß die Schwelle mit der Individualitätsstufe steigt, besser den Erfahrungsthatsachen zu entsprechen als die Fechnersche, daß sie mit steigender Individualitätsstufe fällt. Wir werden deshalb eher vermuten dürfen, daß die Schwelle in den ganz auf Ätherbewegung angewiesenen Atomen auf Null sinkt, als daß sie im Universum als einheitlichem Gesamtorganismus auf Null sinkt. Wir können uns die Vermutung gestatten, daß die Atome keine innere Schwelle mehr haben, weil sie einfache, d. h. nicht mehr zusammengesetzte Individuen sind; wir werden uns aber nicht die Vermutung gestatten dürfen, daß das Universum als solches ein schwellenloses Bewußtsein besitze, weil es das zusammengesetzteste aller Individuen ist und deshalb die größten inneren Leitungswiderstände zu überwinden hat. Die Bewußtheit der Atome, als der Urindividuen, aus denen alle höheren Individuationsstufen sich aufbauen, bietet den Vorzug, daß auf keinem Punkte der fortschreitenden Centralisation und Organisation des Lebens etwas schlechthin Neues einsetzt, was nicht schon von Anbeginn des Prozesses in einfacherer Gestalt dagewesen wäre. Die Bewußtheit des Universums als solchen, die doch immer nur das letzte Samtergebnis aus allen Bewußtseinen niederer und mittlerer Individualitätsstufen sein könnte, vermag zur kausalen Erklärung der fortschreitenden Bewußtseinscentralisation nichts beizutragen, weil sie erst aus ihr folgt, und die Folge nicht zugleich Grund sein kann.

In der That beabsichtigt Fechner auch gar nicht, mit Hilfe dieses universellen Kollektivbewußtseins irgend etwas von den Dingen und Vorgängen der Welt zu erklären, sondern dasselbe dient ihm ausschließlich dazu, die Rückbeziehung des göttlichen Vorstellens auf sich selbst begreiflich zu machen, d. h. das göttliche Selbstbewußtsein zu erklären.[1]) In seinem schöpferischen Denken hat Gott auch nach Fechner kein reflektiertes, sondern nur ein unmittelbares Bewußtsein, kein Selbstbewußtsein, sondern nur

[1]) Zendavesta I, S. 394—396.

gegenständliches Bewußtsein. Das schöpferische Denken Gottes hat ferner nach Fechner auch nicht die Formen unserer sinnlichen Anschauung, sondern diese wachsen ihm erst indirekt zu, nachdem es sie in den Tieren und Menschen durch Vermittelung der materiellen Bewegungsvorgänge hervorgerufen hat. Das schöpferische Denken Gottes muß wegen des Parallelismus von Denken und materieller Bewegung die Dinge genau so denken, wie sie an sich sind, damit sie so werden, wie sie sein sollen; es darf aber die Dinge nicht so denken, wie sie unserer sinnlichen Anschauung erscheinen, denn sonst würden sie auch in Wirklichkeit so werden, wie sie uns erscheinen, und würden dann unfähig sein, so auf uns zu wirken, daß in uns ihre sinnliche Anschauung entsteht. Fechner drückt dies so aus, daß ein (den Dingen adäquates) Gedankenbild in Gottes Bewußtsein den Dingen vorausgeht oder doch mit ihnen gleichen Schrittes einhergeht, während das von den Dingen verschiedene phänomenale Anschauungsbild der Dinge dem göttlichen Bewußtsein erst hintennach durch Vermittelung der Tiere und Menschen zuwächst.[1] Das schöpferische Denken Gottes ist also nicht nur unbewußt im Vergleich mit dem reflektierten Selbstbewußtsein, sondern auch in Bezug auf das sinnliche Anschauungsbild der Dinge; bewußt aber ist es im Sinne eines unmittelbaren, unreflektierten Bewußtseins des adäquaten Gedankenbildes der Dinge.[2])

Das Gedankenbild kann unmöglich als ein abstrakter Gedankenkomplex und als eine diskursive reflektierte Gedankenverknüpfung von Fechner gemeint sein; der Parallelismus des schöpferischen Denkens und des realen Weltprozesses fordert, daß in jedem Augenblick das Gedankenbild der Welt im göttlichen schöpferischen Denken ein schlechthin simultanes, allumspannendes und schlechthin konkretes, d. h. bis ins Kleinste genau bestimmtes sei. Das kann aber niemals ein Gedankenbild, sondern nur ein Anschauungsbild leisten. Fechner beschränkt nur das Wort Anschauungsbild auf die sinnliche Anschauung, während es sich hier um eine übersinnliche, intellektuelle oder intelligible Anschauung handelt. Daß das übersinnliche, intellektuelle Weltbild des schöpferischen göttlichen Denkens weit mehr Ähnlichkeit haben müsse mit dem Bilde, das dem Schaffen des Künstlers vorschwebt, als mit unsern abstrakten, diskursiven und reflektierten Gedanken, will Fechner am wenigsten bestreiten[3]), also wird es auch intuitiv im Sinne einer intellektuellen übersinnlichen Anschauung heißen müssen. Das rein gegenständliche, unmittelbare, unreflektierte, auf kein Subjekt zurückbezogene Weltbild der schöpferischen intellektuellen Anschauung wird ebenso überbewußt wie übersinnlich, d. h. über unsere sinnliche Bewußtseinsform in jeder Weise entrückt und erhaben sein müssen, mit anderen Worten: es muß unbewußt sein.

Eine für unser sinnliches Vorstellungsvermögen anschauliche Vorstellung können wir uns freilich von einem unbewußten Denken und Schauen ebensowenig machen, wie von einem überbewußten Bewußtsein; aber dasjenige aus unserm Bewußtsein, was in jener übersinnlichen An-

---

[1]) Zendavesta I, S. 444—445. — [2]) Ebenda, S. 466. — [3]) Ebenda, S. 395—396.

schauung erhalten bleiben muß, ist eben das gegenständliche Schauen und unreflektierte Denken und nicht die Bewußtseinsform, welche an die Sinnlichkeit und an die Reflexion auf das Subjekt im Unterschied von dem Objekt geknüpft ist. Deshalb ist es logisch geboten, daß wir jenes Denken und Schauen nicht bloß als ein überbewußtes, d. h. unserm bewußten Denken und Schauen überlegenes, sondern zugleich auch als ein unbewußtes, d. h. unserm Denken und Schauen formell entgegengesetztes anerkennen. Eine Steigerung unseres Bewußtseins können wir uns nur als Steigerung der Sinnesschärfe und des Reflexionsvermögens denken; deshalb können wir mit einem überbewußten Bewußtsein niemals einen andern Begriff verbinden als den einer unermeßlich über die unsere gesteigerte Sinnlichkeit und Reflexion. Eine solche Steigerung führt gerade nach der entgegengesetzten Richtung, als nach der das schöpferische Denken zu suchen ist, führt uns also von der Wahrheit immer weiter ab. Wir müssen uns zuerst klar machen, daß das göttliche Denken und Schauen ein formell unbewußtes ist, und dann erst dürfen wir in zweiter Reihe daran denken, daß die Leistungsfähigkeit dieser übersinnlichen Anschauungsweise eine unserm Bewußtsein auch inhaltlich überlegene, d. h. überbewußte ist. Nur bei diesem Vorgehen sind wir davor geschützt, die Überbewußtheit in der verkehrten Richtung eines unermeßlich gesteigerten Bewußtseins, d. h. einer unermeßlich gesteigerten Sinnlichkeit und Reflexion zu suchen, anstatt in der Richtung einer unbewußten, übersinnlichen und unreflektierten, rein gegenständlichen intellektuellen Anschauung.

Wenn es nun nach den obigen Ausführungen nicht anzunehmen ist, daß sämtliche Menschen- und Tier-Bewußtseine in einem Erd-Bewußtsein zur höheren kollektiven Bewußtseinseinheit zusammengefaßt werden, und daß weiterhin alle Gestirnbewußtseine in einem Universalbewußtsein zu einer makrokosmischen Bewußtseinseinheit zusammengefaßt werden, so giebt es eben auch kein einheitliches Bewußtsein in Gott, unbeschadet dessen, daß Gott als das absolute Subjekt der Produzent und Träger aller Individualbewußtseine aller Stufen ist. Fechner selbst warnt davor, das bewußte Anschauungsbild, das ich von einem Dinge habe, und dasjenige, welches Gott durch mich von diesem Dinge hat, für zwei numerisch verschiedene Anschauungsbilder zu halten, da es doch nur Gott ist, der als eingeschränktes Ich in mir dieses Anschauungsbild schaut und denkt.[1]) Aber Fechner glaubt doch andrerseits, daß Gott als Träger des Universalbewußtseins mit seinen oberen kollektiven Bewußtseinsbezügen über allen Bewußtseinsinhalt unserer Individualbewußtseine übergreife, wie wir über alle Einzelwahrnehmungen unsrer Sinne.[2])

Daß aller Bewußtseinsinhalt aller Individuen aller Stufen zugleich vom absoluten Subjekt als solchem getragen und besessen wird, weil er vom absoluten Subjekt als individuell eingeschränktem getragen und besessen wird, das ist für jeden auf monistischem Boden Stehenden unbestreitbar. Daß all dieser Bewußtseinsinhalt aller Individuen im absoluten

[1]) Zendavesta I, S. 371 flgd. — [2]) Ebenda, S. 418.

Subjekt durch die substantielle Einheit des Trägers und die funktionelle Einheit seiner Thätigkeit a parte ante gebunden ist, kann ebensowenig bezweifelt werden. Ob er aber auch a parte post zur Einheit gebunden ist, das hängt lediglich davon ab, ob es ein kosmisches Universalbewußtsein giebt, d. h. ob die Güte der Leitung unter den Gestirnen und unter den Gehirnen auf einem und demselben Gestirn für die Herstellung einer höheren kollektiven Bewußtseinseinheit ausreicht. Nur die etwaige Einheit a parte post kann einheitliche Bewußtseinsbezüge oder bewußte Beziehungen unter den Inhalten der verschiedenen menschlichen oder tierischen Bewußtseine herstellen; die substantielle Einheit des absoluten Subjekts und die funktionelle Einheit seiner allumfassenden Thätigkeit dagegen kann nur unbewußte Einheitsbezüge oder unbewußt logische Beziehungen zwischen ihnen verbürgen.

Die bewußten Beziehungen der verschiedenen Bewußtseinsinhalte im göttlichen Denken könnten nur reflexiver Art sein, und solche müssen vom göttlichen Denken ausgeschlossen bleiben, wie denn auch in der That jeder Anlaß im absoluten Denken fehlt, sich über die fertigen Weltmomente nachträglich noch allerlei Gedanken zu machen, d. h. die ihm a parte post durch den materiellen Weltprozeß zufließenden sinnlichen Anschauungsbilder übergreifend in bewußte Reflexionsbeziehungen zu einander zu setzen. Denn bei diesen Beziehungen würde doch nur hintennach explicite dasjenige in inadäquater Weise noch einmal gesetzt werden können, was von vornherein implicite und in adäquater Weise schon einmal durch das unbewußte schöpferische Denken gesetzt worden ist: die absolute logische Synthesis der simultanen Glieder des Weltprozesses in dem soeben abgelaufenen Zeitmomente. Diese unbewußt logische implicite Synthesis ist die einzige Form des Einheitsbezuges, die dem schöpferischen göttlichen Denken angemessen ist; in ihr ist alles von Einheitsbezügen implicite vorweggenommen und erschöpft, was das kosmische Universalbewußtsein, wenn es ein solches gäbe, dem absoluten Subjekt a parte post zurückbringen und unterbreiten könnte, und es ist kein vernünftiger Zweck einer inadäquaten Verdoppelung der adäquaten absoluten Synthesis erfindlich.

Fechner sucht nun allerdings diesen Zweck, wie schon oben angedeutet, in der Gewinnung eines göttlichen Selbstbewußtseins, das dem absoluten Subjekt als schöpferisch Denkendem noch fehlt. In der Summe der individuellen Bewußtseinsinhalte besitzt Gott allerdings bereits diejenige Art von Selbstbewußtsein, die er als eingeschränktes Subjekt in den reflektierenden Gehirnen über sich als absolutes Subjekt vermittelst des menschlichen Gottesbewußtseins erlangt. Dieses mittelbare, d. h. geschöpflich vermittelte und darum auch individualistisch zersplitterte Selbstbewußtsein Gottes genügt aber Fechner nicht, und er sucht darüber hinaus auf Grund der übergreifenden Einheit des Universalbewußtseins ein freilich noch mehr vermitteltes, dafür aber auch universelles und zentralisiertes Selbstbewußtsein Gottes zu erringen. Gott soll von dem gegenständlichen, universellen Einheitsbezug aller Anschauungsbilder auf sich selbst als das absolute Subjekt, den Werkmeister und Künstler zurückblicken, und dieser

Rückblick auf den Künstler soll dann aufs neue in den Vorblick auf das geschaffene Werk eingehen, um sich auf diese Weise immer mehr über die sinnliche Basis zu erheben.[1])

Aber diese allmählich reflexierte Erhebung über die sinnliche Basis hat doch nur dann einen vernünftigen Zweck und Sinn, wenn das unmittelbare schöpferische Denken ein untersinnliches und unterbewußtes Denken ist, d. h. wenn es noch unter der sinnlichen Anschauung und ihrem Bewußtsein steht und durch deren Hinzufügung auf ein höheres Niveau gehoben werden soll, nicht dann, wenn dieses schöpferische Denken von Anfang an übersinnliche und überbewußte intellektuelle Anschauung ist. Und der Umschlag des Rückblicks auf den Künstler in den Vorblick auf das Werk kann nur die Bedeutung haben, daß das an und für sich noch unvollkommene schöpferische Denken durch bewußte und selbstbewußte Reflexion allmählich zu immer größerer Vollkommenheit emporgeläutert werden soll, was in der That Fechners Ansicht ist.[2]) Es ist zu bezweifeln, daß diese Ansicht über das Wesen Gottes als eine der Gottheit würdige von theistischer Seite Billigung finden dürfte. Sie entspringt daraus, daß Fechner den übersinnlichen und überbewußten Charakter des unbewußten schöpferischen Denkens und die unübertreffliche Vollendung ihrer unbewußt logischen absoluten Synthesis verkennt, und derselben durch eine phantastische Steigerung unserer bewußten Sinnlichkeit und Reflexion bessernd nachhelfen zu sollen glaubt. Die technische Ermöglichung dieser Nachhilfe aber hängt von der Wirklichkeit eines universellen Samtbewußtseins ab, das ebenfalls als eine phantastische Fiktion beseitigt werden mußte.[3])

---

[1]) Zendavesta I, S. 395. — [2]) Zendavesta I, S. 433, 457.

[3]) Vergleiche über das Verhältnis der unbewußten und bewußten Geistesthätigkeit im absoluten Subjekt: „Phil. d. Unb.", 10. Aufl., II, S. 493—510 und die auf Seite 510 gegebenen Stellennachweise. Der angeführte Zusatz ist nebst einigen andern auf diesen Gegenstand bezüglichen (z. B. II, S. 485—488) erst in der im Jahre 1890 erschienenen 10. Auflage eingeschaltet.

Spätherbst.

Von

August Butscher.

Der Herbst ist stilles Werben
Um ein „Gedenkemein" —
Er weiß uns zu vererben
Die Hoffnung noch im Sterben,
Und will uns Tröster sein!

Ich hab' einen Sarg gesehen,
Und drin ein Antlitz alt —
Du wirst mich wohl verstehen:
Der Herbst muß wandern gehen,
Dann kommt der Frühling bald!

Der Wert des Lebens
und die Bedeutung des Todes.

Von
Ludwig Deinhard.

Es schauert vor der Lieb' ein Herz
Als wie vom Untergang bedroht,
Denn wo die Lieb erwachet, stirbt
Das Ich, der finstere Despot!
Du, laß ihn sterben in der Nacht
Und atme frei im Morgenrot!

Dschelal Eddin-Rumi.

Unter obigem Titel erschien jüngst im Verlag von W. Friedrich-Leipzig eine Broschüre, deren Verfasser Dr. P. Schellhas einen kurz gefaßten kulturgeschichtlichen Überblick zu geben bestrebt war über die bezüglichen Anschauungen der alten Ägypter, Chinesen, Inder, Muhammedaner, Griechen, Römer und Germanen. Was der Verfasser in dieser Beziehung von unserer lebenden Generation darzustellen unternimmt, hat für uns ein ganz besonderes Interesse. Er hat sich die Besprechung des Stoffes nach folgenden Gesichtspunkten zurecht gelegt: Christentum; naturwissenschaftlicher Materialismus; Optimismus—Pessimismus; Spiritismus; Todesfurcht; Todesstrafe; Kriege; Selbstmord; Duell; Begräbniswesen. Zum Schlusse kommt er noch einmal auf den modernen philosophischen Pessimismus (Schopenhauer-Hartmann) zu reden, dem er das Recht bestreitet, als eigentliches philosophisches System aufzutreten, da er den Schwerpunkt der Weltanschauung in das schwankende und wechselnde Gebiet der subjektiven Empfindung verlegt, und schließt mit den Worten:

„Es giebt für den denkenden Menschen keine tiefsinnigere und bedeutungsvollere Frage, als die nach dem Wesen seiner eigenen Erscheinung, nach der Lösung jenes Rätsels, dessen Kernpunkt darin besteht, wie die bewußte Existenz des Individuums, scheinbar losgelöst aus der Reihenfolge der natürlichen Vorgänge, plötzlich ohne erkennbaren Zusammenhang mit der präexistierenden Vergangenheit auftaucht, um einer unfaßbaren, unbekannten und seinem Bewußtsein gänzlich fremden Zukunft entgegen zu gehen."

Doch giebt es nach dem Verfasser zweierlei Standpunkte, auf welchen man in diesem Chaos einigermaßen festen Fuß zu fassen vermag. Der

eine ist der Standpunkt der Resignation, das Bescheiden in der so einfachen Einsicht, daß wir nichts wissen können. Dieser Standpunkt des „Jgnorabismus“ — möchten wir dem Verfasser entgegenhalten — ist unphilosophisch. Aus ihm läßt sich keine Ethik ableiten. Außerdem vernachlässigt er die Thatsache der Entwickelung. Er weiß nicht, was noch die Menschheit über den Wert des Lebens und die Bedeutung des Todes denken wird. Aber daß sie über diese Fragen noch ganz anders und viel richtiger urteilen wird, als die heutige Generation, dies steht für uns unerschütterlich fest. — Der andere Standpunkt, auf welchen man sich dem Verfasser zufolge, aus diesem Chaos der Meinungen retten könnte, ist

„das harmonische Bewußtsein des Menschen — wenn sich auch die Einsicht in die waltenden Gesetze für immer unserer Erkenntnis entzieht — dennoch ein Glied jener ewigen, ununterbrochenen Kette von Erscheinungen zu sein, die den Kosmos ausmachen, ein Bewußtsein, welches das Individuum aufgehen läßt in dem allumfassenden All, welches in den harmonischen Kosmos sich einfügt“.

Dieses ist ja recht eigentlich der Standpunkt des Pantheismus, wie ihn Eduard von Hartmann vertritt, in welchem das Jndividuum nach dem leiblichen Tode im All zerfließt — jenem pantheistisch Unbewußten, das du Prel einmal irgendwo mit jener Nacht vergleicht, in der alle Kühe schwarz sind.

Uns dagegen, die wir jene Ruhepunkte, die uns der Verfasser zu unserm Troste aufzeigen möchte, als solche nicht anzuerkennen vermögen, will es dünken, wie wenn Dr. Schellhas bis heute noch keine Gelegenheit hatte, den Erscheinungen des übersinnlichen Phänomenalismus einige Aufmerksamkeit zu schenken. Ohne Zweifel aber ist er vorurteilsfrei genug, diese Lücke selbst zu empfinden. Er bezeichnet natürlich das ganze Gebiet der occulten Thatsachen mit dem gebräuchlichen Wort Spiritismus und urteilt über diese Bewegung etwa folgendermaßen:

„Keine Theorie hat zu so heftigen Kontroversen und so groben persönlichen Angriffen Veranlassung gegeben, wie diese. Die Wissenschaft hat sich den Thatsachen ablehnend gegenüber gestellt, ohne sie bisher geprüft zu haben. Eine blinde Gläubigkeit herrscht auf der einen Seite, eine lebhafte Voreingenommenheit auf der andern. — Es ist undenkbar, daß Männer, denen man im übrigen einen guten Verstand zutraut, einer Art von Unzurechnungsfähigkeit unterliegen sollten, sobald es sich um derartige Erscheinungen handelt. Die Wissenschaft hätte die Aufgabe, zu prüfen, was daran ist. Denn welch' höhere Aufgabe hätte dieselbe, als aufklärend zu wirken? Und wenn sie das nicht kann und ihre Unfähigkeit hinter der Ausflucht verbirgt, daß dergleichen unter ihrer Würde sei, ganz wie das früher bei den hypnotischen Erscheinungen geschehen ist, so ist das nichts anderes, als ein Armutszeugnis, eine Folge des elenden modernen naturwissenschaftlichen Dünkels, der lächerlichen Überhebung und Verhimmelung, die sich die naturwissenschaftliche Forschung selber angedeihen läßt, uneingedenk der alten Weisheit, daß alles Wissen nur dahin führt, einzusehen, wie wenig wir wissen. Die Zukunft wird das lehren.“

Sehr richtig, und vollkommen einverstanden!

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Die deutsche Gesellschaft für psychologische Forschung.

Von

Max Offner.

Die „Psychologische Gesellschaft in München" führte in den ersten Jahren ihres Bestehens keineswegs ganz mit Recht diesen Titel. Wer die Publikationen derselben einer näheren Durchsicht unterzieht, wird finden, daß die philosophischen Fragen bedeutend im Vordergrunde standen. Besonders war es die Metaphysik, welche die Gedanken in ihre spekulativen Kreise zog, mehr als gebührend war. Und aus dem weiten Gebiete der Psychologie, deren Studium doch auf die Fahne geschrieben war, gelangte nur der kleine Kreis abnormer Seelenvorgänge, wie sie in der Telepathie und verwandten Phänomenen vorliegen, zur Erörterung. Ein Anschluß an die Psychologie des Normalen wurde nur in untergeordnetem Maße versucht; und doch ist es erst die organische Angliederung dieser bis jetzt noch immer isoliert stehenden Erfahrungen an die bereits sicher gestellten Gebiete, welche allein sie zu wissenschaftlichen Wahrheiten erheben kann. Auch läßt sich nicht leugnen, daß daneben der Dilettantismus, welcher sich ohne geordnete naturwissenschaftliche oder philosophische Vorbildung zur Beurteilung der von der amtlichen Wissenschaft bis jetzt gewöhnlich vernachlässigten Gebiete berechtigt und verpflichtet hielt, schließlich in einer Weise Boden zu gewinnen drohte, daß trotz des unleugbaren, ehrlichsten Ernstes der Bestrebungen eine wenn auch nur bedingte Anerkennung seitens der amtlichen Wissenschaft immer mehr in Frage gestellt wurde. Fachgelehrte, auf deren Mitwirkung eine solche Gesellschaft um so weniger verzichten kann, je mehr sie die Stiefkinder der üblichen psychologischen Forschung zum Gegenstande ihrer Betrachtung macht, hielten sich fern, abgeschreckt durch die unzulängliche Exaktheit und Kritik, mit welcher eigene und fremde Beobachtungen behandelt wurden. Andererseits waren es die unbefriedigten Wünsche des sich nach einem Surrogat der abhanden gekommenen religiösen Überzeugungen sehnenden Gefühles, welche in den spiritistischen Erscheinungen Nahrung suchten und so natürlich den sicheren Maßstab interesseloser Objektivität aus den Händen gaben. Es ist selbstverständlich, daß gar manche Mitglieder, welche diese religiösen Bedürfnisse in die Gesellschaft geführt hatten,

hinterher, nachdem ihre hochgespannten Erwartungen durch keinerlei Geistermanifestationen erfüllt wurden, sich enttäuscht wieder zurückzogen; zumal gerade die Versuche der Gesellschaft, dem Spiritismus auf experimentellem Wege eine gesicherte Grundlage zu schaffen, von höchst unbefriedigendem Erfolge begleitet waren. Und in gleicher Weise fanden solche, welche nur der Reiz der Neuheit herbeigelockt hatte und denen der Ernst andauernder wissenschaftlicher Beobachtung ferne lag, keineswegs, was sie gesucht hatten. So kam es, daß die Mitgliederschaft in einem beständigen Flusse sich befand, was für die gedeihliche Entwickelung der Gesellschaft nur nachteilig sein konnte.

Unterdessen erwuchs aber durch die mustergültig exakten Arbeiten französischer und englischer Forscher, besonders dem Studium des Hypnotismus, eine durchgebildete, wissenschaftliche Methode, welche von der in der Gesellschaft bislang üblichen Art der Untersuchung erheblich abwich. Sie fand aber bei demjenigen Teile der Mitglieder, welcher von einer allzu raschen Verwertung der noch nicht mit hinreichender Präcision festgestellten und durchprüften Erscheinungen für metaphysische oder theosophische Spekulationen absehen wollte, entschiedene Beistimmung und führte zu Reformbestrebungen, welche allmählich eine möglichste Bescheidung auf die einer exakten Prüfung zunächst zugänglichen Gebiete durchsetzten und damit die Gesellschaft in der ganzen Art ihres Vorgehens und ihrer Methode den in gleicher Richtung arbeitenden, auswärtigen Vereinigungen ebenbürtig zur Seite stellten.[1])

---

[1]) Vor länger als zwei Jahren zweigte sich von der ‚Psychologischen Gesellschaft‘ eine Gruppe von Männern ab, um einen besonderen Verein zu gründen. Das Ziel beider Vereinigungen in München (der älteren ‚Psychologischen Gesellschaft‘ und der jüngeren ‚Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie‘) ist zum Teil dasselbe; jedoch sind die eingeschlagenen Wege verschiedene. Die abgezweigte Gruppe von Gelehrten betont mehr die transscendentalpsychologischen Erscheinungen des abnormen Seelenlebens im eigentlichen Sinn (also den Spiritismus, die Od-Untersuchungen und verwandte Gebiete) und geht unbeirrt ihren eignen Weg. Die Psychologische Gesellschaft aber steht auf dem positiven Boden der Normal-Psychologie und sucht in engem Anschluß an die offizielle Wissenschaft die induktive Methode auf anormale psychologische Erscheinungen auszudehnen. Es kommt ihr vorläufig mehr — wenigstens was den kleinen Teil der Erscheinungen des abnormen Seelenlebens betrifft — auf die kritische Untersuchung ihrer Thatsächlichkeit, als auf theoretisch-philosophische Verwertung derselben an. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Arbeitsteilung (denn das bedeutet diese Trennung) bei der herrschenden schroffen Opposition der offiziellen Wissenschaft gegen alles „Okkulte“ und alles „Neue“ überhaupt von Vorteil ist. Während die abgezweigte Gruppe unbehindert durch irgend welche Rücksichten auf die herrschende öffentliche oder wissenschaftliche Meinung ihren Studien nachgehen kann, ist es Hauptaufgabe der alten Gesellschaft, neu erschlossene Gebiete genau zu studieren und den alten bekannten anzugliedern unter wirksamer Unterstützung der amtlichen Wissenschaft. So können beide Richtungen sich in ihrer Individualität unbehindert ausleben. Die Mitteilung unserer Meinung in diesem Punkte erscheint notwendig, um der etwaigen mißverständlichen Auffassung vorzubeugen, als ob mit der obigen Darstellung ein Angriff auf anders denkende beabsichtigt sei. Im Gegenteil, suum cuique!

Nunmehr gelang es auch, mit der innerhalb engerer Grenzen, unter größerer Vorsicht arbeitenden Berliner „Gesellschaft für Experimentalpsychologie“ in Beziehungen zu treten, welche zur Gründung einer deutschen „Gesellschaft für psychologische Forschung“ führten. Diesen höchst erfreulichen Abschluß der Reformbewegung verdankt die Gesellschaft den Bemühungen des Vorstandes, insbesondere denen ihres verdienten ersten Sekretärs Dr. A. Frhrn. von Schrenck-Notzing.

Zweck des neuen Verbandes ist, die Arbeitskräfte der beiden, wie auch anderer sich etwa noch anschließenden Vereinigungen nach Möglichkeit zu konzentrieren und ihre Veröffentlichungen in einer gemeinsamen Reihe von „Schriften“ zu sammeln. Die kontraktlich gesicherte Herausgabe dieser Publikationen, an deren Zustandekommen das Hauptverdienst dem vortrefflichen Psychologen und seitherigen Schriftführer der Berliner Sektion, Dr. Max Dessoir, zukommt, hat in entgegenkommendster Weise die bekannte medizinische Verlagsbuchhandlung von Ambrosius Abel in Leipzig übernommen.

Ohne in oberflächlichen Dilettantismus zu verfallen, setzen diese wissenschaftlichen Arbeiten doch spezielle Fachkenntnisse nicht voraus. „Es ist keineswegs beabsichtigt — heißt es im Prospekte — in den „Schriften“ spezialistische Studien über entlegene Themata zu veröffentlichen, ebensowenig wie der seichte Dilettantismus zu Worte kommen soll, sondern nur Fragen von allgemeinerer Bedeutung, an deren Aufhellung wirklich etwas gelegen ist, sollen in streng wissenschaftlicher, wenngleich allgemein-verständlicher Form für unsere „Schriften“ bearbeitet werden.“ Den Stoff hierzu sollen in erster Linie die Phänomene des Traumlebens und des abnormen Seelenlebens (Hypnotismus u. dgl.) bieten, zunächst weil die neuere Psychologie auf sie bis jetzt noch wenig Rücksicht genommen und ihrer Erörterung in den bestehenden Fachzeitschriften keine genügende Stätte gewährt hat, dann aber auch, weil gerade diese seelischen Vorgänge es sind, welche in weiteren Kreisen allgemeinerem Interesse begegnen und gleichzeitig aus eben diesen Kreisen wieder Beiträge zu ihrer Erforschung gewinnen können.

Das bereits erschienene erste Heft[1]) enthält eine interessante Untersuchung über „die Bedeutung narkotischer Mittel für den Hypnotismus mit besonderer Berücksichtigung des indischen Hanfes“ von Dr. med. Freiherrn von Schrenck-Notzing, welche Arbeit in dieser Zeitschrift bereits von einem anerkannten Fachmann besonders besprochen wurde.

Beigefügt ist diesem Heft ein „Gutachten über einen Fall von spontanem Somnambulismus mit angeblicher Wahrsagerei und Hellseherei“, welches Prof. Dr. August Forel, Direktor der kantonalen Irrenanstalt Burghölzli bei Zürich über eine Frau Fay, die sich gegen Ende des Jahres 1889 in seiner Behandlung befunden hatte, seiner Zeit an die Bezirksanwaltschaft Zürich abgegeben hat.

---

[1]) Groß 8°, 94 S.; im Buchhandel 3 Mark.

In den nächsten Monaten wird eine Reihe von Aufsätzen aus der Hand bewährter Autoren zur Veröffentlichung gelangen, so von Dr. phil. et med. Hugo Münsterberg, Privatdocenten an der Universität zu Freiburg i. B.: „Über Aufgaben und Methoden der Psychologie"; von Dr. med. Albert Moll, prakt. Arzt in Berlin: „Der Rapport in der Hypnose"; von Dr. phil. Otto von Leixner in Berlin: „Experimentelle Untersuchungen über das Traumleben"; von Dr. phil. Raphael von Koeber in München: „Zwei Studien zur Geschichte der Psychologie." Ferner stehen zu erwarten Beiträge von dem bekannten Kulturhistoriker Friedrich von Hellwald, von Dr. med. Klett, Dr. phil. Grote und andern.

Berücksichtigen wir, daß außer den Genannten sich eine stattliche Reihe anderer hervorragender Gelehrten und unter ihnen fast alle, welche an der Spitze der hypnotischen Bewegung stehen, dem Unternehmen angeschlossen haben, so Liébeault, Prof. Bernheim, Prof. Liégeois, Prof. Richet, Prof. Sidgwick, Myers, Dr. Sperling, ferner bedeutende Psychologen, wie Nikolaus von Grot, Prof. Lombroso, Prof. James, Prof. Jastrow, dann Dr. Eduard von Hartmann, Prof. Piktet, daß endlich zahlreiche Ärzte und Gelehrte aus den verschiedensten Fächern der Wissenschaft ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt haben, so dürfen wir getrost behaupten, daß es außerordentlich günstige Zeichen sind, unter denen die „Gesellschaft für psychologische Forschung" in die Welt tritt.

Mögen sich ihr viele Mitglieder und vor allem recht viele Gelehrte in thatkräftiger Unterstützung anschließen! Möge der verdiente Erfolg ihren Arbeiten zu teil werden! Die gebührende Achtung und Anerkennung wird man ihr unter solchen Umständen schon heute nicht mehr versagen können. —

Rätsel.

Von

Frank Forster.

Wunderbarster aller Bälle!
Trinkest jeden Sternenball,
Wo du forschest, wird es helle,
Deine „Linse" ist die Zelle,
Der entwächst das Weltenall!

Doch das Staunen wächst noch höher:
Schließ die Thür vor deinem Haus —
Kommt Verborgnes selbst dir näher,
Und du wirst erst recht ein „Seher" —
Wer denkt solche „Wunder" aus! —

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Franz Anton Mesmers Leben.

Von

Carl Kiesewetter.

III.

Jussieus Eintreten für den Mesmerismus, Puységur und die Entdeckung des Somnambulismus.

Adrien Laurent de Jussieu, geboren am 12. April 1748 zu Lyon, studierte Medizin und fungierte von 1770 bis zum Jahre 1785 als Professor der Botanik am Jardin des Plantes in Paris, wurde unter Napoleon Rat an der kaiserlichen Universität und nach der Restauration Professor der Arzneimittellehre an der medizinischen Fakultät und der Botanik am Museum der Naturgeschichte. Am bekanntesten ist de Jussieu durch die Ausbildung des von seinem Oheim Bernard d. J. (1699—1777) aufgestellten, in den Grundzügen noch heute geltenden natürlichen Systemes in der Botanik. Er starb am 17. September 1836 zu Paris.

De Jussieu war also, wie gesagt, der Kommission zuerteilt worden, war aber mit dem ebenso leichtfertigen als übel wollenden Verfahren seiner Kollegen nicht einverstanden, unterschrieb deren Rapport nicht, untersuchte selbst und gab ein eigenes Gutachten heraus.[1]) Aus diesem sehr wichtigen, äußerst selten gewordenen und von der Schulmedizin geflissentlich ignorierten Aktenstück teile ich das Wesentlichste ausführlich mit:

„Ich wurde am 5. April 1784 vom König ernannt, um die Lehre, das Verfahren und die Wirkungen des animalischen Magnetismus bei Herrn d'Eslon mit zu prüfen. Der Bericht der Herren Mauduyt, Andry und Caille, welche meine Mitkommissäre waren, wurde von mir aus Motiven nicht unterzeichnet, von welchen ich hier Rechenschaft gebe, damit man mir keine falschen andichte."

„Von unserer Kommission schien man nicht ein simples Urteil zu fordern, welches sich auf einige isolierte Thatsachen stützte, sondern eine gründliche Auseinandersetzung zahlreicher und mannigfaltiger Versuche, die fähig wären, die Sache selbst aufzuklären und die Behörden wie das Publikum in ihrem Urteil zu leiten."

„Die Freunde des Magnetismus nehmen eine große Kraft, ein allgemeines Fluidum an, das in der ganzen Natur existiert, welches in beseelten Körpern das Prinzip des Lebens ist, sich andern Körpern mitteilen kann und dadurch mehr oder weniger bemerkbare Effekte hervorbringt. — Diese Wirkungen setzen, wenn sie Thatsachen sind, eine bestimmte Aktion und ein thätiges Wesen voraus und können für den Körper, der sie empfindet, entweder nützlich, schädlich oder gleichgültig sein."

[1]) Rapport de l'un des commissaires, chargés par le Roi de l'examen du magnétisme animal. Paris, 1784, 4⁰.

„Der Hauptgegenstand der Thätigkeit der Kommissäre mußte wohl dieser sein: Die Wahrheit der Thatsachen zu bestätigen, deren unmittelbare Ursache aufzusuchen und den medizinischen Nutzen derselben zu bestimmen. — Wir haben bei Herrn d'Eslon einen Teil dieser Wirkungen zu wiederholten Malen und unter verschiedener Gestalt unter unsern Augen entstehen sehen."

„Das Baquet, dessen eiserne gekrümmte Stäbe gegen die Kranken gerichtet sind, eine Schnur, die sie verbindet, und ein kleiner Stab oder Konduktor sind die bekannten Werkzeuge der Magnetiseure, welchen diese die Eigenschaft beilegen, das in der Luft enthaltene Fluidum zu konzentrieren, es jedem Individuum mitzuteilen und von einem zum andern zirkulieren zu lassen. Diese Aktion wird noch durch die eigentlichen magnetischen Behandlungen vermehrt, welche bald in Verbindung mit jenem Apparat, bald auch nur allein vorgenommen werden. Diese Behandlung besteht im Reiben, in bloßer Berührung, in der Bewegung des Konduktors oder eines Fingers vor der magnetisierten Person. Unter den daraus entstehenden Wirkungen sind einige innerliche, wie z. B. eine an dem Teil des Körpers empfundene Wärme, der mit den Stäben des Baquets in Berührung ist, oder des Wohlseins und Unwohlseins, welches durch die geschilderte Behandlung erregt wird. Andere Wirkungen sind äußerliche und geben sich durch Gähnen, Feuchtigkeit, Schweiß, Thränen, Lachen, Unruhe, leichtere oder schwerere Konvulsionen, Schlaf, Verlust der Sinne und Ausleerungen aller Art kund."

„Man hat uns mit der Art und Weise des Verfahrens bekannt gemacht, so daß wir dadurch ähnliche Erscheinungen hervorrufen konnten. Einige von uns handelten selbst, andere begnügten sich, Zuschauer und Beurteiler zu sein. Die von uns selbst hervorgebrachten Wirkungen konnten nun nicht geleugnet werden; aber da sie nicht immer die nämlichen und mit unserer Art zu operieren übereinstimmend waren, so ließ sich eine veränderliche Ursache vermuten. Nach der Angabe der Verteidiger dieser Lehre ist diese Ursache ein Fluidum, das in allen lebenden Körpern verteilt ist und durch alle Punkte der Oberfläche entflieht. Die Existenz desselben mußte bewiesen werden."

Physische Proben derselben konnte uns Herr d'Eslon nicht geben, weil das Fluidum, wie er sagte, durch kein Mittel sichtbar zu machen ist, und folglich die an lebenden Körpern hervorgerufenen Wirkungen der einzige Beweis seiner Existenz sind. — Die Gegner konnten nun die Wirkungen etwa dem Eindruck zuschreiben, der durch ein unmittelbares Berühren hervorgebracht wurde, oder, wenn diese Wirkungen in seltenen Fällen auch ohne Berührung geschahen, so konnte man noch immer eine mehr oder weniger erhöhte Einbildungskraft annehmen. Man muß also bei den entscheidenden Versuchen alles Reiben unterlassen. Das Berühren durch eine breite Fläche oder einen starken Druck mußte auch vermieden werden, weil es einige Ähnlichkeit mit dem Reiben hat; aber eine leichte Berührung mit der Fingerspitze oder der Spitze des Konduktors konnte erlaubt werden; es hat aber auch diese noch nicht den Wert wie die Behandlung ohne Berührung. Wesentlich ist auch die Vorsicht gegen Imagination. Man operiere also teils ohne Wissen der Personen, teils wähle man sich zu solchen Versuchen Kinder, Personen, die ihrer Vernunft beraubt sind, oder selbst Tiere. Ohne diese Vorsicht würden die Gegner alles der Einbildungskraft zuschreiben, obgleich die Verteidiger mit gleichem Recht behaupten können, daß diese Meinung ebensowenig gegründet sei, wie die Hypothese eines allgemeinen magnetischen Fluidums.

„Da man ferner behauptet, daß diese Kraft sich nicht bei jeder Person gleich zeige, sondern daß sie bei fein organisierten Kranken merklicher wirke, so folgt daraus, daß, wenn Versuche bei ganz Gesunden oder geringgradig Kranken gemacht werden,

und diese Personen keine Empfindungen haben, dieser Umstand noch nichts entscheide. Diese negativen Beweise sind nur so lange geltend, bis man ihnen Gegenbeweise entgegenstellt. Als wahr aufgestellte positive Thatsachen müssen auf eine andere Art angegriffen werden. Der erste Ort, hierüber Erfahrungen zu sammeln, sind wohl die öffentlichen Krankensäle, wo viele Kranke bei einander sind und man so vieles sehen kann, wo man nach und nach alle Details der Behandlung erkennen, alle Nuancen und Veränderungen empfinden und — mit einem Wort — alle diejenigen Effekte aufzeichnen kann, welche der methodischen Bestätigung wert sind. Auf diese erste Prüfung folgen dann einzelne oft wiederholte Versuche, um dadurch die vornehmsten vorhin beobachteten Fakta zu bestätigen. Demzufolge besuchte ich den Krankensaal des Herrn d'Eslon, operierte, um alle Täuschung zu vermeiden, selbst und verwendete ungeachtet meiner öffentlichen Beschäftigungen und Arbeiten viel Zeit darauf. Von den Kommissären wurden von Zeit zu Zeit einige Versuche gemeinschaftlich gemacht, die ihnen schon hinreichend erschienen, darauf ein Urteil zu gründen, welches ich nicht unterschrieben habe. Ich liefere hier in Verbindung mit jenen gemeinschaftlichen Versuchen meine für mich allein beobachteten Fakta kurz und unparteiisch. Vielleicht können sie zur Basis einfacher Folgerungen nach den Grundsätzen der Physik dienen."

„Ich bilde drei Klassen von Thatsachen: 1. allgemeine und positive, von denen man vielleicht die wahre Ursache nicht angeben kann; 2. negative Fakta, die nur die Nichtwirkung eines Fluidums zu bestätigen scheinen; 3. positive oder negative Fakta, welche der Einbildungskraft allein zugeschrieben werden können; 4. positive Fakta, die offenbar eine andere, wirkliche Kraft erfordern."

„I. Allgemeine Fakta. Die Kranken versichern, daß die eisernen Stäbe des Baquets, eine sehr sanfte Berührung, ein gegen sie gerichteter Konduktor oder Finger in den magnetisierten oder andern Teilen eine Wärme, in seltenen Fällen eine Art Kälte, bald einen Schmerz, bald andere bestimmte Empfindungen hervorbringen. Einige empfindlichere Personen glauben diesen Einfluß des Fingers oder des Konduktors schon auf beträchtliche Entfernungen zu empfinden, sowie auch die Kraft des sie fixierenden Auges oder der Kette. Ihnen entgegengehaltene Körper haben für sie in gewisser Richtung einen besonderen Geruch, der bei einer veränderten Richtung sich ändert. Da dies alles innerliche Wirkungen sind, so lassen sie sich nicht wohl vom Beobachter verifizieren. Die gewöhnlichsten äußeren Veränderungen sind: Gähnen; bei einigen, namentlich bei Frauenspersonen, entstehen bei fortgesetzter Behandlung nach und nach Unruhe, konvulsivische Bewegungen, die von kürzerer oder längerer Dauer, anfangs leicht, dann heftiger sind, zuweilen ein widernatürliches Lachen, zuweilen Schlaf oder Verlust der Sinne. Bald bleibt die kranke Person an einem Ort, bald durchwandelt sie verwirrten Aussehens den Saal, der Puls ist gewöhnlich regelmäßig, zuweilen — bei heftigen Schmerzen — schneller. Diese verschiedenen Empfindungen nennt man magnetische Krisen, welche sich entweder nur mit Aufhören der Symptome oder mit Thränen der Augen, feuchter Haut, Schweiß, Auswurf, Erbrechen, Urin oder Stuhlgang endigen. Der Gang dieser Krisen ist zuweilen unregelmäßig. Ich habe dergleichen mehreremal ohne alle weitere Behandlung schon am Baquet entstehen sehen. Einige Personen versicherten, daß sie solche nur im Krankensaal bekämen; andere jedoch haben sie auch außerhalb desselben."

„Einige Personen erleichtern sich die Krise durch regelmäßiges Magnetisieren und bleiben dann eine Zeitlang ruhig bei einander. Ein junger Mensch, der häufige Krisen hatte, schien die Sprache verloren zu haben, ging ruhig durch den Saal und magnetisierte oft andere Kranke, wodurch er zuweilen regelmäßige Krisen hervorbrachte und ohne fremdes Zuthun endete."

„Sobald er in seinen natürlichen Zustand zurückkam, sprach er wieder, erinnerte

sich an nichts von dem, was mit ihm vorgegangen, und konnte nicht magnetisieren. Ich habe dies oft mit eigenen Augen gesehen."

„Die Lehre von den entgegengesetzten Polen fand ich durch meine Versuche nicht bewiesen."

„Das Fluidum soll von oben nach unten fließen und den Nerven als seinen Hauptleitern folgen, weswegen man auch die magnetische Behandlung von oben nach unten für heilsam, die entgegengesetzten für schädlich hält. Das erstere traf nicht immer richtig zu, wohl aber das zweite, denn die Bewegung der Finger nach aufwärts erregte bei empfindlichen Personen in der Brust, im Halse und im Kopf Beschwerden und eine Art von Starrheit, welche durch Gegenwirkung sogleich aufhörten. Diese abwechselnden Empfindungen, welche bei dem männlichen Subjekt drei Minuten anhielten, waren bei einigen bloß innerlich, bei andern wurde dadurch ein augenscheinlicher Schweiß verursacht. Diesen Schweiß habe ich selbst innerhalb einer Stunde bei drei Personen durch dieses Verfahren hervorgerufen."

„Wenn ich bei der Behandlung, anstatt einer leichten Berührung stark drückte oder rieb, so erreichte ich sehr oft Schmerzen oder Konvulsionen und selten eine komplette, mit einer Ausleerung endenden Krise."

„Die Versuche mit magnetisierten Gefäßen und die Versuche, durch Reflexe von Spiegeln Empfindungen hervorzubringen, schienen mir oft nicht genügend zu sein. Die Musik hat oft Krisen erregt und verstärkt. Eine unter die Nase gehaltene Blume erregte lebhafte Empfindungen. Die Bewegung zweier an einander geriebener Finger vor der Nase oder dem Munde brachte in diesen Teilen Reize hervor und erregte Niesen. Ein Konduktor verursachte unter denselben Umständen zuweilen eine Anschwellung oder lokale Spannung, welche sich bis zum Hals zog, die benachbarten Drüsen zusammendrückte und zuweilen von Erbrechen begleitet war. Ich sah, wie allein durch dieses Verfahren ein mit Blut und Schleim vermischtes Erbrechen veranlaßt wurde."

„Die Behandlung durchs Berühren ist für den Magnetiseur besonders ermüdend. Ich habe dies zwar an mir selbst nicht erfahren, aber andere nach langem Manipulieren so erschöpft gesehen, daß sie am Baquet oder in der Berührung anderer Menschen neue Kräfte suchten und erhielten."

„Die Behandlung selbst ist nach dem Zustand der Kranken verschieden, doch giebt es allgemeine Regeln und Teile, welche besonders der Einwirkung unterliegen. Mit Recht hält man die Herzgrube, mit welcher das Zwerchfell und ein Nervenkomplex in Verbindung stehen, für einen der empfindlichsten Teile. Ebenso wird im allgemeinen die vordere Seite des Körpers für reizbarer angesehen als der Rücken, und Personen, welche von mir selbst nach beiden Richtungen magnetisiert wurden, bestätigten mir dies."

„Die kranken, leidenden, verstopften Teile empfinden oft noch außerdem bei der Berührung des Fingers oder Konduktors einen lebhaften Eindruck und eine brennende Hitze. Zugleich bewegt sich die Geschwulst unter dem Finger und scheint zu wachsen. Ich habe diese beiden Effekte oft hervorgebracht. Eine Frauensperson gab lebhafte Schmerzen durch Schreien zu erkennen, als der sie magnetisierende Arzt seinen Finger in horizontaler Linie von einer Drüse des Unterleibs entfernte. Dieser Versuch wurde von ihm in meiner Gegenwart mehrmals wiederholt."

„Um den Eindruck des durch den ganzen Körper laufenden Fluidums zu erkennen, legte ich meine rechte Hand auf den Kopf einer zu Krisen geneigten Kranken und die linke Hand auf ihren rechten Fuß. In wenigen Minuten ergriff sie ein Zittern oder ein allgemeines Frösteln, welches sie vorher nie gehabt hatte, und das sogleich aufhörte, als ich meine rechte Hand wegnahm."

„Manchmal kamen die Empfindungen mit dem Ort der Berührung nicht über-

ein. Ein auf den Unterleib gelegter Finger erregte Schmerzen im Rücken, und wenn man den Finger nun auf diesen leidenden Teil brachte, so trieb er den Schmerz an einen andern Ort oder zerstreute ihn."

„Mehrere Kranke glaubten einen gelinden Wind zu spüren, welcher bald warm, bald kalt war, so oft ich meinen Finger in einer zollweiten Distanz vor ihrem Körper vorbei bewegte. Wurde diese Bewegung längs des ruhig liegenden Armes oder Schenkels fortgesetzt, so schwollen zuweilen diese Glieder dadurch auf, und es wurde namentlich in gelähmten Gliedern ein Kribbeln erregt, welches mehr oder weniger lebhaft war."

„Von diesen angeführten Thatsachen sind einige offenbare Wirkungen einer physischen Ursache, andere von ihnen können einem unbekannten Fluidum oder dem Einflusse der Einbildungskraft zugeschrieben werden."

„II. Negative Thatsachen. Die hierher gehörigen Thatsachen sind — weil alle gleichartig — bald aufgezählt."

„Eine junge epileptische, ihrer Vernunft beraubte Person wurde in Gegenwart der Kommissäre eine Stunde lang auf verschiedene Weise magnetisiert und empfand nichts. Das nämliche Resultat ergab sich bei fünf Kranken aus der elektrischen Krankenanstalt von Dr. Mauduyt, von denen jeder eine Viertelstunde lang berührt wurde, wie auch bei einigen Kranken des Herrn d'Eslon. Mehrere Personen, welche ich ihrer Neugierde halber außerhalb des Saales magnetisierte, empfanden nichts, sowie ich selbst mehrmals ohne Empfindung magnetisiert worden bin."

„Aus diesen Beobachtungen folgt, daß das Fluidum auf viele teils gesunde, teils kranke Personen zuweilen ohne wahrnehmbare Zeichen wirken müsse."

„III. Thatsachen, welche von der Einbildungskraft abhängen."

„Die übrigen Kommissäre haben ebenso wie ich selbst mehrere Wirkungen beobachtet, welche allein von der Imagination abzuhängen scheinen. Allein auch die Magnetiseure verwerfen die Imagination nicht völlig. — Ich führe zweierlei Arten von Thatsachen an, von denen die ersteren negativ oder schwach beweisend sind. Wenn nämlich die Einbildungskraft gewisser für den Magnetismus empfänglicher Personen auf andere Gegenstände gelenkt wird, so empfinden sie nichts. Ein den magnetischen Krisen unterworfener Kranker wurde von mir lange Zeit durch Berührung magnetisiert und empfand nichts als Wärme, indem wir uns während der Manipulation über interessante Gegenstände unterhielten. Er versicherte, daß diese Beschäftigung des Geistes bei ihm öfters die Effekte des Magnetismus abgeändert und unterdrückt hätte."

„Eine Dame ward während der Zeit, in welcher sie sich mit ihrem in Konvulsionen liegenden Gatten beschäftigte, magnetisiert; sie empfand aber nur eine gelinde Wärme, während ich sonst durch das nämliche Verfahren Krisen bei ihr hervorgerufen hatte."

„Die positiven Thatsachen sind solche, welche zu beweisen scheinen, daß die Einbildungskraft hinreicht, solche Empfindung zu erregen, welche man dem Magnetismus zuschreibt. Herr d'Eslon behandelte einige Personen, welche ein vorzügliches Zutrauen zu ihm hatten. Ich sah dieselben gleichzeitig in Krisen kommen, ohngeachtet er sie nur nach und nach berühren konnte. Wenn eine derselben teilweise zu sich kam und ihre Blicke auf ihn richtete, so war dieser bloße Blick ohne alle Berührung hinreichend die Symptome der Krise wieder zurückzurufen. — Eine dieser Kranken hatte gewöhnlich am Schluß der Krise starken Auswurf, welchem stets ein leichter Krampf voranging. Wenn Herr d'Eslon den Saal verließ, so wurde der Auswurf unterbrochen und konnte durch die Berührung eines andern Arztes nicht im Gange erhalten bleiben. Die Zurückkunft des Herrn d'Eslon stellte jedoch den Auswurf sofort wieder her. Ich habe den Auswurf ohne vorherige Berührung be-

ginnen sehen, sobald sich Herr d'Eslon der Kranken nur an die Seite setzte, und dieselbe gestand, daß dessen Gegenwart öfter diesen Erfolg hervorgebracht habe."

„Eine andere, heftigen Krisen unterworfene Kranke empfand bei der unmittelbaren Berührung mehrerer Ärzte eine geringere Wirkung, als wenn Herr d'Eslon sie nur anblickte oder von fern seinen Finger gegen sie bewegte. Bei dieser letzteren Behandlung fiel sie mehrfach in Konvulsionen."

„Um zu sehen, welche Wirkung der erste Eindruck hervorbringe, wünschte ich eine für Magnetismus empfängliche Kranke zuerst zu magnetisieren. Das erste Mal zeigte sich nichts; am Schluß des zweitens Magnetisierens wurde sie in die Höhe geworfen, und diese Bewegungen nahmen schmerzlos an Stärke und Anzahl zu. Am dritten Tage erschienen diese Bewegungen gleich anfangs und dauerten lange Zeit, ohngeachtet ich endlich die magnetische Behandlung abgebrochen hatte. Ich ging aus dem Saale, worauf sie nach der Erzählung der anwesenden Ärzte sofort aufhörten. Als ich nach einer Viertelstunde wiederkam, fingen sie ohne vorherige Behandlung in gleicher Stärke wieder an. Ich ging fort, und sie besänftigten sich. Die Kranke wollte auf einer Terrasse frische Luft schöpfen, sah mich im Hof, und die nämlichen Bewegungen begannen wieder. Als sie beruhigt in den Saal zurückgekehrt war, wollte sie fort gehen, sah mich unten an der Treppe, bekam einen neuen Anfall und wurde in einen untern Saal geführt, wo ich sie zurückließ. Einige Tage später sah ich diese Dame wieder, welche in der Zwischenzeit von andern Ärzten magnetisiert worden war und die gleichen Bewegungen nur mit dem Unterschied gehabt hatte, daß sie sich nicht auf dieselbe Weise erneuerten. Meine Gegenwart wirkte jetzt nicht auf sie. Wenn dies, wie ich nicht glauben kann, kein abgekartetes Spiel war, und wenn ich die Natur und Stärke der Bewegungen bedenke, so hängen dieselben gewiß von einer heftig erregten Einbildungskraft ab."[1])

„IV. Von der Einbildungskraft unabhängige Thatsachen."

„Wir haben nun noch eine andere Reihe von Thatsachen durchzunehmen, welche Aufmerksamkeit verdienen und — wenn sie wahr sind — andere Anschauungen erzeugen, als das Vorhergehende uns darzubieten schien. Ein einziges positives Faktum, welches das Dasein einer äußern Kraft zur Evidenz beweist, zerstört alle negativen Thatsachen, welche bloß deren Nichtwirken darthun, und überwiegt diejenigen, welche der Einbildungskraft allein zugeschrieben zu werden pflegen." —

„Ich stellte mich am Baquet einer Frau gegenüber, welche auf ihren Augen zwei sehr starke Flecken hatte, und deren Blindheit durch die Kommissäre völlig bestätigt war. Ich beobachtete sie eine ganze Viertelstunde hindurch, indem ich mehr mit dem eisernen Stabe des Baquets, der gegen ihre Augen gerichtet war, als mit der Unterhaltung der andern Kranken beschäftigt schien. In einem Augenblick, wo das Geräusch von Stimmen ihre Aufmerksamkeit ablenkte, richtete ich in einer Entfernung von sechs Fuß einen Konduktor gegen ihren Magen, den ich als sehr empfindlich kannte. Nach etwa drei Minuten wurde sie unruhig und kam in Bewegung; sie wandte sich auf ihrem Stuhl um und versicherte, es müsse sie jemand magnetisieren, obschon ich vorher alle Vorsicht angewandt hatte, alle diejenigen zu entfernen, welche den Versuch zweifelhaft machen konnten."

„Ihre Unruhe hörte fast augenblicklich auf, wenn ich meine Bewegungen einstellte, und sie wurde so ruhig wie vorher. Fünfzehn Minuten später wiederholte ich unter ähnlichen Umständen und mit aller möglichen Vorsicht den Versuch mit völlig gleichem Erfolg. Ich war überzeugt, daß die Kranke bisher keinen andern Nutzen aus ihrer Behandlung gezogen hatte, als daß sie in einer Entfernung von drei bis vier Zoll manche Gegenstände schimmern sehen konnte. Das Licht fiel bei diesen Versuchen von seitwärts auf sie und mich. Nur einer von den Vorstehern des Saales

[1]) Jussieu kannte den Rapport noch nicht.

war anwesend und stand an meiner Seite, verhielt sich aber ganz ruhig und ließ mich nach Belieben handeln. Da die Zeit indessen verflossen war, konnte ich einen dritten Versuch nicht machen."

„Eine Kranke, deren Krise in einem tiefen Schlaf bestand, bekam von Zeit zu Zeit durch äußeres Geräusch im Saal verursachte leichte konvulsivische Bewegungen und fuhr in die Höhe, ohne zu erwachen. Magnetische Striche, welche in einiger Entfernung von ihrem Gesicht gemacht wurden, erregten oft die gleichen Zuckungen. Ich versuchte es oft und fast immer mit Erfolg, obschon ich die Zeit in Obacht hielt, da kein fremdes Geräusch diese Wirkung hervorbringen konnte."

„Die Krise einer andern Kranken bestand in allgemeinen Krämpfen, verbunden mit einem vorübergehenden Verlust des Bewußtseins, doch ohne heftige Bewegungen. Der Kopf lag vorwärts, die Augen waren geschlossen, die Arme zurückgebogen, die Hände offen und die Finger auseinander gespreizt. Als ich mit meinem Finger ihre Stirne zwischen den Augen berührte, so schien sie ein wenig Erleichterung zu finden. Zog ich den Finger sanft zurück, so folgte der Kopf, ohne berührt zu werden, jeder Richtung desselben. Wenn ich den Kopf so auf die eine Seite gerichtet hatte und und meine andere Hand in zollweiter Entfernung gegen die entgegengesetzte Hand der Kranken hielt, so zog sie dieselbe schnell zurück, als ob sie daran eine starke Empfindung hätte. Diese Bewegungen wurden innerhalb zehn Minuten drei bis viermal wiederholt, worauf der Krampf und zugleich die Empfindlichkeit abnahm. Die Kranke konnte sich nachher an nichts von allem erinnern. Ich selbst habe diesen Versuch nur einmal gemacht, und er ist deswegen so vollständig gelungen, weil ich einen Monat vorher dieselben Phänomene in einer von einem andern Arzt hervorgerufenen Krise beobachtet hatte."

„Die kleinsten magnetischen Bewegungen machten bei einer andern Kranken einen so lebhaften Eindruck, daß, wenn man ohne ihr Wissen ihr einigemal mit einem Finger einen halben Fuß vom Rücken entfernt abwärts strich, sie auf der Stelle konvulsivische Bewegungen und Stöße bekam, welche ihr die vorgenommene Handlung anzeigten und so lange dauerten, als diese währte. Dieser mein erster und einziger Versuch mit dieser Kranken brachte die nämlichen Wirkungen hervor, wovon ich (bei andern) vorher vier- oder fünfmal Zeuge gewesen war."

„Im Krankensaal befanden sich noch mehrere Kranke beiderlei Geschlechtes, von mehr oder weniger reizbarer Konstitution, bei welchen gleichfalls die vorige Erscheinung, wenn auch nicht gleich stark, hervorgerufen wurde. Der Versuch gelang vorzüglich gut, wenn sie durch vorherige Berührung der Magengegend gereizt worden waren. Wenn man den Finger ohne ihr Wissen und ohne Berührung über ihren Kopf oder Rücken bewegte, so sprangen sie äußerst lebhaft auf und verdrehten den Kopf, um zu sehen, wer etwa hinter ihnen stehe. Diese unwillkürliche und unerwartete Bewegung wurde nämlich durch Ärzte hervorgerufen, welche erst ganz neu zugelassen worden waren, welche noch nicht frei handeln durften, noch außerhalb des von den Kranken gebildeten Kreises standen und nur von rückwärts und halb mißtrauisch die Kraft versuchten, die sie erst hatten kennen lernen dürfen. — Ich habe anfangs auch sehr oft diese Wirkung hervorgebracht. Allein, um die Vermutung in mir selbst zu ersticken, daß die Kranken meine Handlung etwa vorher sähen, oder daß diese Empfindung etwa ohne mein Zuthun zustande komme, blieb ich eine Zeitlang ruhig neben ihnen stehen und erwartete so einen glücklichen Augenblick zu meinem Versuche, der mir auch fast immer gelang. Ohne mein Wirken fand keine Erschütterung statt. Dieselbe Wirkung wurde auch öfter durch andere Personen bei Kranken hervorgerufen, während ich deren Aufmerksamkeit durch entgegengesetzte Berührungen beschäftigte."

„Diese Thatsachen sind nun zwar nicht zahlreich und nicht sehr mannigfaltig; aber

wollte nur solche aufführen, welche genügend bestätigt sind und über die ich nicht den mindesten Zweifel hege. Sie werden dennoch hinreichen, die Möglichkeit oder Existenz einer Kraft zu beweisen, welche sich von einem Menschen auf den andern fortpflanzt und bei letzterem manchmal merkbare Einwirkungen hervorbringt."

„Aus der Zusammenstellung dieser Thatsachen und teilweisen Folgerungen läßt sich schließen, daß der menschliche Körper dem Einflusse verschiedener wirkender Ursachen unterworfen ist, welche — wie die Einbildungskraft — teils innerliche und moralische, teils — wie das Reiben, die Berührung und das aus einem ähnlich gearteten Körper ausströmende Fluidum — äußerliche und physische sind. Die äußern Ursachen werden sich bei genauerer Untersuchung nur auf eine einzige, einfachere und allgemeinere bringen lassen, nämlich auf die generelle Einwirkung der uns umgebenden elementaren aber zusammengesetzten Körper. Wenn man über die Wirkung des bestrittenen Fluidums und über die Gleichheit der durch dasselbe hervorgerufenen Effekte nachdenkt, so muß man anstandslos in allen drei Fällen das nämliche, nur auf verschiedene Weise angewendete Agens erkennen. Die lebhafte Wirkung des Reibens giebt eine Empfindung, die stärker, sicher, allgemeiner ist. Die Thätigkeit der Berührung ist sanfter, aber nach dem Zustand der Organe verschieden; die Wirkung des von einiger Entfernung kommenden Fluidums muß im ganzen nicht sehr fühlbar sein und nur gewisse Persönlichkeiten affizieren, welche für die schwächsten Einflüsse empfänglich sind. Allein wie wirkt diese dreifache Behandlung. Was ist das für ein Wesen, das in die Körper dringt? Das Reiben und die Berührung bringen Wärme hervor. Sollte diese Wärme wohl das Fluidum sein, dessen Existenz man bestreitet? Wie wirkt es auf den menschlichen Körper? Wie durchdringt es denselben und mit welcher Kraft? Welches sind seine Verhältnisse zu den innern und äußern Ursachen? — Dies alles verdient dereinst näher untersucht zu werden."

Dies ist das Wichtigste aus dem von der offiziellen Wissenschaft seit über hundert Jahren unterdrückten oder wenigstens ignorierten Gutachten de Jussieus zu gunsten des Mesmerismus.

Im Jahre 1784 begannen die mesmerischen Kuren sich in den Provinzen auszubreiten, und zwar waren ihre Hauptbeförderer der Marquis de Puységur, Herr von Buzancy bei Soissons, und dessen Bruder, der Graf Maximus de Puységur, Mestre de Camp en second du régiment de Langued'oc, welche in Soissons, Bajonne und Bordeaux thätig waren. Ihre Methode unterschied sich dadurch von der Mesmers, daß sie keine Baquets einrichteten, sondern — wie bei den Orakeln gebräuchlich war — ihre Kranken unter alten dichtbelaubten Bäumen versammelten. Bei den hier entstandenen Krisen machte sich — wie im Altertum — eine Erhöhung der Seelenkräfte geltend, welche sich zunächst durch Hellsehen, Wahrnehmen des eigenen und fremden Gesundheitszustandes und erhöhten Heilinstinkt äußerten. Diese Wiederentdeckung uralter Tempelweisheit machte enormes Aufsehen, und der Marquis de Puységur gab noch im Jahre 1784 eine Sammlung von 62 hierhergehörigen Krankengeschichten heraus[1]), während dessen Bruder über seine in Bajonne vollbrachten Kuren berichtete und den Magnetismus gegen die königlichen Kommissäre verteidigte.[2]) Der Arzt Orelut schrieb über die von ihm zu Lyon vollbrachten Kuren[3]), Bergasse zeigte, daß die

[1]) Recueil des pièces les plus intéressantes sur le magnétisme animal.
[2]) Rapport des cures opérées à Bajonne par le magnétisme animal. Bajonne 1784. — [3]) Detail des cures opérées à Lyon 1784. 8⁰.

offizielle Wissenschaft von jeher sich innerhalb der Schranken altbackenen Wissens bewegt und bahnbrechende Genies verfolgt habe[1]), und **Galart de Montjoye** deckte vorzüglich die Widersprüche auf, deren sich die Kommissionen schuldig gemacht hatten.[2])

Im Jahre 1785 stifteten Graf Puységur und ein Dr. Ostertag zu Straßburg zwei „harmonische Gesellschaften", deren Zweck der Kultus des Magnetismus und Somnambulismus war. Zu bemerken ist, daß Ostertag in seiner Gesellschaft völlig das Braidsche Verfahren ausübte, indem er die Patienten durch den Anblick gläserner Kugeln in eine „seltsame Unbeweglichkeit versetzte", „die sogleich aufhörte, als der Magnetist sich ihnen näherte." Ein deutscher Arzt, Namens Jördens, welcher als Augenzeuge spricht, weiß vom Hellsehen und Schlafreden in der Ostertagschen Schule wenig zu berichten, sagt, daß starke und gesunde Personen nach der Manipulation Kopfweh, Hitze und Druck in der Herzgrube in höherem oder geringerem Grade empfunden hätten, und schreibt die Wirkung einem vielleicht in modifizierter Elektrizität bestehenden Agens zu.[3])

Puységur, welcher den Schwerpunkt auf die Erzeugung des Somnambulismus und Erregung des Heilinstinktes legte, gab im Jahre 1786 eine Denkschrift über seine Kuren heraus[4]), worin er sagt, daß Mesmer infolge Arbeitsüberhäufung ungenau beobachtet und infolge dessen die genannten wichtigsten Erscheinungen gar nicht kennen gelernt habe; auch eifert er gegen das Hervorrufen der Krisen, verwirft das Baquet und empfiehlt die magnetisierten Bäume.

Chevalier de **Barbarin** ging noch einen Schritt weiter und wandte ein rein psychotherapeutisches Verfahren an, indem er nur den Willen und den Glauben als heilende Agentien gelten ließ, und errichtete in Ostende eine „harmonische Gesellschaft", worin er die in der Gegenwart wieder Mode gewordenen Mind-cures ausübte und durch Gebet, festen Vorsatz und kräftigen Willen Wasser magnetisierte, das als Heilmittel weit versendet wurde. Er selbst hielt die Wunder Christi für magnetische Heilungen und weihte seine Schüler mit den irrtümlich Puységur zugeschriebenen Worten: „Veuillez le bien, allez et guérissez!"[5])

Im Jahre 1785 wurden die Lehrsätze Mesmers von **Caullet de Veaumorel**, Leibarzt des nachmaligen Königs Ludwig XVIII. herausgegeben und sofort ins Deutsche übersetzt.[6]) Eine Anzahl minder wichtiger

[1]) Considérations sur le magnétisme animal. A la Haye. 1784. 8°.

[2]) Lettre sur le magnétisme animal. Philadelphie. 1784. 8°.

[3]) Vgl. **Hufelands** Journal der praktischen Heilkunde. Bd. XV. St. 2. S. 85 bis 95.

[4]) Memoire pour servir à l'histoire et à établissement du magnétisme animal. Londres. 1786. 8°.

[5]) Système raisonné du magnétisme universel, d'après les principes de Mr. Mesmer. Par la société de l'harmonie d'Ostende, Paris 1786. 8°.

[6]) Aphorismes de Mr. Mesmer, Paris 1784. 8°. Deutsch unter dem Titel: „Lehrsäze des Herrn Mesmers, so wie er sie in den geheimen Versammlungen der Harmonia mitgetheilt hat, und worinnen man seine Grundsäzze, seine Theorie, und die Mittel findet selbst zu magnetisieren; in 334 Paragraphen abgetheilt, zum leichteren Gebrauche der Commentare über den thierischen Magnetismus. Straßburg, akademische Buchhandlung, 1785.

Schriften über den immenses Aufsehen machenden Somnambulismus, Tagebücher über magnetische Kuren &c. übergehe ich.

Puységur irrt übrigens, wenn er behauptet, Mesmer habe den Somnambulismus nicht gekannt. Er kannte diesen und das **automatische Schreiben**, wie sich aus seinen eigensten Worten ergiebt:

„Der Kranke, in einen krankhaften Schlaf oder den Zustand von Geistesverwirrung befallene Mensch zeigt dem Beobachter durch Beibehaltung des Gebrauches der Sprache die Existenz und die Natur des innern Sinnes. Dieser gemeiniglich Somnambulismus genannte Zustand kann übrigens verschiedene Grade der Vollkommenheit annehmen."

„Manchmal kann der Somnambule Zukunft und Vergangenheit deutlich durch den innern Sinn sehen, mit der ganzen Natur steht er in Berührung, oder er ist fähig, alles zu empfinden, sei es nun als Ursache, sei es als Wirkung, gerade so wie die Gegenwart. Seine Sinne scheinen sich auf jedweden Abstand ohne alles Hindernis zu erweitern. Der Wille selbst stellt ein physisches Agens des Menschen unabhängig von den gewöhnlichen Hilfsmitteln dar. Die unveränderliche und fast allgemeine Beobachtung dieser Erscheinung, sowie die der Träume und der Einbildungskraft erzeugte und nährte für immer bei allen Völkern die Meinung an die Existenz von übersinnlichen oder geistigen, dem Menschen sonst fremden Substanzen, von welchen seine Fähigkeiten unter gewissen Umständen besessen und regiert werden könnten. Diese Meinung gab den Stoff zum Glauben an Zwischengeister, an das Besessensein von Dämonen, an Inspirationen, Sibyllen, Orakel und Prophezeiungen u. s. w., sowie denn auch an alle Arten von Magie, Zauberei, von Erscheinungen, von Auferstandenen, von Gespenstern. Dieses bisher ungelöste Rätsel diente gar oft dem politischen und religiösen Charlatanismus, und der Mißbrauch, welchen unwissender Eigendünkel damit trieb, wurde stets den Menschen verderblich."

„Da es wichtig ist, schon von der Kindheit an vor der Seuche des Aberglaubens und des Fanatismus sich zu bewahren, so wird man den ganzen Umfang der eigentümlichen Fähigkeiten des Menschen kennen lehren: ebensowohl daß er durch die Gesamtheit des Nervensystems sich mit der ganzen Natur im Wechselverhältnis befinde, als auch was an den angeführten Erscheinungen etwa Wahres sein könnte, nicht minder zugleich diejenigen Fälle und Bedingungen, unter welchen sich jene verwirklichen können."

„Um nur eine und zwar eine einfache Idee von der Möglichkeit dessen, was man Instikt oder Vorgefühl nennen kann, zu geben, will ich hier von dem einen wie von dem andern ein Beispiel aufstellen, wovon ich, wie seltsam es auch scheinen mag, die Wahrheit bezeugen kann, da es sich unter meinen Augen zugetragen hat."

„Eine kranke Dame, welche zu Paris meiner Behandlung anvertraut war, bekam jenen Krampfschlaf, worin sie noch die Sprache behielt und die Fähigkeit zu schreiben. Eines Tages verlor sie ihren kleinen Hund und war über diesen Verlust sehr niedergeschlagen; nach einigen Tagen fand sie eines Morgens auf dem Nachttisch einen von ihr im Schlaf geschriebenen Zettel, worauf geschrieben stand: „Beruhige dich, du wirst in acht Tagen deinen Hund wiederfinden." Ich selbst nun, von diesem Vorfall unterrichtet, beobachtete diese Kranke an dem angekündigten Tage ganz besonders bei meinem Besuche. Von frühmorgens an fand ich sie in dem ihr gewöhnlich gewordenen Schlafe liegen: genau um acht Uhr befiehlt sie ihrer Kammerfrau, einen Kommissionär, welchen sie unweit des Hauses würde stehen finden, zu ihr zu berufen. Dieser erscheint, und sie weist ihn an, auf der Stelle in die nur eine halbe Viertelstunde entfernte Straße zu gehen, welche sie ihm nannte (St. Sauveur), hier werde er einer Frau begegnen, welche einen Hund trage, den er als ihr gehörig

zurückfordern müßte. Der Mann geht, und sowie er bei dem Eingang gedachter Straße anlangt, sieht er gegen sich eine Frau mit einem kleinen Hund unter dem Arme herkommen, welche er infolge seines Auftrags zu der Dame bringt, wo der Hund in meiner Gegenwart wieder erkannt wurde."

„Man denke hier über das genaue und gegliederte Zusammenfallen von Zeit und Ort nach, welches durch den allergeringsten Mangel an Pünktlichkeit hätte gestört werden können. Es hat also diese Dame den Gang und das Ganze der Begebenheiten, sowie sie sich ereignen mußten, im Schlafe gesehen und geäußert, oder vielmehr wie gegenwärtig gesehen."[1])

Mesmer betrachtet den Somnambulismus sogar als eine angeborene Fähigkeit des natürlichen, unverdorbenen Menschen, und dem Einwand, daß er etwa mit Puységurs Kalb ackere, ist damit zu begegnen, daß er seinen „Mesmerismus", worin obiges enthalten ist, bereits 1780 geschrieben hatte.[2]) — Auf seine Theorie über Somnambulismus werde ich zurückkommen.

Die nächsten Jahre vergingen für Mesmer ohne besondere Ereignisse, seine Anstalten blühten, und seine Lehre erhielt Anhänger wie Washington und Lafayette. Da brach die Revolution aus, die Feunde Mesmers emigrierten oder wurden guillotiniert, und er selbst sah sich genötigt, nach der Schweiz zu fliehen, von wo er sich 1798 wieder nach Paris begab, um eine Entschädigung für sein in den politischen Wirren verloren gegangenes Vermögen vom Direktorium zu verwirken; sein Erfolg war jedoch ein unbedeutender, insofern er nur eine kleine Summe erhielt. Er scheint bis zum Jahre 1801 in Versailles gelebt zu haben; nachdem er ursprünglich einen Aufenthalt in Karlsruhe, wo der Großherzog Mesmers Lehre, Rosenkreuzerei, Okkultismus 2c. begünstigte, geplant hatte, ging er jedoch wieder nach der Schweiz und lebte dort still zurückgezogen in Frauenfeld. Damit beginnt die letzte Lebensperiode Mesmers.

(Schluß folgt.)

---

[1]) F. A. Mesmer: „Mesmerismus" 2c., ed. K. Chr. Wolfart. Berlin 1814. S. 26—27.

[2]) A. a. O. Vorrede, p. LXXIII.

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Das Leben als Lust,

geläutert durch Leid und Liebe.

Von

Hübbe-Schleiden.

(Schluß.)

Unbefriedigte Lust welkt nie in dem Busen des Mannes.

(Goethe, „Achilleis".)

In allen Kreisumläufen nun, die durch Umsetzung aus einer Hin- und Herbewegung entstehen, finden sich je zwei „tote Punkte", bei denen sich die eine Strebensrichtung in die andere umwandelt. Im Vorhergehenden haben wir nur die sich jetzt bei uns am meisten geltend machende Schwierigkeit des Übergangs vom Überwiegen der Lust zu dem der Liebe, von dem Kampf zum Frieden, ins Auge gefaßt; an dem diametral entgegengesetzten Punkte der Kreisumläufe aber, bei dem Überschwang der Lust zum nächsten Daseinslaufe, gilt es eine ähnliche Schwierigkeit zu überwinden. Das Wesen jenes Übergangs mag man sich leichter vorstellen können, dennoch wird es auch nicht schwer sein, sich diesen letzteren klar zu machen. Versuchen wir denselben an den drei hauptsächlichsten Kreisbewegungen, die wir durchlaufen, zu veranschaulichen, diese Kreisläufe sind jeder einzelne Tag unseres Lebens, jeder einzelne Lebenslauf als ein Menschen-Individuum und jeder Entwicklungslauf durch eines der verschiedenen Naturreiche.

Nehmen wir den Lebenstag eines normalen Menschen: die Arbeit, die Pflichten und die Anforderungen, denen er gerecht zu werden hat, bringen ihm genug der Mühe, der Sorge und des Leides, je mehr er den Höhepunkt (den Mittag) dieser Schwierigkeiten überwindet, desto freier, leichter, befriedigter wird er sich fühlen, und wenn er in rechter Weise thätig war, wird er auch um einiges weiser und besser geworden sein, als er am Morgen war; er ist aus der Evolution dieses Lebenstages in dessen Involutionsperiode eingetreten. Je mehr nun aber die Nacht hereinbricht und der Tag sich seinem Ende in der Mitternacht zuneigt, desto mehr nähert er sich dem zweiten „toten Punkte" dieser fortlaufenden Kreisbewegung. Das Leid der Schwierigkeit diesen zu überwinden stellt sich als Ermüdung dar; und der Übergang zum Luststreben des neuen Tages findet auf einer andern Bewußtseinsebene, der des Schlafs und Traumes, statt. Der zu überwindende Widerstand ist ungefähr derselbe wie am Tage; nur empfindet ihn das wache Bewußtsein nicht, wenn und weil der Mensch seiner ermüdeten Natur nachgegeben hat.

Ganz ähnlich sind die Vorgänge innerhalb der größeren Kreisumläufe, die wir durchmachen.

In jedem naturgemäß verbrachten Leben steigern sich Kampf, Arbeitslast und Leid am höchsten um des Menschen Lebensmittag. Hat er sich erst seine Lebensbahn, sein Heim und seine Wirksamkeit voll ausgestaltet, so erntet er im Alter, in seines Lebens Involutionsperiode, die Früchte seiner Mühe und seines Leidens, und findet Befriedigung in allseitiger Bethätigung seines zu höherer Liebe gereiften Willens. — Aber je mehr das Alter vorrückt, desto mehr nähert er sich dem zweiten „toten Punkte" dieses Lebenskreislaufes; es macht sich wieder die Ermüdung geltend, körperlich, seelisch und geistig; und mag er auch ein noch so würdiger Greis sein, mag er auch über alle Leid-Empfindung erhaben sein: daß es für ihn in der unvermeidlichen Altersschwäche und im nahenden Tode eine neue Schwierigkeit zu überwinden gilt, kann ihm nicht verborgen bleiben. Wieder jedoch wird dieser andre „tote Punkt" auf einer höheren Bewußtseins-Ebene überwunden, aus der die Individualität zu neuer Lebenslust erwacht, als Kind wieder verkörpert, aber um ebenso viel besser veranlagt, als die Individualität durch den Ertrag ihres letzten Lebenslaufs geworden ist.

Dem analog sind endlich auch die beiden schwierigen Punkte, welche wir in dem noch größeren Umlaufskreise eines ganzen Naturreichs durchzumachen haben. Betrachten wir beispielsweise unser Dasein als Menschen und unsern Übergang zur nächst höheren Entwicklungsstufe, die zwar immer schon vorhanden, aber freilich den „Kulturmenschen" noch unbekannt ist, wie denn auch für diese sich der Übergang zu jenem höhern Dasein in ein gleiches Dunkel hüllt wie derjenige von der niedrern tierischen Entwicklungsform des sprachlosen Anthropoïden zum Menschentum.

Über das Leid zu reden, was jeder Mensch erfahren haben muß, ehe sich seine selbstische Lust in die allein wahre Befriedigung gewährende, selbstlose Liebe verwandelt, ist seit Schopenhauer überflüssig. Diesem „toten Punkte" nähert sich auch unser heutiges Kulturleben mit Riesenschritten; deß sind der mehr und mehr erwachende Altruismus, Sozialismus, Solidarismus Zeuge! Wenn sich die Lust, die sich auf Ausprägung persönlicher Selbständigkeit (Eigensinnigkeit) richtet, im „Kulturleben" erschöpft hat, also jede weitere Bethätigung in dieser Richtung nur als Leid empfunden wird, bietet in immer steigendem Maße die selbstlosere Bethätigung im Liebesstreben allein wahre Befriedigung.

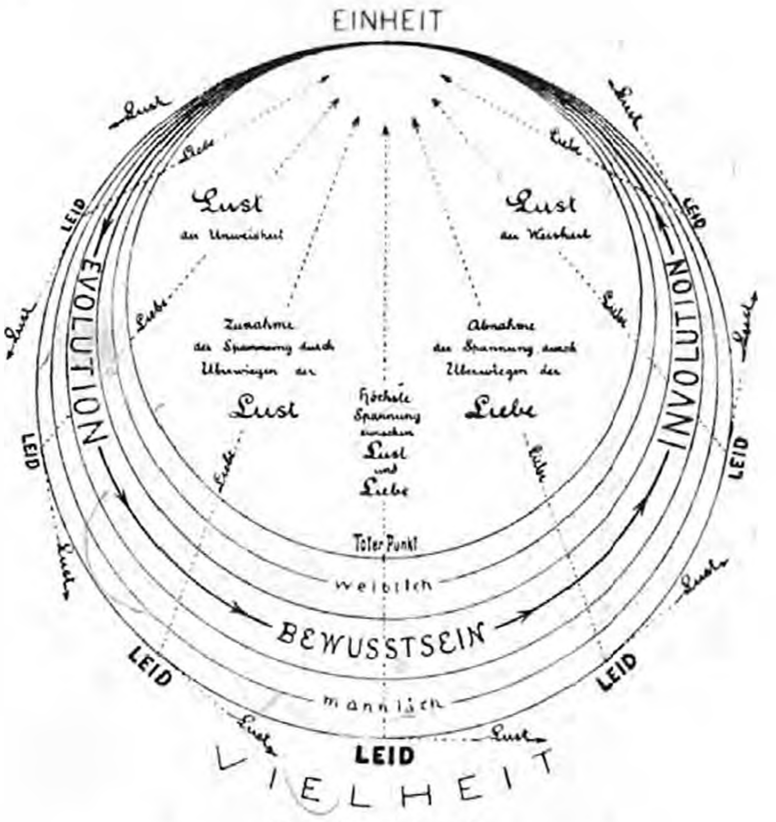
Wie steht es aber mit dem andern „toten Punkte" des Überganges zur nächst höheren Daseinsstufe, also bei denjenigen, die sich schon auf der Involutionsbahn der Weisheit und Liebe befinden?

Wie der Mensch am Ende seines Lebenstages sich ermattet fühlt und er dann vor Ermüdung einschläft, wie ferner der Greis in Lebensmüdigkeit, gesättigt auch vom Frieden und von Liebeswärme seines Lebensabends in den Todesschlummer sinkt und danach aus dem Dasein dieser seiner Persönlichkeit (nicht Individualität) scheidet, so vollendet sich zuletzt auch der Wiederverkörperungslauf jenes Weisen, der (als Bodhisattwa) in

unzähligen Lebensläufen durch Selbsthingebung sein Liebesstreben für die Welt erschöpft hat und nun endlich, alles Menschendaseins völlig satt, von diesem für immer Abschied nimmt. Seine Individualität hört bei dem Eingehens ins Nirwana gänzlich auf — nach menschlichen Begriffen; denn insofern die Summe ihrer Kraft in die Individualität nächst höherer Ordnung hineinwächst und in dessen größeres Kausalgewebe sich verflechtet, wird sie in viel weiterem Maß ein andres Individuum, als jede menschliche „Persönlichkeit" eine andere ist denn diejenige des Menschen der sie einst in früheren Leben war. Daher kann ein solcher Übergang dem Menschen wohl als völlige Erlösung oder gar Vernichtung scheinen. Dennoch findet auf der höheren Daseinsstufe auch ein analoger Kreislauf statt, als Läuterung von Lust durch Leid und Liebe.

Nach dem bisher Gesagten wird die graphische Veranschaulichung dieser unsrer Weltanschauung in der Figur 4 nicht nur verständlich, sondern auch wohl nützlich sein.

Figur 4.



Das Dasein als
Lust, geläutert durch Leid und Liebe.

Der auf Vielheit gerichtete und Streit verursachende selbstische Trieb der Lust und die auf Einheit zielende, Frieden suchende, selbstlose Liebe wirken von Haus aus einander diametral entgegengesetzt. Jener ist stets die nach außen und nach vorwärts, diese die nach innen und nach aufwärts strebende Kraftrichtung. Von den verschiedenen, weiteren und engeren Kreislinien unsrer Zeichnung macht die Individualität in ihren unzähligen Kreisläufen mehr die eine oder mehr die andere durch, je nach dem in ihr mehr die Lust (das männliche) oder die Liebe (das weibliche Element) überwiegt.[1]) Zugleich deutet dies als Wachsen der Kreisbahnen an, wie die Individualität ihre Spiralbewegung allmählich erweitert, um sich zu ihrer Zeit in eine höhere Ordnungsstufe hinüberzuschwingen.

Lusttrieb ist die Ursache und Lust-Empfindung ist der Grundzug alles Daseins. Zwar fehlt niemals auch das Leid in allem Dasein; es tritt jedesmal schon da ein, wo die Lust in ihrer selbstischen Weise an den Rand ihrer die Einheit fliehenden, die Vielheit suchenden Strebensmöglichkeit gelangt; und durch dies Leid erst wird sie von der Liebe in die tangentiale Richtung gelenkt. Wenn aber das Leid mehr als diese blos sekundäre Bedeutung hätte, könnte es überhaupt kein Dasein geben; ja, wenn nicht sogar vermöge der Bewußtseins-Steigerung die Fähigkeit der Lustempfindung an Stärke jederzeit mit der zum Dasein und zu dessen unaufhaltsamen Fortschritte erforderlichen Kraft des Lusttriebes Schritt hielte, so würde das Dasein aufhören. Am intensivsten wird daher die Lust empfunden da, wo auch das Leid am größten ist, in der Nähe jedes untren „toten Punktes", wo Lust und Liebe beide am intensivsten thätig sind und das Bewußtsein auch am klarsten ist.[2]) Am reinsten und verhältnismäßig ungetrübtesten empfunden, wenn auch deshalb nahezu „unbewußt", ist die Lust in der Mitte zwischen den beiden „toten Punkten" jedes Kreisumlaufes, also auf $^1/_4$ und $^3/_4$ der ganzen Umdrehung, an der letzteren Mitte (auf $^3/_4$) aber als Lust der Weisheit (Gnana) unendlich gesteigert gegenüber der ersteren (auf $^1/_4$) der Lust der Unweisheit (Agnana[3]). Mechanisch betrachtet, würde man dies als durch den zunehmenden Schwung der Umdrehung verursacht bezeichnen; doch auch geistig redet man ja von dem Aufschwung der Begeisterung und ethischen

[1]) Wann eine Wesenheit sich äußerlich als Mann, wann als ein Weib darstellt, hängt mehr von der Kausalität ihrer physischen als ihrer metaphysischen Kraftpotenzen ab.

[2]) Wie jedes Individuum in seiner embryonalen Entwicklung abgekürzt alle Stufen wieder durchzumachen hat, die es vorher schon überwunden hatte, so muß jeder bewußte Organismus auch annähernd alle hinter ihm liegenden Bewußtseinsstufen noch einmal durchfühlen, um zur Ausbildung eines höheren Bewußtseins reif zu werden. Der vollendete Mensch als Mikrokosmos, der das Bild des Makrokosmos ist, kann alle Daseinsstufen vom Atome bis zum All durchfühlen, wenn er will.

[3]) In diesen Worten, Gnana und Agnana, sollte wieder das g wie dj im Französischen und das erste n wie ñ im Spanischen gesprochen werden; da dies aber für den deutschen Mund nur sehr schwer auszusprechen ist, so folgen wir der volkstümlichen Transskription, wie sie bisher schon in der englischen Welt angenommen ist.

Veredlung. In der Weisheit der Involution findet erst die ursprüngliche Daseinslust ihre Erfüllung in der Lustempfindung des sich der Vollendung Näherns. In unserer Figur 4 kommt diese Erleichterung und Beschleunigung des Involutionslaufs gegenüber der Evolution dadurch zum Ausdruck, daß der Winkel, der von den zum Anfangs- und Endpunkte hinaufstrebenden Liebesstrahlen und dem in der Tangente fortstrebenden Lusttriebe gebildet wird, beständig abnimmt, am Anfange sehr stumpf, beim untern „todten Punkt" ein rechter Winkel und je näher der Vollendung immer spitzer ist, so daß zuletzt der Lusttrieb und das Liebesstreben ganz zusammenfallen.

Am untern „todten Punkte" wirken aber beide Triebe, Lust und Liebe, jeder in seiner eigenen, dem anderen entgegengesetzten Weise am stärksten, weil die Spannung zwischen ihnen dort am größten ist. Am gegenüberliegenden Punkte hört der Weltkreislauf der Individualität ganz auf, oder an den entsprechenden Punkten aller kleineren Umläufe sind Kampf und Arbeit jedenfalls verhältnismäßig am geringsten. Dort wird der Übergang zur neuen Evolution nur dadurch ermöglicht, daß der Schwung des Luststrebens noch nicht erschöpft ist, und die Leichtigkeit der Überwindung dieser „todten Punkte" wird bestimmt durch das jeweilige Maß der Kraft eben dieser Lust zum Dasein.

Die Wahrheit unserer in diesen Grundzügen dargestellten Weltanschauung finden wir auch durch die künstlerische Intuition bestätigt. Als Beleg hierfür diene abermals die nebenstehende photographische Wiedergabe eines Bildes von Fidus, welches eben diese Grundzüge veranschaulicht.[1] Denjenigen unsrer Leser, welchen graphische Veranschaulichungen, wie wir sie zu unsern obigen Darstellungen gegeben haben, das Verständnis metaphysischer Verhältnisse und Vorgänge nicht erleichtern helfen, dienen zu diesem Zwecke besser wohl die Hilfsmittel der Kunst, und diese sind ja auch gerade das, was über philosophische Erkenntnis noch hinausführt, indem sie dazu anregen, die Wahrheit unmittelbar zu empfinden, sie als Weisheit zu erproben und zu leben. Daß dieses dreiteilige Bild mehr darstellt als blos die verschiedene äußerliche Beeinflussung des Menschenwesens durch die winterliche Jahreszeit, wird wohl kaum Jemand verkennen. Man kann diese drei Vorgänge, „Lust", „Leid" und „Liebe",

[1]) Die äußere Veranlassung zu diesem Bilde war die folgende: Von der Münchener „Akademie der bildenden Künste" ward zur Jahreswende auf 1891 die Preisaufgabe gestellt, „die Idee des Winters in irgend einer Form (zur Darstellung) zu bringen." Wenn nun in den obigen Grundzügen das Wesen des Weltdaseins in Wahrheit richtig erfaßt ist, so muß dies sich auch bewähren durch die Probe, daß diese Grundzüge schon in jeder kleinen Phase des Weltdaseins die „Idee" desselben am vollständigsten ausprägen. Dies ist nach dem Urteile von Sachverständigen in diesem Bilde bewiesen worden. — Bei der Wiedergabe dieses Bildes hier in fast hundertfacher Verkleinerung kommt dessen Eindruck nur sehr unvollkommen zur Geltung. Das Original, in einer Größe von 166 zu 70 cm, ist in einem Tage fertiggestellt. Es ist vor unsern Augen, aber ohne unsere Anregung entstanden; im Gegenteil wurden wir durch diesen jungen Künstler erst zur theoretischen Ausgestaltung gerade dieser Grundgedanken angeregt. Seiner Hand verdanken wir auch die sämmtlichen hier beigegebenen schematischen Zeichnungen.


LUST


LEID


LIEBE

als Erlebnisse einer und derselben Wesenheit auf verschiedenen Entwicklungsstufen auffassen. Das mittlere Bild erzählt uns, wie eins der beiden Wesen, die das erste Bild in einer früheren Verkörperung als in der Fülle ihres Lusttriebes und Lustgefühles zeigt, in seiner nächsten Verkörperung ein leidenvolles Leben durchzumachen hat, unter dessen Not und Elend sein Lusttrieb zum Leben im Tode zusammenbricht. Das dritte Bild dagegen führt uns eben diese Wesenheit in ihrem darauf folgenden Leben als in Selbstlosigkeit geübt und zu höherer Liebe herangereift vor, wie sie durch deren Bethätigung nicht nur selbst sich zu noch höhere Veredlung aufschwingt, sondern ferner segenbringend wirkt für jene andre Wesenheit, mit der sie schon im zweitvorhergehenden Leben vereint war, und die damals sich mit ihr ehelich verband, die sie aber jetzt als Brüderchen in ihren Armen wärmt und pflegt und mit Liebe erzieht. Es erfordert nur ein wenig Phantasie und einige Lebenskenntnis, um das zweite Glied dieser Kausalverkettung (Karma) auch für dieses andre Wesen zu ergänzen. In dem Mittelbild mag eben diese andre Wesenheit als Ursache oder doch Veranlassung des Leides zu denken sein, durch welches jene erste Wesenheit zu jener Wendung ihres Lusttriebes zum Liebesstreben hingeführt, und durch welche dann schließlich auch diese zweite Wesenheit weiter gefördert wird. In diesem Sinne kann die letztere etwa als der unverständige Vater, als thörigte Mutter oder als der böse Vormund gedacht werden, welche dem Mädchen das Leben schwer machten und gar die Veranlassung wurden, daß es schließlich vor Hunger und Kälte erschöpft jenes Leben endet.

Ähnlich treffend veranschaulicht worden ist das Gesamtbild unsrer Weltanschauung auch von manchem europäischen Dichter, so von Friedrich Rückert in den folgenden Versen:

Woher ich kam, wohin ich gehe, weiß ich nicht.
Doch dies: von Gott zu Gott ist meine Zuversicht.

Ich blühe wie die Blum' und wachse wie der Baum
Zu meiner Jahreszeit, in meinem Gartenraum.

Ich fühle Sommerlust und fühle Winterschauer
Und einen Schauer, daß ich bin von kurzer Dauer;

Doch eine Ahnung, daß ich ewig bin von Stamme,
Und daß nicht sich verzehrt, die mich verzehrt, die Flamme.

Zur reinsten Blüte will ich meine Lust entfalten
Und meine Schmerzen selbst zu Wonne umgestalten.

Ich steh in Gottes Hand und ruh' in Gottes Schoß;
Vor Ihm fühl' ich mich klein, in Ihm fühl' ich mich groß.

Man ist von altersher gewöhnt, die einheitliche Urkraft des Alls mit dem viel mißbrauchten Ausdruck „Gott" oder „Gottheit" zu bezeichnen. Wir sind diesem Worte keineswegs abhold, verwenden es jedoch nur mit Bedenken, weil die meisten Leser dabei doch etwas Irrtümliches, Sinnenfälliges gemeint glauben. Sachlich ist allerdings sogar der Sprachgebrauch des Wortes „Gott" schon für die uns viel näher stehenden Stufen höherer Entwickelung zu rechtfertigen; aber die in dieser

Hinsicht von Theologie und Philosophie landläufig verbreiteten Phantasien beweisen nur, daß die, welche am meisten davon redeten, am wenigsten davon wußten; und den geistigen Beruf zu solchem Reden erteilen kann weder eine weltliche, noch eine kirchliche Behörde.

Will man aber sich der einmal hergebrachten Ausdrucksweise anpassen, so würde die „Lust," welche sich von der göttlichen Einheit entfernt und streitend der Vielheit zustrebt, als das Ungöttliche in der Individualität bezeichnet werden müssen, die „Liebe" dagegen, welche sie versöhnend zur Erlösung und Vollendung in die Einheit zurückführt, als das Göttliche. Und von den beiden „todten Punkten" würde allemal der Übergang von der Evolution zur Involution (gleichsam die Sonnenfernen unseres Weltkreislaufs) den Zustand der (verhältnismäßigen und zuletzt der äußersten) Gottentfremdung bedeuten, jeder entgegengesetzte Wieder-Übergang zur Evolution aber (gleichsam unsre Perihelien) die Gottesnähe. Dafür, daß solcher Unterschied thatsächlich vorliegt, ließe sich anführen, daß gerade an den „todten Punkten" der Gottentfremdung die Überwindung der sich steigernden Schwierigkeit die Zunahme des Bewußtseins bewirkt und auch erfordert und daher, in eben diesem Maße sich steigernd, als Leid empfunden werden muß, wogegen die Natur alle Übergänge von der Liebesinvolution zu neuer Evolutionslust in der (relativen) „Gottesnähe" gänzlich in Bewußtlosigkeit hüllt oder wenigstens in höheren Bewußtseinsformen mildert.

Bezeichnet man nun so die ewige Einheit der raum- und zeitlosen Urkraft, in die sich der Anfang und das Ende der Entwicklung unseres Weltkreislaufs verlieren, als „Gott" so kann man unser ganzes Weltdasein zusammenfassen in das dichterische Wort:

„Von Gott zu Gott!"

Wissenschaftlicher freilich und doch dasselbe sagend, insofern die Urkraft, ohne Raum und Zeit, ohne Gestalt und Zahl, dieselbe ist in ihrer Ganzheit in dem Kleinsten wie im Größten, in dem Anfang wie im Ende, ist der Ausdruck:

„Vom Atom zum All!"

*

Zum Schluß

bedürfen hier noch der Erwähnung die Gegensätze der verschiedenen Wirklichkeitsbegriffe des

Konkreten und abstrakten Monismus.

Zwei Wesensarten giebt's, Vergängliches und Unvergängliches.
Vergänglich ist Gestalt und Leben, unvergänglich deren Kern.
Noch andres ist das absolute Sein, das höchste Selbst. Dies ist
Die wahre Wirklichkeit in allem, was da ist und lebt und webt.

Bhagavad-Gîtâ XV, 16. 17.

In diesen beiden Sloken der Bhagavad-Gîtâ sind in meisterhafter Kürze die drei verschiedenen Begriffe von Wirklichkeit zusammengestellt,

welche die hauptsächlichsten Abstufungen jedes überhaupt nur denkbaren Begriffsvermögens kennzeichnen. Da nun jedes Kind und so auch jeder Begriff einen Namen haben will, an dem man es leicht wiedererkennt, so wollen wir diese drei Wirklichkeitsbegriffe die sinnliche, die transscendentale und die immanente Realität nennen und die Anschauungs- und Urteilsweisen, denen sie zu Grunde liegen, mithin sinnlichen, transscendentalen und immanenten Realismus.[1])

Sinnlicher Realismus ist die naive Anschauung der neuzeitigen Materialisten, welche nur die sinnlichen Wahrnehmungen und Vorstellungen für wirklich halten. Transscendental, in der Bedeutung des über unsere Sinne Hinausgehens, ist die Wirklichkeit, welche von der europäischen Philosophie, soweit sie irgend diesen Namen verdient, anerkannt wird, und auf der als Grundlage auch alle hier bisher dargestellten Ausführungen beruhen.[2]) Diesem Vorstellungsgebiete gehören die Begriffe Kraft, Atom, All, Lust, Liebe, Freiheit u. s. w. an, sowie vor allem auch unser hier aufgestellter Begriff der Individualität. Beide Wirklichkeiten, die des sinnlichen und die des transscendentalen Realismus, umfaßt der konkrete Monismus. Konkret ist dieser, insofern er die Einheit (das Monon) der Welt als eine solche innerhalb des Raums, der Zeit und der Kausalität auffaßt.

Vollständig von dieser Anschauung verschieden ist aber der Wirklichkeits- und Einheits-Begriff des abstrakten Monismus, welcher alles Dasein nur als ewig wechselnde Erscheinung erkennt, und für den die einzige, ewig unwandelbare Realität allein das absolute Sein ist, welches (nicht jedem „Bewußtsein", sondern) jedem Individuum immanent ist.[3]) Dieser Monismus ist die letzte Frucht des Denkens.

Dreimal ist — soweit wir die Geschichte der geistigen Entwicklung unserer Rasse zurückverfolgen können — diese weitest gehende Erkenntnis, daß der Erscheinungswirklichkeit des sinnlichen und übersinnlichen Realismus die Seinswirklichkeit des immanenten Realismus zu Grunde liegt, mit besonderem Nachdruck an die Öffentlichkeit unseres Kulturlebens getreten: zuerst und am vollständigsten bei den Indiern im Vedânta, sodann bei den Griechen in den Eleaten und Heraklit, zum drittenmal bei den Deutschen in Kant und Schopenhauer. Mag vielleicht die (mystische) Geheimlehre aller großen Kulturreligionen diesen immanenten Realismus stets gekannt haben — und fast allen großen

[1]) Das Transscendentale könnte man hier auch als über unsere sinnliche Wahrnehmung und Vorstellung hinausliegend, also als die „übersinnliche", das Immanente, als die uns innewohnende, also innere oder „innerliche Wirklichkeit" bezeichnen.

[2]) Transscendental also, weil über unsere sinnliche Vorstellung hinausgehend, sie übersteigend, transscendierend und sich auf ein Transscendentes beziehend, das jedoch insofern als ein Wirkliches erkannt wird, als es unserm Bewußtsein immanent ist (innewohnt).

[3]) Das unserm Wesen Immanente im Sinne dieses „immanenten Realismus" ist für uns nicht die transscendentale Wirklichkeit jener transscendenten Realitäten (Kraft, Lust, Liebe ꝛc.), sondern nur der Wirklichkeitsbegriff des Absoluten, das eben das „absolute" Sein ist, d. h. völlig „abgelöst" von allem Dasein auch dem übersinnlichen, transscendentalen.

Weisen alter und neuer Zeit im Abend- wie im Morgenlande wird diese Erkenntnis zugeschrieben —, die anerkannte Weltanschauung aller Völker erstreckte sich jedenfalls nicht über den transscendentalen Realismus hinaus. Während aber Kant noch die Verwirklichung des Begriffs der immanenten Realität (des „Dinges an sich") als für den lebenden Menschen unmöglich bezeichnete und Schopenhauer dies noch für eine ihm persönlich wenigstens versagte „Gnade" erklärte, lehrt die indische Mystik (Religionsweisheit) seit Jahrtausenden eben diese Verwirklichung des absoluten Seins, das Versenken des Bewußtseins in dasselbe, für die noch in einem Menschenkörper geborene Einzelwesenheit. Dies Endziel der Vollendung und Erlösung der Individualität ist von dem Menschentum durch eine große Reihe von weit auseinander liegenden Entwicklungs- und Bewußtseinsstufen getrennt; und schon die nächste dieser Stufen zu verwirklichen, ist ein „Nirwana". Den „Weg" solcher Erlösung aus dem Labyrinth des Weltdaseins zeigt übrigens nicht bloß die indische Weisheit, sondern auch die Mystik aller anderen Kulturreligionen, auch diejenige des Christentums; die klassische Originalform aber und die anerkannt wirksamste und weitest tragende Ausübung dieser Weisheit ist freilich die indische.

Aus den engen Grenzen der sinnlichen Wirklichkeit erlöst uns schon der Tod, von unserem Dasein in der übersinnlichen aber erst das völlige Erwachen zu der immanenten Realität des absoluten Seins, dem Inbegriff des abstrakten Monismus.[1])

Die Unterschiede dieser drei Begriffe von Wirklichkeit lassen sich veranschaulichen durch das Verhältnis von Farben, Licht und Finsternis. Was sinnlich wahrgenommen und vorgestellt wird, sind stets Farben oder irgendwie sonst qualifiziertes Licht, Sonnenlicht, Mondlicht, Holzfeuer, Elektrizität u. s. w.; dies entspricht der sinnlichen Realität. Die Licht-erzeugende Kraft aber kann ihre Gestalt in andere Erscheinungsformen umsetzen; das Sonnenlicht, was vor Jahrmillionen unsre Erde traf, leuchtet uns heute wieder als Gaslicht; wir sehen die Kraft des Lichtes in ihren sinnlichen Erscheinungen, dennoch ist uns solche Umsetzung auch da, wo wir dieselbe sinnlich nicht verfolgen, sie aber in ihren Ergebnissen nachweisen können, ein Beweis, daß dem, was uns als sinnliche Realität erscheint, die übersinnliche Wirklichkeit der Kraft des Lichtes zu Grunde liegen muß. Der immanenten Wirklichkeit jedoch entspricht allein die Finsternis, in der jederzeit Lichter entzündet und dann farbige und andere Gegenstände gesehen werden können, und zwar dieses immer

[1]) Fraglich könnte es vielleicht erscheinen, ob man diese Lehre überhaupt noch einen „Monismus" nennen darf, denn da es dieser immanenten Wirklichkeit des Absoluten an aller und jeder Eigenschaft und Erscheinungsform fehlt, so kann bei ihr auch von keiner Zahl die Rede sein. Deshalb bezeichnet dies die indische Lehre als ekam advitîyam, d. h. „Eins ohne ein Zweites"; dasselbe bedeutet das griechische Wort μόνος, wogegen allerdings der Gebrauch des Wortes εἷς (Henismus) den Gegensatz zu einer Mehrzahl ausdrücken würde.

nur durch Mittel und Ursachen, welche mit der Finsternis gerade so wenig zu thun haben, wie das „Dasein“ mit dem „Absoluten“.

Genau genommen kann man daher auch den abstrakten Monismus eine „Weltanschauung“ gar nicht nennen; denn er schaut nicht mehr die Welt an, er erklärt nur, daß deren Erscheinungswirklichkeit keine Seinswirklichkeit sei, und befaßt sich deshalb überhaupt nicht mit einer Lösung des Welt- und Menschenrätsels, die vielmehr ganz ausschließlich Sache des konkreten Monismus ist. Nicht eine Lösung desselben will er bieten, sondern nur die Erlösung aus demselben und zwar die allein mögliche. Aber freilich der einzige Schlüssel, der auch dieses letzte Rätsel löst, liegt wieder nur in dem Begriff der Individualität, und zwar nicht allein in der theoretischen Erkenntnis ihres Andauerns durch den ganzen Weltprozeß, sondern auch in ihrer praktischen Verwirklichung als absolutes Sein durch Läuterung und Vollendung ihrer Daseinslust.

Es ist ein gründlicher Irrtum, wenn man — wie es oft geschieht — den konkreten und den abstrakten Monismus als Alternative gegenüberstellt: man sei entweder konkreter oder abstrakter Monist. Vielmehr ergänzen beide Standpunkte einander, und jeder ist zu seiner Zeit und seinem Zwecke notwendig.

Jede „Welt-Anschauung“ also ist konkreter Realismus, und unsere hier dargestellte (bezw. die indische) Weltanschauung ist konkreter Monismus; jede All-Einheitslehre (eines „Absoluten“) ist dagegen abstrakter Monismus. Für den konkreten Monisten nun ist die Welt eine Viel-Einheit, zu welcher räumlich-organisch und zeitlich-dynamisch sich die unendliche Zahl der Individuen, aus denen wir die Welt bestehen sehen, zusammenschließt. Folgerecht und analogisch durchgeführt erscheint uns dieser Grundgedanke aber in keiner andern als in unserer obigen Darstellung des individualistischen Monismus.

Relativer Individualismus ist derselbe, insofern Begriff und Dasein der Individualität ganz relativ sind, sowohl räumlich wie auch zeitlich:

Räumlich betrachtet, ist „Individualität“ ein durchaus relativer Begriff nicht nur, weil jedes Wesen in seiner äußeren Darstellung aus unendlich vielen Wesenseinheiten niedrer Ordnungen und Organisationsstufen zusammengesetzt ist, sondern auch weil sie auf jeder ihrer Daseinsstufen als eine Einheit nur im Verhältnis zu andern ihresgleichen erkennbar wird. — Zeitlich aber ist der Begriff der „Individualität“ nur relativ, weil sie sich entwickelt und mithin ihr Dasein auch Anfang und Ende haben muß, die freilich beide für uns in dem Unerkennbaren verschwinden, gerade so wie uns im Schlafe oft ein Traumbild auftaucht, bei welchem es uns nicht klar wird, wo es herkommt und wie es verläuft. Begnügen wir uns daher mit der Bezeichnung unserer Vergangenheit als uranfänglich und unserer Zukunft als unermeßlich.

Auch die Naturwissenschaft läßt die Thatsache der im Entwickelungsprozeß sich steigernden Individuation gelten, und ist insofern ein rela-

tiver Individualismus zu nennen. Die wissenschaftliche Anschauung erkennen wir als durchaus richtig an; sie ist nur einseitig und daher unvollständig; sie betrachtet das Weltganze nur vom Standpunkte des Ganzen, nicht von dem des Einzelnen; sie sieht im Weltdasein allein das All, nicht auch die Individualität; sie schaut den Weltentwickelungsprozeß allein von außen an, nicht auch von innen, nur als Objekt, nicht auch als Subjekt; sie weiß nur von dem Andauern des makrokosmischen Daseins, nicht auch von dem des mikrokosmischen. Das Gegenstück, die innere Ansicht dieses Weltbildes zu liefern, mag vielleicht nicht Aufgabe der „Wissenschaft" sein; jedenfalls jedoch ist dies der eigentliche Gegenstand der Philosophie.

Der Gegensatz nun unserer individualistischen Weltbetrachtung zur naturwissenschaftlichen kennzeichnet sich am deutlichsten, wenn wir uns das gesamte Weltbild als eine höchst mannigfaltige Landschaft veranschaulichen. Die Individualitäten sind gleichsam die Wandrer, die durch diese vielgestaltige Gegend hindurchreisen, einige zu Fuß, andere zu Pferde oder Wagen, manche auch mit viel Gepäck und viele gar mit Frachtwagen, die schnellst Fortschreitenden jedoch per Eisenbahn. Die heutige in der europäischen Rasse herrschende Anschauung nun beschränkt sich auf die Ansicht dieses rastlosen Verkehrs durch unsere Weltlandschaft von einem Knotenpunkt in deren Mitte, wo die menschliche Kultur auf einem Höhepunkte steht, und wo die Gegend in verschiedenen Richtungen die größten Unterschiede zeigt. Man sieht die Menschen kommen und gehen, man sieht auch die Schnecke ihres Weges kriechen; aber niemand weiß zu sagen, wo all diese Wesen herkommen und hingehen. Wer sich das Leben an der Bahnstation dieses Kreuzungspunktes ansieht, merkt wohl, daß die vielen Menschen, die daselbst fortwährend wechselnd aus- und wieder einsteigen, schon recht weit hergekommen sein mögen und auch wohl noch eine weite Reise vor sich haben; aber niemand fragt den andern, wo er herkommt oder hingeht; und wenn er ihn fragte, würde er nur unzureichende Antwort erhalten. Alle würden nur von ihrer gegenwärtigen Tagesreise reden, und das Ziel derselben oder auch die Weiterreise, auf die sie für morgen hoffen, würden manche recht phantastisch schildern. — Für die heutigen Betrachter scheint um all dies bunte Treiben herum die Landschaft festzustehen oder doch sich nur sehr wenig und nur in sehr großen Zeiträumen anders zu gestalten. Um aber unsere Ansicht von dem Ganzen zu gewinnen, setzen wir uns in einen solchen Eisenbahnzug hinein. Dann finden wir, daß nicht wir, die Reisenden, es sind, welche beständig wechseln, sondern nur die Landschaft, durch die wir hindurchfahren, und die Stimmung, mit der wir die immer neuen Formen und Verhältnisse unsrer Umgebung und die schlechtern oder besseren Stationen unsrer Fahrt betrachten. Jeder von uns aber bleibt dabei derselbe.

So wechseln für die „wissenschaftliche" Betrachtung nicht sowohl die Arten, Gattungen und Daseinsstufen, als vielmehr die Individuen in ihnen. Wir jedoch erkennen, daß unsere Individualitäten stets die-

selben bleiben und nur ihre Formen wechseln, eine nach der anderen durchlebend. Jenes ist die Anschauung der Individuation von außen; wir aber betrachten, wie sie wird, von innen.

Andrerseits ist unsere Weltanschauung auch Monismus, ebenfalls sowohl räumlich wie zeitlich betrachtet:

Räumlich ist sie ein organischer Monismus. Jedes Individuum ist ein organisches Ganze in einem größeren Organismus, jede ein Mikrokosmus in einem Makrokosmus. Wie die Zelle unseres Blutes ein kleineres Ganze von Molekülen ist, so baut sich aus einer unberechenbaren Anzahl solcher Zellen unseres Körpers größere Einheit auf, und so ist ferner jedes Lebewesen gleichsam eine Zelle in dem Lebenskörper unseres Planeten, und der Erdplanet kommt wieder einer Zelle gleich im Stoffwechsel des Weltall-Organismus. — Die organische Darstellung aber jeder dieser Individualitäten ist auf allen Daseinsstufen keine dualistische, sondern nur monistisch zu denken. Die „Menschenseele" fährt nicht etwa in einen Körper hinein, den sie fertig vorfindet, sondern sie baut sich unbewußt diesen ihren Bewußtseins-Organismus selbst je nach Vermögen ihrer angesammelten Kraft und stellt sich jederzeit ganz und gar in ihm als ihrer zeitweiligen persönlichen Erscheinung dar, solange solche eben dauert, gestaltet sie und bildet sie um, wie wir es an jedem Menschen in seinen verschiedenen Lebensperioden sehen. Das Gesicht, der Kopf, die Gliedmaßen und die Bewegungen des Menschen sind der Ausdruck seiner Individualität und verändern sich in demselben Maße, wie sein inneres Wesen sich verändert. Ebenso ist auch ein „Weltall" nicht ein bloßer Mechanismus, obwohl er mechanisch wirkt und sich bewegt, gerade so wie der Mensch, sondern es ist ein „welt"-umfassender Organismus.

Zeitlich betrachtet ist unsere Weltanschauung ein dynamischer Monismus. Jede individuelle Krafteinheit bleibt in allen Gestaltungen durch ihre ganze Welt-Entwicklung hindurch erhalten und wächst im Zusammenfluß mit anderen Individualitäten zu immer größeren Einheiten heran. In diesem ganz besondren Sinne stimmen wir auch Haeckel zu, wenn er am Schlusse seiner „Anthropogenie" (S. 708) sagt:

„Geist" und „Seele" sind nur höher kombinierte oder differenzierte Potenzen derselben Funktion, die wir mit dem allgemeinsten Ausdrucke als „Kraft" bezeichnen. Wenn die Kräfte als Bewegungen in die Erscheinung treten, nennen wir sie lebendige oder Thatkräfte, wenn sie hingegen im Zustand der Ruhe oder des Gleichgewichtes sind, nennen wir sie gebundene oder Spannkräfte. Das gilt ganz ebenso von den anorganischen wie von den organischen Naturkörpern. Der Magnet, der Eisenspäne anzieht; das Pulver, welches explodiert; der Wasserdampf, der die Lokomotive treibt, sie sind lebendige Anorgane. Sie wirken ebenso durch lebendige Kraft wie die empfindsame Mimose, die bei der Berührung ihre Blätter zusammenfaltet, wie der ehrwürdige Amphioxus, der sich im Sande des Meeres vergräbt, wie der Mensch, der denkt."

Eine und dieselbe Urkraft wirkt in allen Individualitäten; das gleiche Gesetz bildet und erhält, zerstört und neugestaltet alles von der kleinsten bis zur größten Einheit. Aber die Kausalität und Kontinuität der Kraft bedingen, daß all diese individuellen Einheiten andauern müssen. Die

Zeit ihrer Funktionsdauer ist für uns unermeßlich und wir können nur soviel gewiß sagen, daß jede von ihnen alle Ordnungen und Stufen des Weltdaseins durchlaufen muß. Nicht anders als in allen diesen individuellen Abstufungen stellt sich die Urkraft der Welt dar; aber jede Individualität ist eine Selbstdarstellung dieser ewigen viel-einen Urkraft.

Ursach' und Grund und du, das ewig Eine,
Dem Leben und Bewegung rings entfließt,
Das sich in Höh' und Breit' und Tief' ergießt,
Daß Himmel, Erd' und Menschenwelt erscheine!
Mit Sinn, Vernunft und Geist erschau' ich deine
Unendlichkeit, die keine Zahl ermißt,
Wo üb'rall Mitte, nirgends Umfang ist,
In deinem Wesen weset auch das meine.
Giord. Bruno (Della causa, principio ed uno).

Träumen und Suchen.

Von

Menetos.

Laßt das Träumen von Paradiesen,
Die als verloren ihr immer beweint;
Himmlische Gärten allüberall sprießen,
Wenn sie die Sonne der Wahrheit bescheint!
Überall schwebet,
Überall webet
Das göttliche Sein! —
Bannt aus den Herzen
Irdische Schmerzen,
Gleich dringt es hinein!

Aber den schlummernden Gott zu wecken,
Der, sich vergessend, in euch hat versenkt:
Müßt ihr verlernen Bangen und Schrecken,
Weil er sich nur dem Mutigen schenkt!
Suchet die Stille,
Wo sich der Wille
In eiserner Zucht
Selbst überwindet, —
Wo er dann findet,
Was er gesucht.

3. XII. 1890.

Psychologische Gesellschaft zu München.
Sitzung am 30. April 1891.

Über das Hellsehen.

Von
Dr. med. A. Liébeault.[1])

Es wäre mir unmöglich gewesen, diesen Gegenstand früher zu behandeln, da es mir bis jetzt an genügenden Fällen von gut beobachtetem „Hellsehen“ fehlte. Der Grund liegt darin, daß diese psychischen Vorgänge sich nicht allgemein im Somnambulismus und ähnlichen Zuständen zeigen; dieselben kommen nur bei einzelnen Subjekten vor, wie das Aufleuchten eines Blitzes in der Nacht; außerdem hat man, im Gegensatze zu den Erscheinungen, mit denen ich mich bis jetzt beschäftigt habe, über die Ursachen desselben mehr Vermutungen als Kenntnisse. Obwohl man weiß, daß eine Hauptbedingung dieser seltsamen Vorgänge starke Konzentration des Geistes und hochgradige Überreizung der Sinne ist, so hat man doch über den Mechanismus ihrer Entwickelung bis jetzt nichts Sicheres zu erforschen gewußt. Dafür spricht vor allem die Thatsache, daß man unfähig ist, dergleichen Erscheinungen nach eigenem Gefallen hervorzurufen; aber gerade dieses Unvermögen ist für mich Grund zu dem Versuch, einiges Licht auf diese Vorgänge zu werfen, um so mehr, als eine große Zahl vorsichtiger und kluger Beobachter die Thatsache des Hellsehens immer noch in Zweifel ziehen. Wenn ich ihre Wirklichkeit, oder doch wenigstens ihre Möglichkeit nachweise, so sollten dadurch die Forscher zur Untersuchung ihres Wesens, ihrer Entwickelung und ihrer Gesetze angeregt werden; und vielleicht gelingt es, die Forscher auf den Weg nützlicher Entdeckungen zu führen.

I.

1. Was die einfachsten Fälle dieser in Rede stehenden Erscheinung betrifft, so habe ich bei intelligenten und empfindlichen Somnambulen oft

---

[1]) Die vorliegende Arbeit ist dem neuen Werk Liébeaults „Thérapeutique suggestive“ (bei Doin, Paris 1891) S. 232 ff. entnommen. Bei dem hervorragenden Interesse, welches das Urteil des wissenschaftlichen Begründers der Suggestionslehre über eine so wichtige und viel umstrittene Frage darbietet, hat sich die „Psychologische Gesellschaft“ veranlaßt gesehen, diese in sich abgeschlossene Abhandlung ihres Mitgliedes in deutscher Bearbeitung herauszugeben.

Der wissenschaftl. Ausschuß der „Psycholog. Gesellschaft“.

bemerkt, daß, wenn man sie in Rapport mit ihnen unbekannten Kranken brachte, sie im stande wären, die Stelle des Körpers zu bezeichnen, wo diese litten, was Dr. Husson, Berichterstatter der Kommission, welche die medizinische Akademie im Jahre 1826 zur Erforschung der Fragen des tierischen Magnetismus ernannte, schon bestätigte. Eine meiner Schläferinnen konnte sogar, wenn sie nur die Hand des Patienten berührte, den Sitz des Übels entdecken, trotzdem der Kranke gar keine Schmerzen empfand. Freilich war diese Somnambule nicht nur intelligent, sondern sie besaß auch eine gewisse Beobachtungsgabe. Dieser auffallenden Erscheinung kann man das Argument, daß zwischen den Behauptungen der Somnambulen und den von den beratenden Ärzten konstatierten Thatsachen ein direkter Zusammenhang bestehe, um so weniger entgegensetzen, als erstere meistens ihre Diagnose mit Genauigkeit stellten. Eine derselben erriet bei fünf verschiedenen Personen, die sie niemals vorher gesehen, fünfmal richtig, was andere aufs Geratewohl befragte Schläfer ebensowenig konnten, als ich selbst es trotz aufmerksamster Beobachtung und auf langer Erfahrung beruhender Übung mit Hilfe der Sinne zu diagnostizieren es vermochte.

2. Ich hatte noch Gelegenheit, andere Fälle von großer Überreizung der Sinne und Hellsehen zu beobachten, welche viel verwickelter waren als die vorerwähnten. Dieselben traten auf bei einigen wenigen Somnambulen, welche ich schon häufig eingeschläfert hatte und die außer einer großen Sensibilität auch Bildung und eine lebhafte Intelligenz besaßen. Die meisten dieser Fälle bezogen sich auf das Erraten und die Vollziehung von Befehlen, die ich ihnen durch Berühren der Stirne u. s. w. schweigend suggeriert hatte, damit sie sie nach dem Erwachen zur Ausführung brächten.

Während die Somnambulen schliefen, ließ ich gleichzeitig, um die anwesenden Personen besser zu überzeugen, diese unter ihren Augen geschriebenen Befehle zirkulieren und zwar mit der Erwähnung, sie weder hörbar zu lesen noch durch irgend eine Geste den Gedanken zu verraten. Die so suggerierten Befehle wurden meist mit großer Pünktlichkeit ausgeführt; sogar einige sehr komplizierte wurden von diesen außergewöhnlichen Subjekten mit staunenswerter Genauigkeit vollbracht, so z. B. der Befehl, sich in der Nähe des Ofens zu erwärmen, dort ein Stück Briquett aus dem Holzkasten zu nehmen, es auf den Boden zu legen und die Füße darauf zu stellen.

3. Noch andere kompliziertere Fälle, gleicher Art wie die vorhergehenden, konnte ich beobachten; u. a. wurden bei einer Somnambule die nach dem Erwachen ausgeführten Befehle von Gesichtstäuschungen, bei einer anderen von der Vision eines eingebildeten Gegenstandes begleitet, Dinge, die ich jeder derselben innerlich suggeriert hatte; so sah die eine beim Erwachen ihren braunen Hut rot[1]), der anderen schwebte ein schwarzer Hahn vor.

Wie die einfachsten Erscheinungen des künstlichen Schlafes, so sind

---

[1]) Le sommeil provoqué et les états analogues, p. 296.

auch die Erscheinungen des Hellsehens, von denen ich eben gesprochen und mit denen ich mich noch weiterhin beschäftigen werde, die Wirkung einer Verschiebung der nervösen Energie, welche um so stärker eintritt, in je größerer Anhäufung sie sich auf einen Teil des Gehirns oder auf einen Sinn wirft; und zwar geschieht dies auf Kosten der in allen übrigen Teilen des Körpers verteilten Kräfte. Dieselbe Wellenbewegung der nervösen Energie existiert auch bei dem wachen und aufmerksamen Menschen, der, wie Cumberland u. a. es in unsern Tagen bewiesen haben, durch die Berührung einer Person Erschütterungen in den Geweben wahrnimmt, die, so minimal sie auch sind, doch den augenblicklichen Gedanken verraten können.

Das gleiche Gesetz findet man bei sehr intelligenten Taubstummen, bei denen die übrigen Sinne umso empfänglicher werden und eine umso größere Schärfe im Unterschied zur gewöhnlichen zeigen, je größer der Verlust ist. Sehr deutlich sieht man das an folgenden, auf zwei blinde Taubstummen bezüglichen Beispielen:

„Das Gesicht und das Gehör können fehlen, schreibt Professor Beaunis [1]), und es genügen in diesen Fällen für die ganze geistige Entwicklung das Muskelgefühl und der Tastsinn."

Über die blinde, taubstumme Laura Bridgman fügte er hinzu:

„Sie verstand die Sprache der Fingerbewegungen, verstand, wie Dr. Howe, der sie beobachtende Arzt sich ausdrückt, den leichten Druck der Zuneigung, die überzeugende Kraft der Überredung, die bestimmte Bewegung des Befehls, die heftige Erschütterung der Ungeduld, die plötzliche krampfartige Ausdrucksbewegung des Zornes."

Von der gleichen Laura Bridgman lese ich in der Revue philophique [2]), daß diese blinde Taubstumme am Ende einer Ceremonie, die mit einem schönen Orgelsolo schloß, das größte Vergnügen daran empfand, „denn sie nimmt die Musik wahr und versteht sie durch den Rhythmus und die Anordnung und Stärke der Schwingungen des Fußbodens". Endlich führe ich aus der gleichen Revue [3]) folgendes Beispiel an, das eine andere achtjährige blinde Taubstumme, Hellen Keller, betrifft:

„Sie findet viel Geschmack an der Musik, die sie auf die gleiche Weise wie Laura wahrnimmt .... Letzten Sommer war sie so davon hingerissen, daß man große Mühe hatte, sie vom Tanzen zurückzuhalten .... Ihr Gefühl ist ganz außerordentlich scharf und fein geworden; sie ist nicht nur fähig, durch bloße Berührung der Hände oder Kleidungsstücke ihre Freunde zu erkennen, sondern entdeckt auch auf gleiche Weise den Gemütszustand der sie umgebenden Personen, da sie gelernt hat, gewisse Muskelbewegungen mit der Idee der Freude, des Kummers, der Traurigkeit ꝛc. zu associieren ..... sie unterschied einen Pfiff und den leisesten Ton der Stimme, drehte den Kopf, lächelte, benahm sich mit einem Worte so, als ob sie hörte, was man sprach."

Nach meinen obigen Ausführungen über die fast unmerklichen Bewegungen in einer Person, Bewegungen, die man im wachen Zustande

[1]) Les sensation internes, p. 121.
[2]) Une nouvelle Laura Bridgman, par Balugou, 1889, p. 171.
[3]) Une nouvelle Laura Bridgman, par Balugou, p. 145.

mit Hilfe des Gefühls wahrnimmt und deren Ursache man zugleich richtig auslegt, nach dem, was ich soeben über die Feinheit des Tastsinns bei blinden Taubstummen mitgeteilt habe, brauche ich zum besseren Verständnis nicht erst hervorzuheben, in wieviel höherem Grade Somnambule, welche gewöhnlich ihre geistigen Fähigkeiten und all ihre Sinne in abwechselnder Reihenfolge üben, befähigt sind hellzusehen, als wache Personen und Taubstumme bei vollständiger Konzentration des Geistes.

Wie man durch die Buchstaben des Alphabets und den daraus geformten Wörten dahin kommt, dank dieser Zeichen, die Schrift zu verstehen, so gelangen auch die Somnambulen dazu, durch gewisse unwillkürliche Zusammenziehungen oder gewisse Ausdehnungen der Muskeln, durch einen gewissen flüchtigen Ausdruck der Züge, durch gewisse, für alle andere unhörbare Töne, bei einem andern die Ideen zu verstehen, die diese Zeichen offenbaren.[1])

So kann es auch nichts Erstaunliches mehr haben, wenn diese Schläferinnen den Sitz der Schmerzen entdecken, welche die Kranken empfinden und daß sie die Befehle, die man ihnen mental suggeriert, verstehen und befolgen, nichts Erstaunliches endlich, daß ihre fügsame Intelligenz selbst die ihnen durch Berührung mental suggerierten Illusionen oder Hallucinationen auffaßt und dieselben in sinnliche Bilder umsetzt.

II.

Ich gehe nun zu einer Reihe von Vorgängen über, die verwickelter sind als die vorhergehenden und auch viel mehr als diese von den heute durch die Wissenschaft anerkannten Thatsachen abweichen. Unter den zeitgenössischen Ärzten haben die Doktoren Ochorowicz, Dusart, Gibert, Richet u. a. zuerst die Existenz der Gedankenübertragung auf Entfernung, die man in unsern Akademien noch immer nicht anerkennen will, konstatiert. Aber was liegt in diesem Punkte an der Meinung der Gelehrten? Es ist ja häufig das Schicksal neuer Wahrheiten, gerade von denen schlecht aufgenommen zu werden, welche die alten Wahrheiten pflegen und dabei nicht bedenken, daß diese letzteren, die sie heute ohne Prüfung anerkennen, bei ihrem Entstehen vielleicht ebenso schwer erworben sind, als die Vorgänge, um welche es sich hier handelt.

Fälle von Gedankenübertragung, welche in die gleiche Kategorie der von früheren Magnetiseuren bestätigten gehören, wurden in der letzten Zeit in meiner Klinik von neuem beobachtet. Dr. Beaunis führte sie bei mir ein und dann gesellte sich Dr. Liégeois uns zu, um die Untersuchungen darüber fortzusetzen.

Ein junges Mädchen, Camille S . . ., die wir niemals spontan einschlafen sahen, eine sehr erregbare Somnambule, diente als Versuchsperson

---

[1]) Nach Dr. Rousseau (Congrès international d'hypnotismo, 1889 p. 216) würden die Somnambule nur durch ihr gereiztes Gehör dahin gelangen, die Geräusche des Kehlkopfs zu vernehmen, der zu den Stummen spricht, selbst wenn man ganz leise denkt, weil organische Bewegungen immer der Widerhall des Gedankens sind.

für unsere Experimente. Zuerst setzte sich Dr. Beaunis, der sie schon öfters eingeschläfert hatte, durch Streichen von einem Zimmer zum andern mit ihr in Rapport, ohne daß sie die leiseste Ahnung davon hatte, oder doch wenigstens, ohne daß ihr bewußtes „Ich" etwas davon merkte; auf diese Weise gelang es ihm, sie in kurzer Zeit mehrmals in Somnambulismus zu bringen. Dasselbe Experiment machte er dann in gleicher Weise und mit derselben Person noch einmal, immer ohne daß sie es wußte, indem er sich auf eine Anhöhe in meinem Garten begab, die, dicht mit wildem Wein umwachsen, 29 Meter von dem Orte, wo wir uns mit ihr befanden, entfernt war. Diese Anhöhe war undurchdringlich für Blicke, und außerdem war Dr. Beaunis noch durch ein kleines Gehölz von dem einzuschläfernden jungen Mädchen getrennt. Trotz dieser Hindernisse, die es unmöglich machten, den Operateur zu sehen, verfiel Camille S .... in Schlaf, zwanzig Minuten, nachdem ersterer von der Anhöhe aus, auf der er versteckt war, seine Striche ausgeführt hatte.

Nach diesem wichtigen Versuche schien uns die Einschläferung auf Entfernung ohne Wissen der zu beeinflussenden Versuchsperson unbestreitbar. Um aber in diese Reihe von Vorgängen noch mehr Sicherheit zu bringen, machte ich, da Dr. Beaunis Nancy für längere Zeit verlassen hatte, mit Dr. Neilson aus Kingston (Canada), der das junge Mädchen nie eingeschläfert hatte, einen ähnlichen Versuch wie den vorhergehenden, aber ohne Erfolg. — Lange nachher versuchte ich es dann ein zweites Mal mit Dr. Liégeois, der sie dagegen schon öfters in Somnambulismus versetzt hatte. Gleicher Ort, gleiche Bedingungen wie früher, nur wendet er zum Einschläfern nicht die Striche an, sondern ließ einfach den Gedanken wirken. Diesmal trat der Schlaf nach 8 Minuten ein, und, was das Wichtigste ist, als Dr. Liégeois, von dem Resultat benachrichtigt, sich zu der Schläferin begab, konstatierten wir, daß diese nur mit ihm allein in Rapport, d. h. vollständig isoliert von den anderen gegenwärtigen Personen, sowie von mir selbst war, wie das immer der Fall ist, wenn man jemanden aus der Nähe in Somnambulismus versetzt. — Dieser charakteristische Fall gab einen untrüglichen Beweis dafür, daß das in Schlaf versetzte junge Mädchen, unter einer entfernten Einwirkung, die von der Person des Dr. Liégeois ausging, eingeschlafen war.

Allerdings kann man gegenüber den vorerwähnten Experimenten den Einwand geltend machen, daß sie immer zwischen 8—9½ Uhr des Morgens stattfanden und demzufolge das Medium, den Schlaf erwartend, aus Gewohnheit darein verfiel. Dieser Einwand hat einige Berechtigung, aber wie erklärt man es dann, daß sie nur an solchen Tagen einschlief, an denen man den Versuch machte und daß diese Tage nicht unmittelbar auf einander folgten.

Wir entschlossen uns, noch einen weiteren Versuch mit dieser Somnambule anzustellen, jedoch in anderer Weise, ohne daß irgend jemand darum wußte. Der Hypnotiseur Dr. Liégeois wirkte wiederum in der Absicht, sie einzuschläfern, auf sie ein, indem er seine Gedanken auf sie konzentrierte. Dazu begab er sich in ein Zimmer, das 24 Meter entfernt und von allen

Seiten verschlossen war. Außerdem wurden in meinem Studierzimmer, in dem sich die junge Camille befand, alle Ausgänge verschlossen. Aber diesesmal zeigte sich nach 20 Minuten des Wartens kein Erfolg. Und doch waren wir nur wenige Personen in der kleinen Wohnung, man machte keinen Lärm, sprach wenig, und unser Medium ruhig sitzend, war damit beschäftigt, ihren Namen auf einer meiner Listen zu suchen. War dieses verneinende Resultat die Folge der Abschließung, herbeigeführt durch das Blättern in den Listen, oder der Art von Klausur, in die wir sie gebracht hatten? Nur fernere Versuche können diese Frage erschöpfend beantworten.

Das sind einige Fälle, deren Zeuge ich war und deren Beschaffenheit mir kaum bestreitbar scheint.

Dieser kurzen Reihe füge ich einen einzigen anderen Fall bei, welcher, viel seltsamer, von mir persönlich festgestellt wurde und bei dem ich, durch Zufall, selbst eine Rolle spielte. Er fand statt am 17. Februar 1868 und ich habe seitdem dem Herrn Frederic W. H. Myers (von Cambridge) Mitteilung davon gemacht. — Mr. Myers ist, wie die Herren Frank Podmore und Edmund Gurney, Mitarbeiter des Buches Phantasms of the Living, ein Buch, in dem diese Forscher über 700 ähnlicher Fälle aufgezeichnet haben. — Die Gelegenheit, folgenden Fall selbst zu beobachten, gab mir die Begegnung mit einer Familie französischen Ursprungs, die aus Louisiana gekommen war, um einige Zeit in Nancy zu verbringen. —

Mein Beruf als Hypnotiseur hatte das Haupt der Familie zu mir geführt mit dem Anliegen, daß ich seine Nichte behandle, die krank von Koblenz, wo sie Erzieherin an einem Institute gewesen, zurückgekehrt war. Nach zwei Sitzungen, in denen ich sie vermittelst Suggestion in Somnambulismus versetzt hatte, vollständig geheilt, wurde das junge Mädchen durch die Ratschläge ihrer Tante, die ein Schreib-Medium war, dahin gebracht, ein gleiches Medium zu werden, was ihr um so weniger Mühe machte, als sie leicht in tiefen Schlaf verfiel. In der That, in zwei Monaten wurde sie, wie ihre Tante, ein Schreib-Medium erster Größe. Sie ist es auch, auf die ich in meiner „Ebauche de psychologie“ anspielte, als ich von den Medien sprach, die einerseits mit Bleistift ganze Seiten schreiben, deren geschriebener Sinn ihnen im Moment vollständig unbekannt ist, und die anderseits gleichzeitig mit den sie umgebenden Personen Unterhaltung pflegen, als ob zwei verschiedene „Ich“ in ihnen arbeiteten. Eines Tages nun, es war wie gesagt am 7. Februar 1868, kam, gegen 9 Uhr morgens diese ganze amerikanische Familie, Vater, Mutter, Kinder, Nichte zu mir, um mir, wie sie sagten, „eine Botschaft“ zu bringen; dies war ein großes Heft, auf dessen 25 Blättern mit ziemlich großen Buchstaben ein unleserlicher Satz, der sich annähernd immer wieder glich, geschrieben war. Dennoch entzifferte man auf dem letzten Blatte die vier Worte:

„Adieu ich sterbe Cathérine.“

Es wurde mir mitgeteilt, daß das Medium, als es sich zu Tische setzen wollte, um zu frühstücken, plötzlich das Herannahen eines Erregungs-

zustandes fühlte, den man in der Sprache der Spiritisten mit „Trance" bezeichnet. Dann, sich auf einen Bleistift und ein Heft stürzend, welches immer auf einem Tische bereit lag, damit sie die Botschaften, die ihr vom Jenseits zukamen, darein schreibe, rief sie, indem sie den Stift ergriff: „ein Geist". Hierauf schrieb sie mit einer fieberhaften Erregung plötzlich in das Heft, dessen Seiten man ihr nach einander umdrehte, erst unentzifferbare Linien, dann endlich auf der letzten Seite die oben angeführten, kaum leserlichen Worte. Sobald unser Medium, zu sich kommend, Kenntnis erhielt, von dem was sie aufgezeichnet, kam ihr auch sofort der Gedanke, daß sie soeben eine Freundin verloren habe; es war dies eine gewisse Catherine H......, die ebenfalls als Erzieherin an dem gleichen deutschen Institute in Koblenz thätig war, und die sie vor kurzem wohlbehalten verlassen hatte.

Um mir diese merkwürdige Offenbarung mitzuteilen, war die ganze Familie in so früher Morgenstunde zu mir gekommen. Sofort beschlossen wir, Erkundigungen einzuziehen, ob das angekündigte Ereignis wirklich eingetroffen sei, und kamen überein, daß unser Medium unter irgend einem erdachten Vorwande, aber ohne Anspielung auf die erhaltene Botschaft, an eine Engländerin schreiben solle, die an demselben Institute, wie die als gestorben Vermutete, noch immer angestellt war. Dies geschah auch sofort. Wohlan, nach einigen Tagen erhielten wir die Antwort des Fräuleins, in welcher sie uns den Tod der gemeinsamen Freundin anzeigte, und ihr Erstaunen ausdrückte über den Brief aus Nancy, dessen Ursache sie nicht recht verstand. Sie schrieb wörtlich und mit Unruhe folgendes: „Ich schicke Ihnen die Todesanzeige von Catherine H......, die am 7. Februar morgens 8 Uhr verschieden ist. Vergessen Sie nicht mir zu schreiben, was sich ereignet hat, ich wäre neugierig, es zu wissen." Diese Todesanzeige war ein handgroßes, viereckiges Stückchen Papier, auf dem deutsch gedruckt stand, daß Catherine H...... am Tage der Botschaft gestorben sei.

Sicher ist das eines der merkwürdigsten Ereignisse, und obwohl in die gleiche Kategorie der von den Herren Ochorowicz, Dufart, Gibert, Richet, Beaunis, Liégeois und mir selbst beobachteten gehörend, doch viel bedeutsamer als diese.

(Schluß folgt.)

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Hartmann contra Aksakof.

Von

Dr. Carl du Prel.

Im Jahre 1885 erschien die kleine Schrift von Hartmann „Der Spiritismus", worin er unter Ablehnung der Geisterhypothese die spiritistischen Phänomene aus abnormen Kräften der Medien selbst erklärt, sie gleichsam zu Projektionen aus dem Unbewußten der Medien macht. Es hat wohl auf die meisten Leser dieser Schrift schon damals einen peinlichen Eindruck gemacht, daß ein Philosoph seinen vollständigen Mangel an Erfahrung in diesem Gebiete ganz unumwunden zugiebt, dann aber doch dekretiert, wie die Phänomene, wenn sie Thatsachen wären, erklärt werden müßten. Auf einer Almhütte belustigt der Berliner, der die Frage der Sennerin, ob in seiner Heimat auch so hohe Berge seien, bescheiden verneint, dann aber beifügt: aber wenn wir welche hätten, wären sie sie höher. Dagegen nehmen sich am Schreibtische eines Philosophen Untersuchungen nicht sehr ernsthaft aus, die sich in die Worte zusammenfassen lassen: „Ich weiß nicht, ob; aber wenn schon, dann —"

Auf jene Schrift Hartmanns hat Staatsrat Aksakof eine gründliche Widerlegung in zwei Bänden geschrieben — „Animismus und Spiritismus" —. Darin weist er nach, daß die Spiritisten selbst es waren, die zu Anfang der Bewegung die Hartmannsche Theorie aufgestellt haben, daß aber die Thatsachen allmählich über diese Theorie hinausgewachsen und den Ring derselben gesprengt haben. Nur ein Teil der Phänomene lasse sich aus der unbewußten anima des Mediums erklären — Aksakof nennt dieselben animistisch —; ein anderer Teil aber finde seine zureichende Erklärung nur in der Thätigkeit unsichtbarer Intelligenzen, und das seien die eigentlich spiritistischen Phänomene. Hartmann hat also ein Entweder-oder aufgestellt; Aksakof verwandelt es mit Recht in ein Sowohl-als auch.

Diese Zurückführung der Phänomene auf zweierlei Ursachen — das Unbewußte des Mediums und Geister — enthält einen Dualismus, der aber aus logischen Gründen ganz unabweisbar ist. Der Mensch kann nämlich durch den Tod nicht plötzlich werden, was er niemals war. Er

kann nur in dem einen Falle durch den Tod ein bewußter Spirit werden, wenn er schon zu Lebzeiten unbewußt ein Spirit war. Der Tod kann eine Dematerialisierung der Seele nur dann sein, wenn der Mensch in seiner irdischen Erscheinungsform die Materialisierung einer Seele war. Die Fähigkeiten und Kräfte der Spirits müssen also in unserem eigenen Unbewußten latent liegen, und wenn sie bei uns in abnormen Zuständen in die Erscheinung treten, müssen sich Analogien zeigen zwischen solchen animistischen Phänomenen und den eigentlich spiritistischen. Aksakof zeigt also, daß beide Gebiete zu Recht bestehen, sowohl Animismus als Spiritismus, und sucht die Stelle zu finden, wo der Trennungsstrich gezogen werden muß.

Aksakof ist vielleicht der gründlichste Kenner des Spiritismus und darum sicher berufen, die Frage zu entscheiden, ob es eigentlich spiritistische Phänomene giebt. Die Art, wie er diese Frage bejaht, ist wahrlich überzeugend genug, sie wäre aber noch überzeugender geworden, wenn er — was freilich einen dritten Band erfordert hätte — die Definition der uns unbewußten anima vorgenommen hätte. Die Thatsachen, aus welchen sich diese Definition ergiebt, sind weit älter als die des Spiritismus. Es sind jene, welche schon die alten Ägypter und Griechen kannten, die aber im Abendlande erst durch Mesmer und seine Schüler experimentell erforscht wurden: die Thatsachen des Somnambulismus. Ein solcher dritter Band hätte vielleicht eine Verständigung zwischen Hartmann und Aksakof möglich gemacht; sie war aber vorweg unmöglich, weil Hartmann auch in seinen eigenen Kenntnissen keinen Ersatz für jenen dritten Band fand. Er kennt nicht die Entdeckungen Mesmers und seiner Schüler; die ganze hundertjährige Litteratur über den Somnambulismus existiert für ihn nicht, und ist in keiner einzigen seiner Schriften erwähnt. Der Philosoph des Unbewußten kennt also vom Unbewußten im Menschen nur jenen kleinen Bruchteil, der sich im Traumleben, im Irrsinn und in verschiedenen krankhaften Zuständen offenbart, und welcher in neuester Zeit noch einen Zuwachs durch den Hypnotismus erfahren hat. Mit Einem Worte: Hartmann kennt nur das physiologische Unbewußte, und hinter diesem noch das Unbewußte als Weltsubstanz. Daß zwischen beiden noch ein transscendentales Subjekt liegt, weiß er nicht und wird er auch nicht wissen, solange er sich weigert, den Somnambulismus zu studieren. Nur so ist es erklärlich, daß er den Grundfehler seines Systems noch immer aufrecht erhält: die Beschränkung unserer Individualität auf unsere irdische Erscheinungsform. An Stelle der Fortdauer dieser Individualität tritt so für ihn die Aufsaugung derselben durch die Weltsubstanz.

Ist nun der Tod die Vernichtung des Individuums, so kann es keine Spirits geben, die ehemals Menschen gewesen wären, und so ist denn Hartmann naturgemäß genötigt, die spiritistischen Thatsachen in das Unbewußte des Mediums hineinzuzwängen, noch dazu in jenen bloßen Bruchteil des Unbewußten, welches als bloß physiologisch dem Organismus anhaftet. Nun enthält allerdings das umfassende Werk Aksakofs genug Thatsachen, die sich dem prokrustesartigen Vorgehen Hartmanns widersetzen, z. B. das Fernsehen in Raum und Zeit; für diese Phänomene

aber hat Hartmann eine besondere Erklärung: er erklärt sie aus dem Unbewußten als Weltsubstanz, in welcher alle räumlich und zeitlich auseinander gezogenen Erscheinungen identisch seien, so daß also alle Wesen, ja alle Dinge untereinander an diesem Unbewußten einen Telephonanschluß haben.

Hartmann scheint aber doch in Aksakof einen gefährlichen Gegner erkannt zu haben und hat sich beeilt, dem Einflusse der Gegenschrift möglichst schnell einen Riegel vorzuschieben. Er hat eine Duplik geschrieben unter dem Titel: „Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome.“ Aber was kann dabei herauskommen, wenn der Erfahrung bloßer Apriorismus entgegengestellt wird?

Hartmann war durch Aksakof vor eine sehr klare Aufgabe gestellt. Er hatte die Verpflichtung, diejenigen Phänomene, von welchen Aksakof behauptet hatte, daß sie über die Hartmannsche Erklärung hinausreichen, in dieselbe wieder hereinzuziehen. Dahin geht sein Versuch in der That; aber schon in der Einleitung verrät er, wessen wir uns von ihm zu versehen haben. Er hält sich nämlich für alle Fälle eine Hinterthüre offen und spricht sich das Recht, die ihm besonders unbequemen Thatsachen nach Belieben auszuscheiden, vorweg mit den Worten zu: „— daß die Thatsachenreihen wenigstens in dem Maße beachtenswert erscheinen müssen, um sie einer ernsthaften, wenn auch konditionalen Kritik zu würdigen; denn an ganz unglaubliche Berichte wird sich niemand die Mühe geben, theoretische Erörterungen zu knüpfen“ (3). Mit anderen Worten: das Plausible soll Kriterium der Wahrheit sein! Dieser Grundsatz ist ebenso bequem, als unwissenschaftlich. Mit welcher Willkür ihn aber Hartmann anwendet, will ich nun an einer Reihe typischer Beispiele zeigen:

1. Generalmajor Drayson berichtet über eine junge Dame, die sich 1858 in seinem Hause aufhielt und mit der er, da sie Medium war, jeden Abend Sitzung hielt. In einer derselben erklärte sie, einen Geist zu sehen, welcher Astronom gewesen zu sein vorgebe. Drayson frug nun zunächst, ob derselbe jetzt mehr wisse, als zu Lebzeiten, und — da diese Frage bejaht wurde — verlangte er eine Erklärung der Rückläufigkeit der Uranusmonde. Drayson erhielt nun eine solche Erklärung, wodurch dieser scheinbare Widerspruch mit der Kant-Laplaceschen Theorie gelöst wurde; die Rückläufigkeit wurde aus der Achsenstellung des Uranus erklärt, und das erschien Drayson so klar und einfach, daß er das Problem geometrisch ausarbeitete, 1859 in der „Royal Artillerie Institution“ drucken ließ und 1862 in einer besondern Schrift: „Common sights in the heaven“, die Hypothese wiederholte. Dieselbe stand im Gegensatz zu allen bis dahin veröffentlichten astronomischen Lehrbüchern und wurde von den Schulgelehrten auch einfach verworfen.

Diesem bei Aksakof sehr ausführlichen Berichte (402—405) widmet Hartmann fünf Zeilen der Widerlegung, und sagt, diesen angeblichen Aufschluß über die Umlaufsrichtung der Uranusmonde habe das Medium, „wenn es nicht selbst astronomisch dilettierte, wahrscheinlich in einer Unterhaltung mit einem astronomischen Dilettanten aufgefangen“ (31). Nun war aber damals noch kein Fachgelehrter, geschweige Dilettant, auf diese Erklärung

verfallen; sie ist auch keine bloß angebliche, sondern seither von den Fachgelehrten **anerkannt** worden.

Nun kommt aber noch dazu, daß derselbe Generalmajor Drayson durch Vermittelung derselben Dame 1859 mit dem gleichen Geiste verkehrte und auf die Frage, ob er ihm noch eine andere den Astronomen unbekannte Erscheinung in unserem Sonnensystem mitteilen könnte, die Antwort erhielt: Mars habe zwei Trabanten. Da nun diese Trabanten 18 Jahre später in der That entdeckt wurden, kann in diesem Punkte wenigstens der Aufschluß nicht ein „angeblicher" genannt werden. Wie hilft sich nun Hartmann aus dieser Verlegenheit? Sehr einfach: er verschweigt diesen Punkt ganz.

2. Der Richter **Edmonds**, einer der höchsten Beamten in Amerika, erzählt[1]), daß seine eigene Tochter Laura Sprechmedium wurde und in etwa zehn fremden Sprachen redete. Während sie nur des Englischen und teilweise des Französischen mächtig war, sprach sie in Trance polnisch mit Polen, griechisch mit einem Griechen, spanisch, italienisch, portugiesisch, lateinisch, ungarisch und noch in anderen Sprachen, die Edmonds nicht kannte; endlich auch noch in zwei Indianerdialekten, welche Edmonds kannte, weil er zwei Jahre auf indianischem Gebiete zugebracht hatte.[2])

Wie hilft sich nun Hartmann hier? Er erwähnt nur die beiden Indianerdialekte, die erklärlich seien, weil Edmonds sie gekannt habe; von allen übrigen Sprachen schweigt Hartmann, und weiß nur zu sagen, die Behauptung, daß Laura nur des Englischen mächtig gewesen, sei nicht erwiesen (32). Mit anderen Worten: Aus Edmonds macht Hartmann einen Dummkopf, aus Laura eine Betrügerin, die aber zugleich ein Sprachgenie war. Um aber glauben zu machen, er habe seine kritische Schuldigkeit gethan, kommt Hartmann später noch einmal auf diesen Fall zurück und sagt: „Über die Leichtfertigkeit, mit welcher die Berichterstatter die Unbekanntschaft der Medien mit fremden Sprachen blindlings voraussetzen, oder ihnen aufs Wort glauben, habe ich mich schon oben geäußert" (53). Nun ja, wir haben es gesehen wie, und auf welcher Seite die Leichtfertigkeit zu finden ist.

3. Der Gouverneur von Wisconsin, **Nathaniel Tallmage**, erhielt in einer spiritistischen Sitzung die Anweisung, aus seiner eigenen Familie einen Cirkel zu bilden und sein jüngstes Kind Emilie, ein Mädchen von dreizehn Jahren, ans Klavier zu setzen. Tallmage bemerkt, daß, als er nach Wisconsin kam, das Land noch so neu war, daß eine Gelegenheit für Musikunterricht ganz fehlte, so daß Emilie weder eine Note kannte noch Klavier spielen konnte. Als nun Tallmage den Cirkel bildete, nahm Emilie Papier und Bleistift, zog Linien und schrieb Noten mit allen Musikzeichen ein. Darauf warf sie den Bleistift weg und bearbeitete den Tisch gleich einem Klavier. Dadurch an die erhaltene Weisung erinnert, führte sie Tallmage ans Klavier, und nun spielte Emilie in kühner Haltung und mit dem Vertrauen einer vollendeten Klavierspielerin zuerst

[1]) **Edmonds**: Der amerikanische Spiritualismus 167 ꝛc.
[2]) Aksakof 425—427.

Beethovens großen Walzer, dann verschiedene bekannte Lieder, endlich eine ganz neue Weise, die sie mit improvisiertem Text und Gesang begleitete (Aksakof 446).

Wie hilft sich nun Hartmann in diesem Falle? Wiederum sehr einfach. Er wirft nur die Frage auf, ob denn Tallmage „in den vorhergehenden Jahren seine Tochter keine Stunde aus den Augen gelassen habe" (33). Also auch in diesem Falle soll der Vater ein Dummkopf, die Tochter eine Schwindlerin sein. Nur kurz will ich eine theoretische Erläuterung erwähnen, die Hartmann an diesen Fall knüpft, und die wiederum seinen Mangel an Erfahrung zeigt. Er sagt, daß die musikalische Mediumität, wenn sie überhaupt vorkäme, nur darauf beruhen könnte, daß ein Geist dem Medium die Suggestion des Tonstückes gäbe, was aber nichts nützen würde, weil „selbst wenn er zu der Suggestion des Klanges die Suggestion der motorischen Ausführungsimpulse nach ihrer inneren Empfindungsbeschaffenheit hinzufügen wollte, so würde das in dem Medium nicht die entsprechenden Gruppen koordinierter Bewegungen auslösen" (34). Nun ist aber die Theorie der Spiritisten die, daß ein Geist zwei Mittel hat, um die Organe eines Mediums in Bewegung zu setzen; entweder die Suggestion, oder die direkte Besitzergreifung. Auf diese aus der Erfahrung abgezogene Alternative nimmt aber Hartmann keine Rücksicht.

4. Mr. Livermoore hielt innerhalb sechs Jahren mit Kate Fox 388 Sitzungen. Von der 43. an kam er mit der verstorbenen Estella in beständigen Verkehr, und er gründet seinen Identitätsbeweis auf verschiedene Umstände: daß, während er die Hände des Mediums hielt, die ganze Gestalt Estellas sogar bei Licht sichtbar war; daß sich ihre Gestalt oder Büste aus einem kugelrunden Lichte vor den Augen der Zuschauer bildete und $^1/_2$—$1^1/_2$ Stunde sichtbar blieb; daß das Bild der Gestalt im Spiegel reflektiert wurde, also keine Hallucination vorlag; daß ihm das Phantom entweder durch Klopflaute oder durch die Hand des Mediums — im letzteren Falle Spiegelschrift — Mitteilungen in französischer Sprache machte, welche Estella fließend sprach, während sie dem Medium unbekannt war; daß ihm manchmal Karten, womit er sich versehen hatte, hinweg genommen und sichtbar zurückgestellt wurden, die er alsdann mit französischen Mitteilungen bedeckt and, deren Inhalt, Stil und Ausdruck auf Estella schließen ließen; daß die Handschrift dieser Botschaften ganz identisch mit der Estellas war, aber keine Ähnlichkeit mit der des Mediums hatte; daß die Gestalt Estellas unsichtbar photographiert und von Freunden das Bild erkannt wurde.[1]) — Wie hilft sich nun Hartmann in diesem Falle? Mit folgenden sechs Zeilen:

„Sollte es wirklich dem Medium, welches das volle Vertrauen des Wittwers genoß, so schwer geworden sein, sich Briefe oder Aufzeichnungen der Verstorbenen zur Ansicht zu verschaffen, und ein paar von einem Dritten ins Französische übersetzte Sätze zum Zweck der mediumistischen Niederschrift auswendig zu lernen?" (54).

5. Wenn von Geisterphotographien die Rede ist, deren Ähnlichkeit mit Verstorbenen anerkannt wird, bemerkt Hartmann, der von Berlin

---

[1]) Owen: Das streitige Land, I, 262—286. Aksakof 668—670, 748—751.

aus das viel besser zu beurteilen vermag: „Diese Ähnlichkeit wird wohl meistens über diejenige einer Wolke mit einem Kamel nicht hinausgehen" (58).

6. Zu den Beweisen von der Realität der Phantome rechnen die Spiritisten auch die Gießformen, welche dadurch hergestellt werden, daß die Phantome ihre Hände in flüssiges Paraffin tauchen, wodurch sich um die Hände Paraffinhandschuhe legen, die in der Abkühlung erstarren. Da nun die Phantome ihre Hände zu dematerialisieren vermögen, so können sie dieselben herausziehen, ohne die Form zu zerbrechen, die alsdann mit Gips ausgefüllt wird. Diesem Realitätsbeweise widmet Aksakof die größte Ausführlichkeit (165—219) und unterscheidet bezüglich des Herstellungsmodus vier Fälle:

1. Das Medium ist abgesperrt, die wirksame Gestalt bleibt unsichtbar.
2. Das Medium befindet sich vor den Augen der Zuschauer, die wirkende Gestalt bleibt unsichtbar.
3. Die wirkende Gestalt steht vor den Augen, das Medium ist abgesperrt.
4. Die Gestalt und das Medium befinden sich gleichzeitig vor den Augen der Zuschauer.

Über jeden dieser Fälle bringt Aksakof Berichte. Was sagt nun Hartmann dazu? Er weiß wieder nur zu sagen, daß die Experimentatoren Dummköpfe und die Medien Schwindler seien; denn darauf läuft es hinaus, wenn er schreibt:

„Entweder taucht das Medium seine eigenen Hände oder Füße in Paraffin, oder es taucht künstliche Hände und Füße ein, die von der Bildung der seinigen abweichen und die es zu dem Zweck mitgebracht hat, oder ein Helfershelfer taucht seine eigenen Gliedmaßen ein, oder ein Helfershelfer taucht künstliche Gliedmaßen ein" (110). „Da indessen Herr Aksakof sich in dem Irrtum befindet, daß eine etwaige Konstatierung ächter mediumistischer Gußformen die Materialität der Phantome unumstößlich beweisen würde, so will ich trotzdem erörtern, was sich nach meiner Ansicht aus solchen echten Gußformen höchstens schließen lassen würde. Es wäre dies die Etablierung von sekundären Kraftcentren an der Oberfläche der unmittelbar zu formenden Paraffinschicht und ihre derartige Gruppierung durch allmähliche Verschiebung gegen einander, daß das Paraffin die Form einer vom somnambulen Bewußtsein des Mediums vorgestellten Handoberfläche annimmt" (112).

Der Leser wird nun zwar meinen, daß solche Erklärungen schlechten Witzen ziemlich ähnlich sehen; aber sie haben eben den Vorteil, daß — wenn sie richtig wären — die „Philosophie des Unbewußten" sogar den Gießformen standhalten würde. Grund genug, sie aufzustellen.

7. Einen besonderen Wert legen die Spiritisten auf die Berichte von Crookes, welcher vier Jahre lang mit einem jungen Mädchen in seinem Laboratorium unter Anwendung aller von der Wissenschaft gebotenen Hilfsmittel und Vorsichtsmaßregeln experimentierte. Diese Berichte finden sich in den ersten Jahrgängen der „Psychischen Studien"; ich muß mich aber hier darauf beschränken, kurz zu erwähnen, daß Crookes dahin gelangte, Medium und Phantom gleichzeitig auf einer Platte zu photographieren, und daß das Phantom einst zwei Stunden lang außerhalb des Kabinetts sich mit den Anwesenden unterhielt, während Crookes sich wiederholt überzeugte, daß während dieser Zeit das Medium schlafend im Kabinett lag.

Was sagt nun Hartmann von diesen Sitzungen, um die er schon in seiner ersten Schrift vorsichtig herumgeht? Weiter nichts, als daß Crookes von seinem Medium „völlig düpiert“ wurde, und daß „sein Enthusiasmus mit seiner kritischen Besonnenheit durchgegangen sei“ (114, 122).

Daß Hartmann niemals ein Phantom gesehen, hält ihn nicht ab, zu sagen, ein solches sei nur „eine seelenlose Puppe, die nach den Vorstellungen und Willensimpulsen des somnambulen Mediums tanzt, aber keineswegs der Träger eines eigenen Bewußtseins“ (87). Die Behauptung, daß Phantome unter allen Umständen aus dem Medium stammen, wird mit den Worten aufrecht erhalten:

„Das Medium kann auch verschiedene Typen als nach einander oder auch gleichzeitig auftretend träumen; es kann vollständige oder unvollständige Gestalten träumen und kann ein allmähliches Hervorwachsen und Versinken der Gestalten träumen; es kann auch träumen, daß es selbst schlaftrunken mit der anderen Traumgestalt zugleich aus dem Kabinett trete und kann diesen Traum für seinen Teil durch Traumhandlungen verwirklichen. Oder es kann träumen, daß die anderen Traumgestalten sich aus seinem Nabel durch eine Art von Nabelstrang entwickeln oder aus seiner Brust hervorwachsen“ (102).

Alle diese Traumbilder des Mediums sollen sich dann aber als Hallucinationen auf die Zuschauer übertragen, die — obgleich sie wach sind — alles mitträumen!! Und eine solche Erklärung wagt Hartmann eine wissenschaftliche zu nennen und der unwissenschaftlichen Erklärung der Spiritisten gegenüber zu stellen! Aber Erklärungen, die sich das Gehirn erquält, sind darum noch nicht besser, als andere, die sich von selbst einstellen.

Aksakof berichtet (529) einen Fall, wobei ein allen Anwesenden unbekannter Verstorbener sich kundgab, seinen Namen und Todestag angab und unter anderm noch beifügte, er sei Vater von elf Kindern gewesen. Man schrieb nach seinem ehemaligen Aufenthaltsort, der ebenfalls den Anwesenden unbekannt war, und erhielt eine Antwort, worin alle Angaben bestätigt wurden, nur war von sieben Kindern statt von elf die Rede. Daran knüpft Hartmann (46) die abfällige Bemerkung: „Oft genug sind denn auch die Daten ungenau — z. B. sieben Kinder, statt elf —; aber darüber geht man als über etwas Unwesentliches hinweg, um über das Zutreffende desto lebhafter zu erstaunen.“ Zu tadeln ist aber nur Hartmann, nicht Aksakof, welcher (531 Anm.) beifügt, daß eine weitere Erkundigung die vom Verstorbenen angegebene Elfzahl der Kinder als richtig ergab.

In einem anderen Falle, über den Aksakof, weil es sich um zwei Damen seiner Verwandtschaft handelt, offenbar besser unterrichtet sein muß, als Hartmann, sagt der erstere ausdrücklich, daß kein gemütlicher Rapport zwischen dem Medium und dem Verstorbenen bestand. Hartmann aber, der in seiner ersten Spiritismusschrift die Behauptung aufgestellt hatte, daß Gedankenübertragung in die Ferne nur bei bestehendem gemütlichen Rapport möglich sei, spricht, um den Fall in diese Schublade werfen zu können, von dem „tieferschütterten Medium“, von einer „angeschwärmten Freundin“ und dem Interesse des Mediums für die nihi-

listische Bewegung. Das alles ist aber reine Erfindung, und war nach Aksakofs ausdrücklicher Bemerkung nicht der Fall.

Die spiritistischen Gießformen diskreditiert Hartmann (110) auch durch die Bemerkung, die Berichte seien fast ausschließlich amerikanischen Ursprungs. Daran ist aber, wie man bei Aksakof sehen kann, das gerade Gegenteil der Fall.

In seiner ersten Schrift sagt Hartmann, das Medium schöpfe seine Kenntnisse aus dem Bewußtsein der Anwesenden. Dies zu widerlegen berichtet Aksakof Fälle von Mitteilungen, deren Inhalt weder dem Medium noch den Anwesenden bekannt sein konnte. Sofort steigert nun Hartmann die Leistungsfähigkeit der Medien, schickt das somnambule Bewußtsein derselben auf Reisen, und nun läßt er die Medien ihre Kenntnisse aus dem Bewußtsein irgend eines Lebenden auf der Erde schöpfen (41), und den Fällen, wo auch das nicht ausreicht, beugt er vorweg durch die Erklärung vor, daß alsdann der Telephonanschluß an die Weltsubstanz Platz greife. Mit solchen rein willkürlichen Erklärungshypothesen kann man freilich seinen Gegner in allen Fällen übertrumpfen.

Wie übrigens der Leser in den von mir herausgegriffenen Fällen gesehen hat, überhebt sich Hartmann meistens überhaupt der Mühe, zu erklären. Allen Berichten stellt er nur Negationen, allen Zeugnissen moralische Verdächtigungen entgegen. Damit gesteht er indirekt selbst sein Unvermögen ein, den Spiritismus wirklich zu widerlegen.

Insofern könnte ich es mir ersparen, auf seine Schrift noch weiter einzugehen. Es dürfte aber den Leser doch interessieren, wenn ich ihm an dem Beispiele Hartmanns zeige, warum der Spiritismus — wie ich das schon öfter behauptet habe — nicht verstanden wird, so lange wir ihn isoliert studieren. Hartmanns schroffe Ablehnung liegt in der That daran, daß er das ergänzende Studium des Somnambulismus gänzlich beiseite läßt. Zwar von einem somnambulen Bewußtsein spricht auch er, aber er bezeichnet damit Erscheinungen innerhalb der physiologischen Sphäre, aber keineswegs das Bewußtsein des transscendentalen Subjekts. Ein solches leugnet er vielmehr, und darum muß er die einheitliche transscendentale Psychologie in zwei Stücke zerreißen, wovon er das eine der Physiologie zuweist, das andere der Weltsubstanz.

Der Somnambulismus begreift jene Klasse von Phänomenen, in welchen sich am lebenden Menschen ein in der Regel latenter Wesenskern zeigt, der vom Organismus unabhängig ist, ja für dessen Thätigkeitsäußerungen der Organismus und das ihm anhaftende sinnliche Bewußtsein sogar Hindernisse sind. Darum sehen wir es fast als eine allgemeine Regel, daß die mystische Aktivität und Passivität die Unterdrückung des sinnlichen Bewußtseins als Voraussetzung haben. So im magnetischen Somnambulismus und im Trance der Medien.

Wer nun solchen Thätigkeiten unseres latenten Wesens begegnet, worin sich dasselbe als den Träger eines individuellen ihm eigentümlichen Bewußtseins verrät, der muß die menschliche Seele anerkennen, mag er wollen oder nicht, mag er Pantheist oder Materialist sein. Nur dadurch

unterscheidet er sich von den übrigen Gläubigen, daß er diese Seele ins Unbewußte verlegt — weil sie uns im Normalzustand verborgen bleibt —, aber nicht etwa selbst zu einer unbewußten macht. Wer ferner im Somnambulismus der Autodiagnose begegnet, der Prognose, dem Heilmittelinstinkt und der Fähigkeit, seine organischen Funktionen durch Autosuggestion zu beeinflussen, oder durch acceptierte Fremdsuggestion, der wird diese menschliche Seele noch weiterhin identifizieren mit dem organisierenden Prinzip unseres Leibes.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß alle Magnetiseure von großer Erfahrung im Somnambulismus die empirische Bestätigung von der Existenz einer unsterblichen Seele erkannten und ihren vorherigen Materialismus preisgeben mußten. So z. B. Georget, der in seiner „Physiologie du système nerveux" noch ganz Materialist war, aber kaum, daß das Buch erschienen war, den Somnambulismus kennen lernte und darin den Beweis der Seele fand. Aber diese seine Überzeugung konnte er nur mehr in einem Passus seines Testamentes bekräftigen, dem er die größte Verbreitung zu geben bat.[1]) Die gleiche Überzeugung finden wir bei Puységur, Deleuze und hundert anderen, ja schon Giordano Bruno — eben weil ihm die Magie kein fremdes Gebiet war — nennt in seinem „spaccio" die Seelenleugner einfach Esel.

Hat man nun auf dem Wege dieser Studien den Begriff einer denkenden und organisierenden Seele gewonnen, d. h. hat man den Spirit im lebenden Menschen selbst entdeckt, so ist zum eigentlichen Spiritismus nur noch ein kleiner Schritt zu machen; denn es handelt sich alsdann nur mehr um die Frage, ob zwischen den entkörperten und den verkörperten Spirits ein Verkehr möglich, und die ersteren zur sichtbaren Darstellung gelangen können. Wer nun vom Studium des Somnambulismus herkommt, muß diese Frage bejahen; denn die Materialisation setzt nur eine organisierende Seele voraus, und diese finden wir eben im Somnambulismus. Glaubt man einmal an Geister und versetzt die eigene Seele in die Klasse dieser Wesen — ein Glaube, zu dem sich auch Kant bekennt[2]) — so kann man am allerwenigsten im Zeitalter der Entwicklungslehre eine ewige Scheidewand zwischen der sinnlichen Welt und dem Geisterreich behaupten. Die Entwicklung von der die Natur beherrscht ist, kann nur dahin führen, daß ihre getrennten Stücke in Zusammenhang kommen, d. h. daß die getrennten Welten einander entgegenreifen. Dies muß a priori ein jeder behaupten, der den Somnambulismus kennt und die Entwicklungslehre.

Die Hartnäckigkeit, womit Hartmann den Spiritismus ablehnt, erklärt sich also genügend daraus, daß ihm die ganze Litteratur über Somnambulismus unbekannt ist. Man wird vergeblich in irgend einer seiner Schriften einen Hinweis auf diese nun schon hundertjährige Litteratur suchen.

Nun ist Hartmann allerdings gerade mit einer „Philosophie des Un-

---

[1]) Macario: du sommeil, 148. — [2]) Kant: Träume eines Geistersehers.

bewußten" aufgetreten, aber das Unbewußte im Menschen ist ihm nur physiologisch, eine mehr oder minder homogene Masse ohne psychologische Gliederung. Das sinnliche Bewußtsein betrachtet er als gebunden an die oberen Gehirnschichten, das somnambule Bewußtsein aber an die subkortikalen Nervencentren. Er behauptet sogar, das somnambule Bewußtsein sei „noch viel tiefer in die Sinnlichkeit versenkt, als das wache Bewußtsein, unfähig zur Selbstbeherrschung, irrationeller, phantastischer, sprunghafter. Kurz, es besitzt alle Kennzeichen, die darauf hindeuten, daß es mit dem vegetativen und tierischen Lebensprozeß des Organismus weit enger verknüpft ist, als das wache Bewußtsein" (68).

Hätte nun Hartmann den magnetischen Somnambulismus studirt, so würde er wissen, daß das somnambule Bewußtsein nicht nur nicht „weit enger" mit dem Organismus verknüpft ist, sondern sogar ganz frei davon. Er würde dann einsehen, daß z. B. das räumliche und zeitliche Fernsehen mit dem Organismus nur indirekt und insofern etwas zu thun hat, als die visionären Bilder ins Hirnbewußtsein übergehen, von diesem nicht aktiv erzeugt, sondern passiv empfangen und dadurch sinnlich werden. Er würde sich dann nicht mehr weigern können, den Schritt von der physiologischen Psychologie zur transscendentalen zu machen, und erst dann wäre er ein wirklicher Philosoph des Unbewußten. Heute ist er es nur in sehr eingeschränktem Maße, weil seine Definition des Unbewußten im Menschen eine ganz ungenügende ist, und weil er gerade die wichtigste Klasse von Phänomenen — die des magnetischen Somnambulismus — nicht kennt.

Man braucht nur seine Definition des Unbewußten im Menschen zu lesen, um zu erkennen, daß er niemals einen Somnambulen noch ein Medium gesehen hat. Er sagt:

„Die Launen, Einfälle, plötzlichen Gedankensprünge, Unterbrechungen, Mucken, eigensinnigen Caprizen und Capriolen des somnambulen Bewußtseins, das den Zügel des wachen Verstandes hinter die Zähne genommen hat, sind ebenso unberechenbar, wie die einer Hysterischen, und sein Eigensinn im Verfolgen des einmal aufgegriffenen Einfalls nicht geringer. Das schließt nicht aus, daß auf gewissen Strecken des gedanklichen Fortschreitens auch das somnambule Bewußtsein einen klugen Verstand und gewandte Kombinationen bethätigt, genau in demselben Sinne, wie man das oft bei Irrsinnigen beobachten kann, wenn man auf ihre Voraussetzungen eingeht, oder wie es auch im Traume streckenweise ganz vernünftig zugeht, bis der Unsinn wieder dazwischen fährt" (15).

Diese Definition paßt auf das physiologische Unbewußte, wobei das Gehirn Quelle und Schauplatz der Vorstellungen, aber nicht auf das transscendentale Unbewußte, wobei das Gehirn nur passiv empfangender Schauplatz der Vorstellungen ist. Nur das eine kann man Hartmann zugeben, daß eben wegen dieser Identität des Schauplatzes oft eine Mischung beider Erscheinungsreihen vorkommt, wobei das Transscendentale physiologisch verunreinigt ist. Das zeigt der normale Traum und der Irrsinn, aber nicht mehr der wirkliche Somnambulismus, in welchem die körperliche Sphäre zum Schweigen gebracht ist. Gerade bei Irrsinnigen zeigt sich aber, was freilich unsere Psychiatriker nicht wissen, was aber allein schon hinreicht, Hartmann zu widerlegen, daß nämlich ihr Bewußtsein intakt ist, sobald sie in magnetischen Somnambulismus versetzt werden.

In dem Unbewußten nun, welches Hartmann eben definiert hat, läßt sich freilich keine Seele entdecken. Dort hat sie aber auch noch niemand suchen wollen. Wohl aber läßt sie sich finden in dem tiefer liegenden Unbewußten, welches Mesmer und seine Schüler entdeckt haben, und dessen Erscheinungen nur im Sinne eines metaphysischen Individualismus ausgelegt werden können. Diese Thatsachen sind schon seit hundert Jahren bekannt — vom Altertum ganz abgesehen — und darum ist eine „Philosophie des Unbewußten", die keine Rücksicht auf dieselben nimmt, ein Anachronismus weil sie die Kontinuität in der Wissenschaft nicht wahrt. Hartmanns Philosophie hätte in der That schon von Mesmer widerlegt werden können.

Der Leser kann sich nun denken, was dabei herauskommt, wenn Hartmann das Unbewußte, wie er es meint, als Maßstab an die spiritistischen Phänomene legt. Die eine Hälfte derselben muß dann eben schief erklärt, die andere einfach geleugnet werden. So ist es denn auch geschehen.

Jenes Unbewußte, welches sich im magnetischen Somnambulismus hervorkehrt — nämlich das transscendentale Subjekt — würde der Aufgabe, den Spiritismus aus dem Medium zu erklären, weit eher gewachsen sein, als das physiologisch Unbewußte, welches im Traum, Irrsinn und in der Hysterie sich zeigt. Und doch, trotzdem ich also ein umfassenderes Erklärungsprinzip vor Hartmann voraus habe, halte ich es doch für unzulänglich und bin — wie die Leser wissen — genötigt, einen beträchtlichen Teil spiritistischer Phänomene auf eine objektive Ursache außerhalb des Mediums zu schieben, nämlich auf eine andere Wesensreihe. Ebenso Aksakof. Auch er erklärt einen Teil der Phänomene aus dem Medium, und nennt diese animistisch. Aber die anima ist für ihn weit mehr, als das physiologisch Unbewußte Hartmanns, sie ist ihm eine individuelle Seele mit eigenem Bewußtsein und mit organisierenden Kräften. Und doch findet er diese anima ungenügend, den Spiritismus zu erklären. Aksakof mißt also ein Objekt mit einem Meterstab, und sagt, das Objekt sei zu lang; darauf nimmt Hartmann einen Decimeterstab und erklärt, dieser sei lange genug. Es ist, wie wenn der eine sagte: 2×2 gibt nicht einmal 5; der andere aber: 2×2 gibt sogar 6.

Charakteristisch für die Fechtweise Hartmanns ist auch seine Untersuchung des spiritistischen Unsterblichkeitsproblems, und zwar mit Bezug auf den Pessimismus. Nun ist die Anschauung der Spiritisten die, daß die den animistischen Phänomenen zu Grunde liegende Seele den Tod überdauert. Die Spiritisten anerkennen ferner den irdischen Pessimismus, d. h. — da dieser Superlativ schon mangels eines Vergleichungsobjekts nicht anwendbar ist — sie anerkennen das irdische Übel. Der irdische Pessimismus mündet aber bei den Spiritisten in einen transscendentalen Optimismus ein, weil erstens die Unsterblichkeitslehre den stärksten Instinkt des Menschen befriedigt, den Willen zum Leben; und weil zweitens der jenseitige Zustand, wiewohl uns davon der Somnambulismus nur eine schwache Vorstellung gibt, als ein relativ seeliger erscheint. Darum haben

die magnetischen Somnambulen — die Hartmann nicht kennt — ihren Zustand von jeher als einen glücklichen gepriesen, und nicht den Tod gefürchtet, wohl aber das Erwachen, d. h. die Rückkehr zum sinnlichen Bewußtsein. Darum auch haben die christlichen Mystiker die ekstatischen Zustände als eine „Verzückung in den Himmel“ ausgelegt. Darum endlich sieht der indische Mystiker in der Ekstase sogar eine Verschmelzung mit Brahma, d. h. ein Gottwerden.

Nun existiert für Hartmann keine persönliche Unsterblichkeit. Er gibt nicht zu, daß sie sei; aber er nimmt es an, um akademisch weiter untersuchen und fragen zu können, was folgen würde, wenn unser Unbewußtes unsterblich wäre. Dabei schiebt er aber sofort wieder an Stelle des transscendentalen Subjekts seinen Wechselbalg, und nun wird es ihm natürlich nicht schwer, die Unsterblichkeit in den Pessimismus einmünden zu lassen. Er konstruiert einen geradezu heillosen jenseitigen Zustand, der ungefähr einer in Permanenz erklärten Hysterie und Irrsinnigkeit gleichkommt. So sucht er den Schein zu erwecken, als gössen die Spiritisten selbst Wasser auf seine pessimistische Mühle. Dieses Verfahren Hartmanns, seinen Gegnern den reinen Unsinn in die Feder zu schieben, zieht sich durch alle seine polemischen Schriften. Hier aber liegt die Begriffsverwechslung ganz offen zu Tage, wodurch es im gelingt, dem Spiritismus die pessimistische Kutte umzuwerfen. Aber das Unbewußte bei Aksakof ist eben etwas ganz anderes, als das Unbewußte bei Hartmann. Bei Aksakof ist die Seele ein vom sinnlichen Menschen Ungewußtes, bei Hartmann — indem er sie hypothetisch zugiebt — ein an sich Unbewußtes. Hartmann will also den Schein erzeugen, als ginge er mit den Spiritisten von der gleichen Prämisse aus: Fortdauer des Unbewußten. Dann aber stellt er uns als Leute hin, denen es nur an logischer Besonnenheit fehlt, um bei einem solchen Jenseits anzulangen, welches aus seinem Unbewußten allerdings folgt, aber nicht aus dem unsrigen.

Der besonnene Leser wird sich aber durch Hartmanns Schrift nicht verblüffen lassen; so oft er auf die Worte „das Unbewußte“ und „das somnambule Bewußtsein“ stößt, wird er sich sagen, daß Hartmann damit etwas anderes meint, als die Spiritisten. Ich habe oben in Bezug auf die Unsterblichkeit gesagt, daß der Mensch schon im Diesseits unbewußt ein Spirit sei; ich habe aber nicht gesagt, daß er ein unbewußter Spirit sei. Dies aber wäre im Hartmannschen Sinne meine Ansicht gewesen. Er sagt:

„Wenn der Geist als individueller nach dem Tode fortdauern sollte, so kann er nur als schlechthin bewußtlos fortdauern; denn wenn er das oberste, daß Großhirnrindenbewußtsein verliert, so wird er die niederen Bewußtseine, bis herab zum Zellen- und Atombewußtsein seines Leibes erst recht verlieren. . . . Dasjenige aber, was angeblich durch sie (die spiritistischen Erfahrungen) erwiesen werden soll, die Fortdauer erinnerungsfähiger organischer Reste ohne Geist und Thatkraft, würde eines der schauerlichsten und widerwärtigsten Kapitel des Pessimismus abgeben, wenn man es nicht als eine Ausgeburt phantastischen Aberglaubens beiseite zu schieben berechtigt wäre“ (69, 72).

Wir Spiritisten verwahren uns aber gegen die Paternität einer

solchen Ausgeburt; das Kind ist Hartmanns Kind, nicht das unsrige. Auch die angebliche sittliche Unzurechnungsfähigkeit der Geister (74) gilt eben nur, wenn das von Hartmann gemeinte Unbewußte später ein Geist würde; denn bekanntlich zeigen die magnetischen Somnambulen — von denen Hartmann nichts weiß — nicht nur eine intellektuelle, sondern auch moralische Steigerung. Schließlich sagt Hartmann:

„Unter diesem Gesichtspunkte erscheint die spiritistische Praxis als eine körperliche, geistige und sittliche Gefahr, als ein vorwitziges Spiel mit gefährlichen und unheimlichen Mächten ohne Sinn und Zweck. Kirche und Polizei hätten daher allen Grund, einem solchen verwerflichen Unfug nach Kräften zu steuern, wenn sie es nicht mit Recht vorzögen, diese krankhafte Ausgeburt einer überhitzten Phantasie der sozialen Naturheilkraft und der Medizin zu überlassen" (76).

Dieses Schielen nach der Polizei kommt nun allerdings nur dem Geständnisse der eigenen Unfähigkeit gleich, mit dem Spiritismus philosophisch fertig zu werden, und es fehlt jetzt nur mehr der Vorschlag eines Preßgesetzes, wodurch es den Philosophen in Deutschland verboten wird, die Dogmen anzugreifen, die der Philosophopapismus in Berlin erläßt.

Hartmann hat in seiner ersten Schrift über Spiritismus gesagt:

„Da ich selbst niemals einer Sitzung beigewohnt habe, so bin ich auch nicht in der Lage, mir über die Realität der fraglichen Erscheinungen ein Urteil zu bilden.... Dagegen halte ich mich allerdings für zuständig, ein bedingungsweise geltendes Urteil über die aus diesen Erscheinungen im Falle ihrer Realität zu ziehenden Folgerungen abzugeben; denn dieses ist recht eigentlich die Aufgabe des Philosophen" (16, 23).

Ich muß nun aber gestehen, daß ich es immer „recht eigentlich für die Aufgabe des Philosophen" gehalten habe, über Dinge zu schweigen, wovon er keine Erfahrung hat, damit ihm nicht zugerufen werde: Si tacuisses, philosophus mansisses! Darum ist aber auch meine weitere Meinung die, daß die beiden antispiritistischen Schriften Hartmanns zwar einen Beitrag zur Eristik bilden, aber keinen zur Philosophie.

Epitaph.

Von

Carl Kaffreuter.

Hier umspinnen Epheureiser
Ernste Worte, die ein Weiser
Schrieb auf seinen Leichenstein:
„Willst du einen Schatz erwerben,
Lerne du im Leben Sterben,
Dann wird Sterben Leben sein."

Eine möglichst allseitige Untersuchung und Erörterung übersinnlicher Thatsachen und Fragen ist der Zweck dieser Zeitschrift. Der Herausgeber übernimmt keine Verantwortung für die ausgesprochenen Ansichten, soweit sie nicht von ihm unterzeichnet sind. Die Verfasser der einzelnen Artikel und sonstigen Mitteilungen haben das von ihnen Vorgebrachte selbst zu vertreten.

Kürzere Bemerkungen.

H. P. Blavatskys Tod.

Am Freitag den 8. Mai 1891 nachmittags kurz vor 1/23 Uhr starb in London Frau Helene Petrowna Blavatsky. In gewissem Sinne ist dies ein geschichtliches Ereignis, denn was auch immer Freund und Feind von der Verstorbenen gehalten haben, während die einen sie göttlich verehrten, die anderen sie beschimpften, darüber sind alle einig, die sie kannten, daß sie eins der merkwürdigsten Menschenwesen war, die dies Jahrhundert aufzuweisen hatte; sie war jedenfalls einzig in ihrer Art.

Ihre äußern Lebensschicksale hat Percy Sinnett in ihrer Biographie geschildert.[1]) Sie war 1831 zu Ekaterinoslow in Süd-Rußland geboren, von väterlicher Seite deutscher Abstammung, Enkelin des Generals Alexis Hahn von Rottenstern Hahn, von mütterlicher Seite Enkelin der Prinzessin Helene Dolgoruky. Sie war die Witwe des Staatsrats Nicephore Blavatsky, früheren Vice-Gouverneurs der russischen Provinz Erivan im Kaukasus. In ihrem sehr bewegten Leben war die für sie wichtigste Zeit wohl ihr Aufenthalt im fernen Osten, in den unerschlossenen Gegenden Asiens, während der Jahre 1867—1870. Dort wurde sie Schülerin von Magiern; wo und wie, darüber hat sie nur den ihr Nächststehenden einige nähere Mitteilungen gemacht, und wie man diese auch auffassen mag, für die weitere Öffentlichkeit sind dieselben jedenfalls nicht geeignet. Über ihre eigene Ausübung magischer Phänomene sind die Meinungen sehr geteilt, und das letzte Wort wohl noch nicht gesprochen. Vor die Öffentlichkeit trat sie zuerst mit ihrem zweibändigen Werke „Isis unveiled" 1877 in Boston. Schon vorher aber, im November 1875, hatte sie mit Colonel Henry S. Olcott in New York die „Theosophische Gesellschaft" gegründet, deren Seele sie bis zu ihrem Tode war, und die in vielen Hunderten von Zweiggesellschaften über die ganze Erde hin verbreitet zu haben, jedenfalls ihr und Oberst Olcotts bleibendes Verdienst ist, denn diese Bewegung der volkstümlichen Verbreitung indischer Weisheit entspricht thatsächlich einem weithin regen Bedürfnisse. Das letzte größere Werk der Blavatsky war The Secret Doctrine (2 Bände, London 1888), worin eine seltene Fülle von Wissen, Geist und Phantasie vereinigt sind.

Die Zeit ist noch nicht reif, ein Urteil über die Verstorbene zu fällen; das aber können wir nicht ungesagt sein lassen, daß wir, wie viele andre Männer unserer Bewegung, ihr Anregungen von ganz unschätzbarem Werte verdanken. Im übrigen gilt für sie Schillers Wort:

> Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
> Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.

H. S.

---

[1]) A. P. Sinnett: Incidents in the life of Madame Blavatsky, London 1886 bei George Redway, jetzt Kegan Paul, Trench, Trübner &c.

Zweites Gesicht.

Als ich um das Jahr 1872 Administrator der Pfarre S. bei Raigern wurde, hatte ich als Wirtschafterin auf der Pfarre eine sehr alte Muhme des früheren Seelsorgers P. V. K., Namens Antonia J., welche im Herbste des nämlichen Jahres sich stark erkältete, und nachdem sie mit den heiligen Sakramenten versehen war, etwa am dritten oder vierten Tage darauf verstarb.

Ungefähr einen Monat vor ihrem Tode hatte ich des Nachts ein sonderbares Gesicht. Ich schlief im kleinen Zimmer links beim Eingang in die Pfarre; die Thüre in das erste größere Zimmer war offen. Es war nach Mitternacht, als ich plötzlich aufwachte; ringsum war vollkommene Dunkelheit.

Da aber sehe ich ein ungewöhnliches Licht vor mir, nahe der Thüre, und in diesem Lichtscheine die Gestalt einer stattlichen und hübschen Frau in schwarzem Kleide und einer schwarzen Winterhaube auf dem Kopfe. Erschrocken und neugierig setzte ich mich im Bette auf, und schaute gerade und stillschweigend auf sie. Die Gestalt stand zu meinen Füßen am Bette und blickte sehr traurig mit ihren schönen Augen auf mich. Ohne ein Wort zu sprechen, verschwand sie plötzlich etwa nach einer Minute.

Morgens beim Frühstück erzählte ich der alten Haushälterin mein sonderbares nächtliches Gesicht; sie lächelte nur, ohne etwas zu sagen. Allein nach ihrem Tode und Begräbnisse, etwa nach vierzehn Tagen kam auf die Pfarre nach S. unerwartet eine junge Frau K. in besten Jahren, aus Wien, eine Schwägerin des P. V. K., und also Verwandte der verstorbenen Antonia J., die in S. begraben liegt, und zwar um sich irgend ein Erbstück und Andenken von ihrer verstorbenen Muhme auszubitten, namentlich ein altes, von dem P. V. K. hinterlassenes Fortepiano, welches sie auch (mit Erlaubnis des hochwdg. Herrn Abtes G. K.) in Raigern, wo sie früher war, von mir erhielt (dieser Nachlaß gehörte nämlich dem Stifte). Diese Frau K. war in ein schwarzes Trauergewand gekleidet, auf dem Kopfe hatte sie eine schwarze Winterhaube; ich erkannte in ihr ebendieselbe Person, welche mir vordem Nachts erschienen war.

Pater M. H.

*

Eine Vorahnung,

daß in ihrem Leben eine tiefeingreifende Änderung eintreten werde, und zwar zu einer ganz bestimmten Zeit, hatte offenbar die Erzählerin folgenden Erlebnisses:

„Ich war — so erzählte mir jüngst die Gattin eines bekannten Münchener Künstlers — vor fünf Jahren — am 22. April 1886 — in einer mir unerklärlichen trübseligen Stimmung, und indem meine Gedanken in die Zukunft gerichtet waren, dachte ich: „Nun will ich doch sehen, wie es in fünf Jahren mit uns stehen wird" — und machte damals ganz gegen meine sonstige Gewohnheit in mein Tagebuch die kurze Bemerkung: 22. April 1891. ?"

An dem bezeichneten Tage starb hochbetagt die Schwägerin der Dame;

ein Todesfall, der von überaus weittragender Bedeutung wurde für deren ganzes ferneres Leben.

Kann man hier an einen ganz merkwürdigen Zufall glauben, oder drängt sich die Vermutung eines Zusammenhangs zwischen der ungewöhnlichen Gemütsstimmung und dem, an einem, damals ganz willkürlich festgestellten, Datum später wirklich eingetretenen Ereignis auf? Die physiologische Psychologie wird sich für Zufall, die Transscendental-Psychologie für Wirkung des transscendentalen Subjekts entscheiden. Die erstere Richtung kennt kein transscendentales Subjekt im Menschen, die letztere bezweifelt, daß seine Majestät der Zufall solche kuriose Launen haben soll.

L. Deinhard.

*

Vorzeichen.

Während meines Noviziates im Jahre 1853 kam unser Vorstand von einer mit Bischof Graf Sch. nach Galizien unternommenen Reise krank nach Hause. Da ging ich eines Tages über die breite Haupttreppe im Konvente gegen 8 Uhr morgens zur Konventmesse. Es war ganz windstill. Plötzlich hörten wir, ich und mein Mitnoviz Janouschek, einen heftigen Schlag, wie wenn ein Fenster mit Gewalt zugeschlagen würde. J. sagte: „Das ist ein Zeichen; in drei Tagen wird der Prälat sterben." — Ich erwiderte, was fällt dir ein? Er ist nicht so gefährlich krank. — „Ja, das ist ein Zeichen; du wirst es sehen."

Wir sahen noch nach, ob nicht doch ein Fenster zu- und eingeschlagen wäre. Nichts dergleichen. Drei Tage darauf aber, etwa um $^3/_4$8 Uhr, rief die Glocke früher als sonst die Brüder zusammen. — Wir wurden berufen, um bei dem im Sterben liegenden Prälaten Viktor die Gebete für aus dem Leben Scheidende zu verrichten. Um die Zeit, da wir vor drei Tagen den auffälligen Schlag gehört hatten, starb unser Vorstand.

Pater B.

*

Hygieia.

Uns geht soeben ein neues Probeheft von dieser Monatsschrift zu. Aus kleinen Anfängen ist dieselbe in der letzten Zeit rasch zum leitenden Organ der „hygieinisch Aufgeklärten" gediehen und hat lediglich vermöge der Gediegenheit ihres Inhaltes bei einer immer wachsenden Zahl von Familien Eingang gefunden. Auch der Kreis der an ihr mitarbeitenden Ärzte, welche freieren Anschauungen als denen der scholastischen Schulmedizin huldigen, erweitert sich beständig. Außer einem klar formulierten Programm des Herausgebers Dr. Gerster in München enthält dies Heft „ein hygieinisches Zukunftsbild" von Dr. Julius Fodor, „Sokratische Gespräche" von Dr. Carl Gerster, sowie andere Artikel von Dr. Hans Schmidkunz, Dr. Axel Winkler, Dr. Eduard Reich ꝛc. Wir machen unsre Leser darauf aufmerksam, daß diese Monatshefte im Abonnement nur 60 Pfg. kosten. Die Probenummer aber ist gratis zu beziehen durch die Verlagshandlung von A. Zimmer (Mohrmann & Schreiber) in Stuttgart.

H. S.

Wohlfeile Original-Ausgabe Schopenhauers.

Wir haben schon in unserm letzten Hefte Gelegenheit genommen, bei Veranlassung des litterarischen Freiwerdens Schopenhauers nachdrücklichst auf die besonders schöne Brockhaussche Original-Ausgabe aufmerksam zu machen. Es freut uns, unsern Lesern nunmehr mitteilen zu können, daß diese gediegene und altbewährte Verlagshandlung jetzt diese Original-Ausgabe Schopenhauers in sechs Bänden volkstümlich gemacht hat, indem sie dieselbe in einem neuen Abdrucke, wie die früheren Auflagen, aber zu dem erstaunlich wohlfeilen Preise von nur 18 Mark für die Gesamt-Ausgabe, geheftet, und 24 Mark gebunden, herausgiebt; auch ist diese Ausgabe in 45 wöchentlichen Lieferungen (40 Pfg.) zu beziehen. Wir verweisen hierzu auch auf die bezügliche Anzeige in diesen unsern Heften, und können nicht umhin, den dort angeführten Satz Schopenhauers: „Ich mache die Anforderung, daß wer sich mit meiner Philosophie bekannt machen will, jede Zeile von mir lese", für gegenwärtig ganz besonders angebracht zu erklären. Von anderer Seite sind willkürliche Auswahlen und Auszüge aus Schopenhauers Werken erschienen, in denen oft gerade die wichtigsten und weitest tragenden Stellen und Abhandlungen weggelassen worden sind, wahrscheinlich weil der Herausgeber solcher Anthologie sie selbst nicht verstanden, jedenfalls sie nicht im Geiste Schopenhauers selbst gewürdigt hat.

Wer übrigens sich nicht die vollständige Gesamt-Ausgabe auf einmal anschaffen kann oder will, aber doch wenigstens einzelne Werke Schopenhauers vollständig in der Original-Ausgabe zu besitzen wünscht, vielleicht auch damit das, was ihm von Schopenhauers Werken fehlt ergänzen möchte, kann in dieser neuen Ausgabe Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung" (8. Auflage, 2 Bände) jetzt für sechs Mark und die „Parerga und Paralipomena" (7. Auflage, 2 Bände) für denselben Preis kaufen.

Um übrigens den Gebrauch dieser Originalausgabe noch mehr zu erleichtern, hat die Verlagshandlung jüngst auch einen wertvollen Beitrag zu derselben herausgegeben, ein „Schopenhauer-Register" von W. L. Hertslet — „ein Hilfsbuch, wie der Titel sagt, zur schnellen Auffindung aller Stellen, betreffend Gegenstände, Personen und Begriffe, sowie der Citate, Vergleiche und Unterscheidungen, welche in Arthur Schopenhauers Werken, ferner in seinem Nachlasse und seinen Briefen enthalten sind."[1]) Und als ein solches Hilfsmittel wird dies Buch allen Freunden Schopenhauers sehr willkommen, wenn nicht unentbehrlich sein.

❦

Das ewige Leben.

Wer nur im Ewigen lebt, stirbt niemals. **Persischer Spruch.**

❦

[1]) Leipzig 1890 bei F. A. Brockhaus. 261 Seiten; geh. 6 M.; geb. 7 M.

Für die Redaktion verantwortlich ist der Herausgeber:
Dr. Hübbe-Schleiden in Neuhausen bei München.

Druck und Kommn.-Verlag von Theodor Hofmann in Gera.

Inhalts-Übersicht

des

Zwölften Bandes.

Sechster Jahrgang

1891.

Mehr als die Schulweisheit träumt.

Bemerkungen und Besprechungen.

Abbildungen
im
Zwölften Bande.

Sechster Jahrgang
1891.

Seite